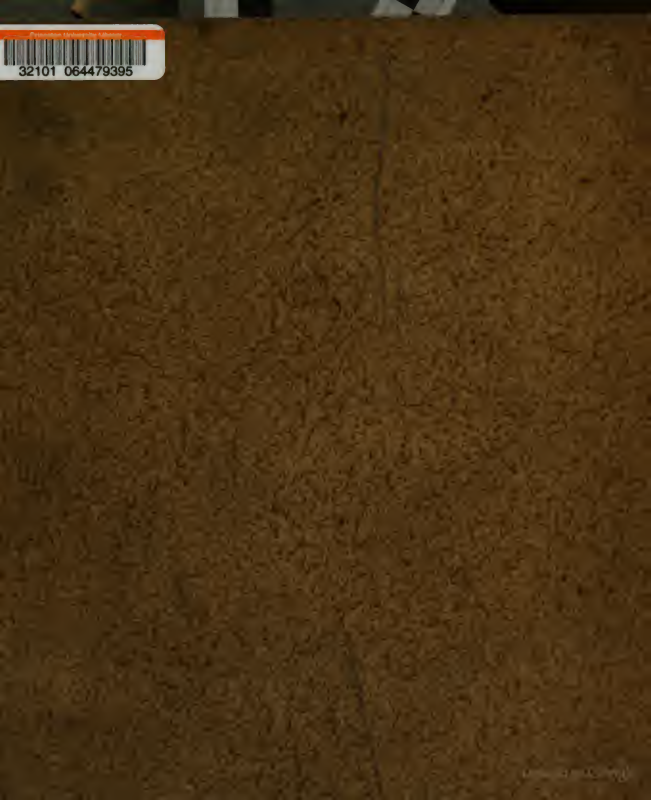

32101 064479395


Dei
Sub Numine
Viget

Neue
Nationalchronik
der
Teutschen.

Eine politische Zeitschrift.

Der Kluge muß zu derselbigen Zeit schweigen,
Denn es ist böse Zeit!

Der Prophet Amos.

Herausgegeben
von
Johann Gottfried Pahl.

1824.

Ellwangen,
im Verlage der J. E. Schönbrod'schen Buchhandlung.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



3. Januar. **1.** 1824.

> — Um sich greift der Mensch, nicht darf man ihn
> Der eignen Mässigung vertrau'n. Ihn hält
> In Schranken nur das deutliche Gesetz
> Und der Gebräuche tief getretne Spur.
>
> Schiller.

Rückblick auf das Jahr 1823.

Als das Jahr begann, dessen letzte Stunde uns so eben geschlagen, waren die Augen der ganzen civilisirten Welt auf Verona gerichtet. Denn dort hatten sich die großen Souveräne von Europa, die den Beruf übernommen, durch gemeinsames Wirken das Schicksal der Völker zu lenken, theils in Person, theils in ihren Stellvertretern versammelt, um über die großen politischen Interessen der Zeit Rath zu pflegen und zu entscheiden; ihre Entscheidung aber mußte ein unverbrüchliches Gesetz für die Völker werden, da sie in ihrer vereinten Macht eine unwiderstehliche Unterstützung fand. Es hatte sich ein erhabenes Schauspiel vor den Augen der Beobachter eröffnet. Die Entwicklung desselben lag bey seiner Eröffnung in einem dichten Dunkel. Aber gleichwie der Mensch selten einer grossen Resultate ankündigenden Zukunft ohne Aengstlichkeit entgegen sieht, so wurden auch in den nahen und fernen Ländern die Boten von Verona mit banger Ungeduld erwartet, und nur wenig konnte der allgemeine Glaube an die persönliche moralische Würde der Monarchen, die dort zu Rathe sassen, diese Empfindung mildern, weil der durch das Zeugniß von Jahrhunderten befestigte Begriff von dem in allen politischen Verhandlungen nothwendig vorherrschenden Prinzip des Egoismus stärker war, als jener Glaube, der, zwar durch sprechende Thatsachen und durch die eigenen Erfahrungen der Zeitgenossen wohl bewährt, doch immer noch an der ewig wandelbar bleibenden Gesinnung der Menschen die Gefahr des Schiffbruchs fürchten mußte.

Es hatte sich zu solcher Besorglichkeit in den Aeusserungen der Cabinette, die dem Congresse von Verona, wörtlich und thatsächlich, vorangegangen waren, ein besonderer Grund ergeben, indem aus denselben ein Mißtrauen gegen die Stimmung der Völker ersichtlich war, das leicht den Verdacht erregen konnte, als wollten die Cabinette ihr Interesse von dem der Völker trennen, und sich in der Haltung der Opposition den letztern entgegen stellen. Wenn man die Wahrheit sagen will, so muß man einräumen, daß jenes Mißtrauen nicht aus der Luft gegriffen war, indem auch von Seiten der Völker, oder

vielmehr derjenigen, die ihre Bewegungen erregten und beherrschten, Verfassungsformen und Gesetze in einer Weise gefordert und ertrotzt wurden, die das ursprüngliche und unter allen Umständen unverletzliche Recht der Regenten in ein freywilliges Zugeständniß der Regierten verwandelte. So war es auch den Souveränen nicht zu verdenken, wenn sie sich verbanden, um die Vertheidigung dieses ihres Rechts als eine unter ihnen gemeinsame Sache zu führen; ja sie konnten sich dadurch Ansprüche auf den Dank der Völker erwerben, indem sie durch den Widerstand, den sie den revolutionären Bewegungen leisteten, ihrer Verbreitung und ihren Verderbnissen vorbeugten und die öffentliche Ruhe und die rechtlich bestehenden bürgerlichen Ordnungen sicherten. Es war unmöglich, daß die Billigen und Gemässigten hätten übersehen können, was zur Rechtfertigung der von den Cabinetten genommenen Maaßregeln dienlich war; aber auch sie fanden diese Stellung der öffentlichen Angelegenheiten beklagenswerth, weil sie dem Parteygeist, der Leidenschaft und dem Mißverständniß so viel Stoff und Zunder darbot, und das gegenseitige Vertrauen zwischen den Regenten und den Unterthanen bedrohte, das die sicherste und edelste Grundlage alles öffentlichen Wohlstandes und Gedeihens, so wie der geistigen Veredlung der Völker ist.

Es hat Menschen gegeben, welche, entweder durch irrthümlich aufgefaßte Ansicht der Bestrebungen der Cabinette verleitet, oder durch böswillige Selbstsucht getrieben, diese Bestrebungen verläumdeten und ihnen die Sache der Menschheit schwer verletzende Zwecke unterlegten. Man hat diese Menschen zu rechte gewiesen, oder ihnen Stillschweigen auferlegt, oder sie mit Verachtung bestraft. Aber sie haben, durch Mißleitung der öffentlichen Meynung und durch Erregung des Mißvergnügens weit weniger geschadet, als die grössere und mächtigere Zahl derjenigen, die als ihre Widersacher ihnen entgegen tretend, und sich für die Vertheidiger der Könige, für die Vertrauten ihrer Geheimnisse und die Dollmetscher ihres Willens ausgebend, nicht nur der Welt verkündigten, es stehe das Trachten der Monarchen auf Unterdrückung aller vernunftmässigen und hergebrachten Volksrechte unter die Gewalt unbedingter Herrschaft, und auf Befestigung dieser Herrschaft durch eine allgemeine geistige Verfinsterung und Lähmung der intellectuellen Kräfte des menschlichen Geschlechts, — sondern auch alle diejenigen, die das Vernunftgesetz und das auf dasselbe begründete urkundliche Recht als die Grundfeste der Staaten anerkannten, und in ihnen den Haltungspunkt in den Bewegungen dieser Zeit bezeichneten, als Revolutionäre denuncirten, und jedes freymüthige Urtheil über die Gegenseitigkeit der Rechte und der Pflichten der Regenten und der Regierten als Aufruf zur Empörung. Als einen solchen Eingeweihten in das Geheimniß der grossen Geschäfte hat sich im Anfange des Jahres der Graf Achill von Jouffroy angekündigt, und man kann ihn als den Repräsentanten seiner Partey betrachten. Unabänderlich, versicherte er, sey der Sinn der europäischen Cabinette dahin gerichtet, daß die Monarchie nur in dem Attribute der Unumschränktheit ihren Charakter behaupte, das Volk aber den seinigen nur durch schweigenden Gehorsam; und setzt er hinzu, alle Staatsmänner an den grossen Höfen seyen überzeugt, daß die Aufhebung der Klöster, die Tilgung der Privilegien, die Einrichtung gesetzgebender auf Volkswahl und Rechtsgleichheit sich basirender Versammlungen, die unbeschränkte Toleranz, die Publicität des Rednerstuhls und die Freyheit der Presse mit der Ruhe von Europa unvereinbar sey. Da auf der einen Seite diese vorgeblichen Mitwisser der Mysterien der Cabinette mit solcher Zuversicht sprachen, und gegen die sogenannten Liberalen mit einer Keckheit handelten, die ein unerschütterliches Vertrauen auf

ihren Hinterhalt anzeigte, auf der andern Seite aber unverkennbar war, wie viel Eingang sie bereits in manchen Ländern gefunden, und wie der Geist der Regierungen sich ihnen überhaupt zuwende; — so würde in vielen guten und wohlgesinnten Menschen die Bedenklichkeit über die Zeichen der Zeit ängstlicher, nicht als ob sie einen Augenblick an dem Edelmuthe und der Gerechtigkeit der Regenten dieser Zeit gezweifelt hätten, sondern weil sie sich erinnerten, daß gerade die unbefangene Tugend am leichtesten durch die Künste getäuscht werden könne, durch welche der Parteygeist und der Egoismus ihr Werk treiben.

Die Helden der Reaction, welche den jetzigen unglücklichen Zwiespalt der Meynungen und der Gesinnungen in Europa nähren und immer weiter zu treiben suchen, in der Absicht, daß das bürgerliche und kirchliche Leben, mit Hemmung aller Fortschritte, die es im Laufe der Zeit genommen, wieder in seinen uralten starren und geistlosen Charakter zurück geführt werde, haben hauptsächlich dadurch das gegenseitige Mißtrauen vermehrt, daß sie die Royalisten und die Liberalen in diametralen Gegensatz stellten, und mit Eifer den Begriff insinuirten, der Zweck der letztern sey der Umsturz der Thronen und die Errichtung demokratischer Verfassungen auf den Trümmern der alten europäischen Erbmonarchien. Nach den Lehren, welche, schrecklich warnend und unwiderstehlich überzeugend, die französische Revolution von der Unhaltbarkeit und Verderblichkeit der republikanischen Staatsform in dem jetzt bestehenden sittlichen und bürgerlichen Zustande der Völker gegeben hat, sollte man nicht glauben, daß sich noch Menschen finden könnten, die diese Staatsform beabsichtigen, und finden sich derselben wirklich, so sind es nur Intriquanten und Narren; in jedem Falle aber muß, bey der Macht, mit der die allgemein herrschende Meynung ihnen gegenüber steht, ihr Reden und

Thun als gänzlich gefahrlos der Verachtung Preis gegeben werden. In den Revolutionen, welche seit dem Jahre 1820, in den beyden Halbinseln des europäischen Südens statt gehabt haben, war auch in der That kein Streben auf Zertrümmerung des als unserer Zeit allein gedeihlich anerkannten monarchischen Systems; man wollte dieses System mit demokratischen Formen versetzen, um auf diesem Wege die Rechte des Volks gegen seine Ausartungen zu sichern. Die Frage war also nicht von der Auflösung, sondern von einer Reform dieses Systems; das Bedürfniß dieser Reform fand man aber theils in dem voraus gegangenen Mißbrauche der absoluten Gewalt, wie in Spanien, theils in der bewährten Treue der Völker, die die Fürsten durch schützende Gesetze belohnen wollten, wie in Teutschland. Indessen bot die Gränze auf der die Rechte der Thronen und der Völker sich berührten, während man auch die Heiligkeit der erstern anerkannte, noch immer Veranlassung zu sehr verwickelten Controversen dar, und diese entbrannten auch in so grosser Heftigkeit, daß man hier durch das Auflehnen der Völker ertrotzen sah, was der freye Wille ihnen verweigerte, und dort bewaffnete Gewalt wieder vernichtete, was als erzwungene Zusage des rechtlichen Gehalts entblöſ't schien. Mit Schmerz sahen die treuen Patrioten, wie hier auf beyden Seiten gefehlt war, auf der einen, indem man sich sträubte, auch nur das Billige zu gewähren, auf der andern aber, indem man auf revolutionärem Wege herzustellen unternahm, was nur vertragsmässig einen rechtlichen Bestand gewinnen konnte. Aus dem Ganzen aber gieng das Ergebniß hervor, daß, da jede der streitenden Parteyen, um die andern zu überwiegen, sich auf ein Extrem gestellt hatte, Friede und Versöhnung nur auf dem durch Ruhe und Weisheit nachgewiesenen Wege der Vermittlung zu erzielen war, und daß diejenigen Liberalen, die diesen Weg einschlugen, —

und das war gewiß in ganz Europa die grosse Masse derer, die man mit diesem Namen bezeichnete, und die auch in ihm eine ehrenhafte Bezeichnung ihrer Gesinnung fanden — das Recht und die Würde der Thronen auf festere Fundamente stützten, als die ihnen entgegen stehende minder ehrenhaft, aber eben so treffend bezeichnete Partey von Servilen.

Während die Zeit in diesem Irrsale des Faktionsgeistes und der Einseitigkeit umher getrieben ward, verfiel sie, immer das monarchische System, mit allem Rechte, als das ihr allein anpassende und zuträgliche voran stellend, in eine thörichte Meynung anderer Art, vermöge deren dieses System, wie auch das voraus gegangene historische Leben, das Bedürfniß und der Bildungsgrad der Völker beschaffen seyn mochten, sich überall in gleicher Form und in gleichen Bestimmungen gestalten sollte. So ward hier behauptet, die Constitution der spanischen Cortes sey eine Tafel ewiger und allgemeiner Gesetze, in ihr sey das Räthsel der Vereinigung der Einherrschaft mit der Freyheit vollständig gelös't, und es enthalte das Gesetz und die Propheten. Dort aber traten die Publicisten der Höfe auf, mit der Lehre, es liege alles Heil in der unumschränkten Gewalt, und nur da stehe der Herrscher im Besitze seines Rechts und seiner Würde, wo er erhaben sey über das Gesetz. Diese beyden Behauptungen waren auf gleiche Weise unbegründet, in so ferne sie zu Grundlagen einer allgemeinen Norm dienen sollten, und zwischen den Extremen, auf denen sie sich hielten, war noch ein grosser Raum für die mannigfaltigsten Entwicklungen des monarchischen Prinzips; jede dieser Entwicklungen aber konnte rechtlich und wohlthätig werden, wenn sie aus der Geschichte der Völker hervor gieng, und ihrem Charakter und ihrem Bedürfnisse gemäß war. Dasselbe Verfassungsgesetz dagegen allen Völkern aufdringen wollen, hieß einen Akt der Unterdrückung versuchen, der eben so ungerecht

als unklug war, und den man sich nicht erlauben konnte, ohne entweder einen blutigen, in seinen Erfolgen unbestimmten Widerstand zu wagen, oder sich an der Freyheit und den Rechten der Völker schwer zu versündigen.

Die grossen Mächte „vereinigt zum Wider„stande gegen die Revolution und zur Begrün„dung des Friedens und der Ordnung" sind nicht in diesen Fehler gefallen. Zwar haben sie die Erhaltung und Befestigung des monarchischen Prinzips als den Zweck ihrer Bestrebungen bezeichnet; aber sie haben über die Gestaltung dieses Prinzips im Leben keine allgemein geltende und keine die in der Natur der Dinge liegenden Modifikationen ausschliessenden Vorschriften gegeben; noch weniger haben sie dieses Prinzip in die absolute Herrschergewalt gesetzt, was auch ohne Inkonsequenz nicht hätte geschehen können, indem zum Theil in ihren eigenen Kreisen diese Gewalt durch constitutionelle Gesetze und Institutionen gemildert oder beschränkt ist. Dagegen haben sie ihren standhaften Willen dahin erklärt, daß sie sich für berechtigt halten, Sicherheitsmaßregeln gegen die Staaten zu ergreifen, welche der Umsturz der obersten Gewalt durch Empörung in eine feindliche Stellung gegen jede rechtmässige Regierung setze, — daß die nützlichen oder nothwendigen Veränderungen in der Gesetzgebung und Verwaltung der Staaten nur von dem freyen Willen und von dem überlegten und aufgeklärten Antriebe derjenigen ausfliessen müssen, welche Gott für die oberste Gewalt verantwortlich gemacht habe, — daß sie die Souveränität nur in der Person des Monarchen anerkennen, der die Mitwirkung der Stände blos in der Ausübung bestimmter Rechte nöthig haben dürfe, — und daß sie eine Regierungsform, die durch eine aus dem Volke hervor gegangene Bewegung dem Regenten aufgedrungen worden, nie als eine rechtmässige achten werden.

In Gemäßheit dieser Grundsätze erfolgten

die Beschlüsse von Verona. Die Griechen wurden ihrem Schicksale überlassen, weil man in ihrem Aufstande denselben Geist der Revolution erkannt hatte, der im Westen von Europa sein Wesen getrieben, und weil man sich verpflichtet hielt, die Maxime der Rebellion, an welchem Ort und in welcher Gestalt sie sich auch zeige, zurück zu weisen; in Spanien aber sollte, durch bewaffnete Einschreitung, dem Könige Ferdinand die Freyheit verschaft werden, seinem Volke diejenigen Institutionen zu geben, „die es nur von ihm erhalten konnte." Diese Einschreitung ward von Frankreich übernommen, und nach einem Feldzuge von sechs Monaten, unter den glorreichsten, alle Erwartungen übertreffenden, und das französische Heer und seinen Feldherrn mit den schönsten Lorbeeren bekrönenden Resultaten vollendet; in welchen Resultaten die Welt erkannte, wie viel stärker die zweckmässig geordnete und verständig geleitete Macht der Herre sey, als der Widerstand, der seine Kraft und seine Mittel in der Meynung und in der Tugend des Volkes suchend, ihr geleistet wird.

Die Beyspiele sind selten in der Weltgeschichte, daß die Rechte, die der Sieg verleiht, nach glänzenden Erfolgen, nicht gemißbraucht worden wären; der Herzog von Angouleme aber schien diese Rechte weniger zu gebrauchen, als es dem allgemeinen Besten zuträglich gewesen. Er hat seine Wirksamkeit streng auf die militärische Rolle beschränkt. Nachdem er durch die Befreyung des Königs seinen Auftrag erfüllt gesehen, verließ er mit dem größten Theile des Heers den Schauplatz seines Ruhms, mit zarter Schonung dem Befreyten anheim stellend, was nun zur Beruhigung von Spanien und zur Wiederherstellung einer rechtlichen und wohlthätigen Staatsverwaltung räthlich und ersprießlich seyn dürfte. Ohne Zweifel war diese Resignation in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen, nach denen die vereinten Mächte ihr Benehmen in dieser grossen Sache abgemessen hatten. Sie wollten den Anschein vermeiden, als ob sie sich in die Gesetzgebung eines von ihnen als selbstständig anerkannten Staates mischten. Darum beschränkten sie sich auf die Wiedereinsetzung des Königs in sein altes unbeschränktes Recht; seiner Machtvollkommenheit aber überliessen sie es, den ihm wieder gegebenen Staat nach seinem Gutbefinden zu bilden. Sie wollten, daß jede Handlung der väterlichen Güte und alles was fürderhin zur Begründung heilsamer Gesetze und des allgemeinen Wohlstandes geschah, von seinem Volke nur ihm verdankt werden sollte. Aber was Rechtlichkeit und Edelmuth auf diese Weise beabsichtigten, ist bis zur Stunde nicht erzielt worden. Vielmehr stellt Spanien, da der befreyte König, statt, wie sein Befreyer ihm gerathen, alle seine Unterthanen verzeihend in seine Arme zu schliessen, sich zum Haupte einer Partey gemacht, ein jämmerliches Bild von Elend und von Zerrüttung dar, und mit tiefem Schmerze beklagen die, die es mit der Menschheit wohl meynen, daß nach der Einschreitung mit den Waffen nicht auch die Einschreitung der Vermittlung erfolgt ist, während die Unruhestifter und die Intriguanten über den Dienst triumphiren, den in dieser Wendung der Dinge die Leidenschaft und die Unbesonnenheit ihrer Sache leisten.

Die schnelle und totale Niederlage, welche das constitutionelle System auf der iberischen Halbinsel erlitten, hat für den Bestand desselben in andern Ländern grosse Besorgnisse erregt; ja die demselben entgegen wirkende Partey, da sie ihre Sache von so glänzenden Erfolgen begleitet sah, verkündigte in ihrem Entzücken laut und zuversichtlich: es sey nun zwar der Kern der feindlichen Macht geschlagen worden; aber man könne den Sieg erst für vollendet halten, wenn auch die Aeste abgehauen seyen, in denen diese Macht sich durch Europa verbreite. Dabey hatte es die Partey keinen Hehl,

daß sie das Ziel aller Bewegungen dieser Zeit nur erst dann erreicht sehe, wenn überall das absolute Herrscherthum, auf der Grundlage einer allgemeinen geistigen Bevormundung hergestellt sey; man sah in den Ländern des Südens, besonders aber in Frankreich, wie thätig und glücklich auf dieses Ziel losgesteuert ward; in Spanien und Portugal aber wurde der Umsturz der Verfassungen als Berechtigung zur unbedingten Wiederherstellung der frühern Regentengewalt betrachtet und benützt, ohne daß weder von der Befestigung, noch von der Milderung derselben durch constitutionelle Gesetze die Rede gewesen wäre. Gewiß konnten diese Erscheinungen nicht dazu beytragen, jene Besorgnisse zu zerstreuen. Sie traten in der Geschichte des Tages als die Zeichen einer neuen Zeit hervor, deren Strömung sich mit unwiderstehlicher Kraft retrograd gerichtet zu haben und alle Erzeugnisse, die in der von der jetzigen Generation erlebten Periode, in den gesellschaftlichen Verhältnissen der Völker hervor gekommen, zu verschlingen schien. Man sah auch in diesem grossen Umschwunge der Dinge das unglückliche Verhängniß walten, das unserm armen Geschlechte so selten gestattet, in seinen Bestrebungen auf der Mittelstrasse der Weisheit und der Mässigung zu verharren, und dem auf gleiche Weise das Glück und das Unglück dienstbar ist, um die klarsten und kraftvollsten Ansprüche der Vernunft vor unsern Augen zu verdunkeln.

Was aber dieser Lauf der Dinge Sorgliches mit sich führen mochte, war in der Hauptsache doch nur durch den Widerstreit der Parteyen und durch die Leidenschaftlichkeit, womit derselbe geführt wurde, hervor getrieben. Die grossen Mächte, in deren Rath und Hand Gott das Schicksal der Völker gelegt, haben nirgends erklärt, daß sie die Monarchie nur in dem Charakter der absoluten Gewalt anerkennen oder daß sie, um sie in denselben zurück zu führen, vereingt seyen; vielmehr erneuerten sie wiederholt und feyerlich ihre Zusage, daß sie sich für verpflichtet halten, jede bestehende politische Autorität, in so ferne sie auf der Basis gesetzlicher Begründung beruhe, zu gewährleisten und zu schützen. Ihrer Weisheit konnte nicht entgehen, daß es unmöglich sey, so wie daß es auch nicht zum Besten der Welt gereichen würde, alle bürgerlichen Vereine nach einer Form zu bilden; ihre Gerechtigkeit mußte anerkennen, daß das rechtmässig Bestehende in diesem Charakter seines Bestandes eine heilige Schutzwehr gegen jede willkührliche Verletzung habe; das System der Repräsentation aber konnten sie nicht für ein ungültiges erklären, während sie, obwohl in mannigfaltigen Modifikationen, in ihm die Schranke und die Grundfeste ihrer eigenen Regentengewalt erkannten und bewahrten. Nur darauf stand ihr Sinn und die Richtung ihrer Macht, daß nicht durch revolutionäre Bewegungen hergebrachte Regierungsrechte vernichtet, und die Monarchie durch unstatthaftes Emporbringen der Volksrepräsentation in ein eitles Schattenwerk verwandelt würde. Wer mochte die Cabinette tadeln, wenn sie auf diese Grundsätze hielten, und fest und treu sie in einer bewegten Zeit geltend zu machen suchten? Haben wir nicht alle der warnenden Erfahrungen genug gemacht, durch die wir inne geworden, in welchen Jammer der Widerstand gegen die bestehende Staatsgewalt die Völker stürze, und wie er nie zu dem Ziel führe, das bey seinem Beginne die Gutmüthigkeit beabsichtigt und der Geist der Ränke den Getäuschten vorspiegelt? Und wer erinnert sich nicht der zahlreichen Zeugnisse der Geschichte, die der Welt die Lehre wiederholen, daß unmässige Beschränkung der vollziehenden Gewalt durch die Anmassungen repräsentativer Corps eine nicht minder wirksame Ursache der Unordnung und des Verderbens sey, als der Despotismus, und daß öfter die Völker ihre Selbstständigkeit verloren haben, und die Beute der

Nachbarn geworden sind, durch die Uebel, die die Uebermacht der Aristokratie begleiten, als durch den Mißbrauch oder die Ausartungen der Selbstherrschaft.

Hieraus ist ersichtlich, daß es nicht die erklärten Grundsätze und die bestimmt bezeichneten Zwecke der Cabinette waren, die die oben berührten Besorgnisse für die Erhaltung gesetzmässiger und schützender Verfassungen erregt haben; diese Besorgnisse erhielten im Gegentheile ihre Erregung und eine immer fortgesetzte Steigerung, durch die Auslegungen, die die Partey der Reaktion von den Erklärungen der Cabinette machte, durch die Kühnheit, mit der sie das System des Absolutismus vertheidigte, durch die entschlossenen Schritte, mit denen sie den die selbstständige Bildung der Vernunft fördernden Anstalten und Bestrebungen entgegen trat, und durch den Einfluß, den sie, besonders in Frankreich, auf den Geist und den Gang der Staatsregierung gewann. Dieses Einflusses hat sie sich aber am meisten durch das von ihr erhobene Geschrey von dem revolutionären Geiste bemächtigt, der durch die ganze civilisirte Welt verbreitet seye, auf den Umsturz der Thronen und Altäre sinnen, vor allem in wissenschaftlich gebildeten Männern, Schriftstellern und Lehrern an den höhern Bildungsinstituten spucken, und durch vielfach verzweigte, mit furchtbarem Erfolge wirkende geheime Vereine sein Wesen treiben soll. Es war nicht die Stimme der für das Beste der Regenten und der Völker mit Einsicht und Besonnenheit sorgenden Treue, die dieses Geschrey erhub; wer irgend mit unbefangener Aufmerksamkeit es beachtete, vernahm in ihm die wohl bekannten Töne, des uralten aristokratischen und hierarchischen Zunft- und Kastengeistes, der in allen Zeiten sich an die Macht angeschmiegte, sie bethörend, als handle er nur für ihr Interesse, während er lediglich das seinige meynte, durch dessen Triumph er auch das ihrige zu

unterdrücken im Sinne hatte. Dieser böse Geist benützt die Conflikte der Zeit, mit unerschütterlicher Consequenz, für seinen Vortheil; es ist ihm um keine Verfassungsform und um keinen Grundsatz, sondern lediglich um sich selbst zu thun, er ermahnt zur Unterdrückung der Lehr- und Preßfreyheit und zur Herstellung der Jesuiten, der Inquisition und des Mönchthums nicht um die Macht der Thronen, sondern um die seinige zu befestigen; und wenn ihm gelänge, was er erzielt, so würde wohl das monarchische Prinzip eine noch empfindlichere Verletzung erleiden, als die ist, die bisher durch die exaltirte Partey der Constitutionellen ihm zugefügt worden. Denn diese wollen die Könige nur beschränken, durch die Gesetze; die Obscuranten unsrer Zeit aber wollen sie zu ihren Werkzeugen und zu den Gehülfen ihres Eigennutzes machen.

Während diese Kämpfe, dieß Treiben der Faktionen und diese Bruderzwiste so viele Länder auf beyden Hemisphären erfüllten, und in einigen derselben sogar die Flamme der Empörung und des Krieges zum Auflodern brachten, sahen wir unser teutsches Vaterland kaum von denselben berührt. Zwar beachteten wir mit Aufmerksamkeit nicht ohne Sorge für unsre eigene Zukunft, was um uns her vorgieng; wir sprachen, wie das unsere Art ist, unser besonnenes und freymüthiges Urtheil über die Dinge aus, die wir auf dem Markte der Politik verhandeln sahen; eben so freymüthig und unbefangen erklärten wir uns über die Grundsätze, die Verwaltungsweise und die Handlungen der Obrigkeiten, denen wir selbst unterthan sind; auch waren in unserer Mitte die Meynungen über die grossen Fragen der Zeit getheilt und sie wurden mündlich und schriftlich mit Ernst erwogen und mit Eifer besprochen. Aber alle teutschen Länder freuten sich der innern Ruhe und ungestörter gesetzlicher Ordnung. Die Regenten fuhren fort den Völkern ihre Liebe, die

Völker den Regenten ihre Treue zu gewähren. Die Verwaltungen strebten überall auf Verbesserung des allgemeinen Wohlstandes, und mit Ergebung ward es ertragen, wenn die Macht der Umstände sie nicht bewirken ließ, was als dringendes Bedürfniß ersehnt ward. Mit tiefer Beschämung mußten die endlich verstummen, welche sich vermessen hatten, den Verdacht der Revolutionssucht auf die Teutschen zu wälzen. Der Geist der Liberalität erschien unter uns als ein Geist der Mässigung, der Rechtlichkeit und verständiger Erwägung, und so erwies er sich in unsrer Literatur, in unsern Lehranstalten, in unsern Ständenversammlungen und im gesammten bürgerlichen Leben unsres Volks. Deßwegen waren die Umtriebe des bösen Dämons der Finsterniß unter uns meistens eitel, und mit den Planen, deren Ausführung ihm anderswo gelang, scheiterte er an dem gesunden Verstande und an dem guten Gewissen der Teutschen. Waren auch früher Anstalten getroffen, um den freyen Flug der Geister zu hemmen, so erlangten sie nie den Umfang, den ihnen einige unserer Nachbarn gaben, und man milderte die erste Strenge, weil man zu der Erkenntniß gekommen war, daß man ihrer nicht bedürfe. Deßhalb blieb unsere Literatur in ihrer Blüthe und unsere höheren Bildungsinstitute fuhren fort, mit Würde und Erfolg, für Aufklärung, Wahrheit und Recht zu wirken; die Hemmungen unserer Gewerbe aber und das daraus hervor gehende leidige Sinken des öffentlichen und Privatwohlstandes, liessen die Hoffnungen für eine bessere Zukunft und den Muth, diese Zukunft herbeyzuführen, nicht untergehen. So erhielt das teutsche Volk, auch in dieser sorglichen, an Versuchungen zum Gegentheile so reichen Zeit, den alten Ruhm der Treue, der Rechtlichkeit und der Geduld, und es erhöhte dadurch die Verpflichtung seiner Regenten, den Verläumdern dieses Volkes nicht ihr Ohr zu leihen, und seine Tugenden durch Aufrechthaltung der bestehenden Verfassungsrechte und durch väterliche Verwaltung zu belohnen.

Anzeige.

Allgemeine Geschichten-, Mährchen- und Anekdotenzeitung. Herausgegeben von Dr. Prof. Müller, Dr. Wieland und Dr. Orpheus.

In einer Zeit, da es Sitte geworden ist, die verschiedensten Gegenstände in das Gewand der Journale, Taschenbücher und Zeitungen einzukleiden, glaubt die unterzeichnete Verlagshandlung den Dank des leselustigen Publikums zu verdienen, wenn sie eine Zeitung liefert, welche ganz dem geselligen Vergnügen gewidmet ist. Der Titel schon: „Geschichten-, Mährchen- und Anekdoten-Zeitung" zeigt, was man von dem Blatte zu erwarten hat, und die Herren Verfasser werden sich genau an die Tendenz desselben halten, nämlich: dem Leser Stoff zur gesellschaftlichen Unterhaltung zu liefern, damit auch der ernsteste Geschäftsmann in der Erholungsstunde dadurch erheitert werde. Man wird Sorge tragen, die Auswahl der Stücke so zu treffen, daß Leser aller Art etwas nach ihrem Geschmacke finden. Auch in das Gewand des Scherzes lassen sich Wahrheiten einhüllen, für Leser, welche nicht blos lachen, sondern auch denken wollen. Die Wahrheit, wenn sie auch mit lachendem Munde vorgetragen wird, bleibt immer Wahrheit, und findet nicht selten mehr Eingang, als wenn sie durch Ernst den lebelustigen Leser zurückschreckt.

Von diesem Blatte sollen mit Anfang des nächsten Jahres 1824 alle Wochen 3 Num. gr. 4. auf weissem Papier, korrekt und in schönem typographischen Gewande erscheinen und das ganze Jahr nicht mehr als 4 fl. 30 kr. kosten, ein Preis, der wohl unsern geldarmen Zeiten anpassend ist, und Niemanden zurückschrecken wird. Das hiesige königl. Postamt hat die Hauptversendung übernommen. Man wendet sich deswegen mit den Bestellungen an das nächstgelegene Postamt oder an die Verlagshandlung, und zahlt für das halbe Jahr 2 fl. 15 kr. voraus. Leih- und Leseinstitute können diese Zeitung vierteljährig durch alle solide Buchhandlungen mit einem Umschlag versehen, beziehen.

Alle Beyträge, die sich in dieses Blatt eignen, werden mit Vergnügen aufgenommen, und nach Verlangen honorirt werden.

Auch Inserate aller Art werden um den billigen Preis von 3 kr. d. Petitzeile aufgenommen.

Da die Zeit schon so nahe ist, wo dieses Blatt beginnen soll, so bittet man um recht baldige Bestellungen, um die Auflage darnach bestimmen zu können.

Dinkelsbühl, im Dezember 1823.

F. Walthr'sche Verlagshandlung.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



10. Januar. 2. 1824.

Heil, Germania! dir, — in deiner Geschwister
Reihen empor ragt hoch das strahlende Haupt dir;
In deines Gürtels Innern wohnen
Zauber des Himmels.

Eins nur mangelt dir noch zu deiner Vollendung:
Daß an der Vorwelt deine Kinder du weihest,
Auf daß sie lernen eines Sinnes
Wollen und wirken.

Rosenheyn.

An das teutsche Volk. Zum neuen Jahr 1824.

(Eingesandt.)

Es fließt das Jahr mit allen seinen Stunden,
Rasch, unaufhaltsam hin in's Meer der Zeit;
Es heilt in seinem Laufe off'ne Wunden,
Und überdeckt sie mit Vergessenheit.
Die Klag' erstirbt, von ihrem Schmerz entbunden;
So flieht auch Größe, Anseh'n, Lust und Freud';
Denn alles, was der Zeitstrom sich erzielet,
Wird unerbittlich mit ihm fortgespühlet.

Was ist nun, Freunde! unser kurzes Leben?
Ein ängstlich Schwimmen in dem Zeitenstrom?
Was unser Handeln, Wandeln, Thun und Weben?
Ein in der Luft zerplatzendes Phantom?
Ach ja, so ist's! Das Glück, wornach wir streben,
In diesem ird'schen, sternbegränzten Dom;
Was wir gespielt, getändelt und geliebet,
Ein flüchtig Traumbild ist's, das bald zerstiebet.

Nur wer das Ufer jenseits noch erreichte,
Der ist gerettet von dem Untergang.
Was vor der Wellen Toben nicht erbleichte,
Was mit des Stromes düstern Wellen rang.
Steht jenseits noch als eine hohe Leuchte,
Die frommen Thaten sind's, der Heldensang,
Von unsern Vätern, unsern frommen Ahnen,
Die freundlich, aber ernst und streng uns mahnen.

Dort stehen frommer Helden Siegeszeichen,
Am Ufer aufgepflanzt in heil'gem Schein.
Verfallne Burgen und Altäre zeugen
Von Lieb' und Kraft. Der alte Sang ruft drein:
„Wir werden nimmer eurem Aug entweichen,
So lang ihr selbst nicht fühllos werdet seyn!

Heisa! Du edles, teutsches Volk, erhebe
  Aus deinem Schlummer muthig dich und lebe!"

Nicht leere Worte, nein, die edeln Thaten,
  Verzagter Sinn nicht, nein, die muth'ge Kraft,
Womit die Alten treu zusammen traten
  Hat ihnen ihren Heldenruhm verschafft.
Auf teutsches Volk, willst du dich nicht beladen,
  Mit Schmach und Schande, bist du nicht erschlafft,
Auf höre und befolge jene Kunde
  Die zu dir spricht aus frommer Ahnen Munde:

Was helfen euch die abgemess'nen Reden,
  Wenn blinder Wahn den Geist gefangen hat?
Was hilft es euch zu singen und zu beten,
  Stößt ihr zurück den Armen, der sich naht?
Es ist die Rede löblich und von Nöthen,
  Doch ist die Predigt lang noch keine That,
Wohl aber ist die That die schönste Predigt,
  Die nie verklingt, die niemals sich erledigt.

Was frommt es euch, in bunten, wilden Kreisen
  Der Sinnenlust, benebelt euch zu dreh'n,
Indessen hülf- und trostlos arme Waisen
  Um Hülfe fleh'nd vor euren Thüren stehn?
Ihr Thoren! darum daß euch Menschen preisen,
  Wollt ihr dort ewig untergehn?
Ihr wollt hienieden in dem Gottes Garten,
  Von eurer Aussaat jenseits nichts erwarten?

O! kehrt zurück zur reinen Christenlehre
  Die Liebe athmet aller Creatur!
Zur Liebe, die erschienen ist im Heere
  Des Weltalls und in menschlicher Natur;
Dringt muthig vorwärts durch die Leidensmeere,
  Verfolgt des Glaubens tiefgefurchte Spur,
Seyd stark und unverzagt, ihr werdet siegen,
  Bald ist das sich're Ufer auch erstiegen!

Der Bruderliebe edle That giebt Frieden,
  Es schallt ihr Ruhm durch alle Zeiten fort.
So lang wir lieben, sind wir nicht geschieden
  Von jenem dunkeln, fernen Ziele dort.

Das ist der Weg, der durch des Stromes Wüthen,
  Zum Ufer führt, in ewig sichern Port;
Wo aller Erdenschmerz verstummt, wo Freuden
  Des Himmels trösten für der Erde Leiden.

An dich, mein teutsches Volk! an euch ihr Brüder,
  Ihr Väter, Mütter, Schwestern, Kind! an dich,
An euch, Geliebte! richt' ich meine Lieder,
  Und flehe demuthsvoll und feyerlich:
Ein neues Jahr erscheinet uns jetzt wieder,
  Ein jedes wache auf, ermanne sich,
Und laß' das Beyspiel unsrer frommen Ahnen,
  Das teutsche Herz nicht mehr vergebens mahnen!

So haben eure Väter es gehalten;
  Und ob sie todt sind, leben sie noch heut.
Der wackre Enkel spricht gern von den Alten,
  Es glänzt ihr Ruhm durch Zeit und Ewigkeit.
So sollt auch ihr, Geliebte! euch gestalten,
  In Liebe, Kraft und fester Einigkeit;
Dann mögt ihr auch dort bey den Vätern wohnen,
  Und ewiges Gedächtniß wird euch lohnen.

Dann blüht das Glück am treuen, teutschen Heerde,
  Dann wohnet Ruh' in Hütte und Pallast;
Dann glänzet Friede auf der dunkeln Erde,
  Dann ist das Pilgerleben keine Last;
Dann sind die Thaten eine sich're Fährte,
  Den Strom zu überschiffen, Lieb' der Mast;
Dann werden Engel Gottes uns empfangen,
  Und wir mit Innbrunst ewig Gott umfangen. *)

Statistische Notizen von Wirtemberg.

Der Vortrag, in welchem der Finanzminister, in der sechsten Sitzung der Kammer der Abgeordneten (9. Dec. 1823) über die in Gemäßheit des Gesetzes vom 15. Jul. 1821

*) Herr Heinrich Holzschuher, Lehrer in Wunsiedel, Verfasser des obigen Gedichts ist im Begriffe, eine Sammlung seiner poetischen Versuche, meist komischen Inhalts, auf Unterzeichnung heraus zu geben, die demnächst erscheinen wird. Der Subscriptionspreis ist 8 gr. sächs. oder 36 kr. rheinisch.

im Königreiche Wirtemberg ausgeführte provisorische Steuerrectification Rechenschaft abgelegt, erhält auch für das Ausland ein besonderes Interesse durch die in demselben mitgetheilten sehr genauen statistischen Notizen, und ist in dieser Beziehung als eine Bereicherung der Wissenschaft anzusehen, die die Kunde des vaterländischen Bodens und seiner Production zu ihrer Aufgabe macht. Jene Steuerrectification umfaßte das Grund-, das Gebäude- und das Gewerbekataster, und sie ergab in diesen dreyen Abtheilungen mehrere neue, die bisherigen Ansätze berichtigende Resultate.

Das durch die Arbeiten des Provisoriums erhobene Areal übersteigt die früher in den Steuernotizen enthaltenen Angaben um 525 890 Morgen, nämlich im Neckarkreise um 49,251 M., im Schwarzwaldkreise um 84,946 M., im Donaukreise um 222,525 M. und im Jaxtkreise um 169,170 M.

Die Schätzung des Grundertrags ergab folgende Resultate: der Neckarkreis enthält an Aeckern, Gärten, Wiesen, Weingärten und Waideplätzen ein besteuertes Grundeigenthum von 885,264 ⅝ M. mit einem Reinertrage von 5,915,549 fl. 51 kr.; der Schwarzwaldkreis 1,111,207 M. und 3 451 922 fl. 16 kr. Reinertrag; der Jaxtkreis 1,261,453 Morg. und 3,822,209 fl. 9 kr. Reinertrag; der Donaukreis 1 669,259 M. und 4,923,234 fl. 2 kr. Reinertrag; was für das ganze Königreich 4 927,183 ⅝ M. und 16,112,715 fl. 18 kr. Reinertrag ausmacht. Dieser Reinertrag, der sich nach Abzug der Reallasten an Zinsen, Gülten rc. heraus stellt, ist die Basis für die Umlage des durch das Gesetz auf 1,700,000 fl. bestimmten Antheils, welchen das Grundeigenthum an der directen Staatssteuer von 2,400,000 fl. zu übernehmen hat, so daß je auf 5 fl. des reinen Ertrags eine Steuerabgabe von 31⅔ kr. kommt. Dieses Ergebniß, bemerkt der Finanzminister, spreche für die Mäßigkeit der Wirtembergischen Grundsteuer, welche selbst von dem zu dem niedrigsten Preise berechneten Ertrage nur wenig über den zehnten Theil ausmache. In dem fruchtbaren Neckarkreise beträgt die Steuer von 1 M. Feld im Durchschnitte nur 28 kr., im Schwarzwald- und im Jaxtkreise 19 ½ kr. und im Donaukreise 18 ½ kr. Selbst da, wo die Cultur am höchsten steht, in der Stadt Stuttgart, beläuft sich die Steuer (auf den Morgen) nicht höher als auf 49 kr., in Kannstadt auf 40⅔ kr., in Eßlingen, Ludwigsburg und Waiblingen auf 38 — 39 kr., während sie in Münsingen auf 10 kr., Geißlingen auf 12 kr., Neresheim, Aalen, Gaildorf, Ellwangen, Blaubeuren, Leutkirch, Spaichingen, Oberndorf, Freudenstadt auf 13 — 15 kr. herabfällt, dabey ist in Beziehung auf das Verhältniß einzelner Culturarten zu bemerken, daß die Steuer von einem Morgen Weinberg der besten Qualität den Belauf von 2 fl. 40 kr. — 2 fl. 48 kr. nicht übersteigt, und daß der beste Morgen Acker nicht über 1 fl. 40 kr. und der beste Morgen Wiesen nicht über 2 fl. an ordentlicher Jahressteuer zu übernehmen hat.

Die Gefällsteuer begreift die von dem Grundertrage als Reallasten abgezogenen Gefälle an Gülten, Zinsen rc., deren Reinertrag auf 951,285 fl. 46 kr. berechnet ist; deßgleichen die auf dem Staatsgute haftenden und aus der Staatskasse zu reichenden Renten, von welchen der der Besteuerung unterworfene Betrag auf 34,160 fl. sich berechnet. Von 4 fl. Gefälleinnahme beträgt die Steuerabgabe 25 kr.

Die Gesammtsumme des Anschlags der der Besteuerung unterworfenen Gebäude belauft sich auf 146,223,184 und übersteigt den Brandversicherungsanschlag um 10,130,407 fl. Unter den Städten hat Stuttgart den höchsten Anschlag für ein Gebäude mit 4838 fl., nach ihr Heilbronn mit 1999 fl. und Ludwigsburg mit 1878 fl.; den geringsten Anschlag hat Neresheim mit 276 fl. — An der gesetzlich be-

stimmten Steuerquote von 400,000 fl. aus dem auf solche Weise ausgemittelten Capitale betrifft es je 100 fl. Anschlag 16 kr. 4 hlr. Je ein Gebäude hat an Steuer zu übernehmen im ganzen Lande im Durchschnitt 1 fl. 19 kr., insbesondere in der Stadt Stuttgart 13 fl. 28 kr., in Heilbronn 5 fl. 33 kr., in Ulm 3 fl. 11 kr.

An der Gewerbesteuer tragen die Handwerker 15 $\frac{3}{4}$ 27tel, die Handlungen $\frac{4}{27}$, Mühlen und Werk $\frac{1}{27}$, Wirthschaften 3 $\frac{1}{2}$ 27tel, Getränkefabriken $\frac{1}{27}$; das Königreich enthält 133,449 Gewerbetreibende; die Gewerbesteuer beträgt im Durchschnitt auf ein Individuum 2 fl. 15 kr., die höchste Gewerbesteuer entrichtet die Stadt Stuttgardt mit 24,058 fl., die niedeigste das Oberamt Spaichingen mit 1541 fl. In Stuttgart kommen auf einen Gewerbetreibenden 11 fl. 33 kr., in Spaichingen 51 kr. Die bisherige Patentaccise ist, als ein Gegenstand allgemeiner dringender Vorstellungen, in der neuen Gewerbsteuer verschwunden. In Rücksicht auf den bisherigen Ertrag derselben von 118,882 fl. sind dafür der Gewerbsteuer 100,000 fl. zugelegt, die also auf 400,000 fl. erhöht worden. Mit Einrechnung dieser Quote beträgt denn die Gewerbesteuer, im Durchschnitte für einen Gewerbetreibenden 3 fl. und der Handelsstand, welcher bisher 43,656 fl. Patentaccise bezahlt hat, entrichtet nun im Ganzen für Gewerbsteuer und Patentaccise 59,260 fl.

Die größte Erleichterung ist durch die Steuerrectification denjenigen Distrikten zu Theil geworden, in welchen der Weinbau die Hauptnahrungsquelle bildet, also gerade diejenigen, für welche sich die öffentliche Stimme längst schon mit so gerechtem Grunde ausgesprochen hat. Wenn dagegen andere Bezirke höhere Quoten übernehmen müssen, so liegt der Grund davon ganz allein in einer genauern Ausmittlung der Grundfläche und in einer richtigern Würdigung ihrer Ertragsfähigkeit; die Erhöhung ist mithin nur als die Folge einer bessern Ausgleichung anzusehen, was allein der Zweck des ganzen Geschäfts gewesen ist. Die Stadt Stuttgart, welche bisher zur ordentlichen Staatssteuer nur 38,280 fl. beygetragen hat, wird künftig 55,175 fl. entrichten, was zunächst als eine Folge der Trennung der Gebäude- und Gewerbesteuer von der Grundsteuer anzusehen ist, indem nur diese Trennung es möglich gemacht hat, jene beyden Objekte nach ihrer eigenthümlichen Nutzbarkeit richtiger und umfassender zu besteuern.

Laute aus Dänemark.

Es war eine Ueberraschung eigener Art, als vor ein Paar Monaten das in Kopenhagen erscheinende Blatt Dagen seine Stimme erhub, und von dem in dem größern Theile der teutschen Zeitungen herrschenden Geiste als von einem Dämon aus der Hölle sprach, den man so bald möglich durch alle Mittel, die den Regierungen gegen die Frevel der Presse zu Gebote stehen, beschwören und bannen müsse, wenn man nicht die Gefahr der Auflösung aller bürgerlichen Ordnungen wagen wolle. Diese Denunciation aber war überraschend für das Publikum, da sie aus einem Lande kam, dessen Regierung die unumschränkte Gewalt, in deren Besitze sie ist, so verständig und rechtlich übt, daß bürgerliche Bewegungen in andern Ländern nie ihre Besorgnisse erregen können, — und dessen Bewohnern, in dem festen Zustand von Ordnung und Ruhe, in dem sie sich befinden, wohl der Takt zuzutrauen war, um das Angst- und Nothgeschrey der armen Sünder richtig zu würdigen, denen die fixe Idee von einer in civilisirten Nationen sich vorbereitenden und gährenden Staatsumkehr die Köpfe verdreht hatte. Gesteigert wurde die Ueberraschung durch den Umstand, daß der Redakteur jenes Blattes ein Dänischer Etatsrath (Thaarup), also ein Mann ist, von dem vorauszusetzen steht, er müsse von dem Stande der öffentlichen Angelegenheiten

gründlicher unterrichtet seyn, als ein gewöhnlicher Schriftsteller, und werde keine Aeusserungen zulassen, als solche, die dem Sinne der Regierung gemäß bleiben, der er dient.

Diese Voraussetzungen scheinen in der Zuversicht, mit der das Blatt sich über seinen Gegenstand erklärt, eine neue Bestätigung zu finden. „Wenn man gewisse teutsche Zeitungen lese, so glaube man, es gebe keine Karlsbader Beschlüsse. Wenn dieselben auch für sich selbst allem politischen Raisonement entsagen, so liege ihr wahrer Charakter nicht weniger am Tage, und der fortdauernde Einfluß, den sie auf die grosse Masse schwankender, neutraler und verfinsterter Gemüther behaupten, sey darum nicht weniger verderblich. Sie seyen von der spanischen Krankheit behaftet, und unter der trügerischen Larve der Unpartheylichkeit verbergen sie eine entschiedene Anhänglichkeit an die Revolution. Nur diese, der sie als Sachwalter dienen, seyen sie in der öffentlichen Meynung zu halten und zu tragen, zu heben und zu unterstützen bedacht. Sie enthalten nichts als Glückwünsche und Lobpreisungen auf den Widerstand der spanischen Rebellen; alle Erbitterung und allen Haß kehren sie unaufhörlich gegen die heilige Allianz; das revolutionäre System aufrecht zu erhalten und zu befestigen, sey die planmässige, ungestörte und ungestrafte Tendenz dieser Zeitungen."

Es liegt am Tage, daß der Verfasser dieser Invective die Absicht hatte, in dem Kreise des Journals, das dieselbe aufnahm, die Begriffe von dem schlechten bürgerlichen Geiste zu verbreiten, den einige verschrobene Obscuranten jenseits und dießseits des Rheins seit einer Reihe von Jahren unsern politischen Schriftstellern zuschreiben, um dadurch die Regierungen zu Maßregeln zu vermögen, die dem freyen Gedankenverkehr in Teutschland überall ein Ende machen müßten. Seine Invective trägt aber das

Zeichen der Verläumdung deutlich ausgeprägt an der Stirne. Warum nennt er die teutschen Blätter nicht, denen er eine so verbrecherische Richtung zur Last legt, und warum führt er die Stellen nicht an, in denen diese Richtung hervor träte? Es müßte ihm gewiß sehr willkommen gewesen seyn, wenn er das Eine und das Andere gekannt hätte. Aber er begnügte sich damit, im Allgemeinen zu sprechen, weil er seine Absicht um so vollkommener erreichte, wenn er das ganze Geschlecht in einen übeln Ruf brachte, und Mißtrauen und Haß gegen alle diejenigen erregte, die ihm angehören. Dabey hat er in seinem Eifer nicht bedacht, daß seine Verläumdung noch weit verwundender für die teutschen Regierungen ist, als für die, die der Stachel seines Angriffs allein treffen sollte, die Journalisten. Denn wie könnten diese Regierungen sich gegen den Vorwurf rechtfertigen, daß sie ihren hohen Beruf vernachlässigen und die feyerlich von ihnen übernommenen Bundespflichten brechen, wenn sie die Sachwalter der Revolution ungehindert ihr Werk unter ihren Augen treiben liessen und gestatteten, daß die Masse des Volks durch aufrührische Lehren in Irrthum gestürzt und zum Ungehorsam verleitet, und die heilige Allianz zum Ziele muthwilliger und freveihafter Angriffe gemacht würde. Indessen weiß die ganze Welt, daß diese Beschuldigungen aus der Luft gegriffen sind. Ist es doch notorisch, daß die Aufsicht auf die Journalisten und ihre Erzeugnisse nirgends weniger vernachlässigt wird, als in Teutschland. Wenn aber diese Aufsicht sich in den Gränzen des Rechten und Billigen hält, und indem sie das Ungebührliche verhindert und bestraft, das Gebührliche und Statthafte zugiebt und duldet, so kann sie darüber gewiß nur der Tadel derjenigen treffen, die die freye Bewegung des menschlichen Geistes mit ihrem Interesse im Widerspruche sehen, und ihren Vortheil nur in dem Reiche der Finsterniß und der Unterdrückung für gesichert halten.

Als jene Laute mit solcher Keckheit ertönten, ist da und dort die Besorgniß rege geworden, sie seyen nur der Prolog noch heftigerer Ausfälle auf teutschen Geist und Sinn, und es möchte wohl auch jenseits des Belts, wie in manchem Lande des Südens, die Partey der Finsterlinge zu solcher Macht gelangt seyn, daß die Vertheidiger des Lichtes es nicht mehr wagen dürften, das Wort für ihre Sache zu nehmen. Zu dieser Besorgniß fand sich kein Grund weder in der anerkannten liberalen Richtung der dänischen Regierung, noch in dem Charakter der aufgeklärten und freysinnigen dänischen Nation; sie ist auch bereits durch die That widerlegt, indem ein anderes Kopenhagner Jounal, die Nyeste Skilderie af Kiöbenhavn, in dem Stücke vom 4. Oktober den hingeworfenen Handschuh aufnahm, und mit Kraft und Ernst erklärte, daß die Dänen sich durch dergleichen Schreckschüsse verblendeter und verblendender Allarmisten in ihrem treuen, festen Halten an Licht und Recht nicht irren lassen werden. „In einem protestantischen Lande, sagt dieses Blatt, ist man einer so intoleranten Diatribe wider das, was individuelle Meynung über öffentliche Begebenheiten seyn kann, nicht gewohnt. Der Protestant erkennt als höchste Autorität, was Wahrheit, Vernunft und Harmonie gebieten, und läßt sich weder durch Chimären zu recht weisen, noch durch Drohungen imponiren. Diese Meynungs- und Aeusserungsfreyheit haben unsere Väter erobert; laßt uns an diesem Kleinode halten. Wer nicht in dem Antagonismus der Gesellschaft und in den mißtönenden menschlichen Meynungen das Irritament entdeckt, das die höhern Fähigkeiten in uns weckt, der ist zu beklagen. Findet er nichts anders für seine Intoleranz zu citiren, als die bey uns unbekannten Beschlüsse von Karlsbad, Aachen, Laibach, Verona, so mag er wie ein solcher seyn, der die päpstlichen Decretalien als unfehlbar anführt, und sich auf die Concilien von Mayland, Basel, Trident, Konstanz beruft, und die Arianer, Socinianer, Manichäer und andere Ketzer anathematisirt, wie jetzt Descamisados, Carbonari, Radicale und andere verurtheilt werden. Die Zeit hat die Meynungsfreyheit durch die Fackel der Aufklärung befestigt. Laßt uns deßhalb untersuchen und dem Besten folgen!"

Die Herolde der Obscuration und die Verläumder der Völker müssen verzweifeln Proselyten in einem Lande zu machen, in dem es den Freunden des Lichtes und der gesetzmässigen Ordnung gestattet ist, mit solcher Kraft und Zuversicht ihre Sache gegen sie zu führen!

Norwegen.

Das felsigte, unwirthbare Uferland, genannt Norwegen, das sich von der scandinavischen Halbinsel gegen die Nordsee herunter senkt, und den europäischen Continent auf der mitternächtigen Seite schließt, einen Umfang von beynahe 8000 Quadratmeilen beschreibend, aber auf einer derselben nicht vielmehr als 100 Menschen nährend, ward erst in der zweyten Hälfte des neunten Jahrhunderts ein selbstständiges Reich, da es Haralden, dem „Haarschönen" gelang, nach zehnjährigen Kriegen, die vielen kleinen Herrscher und Gebiete, die an diesen Küsten und in diesen Gebirgen bestanden, unter seiner Botmässigkeit zu vereinigen. Sein Stamm behauptete, unter mannigfaltigen Erschütterungen, die von innen und von aussen erregt wurden, das von dem Stifter erworbene Regierungsrecht, bis er nach 400 Jahren mit Hakon VII. erlosch, da denn die Stände seinem Enkel von weiblicher Linie, dem König Magnus Smek von Schweden, die Krone darbrachten. Er trat diese Krone an seinen Sohn Hakon VIII. ab, der sie auf Olav IV., König von Dänemark vererbte (1380). Seit dieser Zeit blieben beyde

Reiche vereinigt, bis in unsern Tagen das Schwert der Politik, das Band, das sie so lange mit einander verknüpft hatte, zerhieb. Dieselbe Macht, die diese That beschlossen, vereinigte denn die Kronen von Norwegen und Schweden wieder auf einem Haupte.

Es waren also, wie man sieht, keine geschichtliche und eben so wenig natürliche Verhältnisse, sondern das Walten des siegreichen menschlichen Willens, was diese Vereinigung herbey führte. Seit so vielen Jahrhunderten waren beyde Reiche einander fremde geworden. Obwohl in unmittelbarer Berührung auf einer viele hundert Meilen langen Gränze trennen sie hohe Gebirge und Felsenketten, durch die nur wenige und beschwerliche Klüfte als Zugänge führen. Deßhalb können die Drontheimer den schwedischen Nordländern ihre Waaren nicht näher, als durch die Ostsee, den Sund und den Kattegat, und nicht schneller, als in einigen Monaten zubringen; nach Jütland aber segeln sie in 24 Stunden. Beyde Völker sind sich abgeneigt; die Kriege unter ihnen waren immer Nationalkriege; vor den Wällen von Friedrichshall gieng, mit seinem Leben, auch das Reich Karls XII. unter. Was Norwegen darbietet, Ausbeute der Bergwerke, der Forsten, der Fischereyen, besitzt auch Schweden; was ihm fehlt, Getreide, kann ihm Schweden nicht geben. Dänemark gab dieses, und nahm dafür, was ihm fehlte, Holz und Metalle. Es hat, nach einem zehnjährigen Durchschnitte, jährlich 681,651 Tonnen Korn nach Norwegen abgegeben. Würde es sich gegen dieses zuschliessen, nur auf eine Zeit lang, nur aus einer Politik, die augenblicklich den eigenen Vortheil fahren läßt, um einen höhern Zweck zu erzwingen, wie würde Norwegen sich retten? *)

Zwey Völker, unter denen der Lauf von Jahrhunderten dem bürgerlichen Verein die Festigkeit eines Familienbandes gegeben, und Natur und Gewohnheit die gegenseitige Ausgleichung der Bedürfnisse zu einer Art von Nothwendigkeit gemacht haben, ergeben sich nur sträubend in das Gesetz menschlicher Willkühr, das ihre Trennung verfügt. Diesem Gesetze verweigerten auch die Normänner den Gehorsam und zwar nicht nur aus instinktartiger Anhänglichkeit an das Hergebrachte; sie fanden zugleich in den Maximen, welche die dänische Regierung in der Verwaltung ihres Landes befolgt hatte, nachdrückliche Motive, um dieselbe zu lieben und ihren fortdauernden Bestand zu wünschen. Immer war Norwegen mit äusserster Schonung von dem Mutterstaate behandelt; was das Land ertrug ward wieder auf dasselbe verwendet, ohne daß man Ansprüche auf die königlichen Finanzen gemacht hätte. Die Civil-Staatsverwaltung war einfach, der Adel nicht zahlreich, und die Justiz auf dem Lande durchaus von der Administration gesondert. So viel Macht die Beamten auch übten, so waren doch sichtbar auffallende Mißbräuche selten. Der geistliche Stand war von der Regierung ausgezeichnet und in allgemeiner Achtung. Drohte Hungersnoth, so erschien die Regierung immer hülfreich; und es waren gewöhnlich grosse Anstrengungen erforderlich, um das Bedürfniß zu befriedigen, weil kein anderes Land, wegen des unmässigen Branntweingenusses, verhältnißmässig so viel Getreide braucht, als Norwegen. Um deßwillen sassen aber die Bewohner dieses Landes nicht eben im Rosengarten. Es irrte den Nationalgeist, so viele Dänen angestellt zu sehen, während nur wenige Normannen in Dänemark zu Brode kamen. Die zur Gewohnheit gewordene Delegation der Amtsführung an Bevollmächtigte erregte viele gerechte Beschwerden. Auch die Uebel der Monopole und der Concessionen aus Gnade lasteten oft schwer auf dem Unterthanen, und die Abgaben waren nicht nach der Armuth des Landes berechnet. Aber alle

*) N. Nat. Chr. d. T. 1820. S. 326.

diese und noch andere Bürden wurden leicht ertragen, weil man die Verbindung mit Dänemark als begründet in der Nothwendigkeit des Schicksals betrachtete, und die Vortheile erkannte die in ihr lagen. So erkaltete auch die Liebe zu der herrschenden Dynastie nie in dem Volke, ob es gleich nur höchst selten so glücklich war, einen seiner Könige in seiner Mitte zu sehen.

Diese Stimmung durfte, als Norwegen von Dänemark losgetrennt wurde, nicht übersehen werden. Der Kronprinz von Schweden versagte ihr auch die Rücksicht nicht, die ihr gebührte. Deßhalb glaubte er die Ueberlegenheit seiner Waffen nicht dazu benützen zu dürfen, daß er das Land als ein erobertes behandelte, sondern er bewilligte ihm eine Verfassung, die unter allen monarchischen Constitutionen der neuesten Zeit die mildeste ist, und den Eroberten Rechte einräumte und verbürgte, die sie in gleichem Umfange zuvor nicht gehabt hatten. Er bezielte dabey die edle Absicht, seine neuen Unterthanen durch freysinnige und schützende Gesetze über ihren Verlust zu trösten, mit seiner Person zu versöhnen, und wegen ihrer Zukunft zu beruhigen.

Aber es begab sich auch in Norwegen, wie in andern Ländern, daß die Ansichten der Regierung von ihrer Stellung zu dem Volke, die zur Zeit der grossen Bewegung gegen Napoleon aufgefaßt wurden, nach wieder hergestellter Ruhe sich änderte, und der früher bewährte Sinn seine Richtung auf Beschränkung der gegebenen Zusagen und Concessionen nahm. Es wurde die Desoctroyrung der Verfassung verschiedentlich versucht. Zwar ist, die Beschränkung der Preßfreyheit ausgenommen, noch keiner dieser Versuche gelungen; namentlich sind die Anträge auf ein unbedingtes Veto, auf die Vernichtung des Vorrechts der Concurrenz in der Initiative der Gesetzgebung und auf die Herstellung der erblichen Vorrechte, eines neu zu constituirenden Adels gescheitert. Aber Bestrebungen dieser Art, wenn sie auch im Anfange ihr Ziel verfehlen, führen bey beharrlicher und energischer Fortsetzung doch gewöhnlich zu demselben. Unterdessen sind die Wünsche des Monarchen auf Abänderung der Verfassungsgesetze ihm nicht, wie man behauptet hat, von dem schwedischen Adel eingegeben worden, sondern es war der Einfluß der ehemaligen dänischen Staatsdiener, der diese Abneigung gegen die bewilligten Institutionen erregte, weil sie durch dieselbe ihre frühere oft sehr willkührlich geübte Amtsmacht beschränkt und in der freyen Presse eine sie oft schmerzhaft verwundete, unerträgliche Geissel sahen. Es verhielt sich in diesem Punkte in Norwegen wie in Teutschland, wo bekanntlich die stärkste Reaktion gegen die Strebungen des constitutionellen Geistes nicht von den erblich privilegirten Corporationen, sondern von der Beamtenaristokratie hervor kommt, die in Behauptung ihrer angemaßten Gewalt weit beharrlicher ist, als jene in Behauptung ihrer hergebrachten Rechte.

Wie überall sind es auch in Norwegen nur die Gebildetern und die Reichern, die einen Werth auf die Verfassung legen und sich für ihre Erhaltung interessiren; das Volk aber, in seiner tiefen Verarmung und der davon unzertrennlichen geistigen Stumpfheit, ist gleichgültig gegen sie. Jene Verarmung fällt nicht der jetzigen Dynastie zur Last; sie fand dieselbe schon, als sie das Land in Besitz nahm; aber sie hat unter ihr, durch das Unglück der Zeiten, immer grössere Fortschritte gemacht. Zwar giebt es unter den Schifferhedern, den Capitänen und den Kaufleuten in den Handelsplätzen noch immer sehr wohlhabende Leute; auf dem Lande dagegen, besonders unter den zahlreichen Fischerfamilien, herrscht drückende Dürftigkeit, und nirgends will sich ein Stern der Hoffnung zeigen, der eine Besserung dieses traurigen Zustandes ankündigte.

Das Titelblatt und Register zu dem vorigen Jahrgange dieser Blätter werden demnächst nachgeliefert werden.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



17. Januar. 3. 1824.

O Duldung, Gotteskind, du aus des Mittlers Wunden
Hervor gegang'ne Schöne, du,
Durch die Germaniens drey Kirchen eng verbunden
In Eintracht blüh'n und schwesterlicher Muth';
Flieh' hin mit Cherubs Kraft und stürz das Unthier nieder,
Daß es zurück zur Hölle fährt,
Und lehr' der Eifrer Schwarm, der irrgegang'nen Brüder,
Durch Sanftmuth zu bekehren, nicht durch's Schwert.

Jaupser.

Der Friede der Kirchen.

Der Grundsatz der Unduldsamkeit, vermöge der eine Mensch sich für berechtigt hält, den andern um seiner religiösen Meynungen willen zu hassen und zu verfolgen, ist eine der ungeheuersten Verirrungen unseres Geschlechts; und doch sind beynahe alle Jahrhunderte der christlichen Kirchengeschichte durch die Greuel befleckt, die aus ihm hervor giengen. Das Christenthum ist die Religion der Liebe, und seine Bekenner machten es zu einem neuen Titel des Hasses! Es ist ein himmlisches Licht, das in den Finsternissen der Welt aufgieng, aber es entbrannte an ihm die verzehrende Flamme der menschlichen Leidenschaft! Es umfieng alle Völker mit demselben Bande des Glaubens und der Hoffnung, aber der Wahn zerriß das Band, und erregte unter den Vereinigten unversöhnliche Kriege! — So blieb auch das herrlichste Geschenk, das Gott der Menschheit zu ihrer Veredlung und zu ihrem Troste gegeben, nicht frey von der unreinen Berührung des Geistes, der Thorheit und der Selbstsucht, der in dem Gebiete des irdischen Lebens herrscht!

Aber auch der Irrthum hat seine Zeit. Es war dem achtzehnten Jahrhundert der Ruhm vorbehalten, der Sieg des Lichts über den Grundsatz der Unduldsamkeit in seine Annalen einzutragen; und dieser Ruhm war um so glänzender, da das Zeitalter nicht nur die Unhaltbarkeit jenes Grundsatzes theoretisch anerkannte, sondern auch seine Gültigkeit in den Gesetzen und Institutionen des gesellschaftlichen Lebens aufhob. Das war einer der herrlichsten Fortschritte der Menschheit; durch seine Förderung haben die Regenten dieser Zeit, vor allen Friedrich von Preussen und Joseph von Oesterreich, ihren Namen eine rühmliche Unsterblichkeit erworben; der Ruhm der letztern hat sich aber auch über die Völker verbreitet, denen sie angehörten. Denn gleich

wie Teutschland im sechszehnten Jahrhundert der Heerd gewesen war, aus dem das Licht der Kirchenreformation hervor gegangen, so wurden im achtzehnten auf seinem Boden zuerst die milden Lehren von dem Rechte der Ueberzeugung und des Glaubens und von der Pflicht der gegenseitigen Duldung geübt, und sein Beyspiel gereichte allen Völkern der civilisirten Welt zu einem leuchtenden Vorbilde.

Was bis dahin nur freyer Entschluß einzelner aufgeklärter und humaner Regenten gewesen war, wurde, als die Stürme der Kriege, die die französische Revolution entzündet, sich gelegt hatten, verfassungsmässiges Gesetz in allen dem teutschen Verein zugewandter Staaten. Als nach dem Frieden von Lüneville die alten Gebiete der Kirche den Erbfürsten zugetheilt wurden, um sie für die Verluste zu entschädigen, die sie auf dem linken Rheinufer erlitten hatten, konnte nicht auch der Glaube ihrer neuen Unterthanen zu ihrer Disposition gestellt werden, und sie, die blos Erträgnisse für ihre Kammern wollten, verlangten auch solches nicht. Deßhalb verfügte der Hauptschluß der ausserordentlichen Reichsdeputation §. 63. „es soll die bis„herige Religionsübung eines jeden Landes „gegen Aufhebung und Kränkung aller Art ge„schützt seyn; jeder Kirche soll der ungestörte „Besitz und Genuß ihres eigenthümlichen Kir„chen- und Schulfonds, nach den Vor„schriften des Westphälischen Friedens, unge„stört bleiben; den Landesherren soll jedoch frey „stehen, andere Religionsverwandte zu „dulden, und ihnen den vollen Genuß „bürgerlicher Rechte zu gestatten.“ — Als denn drey Jahre später die alte Ruine des teutschen Reiches umgestürzt, und auf ihrem Schutte das nie vollendete Gebäude des Rheinischen Bundes errichtet wurde, übergieng zwar die Fundamentalakte, so wie alle Rechte der Unterthanen, auch das des freyen Religionsbekenntnisses, nicht aber als ob sie dieselbe hätte verkümmern wollen, sondern weil sie ihren Bestand voraussetzte; in den sämmtlichen Accessionsverträgen dagegen ward ausdrücklich versehen, daß in den Ländern, wo bisher die protestantischen Confessionen ausschließend bestanden hatten, die Bekenner des katholischen Glaubens in der Ausübung ihres Gottesdienstes den evangelischen Glaubensverwandten durchaus gleichgestellt werden und die Unterthanen beyderley Glaubens sich ohne Ausnahme gleicher, bürgerlicher, öffentlicher und rechtlicher Verhältnisse zu erfreuen haben sollten. — Endlich, als die teutschen Staaten, nach Abwerfung des französischen Joches, das öffentliche Recht, nachdem sie künftig unter einander vereint seyn sollten, auf's Neue fest setzten, sprach die Bundesakte, das entscheidende Wort aus, daß in sämmtlichen teutschen Ländern und Gebieten in Zukunft „die Verschiedenheit der christlichen Re„ligionsparteyen keinen Unterschied in dem Genuß „der bürgerlichen und politischen Rechte mehr begründen soll.“ Dieses Wort führte eine der edelsten Bestrebungen der neuern Zeit glücklich zu ihrem Ziele; dem Scandal der Religionsbedrückungen und Religionsbeschwerden, die so viele Blätter unserer vaterländischen Geschichte beflecken, war für immer vorgebeugt, nicht aus Duldung, sondern gebunden durch die Pflicht ward dem Teutschen, in welchem Staate er auch lebte, die Freyheit seiner religiösen Ueberzeugung gesichert; von ihr blieb aber auch der Genuß der staatsbürgerlichen Rechte unabhängig; der absurde und in seinen Wirkungen so verderbliche Begriff von einer Herrscher-Religion verlor überall auf teutschem Boden seine praktische Gültigkeit.

Seitdem dieß Gesetz gegeben worden, haben die teutschen Regierungen auch in seinem Geiste gehandelt; nirgends hat man von Maaßregeln gehört, die eine Beschränkung der zugegebenen Grundsätze oder eine treulose Anwendung derselben angezeigt hätten; einzelne Organe der Regierungen aber, die aus Vorurtheil oder blin-

dem Eifer dem Sinne des Gesetzes widerstrebten, wurden in die Schranken desselben zurück gewiesen. Aber während dieser Geist der Freyheit und des Friedens in den höheren Sphären so kräftig und so heilsam waltete, sahen wir den Dämon der Finsterniß und des Hasses wieder in den Schulen und in den Regionen des kirchlichen und literarischen Lebens erscheinen, und unter den beyden christlichen Hauptparteyen eine Reaktion anblasen, die durch Schroffheit der aufgestellten Grundsätze, durch Feindseligkeit der gegenseitigen Haltung, durch Leidenschaftlichkeit des Kampfes und durch unwürdige Wahl und Führung der Waffen, uns wieder in eine Zeit zurück zu setzen scheint, deren Erinnerung noch vor wenigen Jahren ernste Gemüther in Betrübniß versetzt, heitere aber zum Spott und zur Satyre ermuntert hat. Wir sagen nichts über die Entstehungsursachen dieser Erscheinung und über den Charakter der Helden, die in derselben hervor treten; aber wir glauben eine Ueberzeugung aller wahren Freunde der Religion und der Menschheit auszusprechen, indem wir sie für einen jedes treue Herz tief verwundenden Rückschritt der Zeit erklären, in welchem uns die herrlichste geistige Ausbeute einer früheren Zeit schmählich verloren geht, und in dem das Höchste erlöscht, was durch das Christenthum auf der Erde angefacht und genährt werden sollte, nämlich der lebendige, von allen Theorieen unabhängige Sinn der Bruderliebe.

Deßhalb muß uns jedes Zeichen der Zeit, das diesen Rückschritt zu hemmen verheißt, willkommen seyn. Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung *), indem er ein solches in der Verbindung des Kronprinzen von Preussen mit einer baierischen Prinzessinn zu bemerken glaubt, knüpft an diese seine Bemerkung Betrachtungen, die, bey dem Hinblicke auf den neu eröffneten Schauplatz der Religionscontroverse, einige gewiß nicht erträumte Hoffnungen in uns erregen können. „Jene Verbindung, sagt er, könne in ihren Folgen welthistorisch werden; sie müsse von dem wohlthätigsten Einflusse auf die Annäherung der beyden Religionsgesellschaften seyn, die sich in unser Vaterland theilen, und sie setze dem, was in dieser Hinsicht seit dreyßig Jahren geschehen, die Krone auf.“ — „Eine Vereinigung dieser Religionsgesellschaften, fährt er fort, wird für die nächsten Jahrhunderte noch ein frommer Wunsch bleiben; aber eine Vereinigung im Geiste der Liebe und der wechselseitigen Achtung ist ein Werk, unseres aufgeklärten Zeitalters würdig, das die Edelsten rastlos zu fördern streben, und das bey solchen Beyspielen, von den Grossen des Volks gegeben, nothwendig gelingen muß. Der in allen teutschen Staaten angenommene Grundsatz, daß weder die katholische, noch die protestantische Kirche, die herrschende sey, sondern die christliche; die in Folge desselben ausgesprochene völlige Gleichheit der drey christlichen Confessionen erhält durch dieses Ereigniß seine letzte Begründung und Bürgschaft. Wenn die Fürsten auf diese Art erklären, daß sie einen Religionsübertritt ihrer Gemahlinnen, welche einer andern Kirche angehören, für etwas Unnöthiges halten, so werden die Völker von ihrem Beyspiele lernen, daß man in Religionsansichten verschieden und doch in schönster Eintracht und Liebe verbunden seyn kann. Und wenn Baiern in seinem Könige und in seinem Kronprinzen die Frage schon praktisch gelös't hat, ob gemischte Ehen der Fürsten ein Segen für ihre durch Religionsmeynungen getrennten Völker werden könne, so wird Preussens Beyspiel in einem protestantischen Lande bestätigen, was sich in dem katholischen Baiern seit mehr als zwanzig Jahren bewährt hat, und es wird dadurch ein schönes, festes Band zwischen seinen katholischen und protestantischen Bürgern knüpfen. Wir glauben daher die Verbindung der zwey ersten teut-

*) 1823. Nr. 355.

schen Fürstenhäuser als eine Nationalangelegenheit betrachten zu dürfen, und Ursache zu haben, dem Vaterlande unendlich viel Ersprießliches daraus zu weissagen. Wenn es für immer unmöglich bleiben wird, die Menschen in religiösen Meynungen und Systemen zu vereinigen, so wird sich doch unfehlbar eine Vereinigung im ächten Geiste des Christenthums, im Geiste der Liebe und der Verträglichkeit bilden, und alle Versuche des Bigotismus, der Intoleranz, der geistlichen Heerschsucht werden an der reinen Ansicht unserer Fürsten und an dem klaren, gesunden Verstande ihrer Völker scheitern."

Bemerkungen über die beyden Aufsätze in Nr. 35 und 39 in dem vorigen Jahrgange der Neuen Nationalchronik der Teutschen, Wirtemberg und seinen Handel betreffend.

(Eingesandt.)

Die Wichtigkeit des Gegenstandes, den die beyden genannten Aufsätze zur Sprache bringen, würde an sich schon jeden Kundigen zu „wiederholter Rede und Gegenrede" berechtigen, wenn auch Nr. 39. nicht eine ausdrückliche Aufforderung dazu enthielte. Einsender dieses muß sich für befugt zu einem Urtheile halten, da er seit mehr als 30 Jahren eine nicht unbedeutende praktische Rolle, theils für fremde, theils für eigene Rechnung, sowohl in der fabricirenden, als in der Handelswelt spielt, und die gewerbschaftlichen Zeichen der Zeit auf verschiedenen Plätzen wahrgenommen hat.

Beyde Aufsätze enthalten manches Treffende und Beherzigungswerthe. Besonders kann man in Nr. 35 von Anfang bis S. 547 einschließlich, und von S. 551 bis zum Ende, mit allem beynahe unbedingt einstimmen. Diese Einstimmung möchte aber der Behauptung des ersten Aufsatzes, daß unsere Handelsbilanz dermalen

vortheilhaft stehe, eben so wenig zu Theil werden, als dem zweyten, wenn derselbe darauf zu bestehen scheint, daß eine günstige Handelsbilanz vor allem durch Umbildung des Krämergeistes in Gemeingeist, durch hohe Besteuerung der fremden Fabrikate, und durch ernste Maßregeln gegen die Schmuggeley und gegen das Tragen ausländischer Stoffe herbey zu führen sey.

Die Behauptung von dem günstigen Stande unserer Handelsbilanz beruht auf Durchschnittsberechnungen und tabellarische Darstellungen, deren Haltbarkeit im Allgemeinen schon mannigfaltigen Zweifeln ausgesetzt ist, in dem vorliegenden Falle aber in Nr. 39 besonders angefochten wird. In der That müssen, so viel Fleiß und Scharfsinn auch in der Fertigung jener Berechnungen aufgewendet werden mag, die Resultate derselben immer unsicher bleiben, so lange der unbestimmbaren Abweichungen und Veränderungen, die bey den Sätzen, auf denen sie beruhen, statt haben können, so unzähliche sind. Wer hieran zweifelt, lese, was Say in seiner National-Oekonomie über diesen Gegenstand sagt, und er wird wohl zu einer richtigeren Ueberzeugung kommen. Am meisten aber werden die Trugpfeiler solcher Handelsbilanz wanken, und sie in das Reich der Theorieen verwiesen werden müssen, wenn in dem Reiche der Wirklichkeit überall die sichtbaren Spuren von stockendem Handel und ersterbender Industrie entgegen treten.

Wir können es uns nicht verbergen, daß wir uns in diesem Falle befinden, — daß die meisten Fabrikanten sich einschränken oder zurück ziehen, Andere verderben, — daß die Producenten ausser Stand sind, ihre Verbindlichkeiten gegen ihre Gläubiger zu erfüllen, und die Grund- und Staatsabgaben zu bezahlen, — daß gerichtliche Verkäufe und Vergantungen aller Orten zur Tagesordnung der Behörden gehören, — daß mancher sonstige Gewerbsmann sich glücklich schätzt, wenn er von seinem Privat-

vermögen noch etwas einzubüßen hat, um den kümmerlichen Unterhalt seiner Familie zu bestreiten, — und daß viele Kapitalisten, welche ihr Vermögen bey den Producenten stehen haben, wegen unheilbarer Stockung der Zinse in dem Falle sind, entweder zu darben, oder ihre Schuldbriefe mit 15 — 25 Procent Verlust an beschnittene und unbeschnittene Juden zu verkaufen. Sind diese notorischen Erscheinungen Zeichen einer günstigen Handelsbilanz? — Ja man muß, wenn man die Wahrheit sagen will, gestehen, daß der meiste und besonders der Waarenhandel in der Regel jetzt nur Verlust bringt, und daß bey vielen Verkäufern, unter Einrechnung der Frachten, Zölle und Nebenkosten, an der ausgelegten Summe oft 10 — 15 Procent verloren geht. Von diesem Verluste nehmen die Tabellen keine Notiz; sie berechnen blos den Gewinn. Der Vaterlandsfreund aber muß sich für verpflichtet halten, auf diese Verhältnisse aufmerksam zu machen, damit die das allgemeine Beste so redlich und thätig bestrebende Regierung nicht in den Irrthum gerathe, der durch jene idealisirte Darstellungen verbreitet wird. Gewiß, wenn es möglich wäre, die wahre Vermögensbilanz aller steuerbaren Bewohner unseres Vaterlandes zu erheben, und in einer Tabelle darzustellen, es würde ein Ergebniß vor unsere Augen treten, das den Patrioten tief verwunden, und die gerechtesten Besorgnisse für unsere Zukunft erregen müßte.

Was die Ansichten von Nr. 39 betrifft, die sich vor allem für den Gemeingeist der Engländer und gegen den Krämergeist der Teutschen erklärt, so ist hier zu wenig berücksichtigt worden, daß dieser letztere Dämon überall waltet, wo irgend Handel getrieben wird, und zwar so sicher und gewaltig, daß es unmöglich scheint, ihn aus diesen Kreisen auszutreiben. Es kann auch der Krämer (und das ist jeder, der etwas zu verkaufen hat, es sey viel oder wenig, selbst fabricirt oder verschrieben,) die Inspirationen dieses Geistes nicht entbehren. Denn derselbe zeichnet ihm die Regeln der Klugheit in seinem Geschäfte vor; er bestimmt die Verhältnisse, in denen die Waaren, unter Berücksichtigung des möglichen Absatzes, zu fabriciren oder zu bestellen sind; er lehrt, wie die Concurrenten durch niedrigere Preise und besseres Gut überflügelt werden können; er weis't die Gränze nach, an der diese Ueberflügelung eine forcirte wird, und dem Ueberflügler Schaden bringt; er mahnt unaufhörlich den kleinsten Gewinn nicht zu verschmähen, und den kleinsten Verlust zu meiden. Ueberall, wo Handel getrieben wird, es sey im Kleinen oder im Grossen, ist dieser Geist sein Spiritus familiaris, und er ist es in England so gut, als in den Binnenländern; ja er erscheint dort weit wirksamer, als hier, und vermöge des Umfangs der Geschäfte in einer wahren Riesengestalt. Das wissen alle die, welche die reiche Insel besucht haben; auch steht es in hundert Büchern, selbst in englischen, geschrieben. Daraus ist klar, daß der Krämergeist auch mit dem herrlichsten Flor des Handels und der Fabriken coexistiren kann; und wenn er in Teutschland sich durch Kleinlichkeit und Knickerey ankündige, so ist dieser sein Charakter nur den Beschränkungen und der Unbedeutenheit unseres Verkehrs zuzuschreiben.

Um den Uebeln, an denen wir leiden, abzuhelfen, erklärt sich Nr. 39 weiter für Besteuerung des fremden Fabrikats, für ernste Maßregeln gegen Schmuggeley und gegen das Tragen fremder Stoffe, für Privilegien, die zur Einwanderung fremder Tuchfabrikanten ermuntern könnten, für kräftig schützende, hauptsächlich die Concurrenz und die fremde Ueberschwemmung abwehrende Anstalten und für Unterdrückung des Glaubens an ausländisches Tabackfabrikat. Diese Vorschläge erregen aber mannigfaltige Bedenklichkeiten. Wenn die angepriesene hohe Besteuerung in der That fliessen soll, so scheint es, daß dieß in unserem, so wie in jedem ähnlichen

Gränz- und anderen bedauerlichen Verhältnissen kämpfenden Binnenlande, nur auf einige Zeit und nur durch solche Maßregeln erzielbar zu seyn, zu denen sich eine humane Regierung nur sehr ungern entschließt, weil sie in ihrer Fortsetzung selbst den natürlichen Handel unterdrücken, Einnahmsrubriken, wie die des Speditions-, Zwischen- und Wechselhandels ꝛc. zu chimärischen machen, das consumirende Publikum beschädigen, und ein Schreckenssystem, mit einem langen Schweife theuerer Trabanten, in's Daseyn rufen müßten, das — sollte es consequent durchgeführt werden — ein hartes und drückendes Verfahren und grossen Aufwand nothwendig machen würde, ohne sich in die Länge halten zu können. Haben wir die Geschichte des gewaltig beschützten Napoleonischen Continentalsystems schon vergessen?

Indem der Einsender das bemerkte und noch manches Andere in dem quästionirten Aufsatze unhaltbar findet, ist er weit entfernt, der anerkannten Thätigkeit und Tüchtigkeit des Hauses, dem der Verfasser angehört, zu nahe zu treten; vielmehr schmerzt es ihn, schon um der guten, gemeinschaftlichen Vaterstadt willen, daß dieses und mit ihm noch manche andere fabricirende Häuser des Platzes mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, welche durch keines der vorgeschlagenen Mittel zu heben sind, und welche, so lange die anerkannt unrichtigen Zollverhältnisse und die sonstigen Hemmungen des Handels, vom Inn- und Auslande, die längst versprochene Abhülfe nicht erlangen, zum Unheil, von unserm und von den übrigen teutschen Staaten in furchtbarer Progression fortwirken werden, — wobey jedoch nicht zu verkennen ist, daß Wirtemberg, vermöge des Uebergewichts seiner landwirthschaftlichen Produktion, die Unglücksprüfung länger dürfte bestehen können, als mancher andere Staat, der sich minder im Nachtheil wähnt.

Was endlich das beantragte Verschreiben und Monopolisiren eines Niederländischen Tuchfabrikanten und die den früher bestandenen und noch bestehenden inländischen Fabrikanten in diesem Artikel zur Last gelegte „fehlerhafte Leitung" anbelangt, so mögen und werden die Geschäftsleute, die dieser Gegenstand berührt, ihre Sache führen. Aber auch Parteylose wissen, daß dem Aufkommen bedeutender Tuchfabriken in Wirtemberg Hindernisse entgegen stehen, deren Beseitigung nicht in der Macht der Unternehmer ist, und neben denen auch die beste Leitung zu keinem Gedeihen führen kann. Indessen ist es ja eine noch sehr bestrittene Frage, ob Fabriken von so grossem Umfange, wie sie der Verfasser wünscht, zum wahren Besten eines Landes gereichen; und welche Regierung dürfte es auf ihr Gewissen nehmen, durch ein Etablissement dieser Art mehrere hundert Familien fleissiger Tuchmacher zu ruiniren? — Hierbey ist zu bemerken, daß grosse blühende Tuchfabriken in unseren Nachbarstaaten nicht nachzuweisen sind, und daß selbst in grösseren Staaten eingewanderte niederländische Tuchfabrikanten cessirt oder ganz manquirt haben. Das Letztere ist jetzt sogar in der Heimath der Letzteren häufig der Fall, trotz der vielen örtlichen Vortheile, die sie in der Fabrikation und in dem Absatze für gewisse Tuchsorten stets vor uns hatten und haben werden.

Das letzte Resultat alles dessen, was über den jetzigen Zustand des teutschen Handelswesens gedacht und gesagt werden kann, vereinigt sich in der Bitte, die wir mit aufgehobenen Händen vor den Thronen aussprechen: Laissez nous faire! Alles positive Einwirken der Regierungen auf unser Handelswesen wird keine dauernden Erfolge hervor bringen; auch das negative wird ohne Allgemeinheit nur kümmerlichen Nutzen schaffen. Was uns aber vor allem Noth thut, ist Verzichtleistung auf augenblickliche Geldmacherey.

Erinnerung an die grosse Zeit der Preussen.

Das Grosse in der Geschichte, so wie des einzelnen Menschen also auch der Völker, erscheint am glänzendsten im kühnen und beharrlichen Widerstande gegen das Unglück; sein Glanz erhöht sich aber, wenn wir in ihm zugleich ein gerechtes Schicksal walten sehen, das den edeln Widerstand mit siegreichen Erfolgen krönet. Dieser Glanz hat sich zu unserer Zeit herrlich über das preussische Volk verbreitet. Zwar hatte es früher schon viele Namen und Epochen in seiner Geschichte, die ihm einen hohen Ruhm sicherten, so wie eine ausgezeichnete Stelle in der Reihe der tapfersten und gebildetesten Nationen der alten und neuen Welt. Aber als es, unterdrückt von fremder Gewalt, beschloß, entweder wieder frey und selbstständig zu leben, oder auf den Gräbern der Väter, deren Schatten nicht aufhörten, zur Wiederherstellung ihres erbleichten Ruhmes zu mahnen, — zu sterben, und als sie in wundersamer Begeisterung, Eintracht, Tapferkeit und Treue zur Ausführung dieses Beschlusses schritten und nicht abliessen bis sein edles Ziel von ihnen erreicht ward, — da begann die Heldenperiode in ihrer Geschichte.

Was aber in einer solchen Periode, durch hohe bürgerliche Tugend und mannhaft geführte Waffen, einem Volke an Ruhm und Freyheit erworben worden, müßte demselben wieder verloren gehen, wenn die Erinnerung an die Thaten und den Charakter seiner grossen Zeit in ihm erlösche. Diesen Verlust haben die Preussen nicht zu besorgen, so lange sie den Schatz der geistigen Bildung bewahren, dessen sie sich erst in den Tagen der Kirchenreformation und dann unter der Regierung ihres grossen Friedrichs bemächtigt haben, und den zu erhalten, zu läutern und zu mehren sie immer mit Eifer beflissen gewesen sind. Denn diese Bildung findet ihren schönsten Stoff und ihre kräftigste Nahrung in den Zügen hohen Muths und edler Kraft, die die Vaterlandsgeschichte ihr darbietet, und sie kann nicht fallen und nicht erlöschen lassen, was sie als so ermannend, stärkend und kräftigend für den Geist, als so erhebend für das Gemüth und als eine so untrügliche Bürgschaft für die errungene Freyheit erkennt; am wenigsten aber kann und wird sie das bey dem preussischen Volke, da dessen kühnes Auferstehen aus der Schmach der Unterdrückung einzig und eigentlich ihr Werk ist.

Hierüber hat schon in der Mitte jener grossen Zeit ein preussischer Patriote treffliche Worte gesagt*), die zu wiederholen in einer anderen Zeit gerathen seyn mag, in der es so weit gekommen ist, daß man sich nicht entblödet, das Licht der Cultur zu verläumden, als wäre es die Fackel des Aufruhrs. Jene Worte aber lauten also: „Was in Spanien angeborner Nationalstolz und glühender Religionseifer thaten, das bewirkte in dem kühlern Teutschlande und am hervorstechendsten in dem preussischen Staate die höhere geistige Bildung der Nation. Das Gefühl der Noth allein hätte keines Weges die glänzende, herzerhebende Erscheinung hervor gebracht, womit Preussen dem übrigen Teutschlande voran gieng. Ein dumpf hinbrütendes, nicht hell um und in sich selbst sehendes Volk hätte schwerlich in einem höchst zweydeutigen und noch gefährlichen Zeitpunkt den Aufruf seines Königs so schnell verstanden und so begeistert befolgt, als es im Frühling des Jahres 1813 die Preussen thaten; hätte der edlere Theil dieses Volks nicht auf einer Stufe geistiger Bildung gestanden, welches sein schmerzliches Gefühl einer unwürdigen Behandlung schärfte, welche ihm zu Speise und Trank noch edlere Gemüsse und Güter zum Bedürfnisse machte, welche es den hohen Werth seines Königs und

*) A. G. Eberhard in der Schrift: Die teutschen Schriftsteller. Was sie thaten, was sie für Unrecht leiden und was ihnen für Lohn gebührt. 8. Halle, 1814.

seiner Verfassung tief empfunden, die französische Politik auf's kräftigste und freymüthigste hassen, und die Verhältnisse nicht allein des Vaterlands, sondern auch der meisten übrigen Staaten Europa's klar durchschauen, und mit geübter Urtheilskraft würdigen ließ. Nicht der ungebildete, der niedrigere Theil des Volkes war es, der das überraschendste Beyspiel der glühendsten Vaterlandsliebe, der heldenmüthigsten freywilligen Aufopferung gab; sondern die Blüthen der frischen Jugend und des kräftigern Mannsalters aus den gebildetern und wohlhabendern Ständen flog aus Hörsälen, Studierzimmern, Gerichtsstuben und ruhigen Landsitzen hinzu, um Gut und Blut an die grosse Sache des Vaterlandes und der Menschheit zu setzen.

Von diesen aus kam ein Geist in die Heere, welcher Wunder der Tapferkeit that, wie sie uns fast fremd geworden waren; ein Geist, welchem die krampfhaftesten Anstrengungen der Feinde nicht widerstehen konnten; ein Geist, welcher den herrlichsten, alle frühern Hoffnungen überflügelnden Ausgang des Kampfes herbeyführte, und die wärmste Dankbarkeit der Mitwelt, wie die Bewunderung der Nachwelt im reichsten Maße verdient. Und dieser Geist ist unstreitig die gesegnete Frucht, von dem, was seit einer langen Reihe von Jahren die höhern Bildungsanstalten und die Denk- und Preßfreyheit in den meisten teutschen Staaten säeten, pflanzten und pflegten. Am meisten hatten diese heiligen Bildungsmittel — der äussern bedenklichen Verhältnisse in den letzten Unglücksjahren ungeachtet — sich in dem preussischen Staate erhalten, und darum bewährte sich auch in ihm die geistige Schnellkraft am schönsten, als der Tag der Befreyung anbrach. Man hat es lange als etwas Merkwürdiges bewundert, daß Friedrich II. nach geendigtem siebenjährigen Kriege das grosse Schloß bey Sanssouci baute; aber Friedrich Wilhelm III. that ungleich mehr, als er nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit eine neue Universität in Berlin stiftete, die Frankfurtische in Breslau wieder aufleben ließ, und beyde mit wahrhaft königlicher Großmuth ausstattete. Denk- und Preßfreyheit wurden auf ihrem alten einheimischen Boden, so viel als irgend zulässig war, in ihren Rechten geschützt. So erhielt sich der Geist aufrecht, auch in den Jahren der Trübsal, und König und Volk blieben würdig eines besseren Geschicks."

Literatur.

Versuch einer Beantwortung der Frage, ob die Aufhebung des Cölibats überhaupt, und zu gegenwärtiger Zeit insbesondere zweckmäßig sey, und ob Ständeversammlungen befugt seyen, in dieser Angelegenheit der Kirche mitzusprechen? 8. Ulm, Bohler, 1824. 9 Bogen. Unter den Fragen, welche der wallende Strom der Zeit-Ideen den Forschern zur Prüfung und den Regierungen zur Erledigung zugetrieben, ist die über den dem katholischen Priesterstande aufgedrungenen Cölibat eine der besprochendsten. In der vorliegenden Schrift erklärt sich über sie ein Mann, der, wie es scheint, bey ihrer Entscheidung nicht das mindeste persönliche Interesse hat; der aber das Interesse seiner Leser anspricht, durch den umfassenden Blick mit dem er sein Thema auffaßt, durch den Scharfsinn, mit dem er es erörtert, und durch die Ruhe, womit er das pro und das contra, worauf es bey ihm ankommt, darstellt und erwiegt. Ursprünglich hatte die Schrift nur die Bestimmung, der Wirtembergischen Ständeversammlung die Ansichten des Verfassers über den Gegenstand darzulegen; aber da die Sitzungen aufhörten, bevor der letzte zur Berathung kam, so entschloß sich der Verfasser, seinen Aufsatz, jedoch sehr erweitert, dem Publikum zu übergeben. Die Ausführung dieses Entschlusses verdient um so mehr dankbare Anerkennung, da die Frage von dem Cölibat in keiner anderen Schrift so kurz und klar und zugleich mit solcher Umsicht und Gediegenheit behandelt ist. Möchte auch diese verdienstliche Arbeit zur Förderung der guten Sache beytragen!

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



24. Januar. 4. 1824.

Jedermann sey Arbeiter und — Soldat!
Numa Pompilius.

Von dem Wehrstande in teutschen Landen.

Schon vor vielen Jahren — ehe noch die staatsrechtlichen Fragen, die jetzt die Welt bewegen, zu praktischem Interesse gekommen waren — hat Johannes Müller das klassische Wort gesprochen: „es beruhe alle wahre „Freyheit auf einer von den beyden Grund„festen, daß die Bürger Kriegsmänner, „oder daß die Kriegsmänner gute und „verständige Männer seyen." Wir nennen dieses Wort ein klassisches, nicht nur, weil es wahr und treffend ist, sondern auch weil es einen Grundsatz ausdrückt, von dem sich die Regierungen und die Völker nicht entfernen dürfen, ohne am Ende dafür mit ihrem Untergange zu büssen. Es muß aber auch in dieser Zeit — so bedenklich ihre Zeichen stehen — noch immer erlaubt seyn, es zu wiederholen, obgleich in demselben ein Begriff zur Sprache kommt, der jetzt unter die verhaßten gehört. Denn unter der „wahren Freyheit," für deren Grundlage der Tacitus der Eidgenossen eine volksthümliche Wehrverfassung erklärt, versteht er nicht zunächst den Inbegriff der vernunftmässigen Rechte, die die Regierten den Regenten gegenüber behaupten, sondern die Unabhängigkeit und den gesicherten Bestand der bürgerlichen Vereine, deren Erhaltung doch gewiß für die Häupter und für die Glieder dieser Vereine von gleichem Interesse ist.

Man muß dieses Wort für um so unbedenklicher halten, da die bekannte Behauptung des Ministers von Herzberg, daß nur eine ganz nationale Armee für unüberwindlich zu achten sey, im Grunde das nämliche aussagt. Denn der Sinn des Geschichtschreibers und des Ministers ist darauf gerichtet, die Lehre geltend zu machen, daß die Staaten gegen die Angriffe fremder Macht nur durch Wehranstalten gesichert seyen, deren Kraft in der Treue und in den Armen des Volkes liege, daß sie aber diese Sicherheit entbehren, wenn sie ihre Vertheidigung einer von dem Volke specifisch geschiedenen, blos durch das Interesse der Löhnung und die Strenge der Zucht bewegten, Soldatenkaste anvertrauen. Diese Lehre bestätigt die Geschichte der alten Welt an dem Beyspiele der Aegypter, der Perser, der Römer und einiger anderen Völker; sie giengen von dem Augenblicke an ihrem Falle entgegen, in dem der Kriegsdienst unter ihnen zu einem Gewerbe geworden war. Dieselbe Bestätigung hat uns aber auch die Geschichte unserer Zeit

gegeben. Die Soldheere aller europäischen Staaten erlagen vor den Volksheeren der Franzosen; als aber jene das Geheimniß der nationalen Kriegsführung ergriffen hatten, und mit Kraft und Besonnenheit übten, wurde ihnen in dem langen, unter so grossem Mißverständniß der gegebenen Lehren fortgesetztem Kampfe der endliche Triumph.

Dieser Triumph hat aber zu einem neuen Mißverständnisse geführt. Man hat nämlich in ihm das Ergebniß zu finden geglaubt, daß ein Volk, um gegen fremden Trotz und Hohn verwahrt zu seyn, gar keiner schulgerechten Soldaten bedürfe, und daß es um die Selbstständigkeit der Staaten zu erhalten, genüge, die ganze männliche Bevölkerung zu bewaffnen, und dann, wenn die Noth eintrete, die Sturmglocke anzuziehen. Diese Meynung wurde mit grossem Eifer und oft mit poetischer Begeisterung verfochten; die ernsten Beobachter aber haben wohl bedacht, was aus dem Menschenstrom geworden wäre, den wir gegen Napoleons Schaaren über den Rhein hinüber gewälzt haben, wenn nicht grosse Massen schulgerechter Soldaten ihm voran geschritten wären. Man hat, um jene Meynung zu unterstützen, sich auf die Worte berufen, welche der Lord Lansdowne im November 1814 im britischen Oberhause gesprochen hat. „Welche Macht, so sprach der Lord, hat Europa gerettet? Etwa die geregelten Heere? Sie sind alle geschlagen. Etwa die festen Plätze? Sie haben sich alle ergeben. Das ganze System der militärischen Vertheidigung lag nieder geworfen, zu den Füßen des Usurpators. Jedermann weiß, daß die Macht des Letztern vorzüglich durch jene patriotische Gesinnung umgestürzt wurde, die aus jedem Teutschen von Bildung einen Offizier, aus jedem Manne vom Volk einen Soldaten machte. Diese edle Gesinnung zu unterhalten und fort zu pflanzen, das ist der Zweck, der sich die Mächte vorsetzen sollten; das ist der einzige feste Grund, den man dem Systeme des

europäischen Gleichgewichts geben könnte.“ Diese Worte sprechen eine Wahrheit aus, die keine Nation vergessen oder vernachlässigen darf, ohne die Beute ihrer Feinde zu werden, daß nämlich die Stärke der Heere in ihrer patriotischen Gesinnung liege; aber sie sagen nicht, daß diese Gesinnung hinreichend sey, um die Fertigkeiten zu ersetzen, die der tüchtige Gebrauch der Waffen im Kriege fodert. Wo diese Fertigkeiten mit jener Gesinnung zusammen treffen, werden die Völker unüberwindlich; dagegen eilt, wie ein klassischer militärischer Schriftsteller dieser Tage bedeutsam nachweis't *), jeder Staat seinem Verfalle entgegen, wenn er das schützende Institut seines geregelten Militär's entbehren zu können vermeynt.

Daß wir mit diesem schützenden Institute nicht die stehenden Heere verwechseln, die, nachdem der König Philipp August von Frankreich, im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, das erste Beyspiel davon gegeben, allmählich in Europa aufgekommen sind, und im achtzehnten Jahrhundert ihre höchste Ausbildung erlangt haben, — diese Heere, die, indem sie vom Volke rein geschieden und ihm gegenüber gestellt, die Werkzeuge seiner Unterdrückung wurden, seine besten Kräfte verzehrten, lediglich durch mechanische Triebwerke gelenkt, alles moralischen Gehalts ermangelten, und in dem Augenblicke zertrümmert wurden, in dem ihnen andere Heere gegenüber traten, die die Macht der Ueberzeugung und der Gesinnung bewegte. Jene stehenden Armeen waren allerdings auch ein geregeltes Militär; aber die Reglung hatte sie zu bloßen Maschinen gebildet, die in reiner Passivität abliefen, nachdem sie aufgezogen waren; der menschliche Charakter dagegen, das heißt das Bewußtseyn des selbstständigen geistigen Lebens und eines moralisch bestimmten Zwecks, war in ihnen erloschen.

*) Der Graf von Bismark in seinem System der Reiterey rc. S. 68 — 87.

Unserer Zeit blieb es vorbehalten, die *schulgerechte* Bildung des Wehrstandes, mit dem *nationalen Charakter* zu vereinigen, und sie fand das Geheimniß in der *allgemeinen Verpflichtung zum Kriegsdienste* und in der *jährlichen Ausbildung* einer *Anzahl von Rekruten*, die groß genug seyn muß, um allmählich *der ganzen Nation militärische Fertigkeit zu geben*. Jene Bildung war unerläßlich, da die neuere Kriegführung, die ihre Aufgabe vermittelst des Feuers lös't, bey jedem einzelnen Krieger Fertigkeiten in der Behandlung der Waffen und in den Bewegungen voraus setzt, die nur durch Unterricht und Uebung erworben werden können. Der Zweck der Kriegführung aber ward gefördert, und zugleich in dem Heere der besagte nationale Charakter belebt, indem man den Soldaten nicht mehr eine ihn zum Sklaven herabwürdigende, sondern seine Menschen- und Bürgerwürde anerkennende und sein Ehrgefühl aufregende Behandlung angedeihen ließ, seine Bewaffnung und Bekleidung zweckmässiger einrichtete, allen Bocksbeuteleyen der alten militärischen Pedanterie ein Ende machte, in den Uebungen der Mannschaft ihre Bestimmung im Kriege vergegenwärtigte, allen Individuen dieselbe Laufbahn der Ehre und des Glücks aufthat, und das Heer aus lauter Eingebornen zusammen setzte. Gab man denn zugleich dieser Art von militärischer Bildung eine so weite Ausdehnung, daß der größte Theil der tüchtigen Jünglinge ihrer theilhaftig wurde, so empfieng allmählich die gesammte männliche Bevölkerung des Staats den Geist der Kriegsführung, und man konnte, wenn die Zeit der Noth erschien, mit grossen, vertrauten und des Dienstes wohl kundigen Heeren auftreten, ohne daß ihre Bereitschaft im Frieden die Länder gedrückt oder erschöpft hätte. In allen teutschen Staaten hat man diese Andeutungen begriffen, und wenn sie gleich nicht überall in derselben Vollkommenheit zur Vollziehung gekommen sind, so sind doch die

Grundsätze, auf denen sie beruhen zur Geltung, gelangt, und jeder Verständige muß darin einen der herrlichsten Fortschritte unserer Zeit erkennen, nicht nur weil auf solche Weise dem Kriegerstand die Würde wieder zu Theil wurde, die er in seiner früheren Herabwürdigung verloren hatte, sondern auch weil durch seine Veredlung die Unabhängigkeit der Staaten eine Bürgschaft erhielt, die sie zuvor entbehrten, und die ihnen, wenn sie anders sorgsam bewahrt und gepflegt wird, zu einem unverletzlichen Schirm gereicht.

Unterdessen ist der Sinn des teutschen Volkes, in so fern wir unter ihm die Menge verstehen, noch immer nichts weniger als *kriegerisch*. Es begreift nicht, daß es nur durch *kräftige Wehranstalten* in dem Besitze der Güter gesichert ist, die es für seine heiligsten hält; eben so wenig verdankt es den Regierungen die Auszeichnungen und die Vortheile, die sie seinen Söhnen gewähren, wenn sie dieselben zu den Fahnen rufen; und es hört nicht auf über die Steuern zu schreyen, die es zu Erhaltung des Wehrstandes beytragen muß, der doch von dem einzelnen Staate nicht entlassen werden kann, während rings um ihn her die ganze Welt unter den Waffen steht. Es wird umsonst seyn, daß man die, die das Unvermeidliche nicht begreifen und nicht anerkennen, was ihnen heilsam ist, zu *überzeugen* suche; festes Beharren auf dem Rechten und Löblichen wird sie endlich *überwinden*. Wir andern finden schon darin eine grosse Beruhigung, daß nun in Teutschland überall wieder ein wohlgeordneter, ehrenhafter und nationaler Wehrstand hergestellt ist, und daß seine Aufbringung, so wie seine Organisation nicht mehr von eitler Fürstenlaune abhängt, sondern unter dem Schutze der Gesetze steht. Sodann fassen wir die Hoffnung, daß aus diesem Wehrstande ein Sinn für Kraft, Tüchtigkeit und Gediegenheit in das Volksleben ausgehen werde, der aus dem wohlhergebrachten, bequemen und schlaffen Philisterthum unmöglich entspriessen konn-

te. Endlich erlauben wir uns noch gar das Geständniß der Ketzerey, daß militärischer Geist den Völkern bleiben müsse, als eine Schutzwehr gegen die moralische Fäulniß und Erlahmung in die eine für alle Zeiten gegebene Verzichtleistung auf den Gebrauch gerechter Waffen sie versenken würde; und wir halten es deßhalb mit dem oben angeführten klassischen militärischen Schriftsteller, für einen edelmüthigen Wunsch, „daß die „Vorsehung Europa nicht zu einem ewigen „Frieden verdammen", und daß es nicht des Glückes theilhaftig werden möge, das China schon lange genießt, „in starre Ruhe zusammen zu sinken."

Napoleon und Riego, im Reiche der Schatten.

Napoleon. Sie haben den Glanz, der Ihren Namen eine kurze Zeit umgeben hat, theuer erkauft, General! Wenige der Helden auf dem Welttheater haben so tragisch geendigt, wie Sie.

Riego. Ich kann meine Laufbahn und meine Katastrophe nicht mit der ihrigen vergleichen, Sire! Aber in einem Punkte müssen wir beyde, und überhaupt alle Unglücklichen von der illustern Classe zusammen treffen, nämlich in der Ueberzeugung von der unaussprechlichen Schlechtigkeit und Nichtswürdigkeit der Menschen dieser Zeit. Es ist alle geistige Selbstständigkeit in ihnen gänzlich erloschen, und für ihr Wollen und Handeln erkennen sie kein Motiv mehr, als ihren Eigennutz. So lange das konstitutionelle System in Spanien siegreich blieb, war ich der Abgott des Volkes; sobald es mich aber überwunden sah, trat es mich mit Füssen; und unter meinen eifrigsten Verfolgern fanden sich viele, die ich im Laufe der Revolution mit den größten Wohlthaten überhäuft und einige, denen ich das Leben gerettet hatte. Unter den letztern befand sich selbst der König.

Napoleon. Ich hatte auch einige Ansprüche auf Dankbarkeit und an manchen Orten wohl recht grosse. Die Welt weiß, wie sie erfüllt worden sind. Aber ich muß die Wahrheit sagen, ich habe immer die Menschen zu gut gekannt, als daß ich je auf ihre Erfüllung gerechnet hätte. Der müßte doch ein Fremdling in der Geschichte unseres Geschlechts seyn, der nicht wüßte, daß es ewig mit dem Strome der Ereignisse schwimmt, und daß Niemand, den es heute vergöttert, sicher ist, Morgen von ihm verflucht zu werden.

Riego. Ich habe die Menschen für besser gehalten, und ich habe geglaubt, sie seyen es werth, daß man für ihre Freyheit und für ihr Recht etwas wage. Mein Irrthum ist schrecklich berüchtigt worden.

Napoleon. Wenn der Preis blos Ihr Leben war, so war die Sache noch erträglich. Aber, General! man muß auf dem Schlachtfelde sterben, und nicht am Galgen.

Riego. Die Todesart, der man mich überlieferte, hat nicht mich entehrt, sondern die ungerechten Richter, die sie verhängten. Auch hat sie dem System, gegen das ich die Waffen ergriffen habe, mehr geschadet, als dem, das ich vertheidigte.

Napoleon. Das heissen wir einen leidigen Trost; er ist auch nicht ein Mal gegründet. Das System des Absolutismus hat auf der Halbinsel den Sieg erlangt, und es wird ihn so lange behaupten, als es durch die überwiegende Gewalt unterstützt ist. Auf moralische Eindrücke muß man heut zu Tage nicht mehr rechnen. Sie sind an diesem eigennützigen feigen Geschlechte verloren. Es wird sich immer auf die Seite schlagen, auf der es die Macht und den Sieg erblickt. Ihre schmähliche Hinrichtung hat dem konstitutionellen System in dem Urtheile der Menge einen unauslöschlichen Schimpf angehängt. Das war von den Absolutisten wohl berechnet. Wenn man eine Meynung ausrotten will, so muß man die, welche sie vertreten, mit Schande bedecken.

Die Welt fragt nicht, ob diese Schande verdient ist, aber sie wendet sich immer von dem ab, der sie leidet.

Riego. Wie hätte ich solcher Mißhandlung entgehen können?

Napoleon. Das konnten Sie, General! Wer in Revolutionen eine Rolle spielt, muß immer eine Pistole für sich selbst in der Tasche haben. Unter politischen Parteyen giebt es keine Kapitulationen und keine Amnestie, und kein drittes zwischen dem Sieg und dem Tode. Die Menschen, die das Leben für das Höchste der Güter halten, müssen in bürgerlichen Kriegen auf die Ehre, die in ihnen erworben wird, Verzicht leisten.

Riego. Ich ergab mich der Gefangenschaft, weil ich mir keines Verbrechens bewußt war, udd weil ich, als Militär, unter dem Schutze eines Gesetzes stand, das von allen civilisirten Nationen der Welt respektirt wird.

Napoleon. Wären Sie von den Franzosen gefangen worden, so hätte ihnen der Schutz dieses Gesetzes nicht entgehen können. Aber Sie lieferten sich einer Partey aus, die sich Ihnen gegen über nicht an den Koder des Völkerrechts gebunden glauben konnte, und in deren Augen Sie für einen Rebellen galten. Was konnten Sie von dieser Partey erwarten, indem Sie Ihr Schicksal in ihre Hände legten? — Entweder mußten Sie die Hand voll Bauern, die sich Ihrer bemächtigten, zerstreuen, was vielleicht durch einen einzigen Pistolenschuß hätte geschehen können, oder sie mußten im Kampfe mit ihnen sterben.

Riego. Das war mein Irrthum, daß ich die Gegner des konstitutionellen Systems des Verbrechens für unfähig hielt, das sie an mir begangen haben, und ich habe für diesen Irrthum schwer gebüßt. Doch sind das nicht die schlechtesten Menschen, die ihre Feinde für besser halten, als sie sind.

Napoleon. Aber sie sind nicht die klügsten; und wer sich ein Mal in den Strudel politischer Bewegungen stürzt, muß in ihm nicht durch die Tugenden des Privatlebens glänzen wollen. Hier giebt es kein Verdienst und keinen Ruhm, als den des festen Willens, der unverwandt seinen Zweck im Auge hat, und Leben und Tod an seine Erreichung setzt. Diesen Ruhm haben die Häupter der spanischen Revolution nicht erworben, und wie die Nachwelt auch das Ziel billigen mag, auf das sie strebten, so wird sie doch nie den Charakter achten, den sie in ihrem Streben erwiesen haben.

Riego. Sie wird uns verdammen, weil wir unglücklich waren.

Napoleon. Die Nachwelt ist in ihren Urtheilen immer gerechter, als die Gegenwart, weil die Täuschungen des Vorurtheils und der Leidenschaft weniger mächtig über sie sind. Aber sie wird unter den Lenkern der spanischen Revolution nur einen Helden nennen; und das ist Mina, der vom Anfange bis zum Ende allein sich gleich geblieben, und das mit Würde geführte Schwert, mit Ehre in die Scheide gesteckt hat. Wäret ihr andern lauter Mina's gewesen, so hätten die Sachen wohl einen anderen Gang genommen. In dem Augenblicke, in dem die Franzosen über die Bidassoa giengen, hätte dieser General, mit unumschränkter Vollmacht zum Diktator ernannt werden sollen. In großen Gefahren kann man die Staaten nur durch große Maßregeln retten. Das ist die Zeit, wo die liberalen Constitutionen, die nur für die Tage des Friedens taugen, suspendirt werden müssen. Ihr thatet aber gar nichts, als daß ihr, vor der Armee, die in euer Land eindrang, zurück wichet, und als ihr euch in der Mausfalle von Cadix eingesperrt sahet, euch auf Diskretion ergabet. Man konnte nicht erbärmlicher enden.

Riego. Die Zeit wird die Hülle lüften, die noch auf den Ereignissen liegt, und das Geheimniß der Verrätherey offenbaren, das die Quelle unserer Unglücksfälle war.

Napoleon. Solche Geheimnisse muß man

im Laufe der Begebenheiten entdecken, oder was noch besser ist, ihnen vorbeugen. Ihre spätere Enthüllung rechtfertiget den, der durch sie zu Grunde gegangen, nie, vielmehr erhöht sie den Ruhm dessen, der durch sie die Ueberlegenheit seines Genie's und seiner Berechnungen erwiesen hat. Uebrigens seyd ihr Häupter der spanischen Revolution sehr zu beklagen. Die Servilen lassen euch ihre Rache bitter genug empfinden; die Constitutionellen aber fordern von euch Verantwortung für den Untergang ihres Systems, das ihr ohne Kraft und Einsicht vertheidigt habt. Da bleibt euch nichts übrig, als daß ihr euch von dem Schauplatze des öffentlichen Lebens schweigend in die Einsamkeit zurück ziehet, und euere Geduld durch die Hoffnung besserer Zeiten stärkt.

Riego. Diese Hoffnung ist kein Traum; und es sind gerade unsere Feinde, die am meisten dazu beytragen, ihre Erfüllung zu beschleunigen.

Napoleon. Gewiß befestigt sich eine Regierung nicht, die, nach einem geendigten Bürgerkriege, von der wiedererlangten Gewalt keinen edleren Gebrauch zu machen weiß, als den, sich an ihren Feinden zu rächen. Aber wenn die spanische Regierung sich auch zum zweyten Mal zu Grund richtete, würde denn das der Anfang besserer Zeiten seyn? — Da sehen wir den Fluch der Revolutionen. Sie schleudern das Schicksal der Völker dem Zufalle hin, und befreyen sie nie von einem Uebel, ohne sie in ein anderes zu stürzen. Diese Erfahrung hat Spanien seit einer Reihe von Jahren gemacht, und es wird sie noch lange machen, bis endlich der Friede in seine Gauen zurück kehrt.

Riego. Mein armes Vaterland!

Miscellen.

1.

Wenn Napoleon, nachdem er Teutschland, unter dem Titel der Bundesgenossenschaft, seiner Macht unterworfen hatte, auch dießseits des Rheins sein polizeyliches Spionir-System organisirte, um den freyen Schwung der Meynungen zu hemmen, und ein allgemeines Schweigen der Geister zu bewerkstelligen, that er etwas, was eigentlich Niemand befremden konnte; weil nicht zu erwarten ist, daß eine Autorität, die auf ungerechter Gewalt beruht, der Gerechtigkeit gestatten werde, ihre Stimme zu erheben. Auch hatte ja lange zuvor schon die Geschichte in hundert Beyspielen nachgewiesen, daß die Meynungen und die Rede nur unter denjenigen Regenten frey seyen, die im Einverständnisse mit den Völkern regieren. Es war aber ein recht entwürdigender und sorglicher Zustand, den Napoleon auf solche Weise in unserem Vaterlande zu Stande brachte. Werden unsere Nachkömmlinge der Schilderung glauben, die Jean Paul *) von ihm gegeben hat? „Es durfte nichts geschrieben werden, Zeitungen ausgenommen, und hier bekamen wir aus der Trompete der Fama statt des rechten Stücks, nicht viel mehr, als den Speichel, den der Trompeter nach dem Windblasen ausschüttelte. Die politischen Monatschriftsteller hörten sich immer kahler und zu ganzen Glatzen, damit man ihnen nicht in die Haare käme. Auf der Leipziger Büchermesse wollte der Despotismus, der Größtherr gleich dem Großherrn, sich nur von gelehrten Stummen bedienen lassen. Politische Philosophie auf Druck- und Schreibpapier war so verboten, wie papierne Laternen in Ställen, damit kein Feuer auskäme. Das belagerte Teutschland glich einer belagerten Stadt, worin man die Fenster mit Mist zumacht. Gab einer aber Licht, so fieng gleich der eine und der andere Censor an, das Licht, wie einen Mohren, so lange weiß zu waschen, bis es sich gebrochen, und verdunkelt hatte. Da nichts zu einer Uni-

*) S. dessen Mars und Phöbus, Thronenwechsel, i. J. 1814. S. 22.

versal-Monarchie weniger paßt, als Universitäten, welche dem kriegerischen Rector Magnificus Europas, oder dem Prorector Gottes den wissenschaftlichen entgegen stellen: so wurden die Universitäten, gleichsam die Reserve-Festungen der Teutschen, belagert und geschleift. Die Sonne, mit ihrem Sonnengotte, durfte nicht, wie unter Josua, stehen bleiben, sondern mußte unter dem neueren Josua auf seinem Wege weniger nach, als aus dem gelobten Lande früher untergehen, um so noch besser seinen Schlachten zu dienen." — Welch' ein klägliches Gemälde! Und doch giebt es eine Menge Leute, die sich aus allen Kräften bemühen, in dem lieben teutschen Vaterlande sein Original auf's Neue zu realisiren; und aber drein behaupten diese Leute, sie seyen die Verfechter der Thronen und jeder legitimen Regierungsgewalt. Wer möchte in die Clientel solcher Verkehrtheit sich begeben?

2.

Die Klagen werden immer lauter, daß die teutschen Ständeversammlungen nicht leisten, was sie vermöge ihrer Stellung zu den Regierungen wohl leisten könnten, und was das Volk mit allem Rechte von ihnen erwarte. Ja der Verdruß hat schon oft recht bitter das Wort ausgesprochen, das ganze Repräsentationswesen sey ein eitles Spiel der Zeit und eine Larve des ministeriellen Despotismus, erfunden, um durch Täuschung zu erlangen, was die offene Gewalt durchzusetzen für bedenklich halten müßte. Es ist nicht zu läugnen, daß die Geschichte einiger Nachbarstaaten, selbst in der neuesten Zeit, Erscheinungen dargeboten hat, in denen dieses Wort seine volle Bestätigung gefunden; aber es könnte nur mit Unrecht auf die teutschen Ständeversammlungen angewendet werden. Notorischer Massen ist der Gang der Zeit dem Systeme immer ungünstiger geworden, auf dem die letzteren be-

ruhen; auch ist der Einfluß, den diese Ungunst auf die Richtung und den Charakter ihrer Thätigkeit gehabt hat, nicht unbemerkbar geblieben; überdieß wäre es vergeblich gewesen zu erwarten, daß in dieser Anstalt nicht auch der Menschlichkeit ihr Spielraum vorbehalten bleiben werde. Immer bilden sich, wenn es gleich nicht in dem reinen Geiste des konstitutionellen Systems liegt, in demselben die Regierungen und die Stände als Gegensätze aus; ist aber ein Mal diese Stellung genommen, so benützt jede Partey die Vortheile, die die Zeit ihr bringt, um sich zu befestigen. Doch ist dieß von keiner teutschen Regierung in einer Art geschehen, die den Vorwurf der Arglist oder der Untreue hätte rechtfertigen können, sie haben alle ihren Ständen gegenüber die teutschen Tugenden der Wahrheit und Rechtlichkeit bewahrt; die Stände aber hätten in dieser bedenklichen Zeit den Feinden des konstitutionellen Systems durch nichts mehr dienen können, als durch einen der verständigen Berechnung der Dinge ermangelnden Muth. Wenn auch das Gute, was in der Saat unserer Leiden aufgegangen, nur langsam reift, sollen wir es um deswillen ausreuten oder zertreten? Und was würde uns bleiben, wenn wir solchen Muthwillen uns erlaubten? Was würde uns Bürgschaft für die Verheissungen leisten, mit denen man vielleicht bereit wäre, unserer Thorheit entgegen zu kommen? — Man lese die Verhandlungen des letzten Landtages, der im Großherzogthum Hessen statt gehabt. Welcher Unbefangene wird nach solcher Lösung das ständische Wesen in Teutschland noch für leer und nichtig, oder für illusorisch halten können? Und wer erkennt nicht mit Achtung die würdige Stellung, die die Repräsentanten dieses Landes behaupten, und den Ernst, die Umsicht und den Anstand, den sie neben lebendiger Darstellung der Verhältnisse und freymüthiger, edler Unbefangenheit bewährt haben? Was aber einer aus ihrer Mitte über den Werth der Oeffentlichkeit in der

Staatsverwaltung, die ohne das konstitutionelle System nicht vorhanden wäre, wenigstens keine Garantie hätte, geäussert hat, müßte uns dieß System allein schon werth machen, selbst wenn es sich auch in anderen Rücksichten verschlechterte: „Unstreitig — sagte dieser Redner, ist die Oeffentlichkeit der innern Verwaltungshandlungen der Regierungen einer der wesentlichsten Vorzüge der repräsentativen Verfassung. Sie erzeugt und befestigt das Vertrauen des Volks zu der Staatsregierung; sie weckt den Gemeingeist, der für die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt von so grosser Wichtigkeit ist; (was aber nicht alle Leute glauben,) sie erklärt die erfreuliche Erscheinung, daß in unsern Tagen die Staatsangehörigen in Aufopferungen für das Gemeinwohl und Ergebenheit für die Regierungen wetteifern. Auf der andern Seite ist jene Oeffentlichkeit in verfassungsmässigen Staaten ein wahres Bedürfniß für die Minister. Sie ist die Schutzwehr ihrer Verantwortlichkeit und ihrer Ehre, und indem sie durch die Anerkennung und Billigung ihrer bisherigen Handlungen ihnen zugleich die unabänderliche Richtschnur für die Zukunft giebt, wird sie in beständiger Wechselwirkung die größte Wohlthat für die Regierung und die Regierten, eine der mächtigsten Stützen des innern Staatslebens."

Wöchentlich erscheint von dieser Zeitschrift ein Stück von einem Bogen. Am Schlusse des Jahrs werden Titelblatt, Vorrede und Register nachgeliefert, so, daß das Ganze — das etwas mehr als eine bloß ephemerische Existenz verdienen dürfte — gebunden werden kann. Der jährliche Preis ist, mit Einschluß der Stempeltaxe, auf 5 fl. rh. oder 3 Rthlr. sächs. gesetzt, welcher Betrag bey Empfang der ersten Nummer entrichtet wird. Die Bestellungen können bey allen Löbl. Postämtern gemacht werden, welche sich an die Königl. Löbl. Haupt-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition nach Stuttgart zu wenden haben, welche, einer besondern Uebereinkunft mit dem Verleger gemäß, im ganzen Königreich obigen Preis nicht erhöhen wird. Monatlich ist diese Zeitschrift auch in allen soliden Buchhandlungen Teutschlands im nämlichen Preise zu bekommen. Für ganz Sachsen nimmt Herr Carl Cnobloch, Buchhändler in Leipzig, Bestellungen an. Die nächstgelegenen Abnehmer belieben sich an den Verleger zu wenden.

Ellwangen, im Königreich Würtemberg.

Schönbrod'sche Buchhandlung.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



31. Januar. 5. 1824.

Helden erschüttern die Welt, die zertrümmerte bildet ihr Denkmal;
Und mit dem Zeitstrom braust kühner und lauter ihr Ruhm.
Saamen nur streu'n die Weisen indeß in die sittliche Zukunft,
Ob aus Ruinen vielleicht köstliche Saaten erblüh'n.

Brinkmann.

Bemerkungen über Hannover.

Das Königreich Hannover, das eine von den Höhen des Harzes und des Sollinger Waldes, durch die Flußgebiete der Elbe, der Weser und der Ems gegen die Nordsee herabfallende Fläche ist, hat nur einzelne fruchtbare Gegenden, in denen das mildere Clima und der bessere Boden den Fleiß des Landmannes reichlich lohnet. Dagegen gewähret die Oberfläche seiner Gebirge beynahe nichts, als die Erträgnisse des Waldes, und in den Niederungen breiten sich die Haiden des nördlichen Teutschlands aus, — dürre Sandfelder von Nadelholz-Waldungen oder sumpfigen Mooren durchzogen, und nur kärglich oder auch gar nicht vergeltend, was die cultivirende Hand ihnen anvertraut. Welche Unterschiede der natürlichen Ausstattung treten uns entgegen, wenn wir unser gesegnetes Wirtemberg mit Hannover vergleichen? Jenes umschreibt 355, dieses aber 695 Quadrat-Meilen, und doch übersteigt die Bevölkerung des erstern die des letztern um 11,000 Seelen; auch wohnen in Wirtemberg auf der Quadrat-Meile im Durchschnitt 4070, in Hannover aber nur 2064 Menschen.

Der Canzley-Rath Ubbelohde hat dem Publikum in seinem Statistischen Repertorium über das Königreich Hannover genaue Nachweisungen über den dortigen Bevölkerungsstand gegeben. Nach denselben stellt sich in sechs Landdrosteyen und in der Berghauptmannschaft Klausthal, in die das Königreich seit 1822 eingetheilt ist, die Zahl der Feuerstellen und der Einwohner in folgenden Sätzen dar:

L. D. Hannover	38,938 Feuerst.,	374.336	Einw.
— Hildesheim	45,844	— 298 339	—
— Lüneburg	35,540	— 263,880	—
— Stade	36,143	— 207,212	—
— Osnabrück	37,035	— 226,101	—
— Aurich	26,174	— 140,348	—
B. H. Klausthal	2,727	— 23,910	—

Summe: 222,401 Feuerst., 1,434,126 Einw.

Im Jahre 1812 fanden sich, nach westphälischen und französischen Zählungen, in den Provinzen, die jetzt zum Königreiche gehören, nur 1,305,303 Menschen. Folglich hat sich die Volksmenge innerhalb neun Jahren um 128,821 und in jedem Jahre um 14.313 Individuen vermehrt. Es ist also auch diesem Lande der Segen einer

ungewöhnlichen Zunahme der Bevölkerung zu Theil geworden, den unsere Zeit den meisten Ländern des Continents mit einer Freygebigkeit beschieert hat, die bey vielen Beobachtern des Weltlaufs eine Ursache von ernsthaften und wohl begründeten Besorgnissen geworden ist.

Dieses schnelle Wachsthum der Menschenzahl erfolgt aber auch in Hannover nicht als Wirkung eines glücklichen oder behaglichen Zustandes seiner Bewohner. Vielmehr erschallen auch von dort her die Klagen, die nun alle Länder erfüllen, über Stockung des Handels, über Ertragslosigkeit der industriellen Gewerbe, über drückenden Geldmangel und über die unaufhörlich steigende und nirgends eine Aussicht auf Hilfe darbietende Verarmung der grossen Volksmasse in den Städten und auf dem platten Lande. Wie überall sind aber auch hier die Klagen am lautesten über die aus dem tiefen Stand der Preise aller Agricultur-Produkte hervor gehende traurige Lage des Landmannes, die durch Stockung der Staats- und Grund-Abgaben, Zahlungsrückstände, Conkurse und Nothverkäufe sichtbar wird. Ja es wird sogar bemerkt, daß die Völlerey furchtbar über Hand nehme, weil sie in der Wohlfeilheit des Branntweins einen neuen Reitz finde und viele Bauern durch den Mißmuth über ihren Zustand dazu verleitet werden. Es ist kein Umschwung der Dinge voraussichtlich, der diesem Nothstande zu steuern oder auch nur ihn zu mildern verhiesse; und wenn die Thätigkeit der Landwirthschaftlichen Gesellschaft zu Celle in Förderung neuer Versuche und Unternehmungen, so wie die der Regierung in Trockenlegung von Sümpfen, Befestigung von Ufern, und Erleichterung der bauerschaftlichen Lasten sehr löblich ist, so reichen doch die Bestrebungen der einen und der andern nicht hin, um zu beseitigen, was durch die allgemeine Zerrüttung des Nahrungsstandes unvermeidlich geworden ist.

Uebrigens hat man auch in Hannover die Kunst noch nicht erfunden, die herrschende Noth

durch Minderung der Staats-Abgaben erträglicher zu machen. Die Landessteuern — die ein langes Register mannigfaltiger Zahlungen, von der Grundsteuer an bis auf die Personen-Steuer hinaus, ausmacht, beträgt jährlich 3½ Million Thaler, — und das ist gewiß viel für ein Land, in dem sich, bey dem besagten Umfange, 800,000 Morgen unangebauter Boden finden, das nur einzelne Strecken von vorzüglicher Erträglichkeit darbietet, in dem Erwerblosigkeit, Armuth und Betteley mit jedem Tage mehr über Hand nehmen und in demselben Verhältnisse die baaren Geldvorräthe verschwinden.

Die Stimme des Gewissens in der Finanz-Verwaltung.

Als nach dem Umsturze des Königreichs Westphalen die dortige nichtswürdige und verderbliche Finanz-Verwaltung mannigfaltig besprochen wurde, ergriff ein achtungswürdiger teutscher Schriftsteller die Gelegenheit, um zu beweisen, daß der Staatshaushalt nur bey pflichtmässiger Treue seiner Verwalter rechtlich und gedeihlich geführt werde, und er erläutert seinen Satz mit den Beyspielen von Necker und Pitt. Man werde, sagt er, in dem Werke des erstern „Ueber Finanz-Verwaltung" von dem religiösen Sinn ergriffen, der ihn beseelte, und durch den er den Fluch des Leichtsinns aus den öffentlichen Geschäften verbannt habe. „Dieser Leichtsinn, fährt dann der besagte Zeuge fort, mit einer bis zur Selbstanbetung verirrten Selbstsucht, verhöhnte die mühesamen, tausendjährigen Werke der Väter und hatte Lust an ihrer Zerstörung; scherzend und lachend räumte er den Sittenzwang weg und gab das Interesse als höchstes Gebot. Das Lachen ward indeß schrecklich vergolten, und man braucht nur auf die überstandene Schreckenszeit hinzudeuten, um bey Jedermann das lebhafte

Gefühl zu erregen, daß ohne religiöse Gewissenhaftigkeit das Finanzwesen eines Staates nicht gedeihen könne. Das glänzendste Beyspiel davon gibt Pitt. Arm unter den Schätzen des reichsten Volks der Erde, streng gegen die Freunde, unzugänglich den Schlichen der Untergebenen, sparsam und freygebig nach Zweck und Umständen, rastlos arbeitsam, um den Geist und das Wesen eines jeden Geschäftes richtig zu erkennen, und es darnach fest und sicher zu behandeln, — bewies dieser grosse Mann durch sein Beyspiel, daß religiöse Gewissenhaftigkeit sich bey dem ungeheuersten Staatshaushalte, den es giebt, und in den gefahrvollsten Zeiten üben und bewahren läßt. Seine grossen Eigenschaften kann nicht jeder Finanzminister besitzen, aber seine Gewissenhaftigkeit darf keinem fehlen. Sie adelt die Finanzverwaltung, die ohne sie in der schmutzigen Arbeit des Geldnehmens und Geldgebens, und aus der Plünderung des einen zur Bereicherung des andern besteht; wobey man höchstens die grössere oder geringere Geschicklichkeit oder Verschämtheit bemerken kann."

Diese Betrachtungen werden bey manchen Arbeitern in dem Felde der Finanzen ein mitleidiges Lächeln erregen, nämlich bey denen, welche die Zwecke der Staatsverwaltung oder den Willen der Herrscher für das höchste Gesetz halten, und des unerschütterlichen Glaubens leben, daß die Gewissenhaftigkeit wohl in den Kreisen des Privatlebens eine Tugend sey, in den öffentlichen Geschäften aber die Rolle des alten Weibes spiele. Das sind die Herrn, welche kein Bedenken getragen haben, die Staatsschulden auf das Drittel ihres Nennwerthes herab zu setzen, oder gar zu vernichten, vertragsmässige Verbindlichkeiten, so bald sie dem finanziellen Interesse unzuträglich schienen, für ungültig zu erklären, das Vermögen der frommen Stiftungen zu plündern, das Eigenthumsrecht der Unterthanen zu verletzen und zu beschädigen, als ob es gar nicht bestünde, und durch Wort und That den Grundsatz geltend zu machen, der Staatsherrscher könne fordern und nehmen von dem Vermögen der Beherrschten, was ihm beliebe, jeder Zweifel an seiner Berechtigung aber sey der erste Grad des Aufruhrs. Dieser Grundsatz enthält die Theorie der Gottlosigkeit in der Verwaltung der Finanzen. Wir sind, währed Napoleons Reich noch bestand, die erstaunten Zeugen davon gewesen, wie er in manchen Filialstaaten dieses Reiches, mit unbegreiflicher Frechheit von den Regierungen selbst klar ausgesprochen, und mit empörender Grausamkeit geübt wurde. Wir haben aber auch die jämmerlichen Folgen davon gesehen; und da es der Tugend nicht möglich ist, so bald als der edle Wille es wünscht, wieder herzustellen, was das Laster zerstört hat, so werden sie in vielen Ländern noch immer schmerzhaft empfunden.

Aber noch immer wird auch in vielen Ländern, in der Verwaltung des öffentlichen Haushalts diese Tugend oder die religiöse Gewissenhaftigkeit, von der oben die Rede war, vermißt, und so sehen auch wir in unserem Theile die Erfahrung der Alten bestätigt, die bey ihnen zum Sprichworte geworden, „daß die Gerechtigkeit in den Kammern nicht einheimisch sey. Wir haben vernommen, wie der Grundsatz der in dem Finanzwesen waltenden Gottlosigkeit laute. Ihm steht der Grundsatz der Gewissenhaftigkeit entgegen, vermöge dessen Recht und Treue die festen Normen der Bestimmung und Erhebung der Abgaben seyen, und nur das pflichtmäßig ausgemittelte Bedürfniß der Gesammtheit zu ihrem Maßstabe dienen darf. Es fehlt noch viel, daß dieser Grundsatz in den Finanz-Verwaltungen zu der gesetzlichen Autorität gelange wäre, die ihm gebührt. Aber warnend bezeugt uns die Geschichte, hinweisend auf die Trümmer so vieler Reiche und Thronen, wo sein Gegentheil hinführe; und wir selbst, indem wir die Verarmung der Länder,

die Muthlosigkeit und den Mißmuth der Völker und die Zerrüttung in den Verwaltungen sehen werden, durch diesen Anblick inne, welch' ein grosses öffentliches Unglück es sey, wenn jener Grundsatz in dem Bewußtseyn der öffentlichen Verwalter erlöscht.

„Ich finde — sprach Heinrich IV. — Niemand, der mich in meinen vielfachen Bekümmernissen so kräftig trösten könnte, als Sully." Welch' ein rührendes Wort! Aber der gute Heinrich hätte es nicht aussprechen können, wär' ihm nicht das Kleinod eines gewissenhaften Finanzministers zu Theil geworden.

Letztes Wort über den Wirtembergischen Handel *) von dem Verfasser der in Nr. 39 und 45 vorigen Jahrgangs über diesen Gegenstand enthaltenen Aufsätze.

Es mag dem Verfasser der Bemerkungen über den Wirtembergischen Handel, die in Nr. 39, 1823, dieser Blätter enthalten sind, und die eine für kundige Leser gewiß nicht uninteressante Discussion veranlaßt haben, erlaubt seyn, noch einiges über das in Nr. 51 mitgetheilte Wort „Ueber die Wirtembergische Handelsbilanz" zu sagen, was vielleicht dazu dienen kann, den Gegenstand aufzuklären.

Nicht aus einseitiger oder egoistischer Ansicht, sondern um durch ein Beyspiel die Wahrheit zu illustriren, wie wenig jetzt durch den Handel verdient wird, ward in den Bemerkungen rc. die Erfahrung eines einzelnen Hauses angeführt, in die sich mit demselben, wenn gleich in andern Artikeln, unzählige Häuser in Teutschland theilen. Die Behauptung aber in Nr. 51 „daß die „Erfahrungen Einzelner hier nichts entscheiden, „die Erfahrung im Ganzen dagegen für die „Sache spreche," ist nicht zu rechtfertigen. Denn der Staat besteht aus Individuen und das Nationalvermögen aus dem Besitzthum derselben. Wird der Letztere vermindert, so hat doch gewiß der Staat verloren, und ist die Erfahrung eines Einzelnen, die von vielen, so kann der Einfluß derselben auf das Ganze nicht zweifelhaft seyn.

Allerdings ist das Salär für Commis, Packer rc. Nationalgewinn. Aber wenn der Kaufmann in eine Lage versetzt wird, in der ihm alle Mittel zum Erwerb entgehen, so muß er entweder auswandern, oder leichtsinnig forthandeln, und banquerout machen. Eine Hauptursache des Falls vieler Häuser liegt in der unbeschränkten Conkurrenz, welche alle Theoretiker verlangen, dabey aber übersehen, daß sie das Nationalvermögen angreift, zur Unsittlichkeit und Schwindeley führt, und auf alle Gewerbe nachtheilig wirkt. Der Verfasser der Antwort auf die Bemerkungen rc. hat sich den Chef eines Geschäfts blos als ein geistiges Wesen gedacht, welches zu seinem Lebensunterhalt nichts braucht, und im Geschäfte selbst nur als Thätigkeitsprincip wirkt. Wenn es sich so verhielte, würden allerdings der Klagen weniger seyn, und der Handel könnte noch lange in seinem jetzigen Siechthum fortbestehen, ohne ganz aufzuhören.

Die Behauptung, daß ⅓ des Bedarfs von Seidenwaaren, Tüchern und Baumwollenwaaren eingeschwärzt werden, erscheint allerdings durch die ihr entgegen gestellte Berechnung unhaltbar, oder wenn man will, lächerlich. Es ist aber zu wissen, daß Memmingers Durchschnittssumme von 1811—1821 reicht, daß sich seitdem die Verhältnisse, wegen Erhöhung der Zölle, sehr geändert haben, und daß nur von dem gegenwärtigen Stande des Handels die Rede war. Es ist Thatsache, daß sich die Zolleinnahme seit 7 Jahren unaufhörlich vermindert hat. Was ausgeschwärzt wird, geht gewöhnlich transito, und der Gewinn am Zoll und im Handel ist unbe-

*) Mit dem die Verhandlungen über diesen Gegenstand in diesen Blättern beschlossen werden. A. d. R.

deutend. Da nur feine Tücher berücksichtigt wurden, konnte die Ludwigsburger Fabrike, die nur ordinäre Waare verfertigt und selbst für das Militär den Bezug der feinern aus dem Auslande nicht ausschließt, nicht in Anschlag kommen. Ob übrigens der Staat mit Nutzen für sich und die Gewerbe das Ludwigsburger Geschäft betreibe, mag der Beurtheilung der Sachkundigen überlassen bleiben.

Und nun noch einige die Wirtembergische Handelsbilanz betreffende Bemerkungen!

Bey der Ausfuhr ist das baare Geld nicht in Anschlag gebracht, während sich doch bey demselben ein bedeutender Verlust ergeben muß, indem meistens theure Waaren ein- und wohlfeile ausgeführt werden. Der hohe Wechselcours beweis't für ganz Teutschland und auch für uns die Passivität des Handels. Die Bemerkung, daß in Wirtemberg beynahe lauter ausländisches Geld coursire, entscheidet auch die Sache bey weitem noch nicht, indem bekanntlich auch im Auslande viel Wirtembergisches Geld im Umlaufe ist. Können wir die ungeheuern Steuerausstände, die täglichen Concurse, die Unsicherheit der Privatanlehen, die allgemeine Verarmung rc. für Zeichen eines wachsenden Wohlstandes halten? — Und unsere Auswanderungen? — Der Kaiser Joseph bemerkte einst seinem Bruder dem Großherzoge Leopold, die Unterthanen in Oesterreich seyen doch bey weitem glücklicher, als die in Toscana. Darauf erwiederte der Großherzog: es sey noch nie ein Toscaneser nach Oesterreich, wohl aber schon sehr viele Oesterreicher nach Toscana ausgewandert, — und er schlug durch diese Erwiederung die kaiserliche Bemerkung gänzlich nieder.

Wohl mag es seyn, daß der Zwischenhandel in einigen Orten des alten Landes zugenommen; daß er aber im neuen Lande zurück gegangen, ist leicht erweislich. Die Durchfuhr, die sonst bedeutend war, hat in den letzten Jahren sehr abgenommen. Die vom Rhein, Mayn rc. kom-

menden und für die Schweiz bestimmten Güter gehen jetzt meistens nach Sernatingen, und der Spediteur zu Friedrichshafen verdient nichts daran. Der Norden braucht so viel Wein, als ehemals; aber er geht nun durch Preussen, weil dieser Staat den Durchgangszoll von 24 Groschen auf 4 herab gesetzt hat. Die aus Holland kommenden für Baiern und Oesterreich bestimmten Waaren, die Nassauischen Mineralwasser und viele andere Artikel gehen von Wertheim nach Lauingen, an der Wirtembergischen Gränze vorüber. In Ulm ist es nur durch den Unterstützungsfonds der Schiffleute noch möglich, daß wochentlich ein Schiff nach Wien abgeht, und die Spedition erhält sich nur noch dadurch, daß die Empfänger der Waaren berechnen können, wann sie in den Besitz derselben kommen, was besonders bey Warschauer Meßgütern von Bedeutung ist. Wird jener Unterstützungsfonds erschöpft seyn, — und man hält dieses Ereigniß für nahe — so wird nur noch alle vierzehn Tage ein Schiff abgehen können, und der Verfall der Spedition erst recht beginnen. Die Güter, welche aus Böhmen nach der Schweiz gehen, und ehemals ihren Weg durch einen Theil von Wirtemberg nahmen, berühren das Land gar nicht mehr. Unter diesen Umständen ist anzunehmen, und erforderlichen Falls wohl auch nachzuweisen, daß der Nutzen der Durchfuhr wenigstens um ein Drittel zu hoch angesetzt sey.

Daß sich die Wechselgeschäfte in Stuttgart gemehrt haben, ist keine Wirkung der Blüthe des Handels, sondern ein Erfolg des hohen Geldporto. Die Leinwande, welche nach Italien gehen, werden mit Briefen auf Augsburg bezahlt. Da aber nun der Absatz dieses Artikels nach Italien aufgehört hat, so kommen auch keine Briefe mehr von dort an, und dieser Umstand scheint nicht zur Belebung unseres Wechselhandels beyzutragen.

Diese Hinweisungen mögen genügen, um den

Verfasser der Bemerkungen ꝛc. gegen den Vorwurf der „Einseitigkeit" zu rechtfertigen, den er auch um so weniger zu verdienen glaubt, da er sich bewußt ist, seinen Gegenstand nur aus reinem Interesse für das allgemeine Beste, zur Sprache gebracht zu haben.

Miscellen.

1.

Der wissenschaftliche Charakter der Bücher, in sofern er in ihrem Inhalte oder in ihrer Form sich ausdrückt, liegt ausser dem Beachtungskreise der Staatsbehörden, weil er für ihre Zwecke gleichgültig ist, und weil das Urtheil über das Wahre und Schöne keiner äussern Gesetzgebung unterworfen werden kann. Anders verhält es sich mit dem moralischen Charakter der Bücher, und von Rechtswegen werden ihre Verfasser der Staatsregierung verantwortlich, wenn ihr Inhalt aufrührisch, oder ärgerlich oder injuriös ist. In Gemäßheit dieser Grundsätze sind die Censuranstalten überall, wo sie bestehen, instruirt. Die theoretischen Irrthümer, die in den ihnen vorgelegten Manuscripten enthalten sind, liegen, sie mögen auch noch so auffallend seyn, ausser ihrer Gerichtsbarkeit. Dagegen sind sie berechtigt und verpflichtet, alles was in Beziehung auf Staat, Religion und gute Sitten von ihnen anstössig erfunden wird, auszustreichen oder zu mildern. Ein weit grösserer Wirkungskreis ist dagegen den Censoren in der österreichischen Moarchie eingeräumt, von denen Griesel, in seinem vor Kurzem erschienenen schätzbaren Gemälde von Prag berichtet, sie seyen zugleich Recensenten, und haben die Erlaubniß, alles, was nicht mit ihren Privatansichten übereinstimme, hinweg zu streichen, selbst wenn es für Staat, Religion und gute Sitten gleichgültig wäre. Um dieses Umstandes willen, wird dann weiter bemerkt, genießen in Oesterreich nur die sogenannten exacten Wissenschaften einer gedeihlichen Pflege.

2.

Lichtenberg, indem er der seltsamen Gewohnheit eines seiner Freunde erwähnt, die Zeitungen nie früher, als nach Verfluß eines ganzen Jahres zu lesen, findet diese Gewohnheit aus verschiedenen Gründen, besonders aber auch deßhalb des Nachahmens werth, weil sich die meisten Begebenheiten nur aus einer gewissen Entfernung überschauen und richtig beurtheilen lassen. Ja er ertheilt sogar den Rath, daß man mit der Zeitungslektüre nicht nur ein Jahr, sondern ein volles Jahrhundert hinter den Ereignissen zurück bleiben, und also z. B. den Moniteur, oder den Restaurador, oder den Oesterreichischen Beobachter vom Jahre 1824 erst im Jahre 1924 lesen sollte. Hierdurch, bemerkt er, würden nicht nur die imposantesten Betrachtungen über die Wandelbarkeit der menschlichen Dinge veranlaßt, und manche scheinbare, zu ihrer Zeit angestaunte Grösse, wie in einem konischen Spiegel verkleinert, sondern auch die schneidendsten Contraste, hier zur Belustigung, dort zum ernsten Nachdenken vor unser Gemüth geführt, und dasselbe zur richtigeren Würdigung der Gegenwart, selbst zur Ahnung der Zukunft erhoben werden. — Man muß, was einer der scharfsinnigsten und witzigsten Schriftsteller unseres Volkes über die Vortheile der von ihm empfohlenen Weise die Zeitungen zu lesen, bemerkt, gelten lassen; ja es liessen sich noch mehr triftige Gründe für seinen Vorschlag anführen, unter andern auch der, daß man durch die Befolgung desselben den Verdruß ersparte, das Jahr hindurch einige tausend Mal recht tüchtig angelogen zu werden. Indessen ist nicht zu glauben, daß Lichtenberg's Manier der Zeitungslektüre unter seinen Zeitgenossen viel Beyfall gefunden haben werde, indem es nicht das Streben nach

Wahrheit ist, was die Menschen zur Lesung der politischen Tagblätter treibt, sondern die Neugierde, der es gleichgültig ist, was man ihr aufbinde, wenn sie nur Verkürzung der Langenweile und Stoff für die Kannengiesserey findet. Am wenigsten aber dürften die Zeitungsschreiber den gemachten Vorschlag billigen, nicht nur weil durch denselben der Bereich ihrer Wirksamkeit sehr verengt würde, sondern auch weil es für den Ruhm ihrer Namen, mit wenigen Ausnahmen, sehr bedenklich seyn müßte, nach 100 Jahren nachgelesen zu werden.

3.

Revolutionen, die ihren Grund und ihre Triebfedern in der grossen Masse des Volkes haben, entstehen durch eine Art von Nothwendigkeit, die des menschlichen Willens zu ihrer Förderung nicht bedarf, durch diesen Willen aber auch in ihrem Gange nicht gehemmt werden kann. Diese Nothwendigkeit liegt in den Verderbnissen der öffentlichen Verwaltung, in der daraus zwischen der Regierung und dem Volke entstehenden Zwietracht und in dem Gefühle von der Unerträglichkeit des bestehenden Zustandes. Wo sie vorhanden ist, reicht ein einziger Funken zu, um mit einem Male die ganze gährende Masse in Flammen zu setzen. — Als, so erzählt La Cretelle, unter Ludwig XVI. die französischen Finanzen am Stocke standen, wo man nicht mehr, weder hinter sich noch vor sich fahren konnte, und die Regierung in ihrer Verzweiflung genöthigt war, den Rath der Parlamente einzuholen, sagte, in den Debatten über die neuen angesonnenen Abgaben, ein Mitglied des Pariser Parlaments, es sey vor allem erforderlich, von dem Gouvernement Etats (Anschläge), welche die Ausgaben nachwiesen, zu verlangen. Als nun hierüber hin und her geredet wurde, brach ein launigter Parlamentsrath in die Worte aus: Comment, Vous demandez des etats? Ce sont les états generaux, qu'il faut demander. Man lachte über den Einfall. Aber der launigte Mann betheuerte, es sey sein voller Ernst, daß man von dem Könige die Zusammenkunft der General-Stände, welche seit 1614 nicht versammelt gewesen waren, verlangen müsse. Sein Wort zündete; doch führte es noch zu keinem Beschluß. Aber das Publikum, welches von allen Verhandlungen des Parlaments immer schnell und genau unterrichtet war, fand die Idee ganz sublim, und in der nächsten Sitzung wurde feyerlich beschlossen, dem Könige vorzustellen, daß die Versammlung der Generalstände das einzige Mittel sey, den Staat zu retten, und ihre Berufung also dringend nöthig erachtet werde. Die Stände wurden einberufen, und die Folge dieser Maaßregel war — alles was seit dreyßig Jahren in Europa geschehen ist. — Wenn diese Anekdote wahr ist, so war die ungeheure Weltbegebenheit, die wir „französische Revolution" nennen, das Werk eines „Wortspiels." Darüber erstaunen vielleicht die Layen in der Geschichte, nicht aber die Eingeweihten, die aus hundert und tausend Fällen wissen, wie oft das Schicksal der Völker an einer Verhärtung im Unterleibe eines Gewalthabers, oder an der Laune einer Maitresse, oder an der Eifersucht eines Lieblings, oder an dem Einfalle eines Hofnarren hieng. Nicht minder einflußreich wirken die Ansichten der Minister, die oft noch weit grundloser und seltsamer sind, als die Einfälle der Hofnarren.

Literatur.

(Eingesandt.)

Wir lesen in öffentlichen Blättern, daß die Ueberlieferungen für die Geschichte der Zeit, die Herr Zschokke seit einigen Jahren herausgegeben hat, mit dem Schlusse des abgelaufenen Jahres ihre Endschaft erreicht haben. Wir wissen nicht, ob dieß literarische Ereigniß das Werk eines freywilligen Entschlusses, oder eine Wirkung der gegenwärtigen der politischen und journalistischen Literatur sehr ungünstigen Zeitlage sey; aber wir halten

das Aufhören eines Journals, in dem sich allmählich eine so grosse Masse interessanten und nützlichen historischen Stoffes gesammelt, und in dem die Geschichte des Tages nie in der einseitigen Weise der Partheyen der Zeit, sondern immer im Geiste eines vernunftmässigen, besonnen und ruhig auf die Realisirung des Wahren und Rechten strebenden Liberalismus behandelt worden, für einen nicht unbedeutenden Verlust. Ueber diesen Charakter seines Liberalismus hat sich Herr Zschokke am klarsten in dem schönen Aufsatze, betitelt: Die Wirren des Jahrhunderts und des Jahres — der zuerst in den Ueberlieferungen ꝛc. und dann auch besonders (4. Aarau, 1823) abgedruckt worden, ausgewiesen, indem er darin, mit seltener Unbefangenheit, die politischen Partheyen, die jetzt die Welt bewegen, einander gegenüber stellt, und jeder die Fehler und Mißgriffe darthut, der sie sich durch Ueberspannung, Ungelehrigkeit und Animosität schuldig macht, zugleich aber seine eigene Ueberzeugung immer als eine solche ausspricht, die nur auf der Herrschaft des Rechts, auf der Gesetzmässigkeit in der Bildung und Verwaltung der Staaten, auf der aus ihr hervorgehenden vernünftigen und vertragsmässig garantirten Freyheit der Völker so wie auf dem der allgemeinen Civilisation gebührenden Schutze besteht. Man sollte glauben, daß es unbedenklich seyn müßte, sich zu einer solchen Ueberzeugung zu bekennen; aber wir wissen, daß das nicht der Fall ist, und daß es in unsern Tagen Länder giebt, wo dieses Bekenntniß angesehen und geahndet würde, gleich einem — Staatsverbrechen, und daß in andern Ländern es nicht ohne Gefahr ausgesprochen werden kann, es sey denn, man verbinde damit eine recht bestimmte Verwahrung seiner Arglosigkeit und seiner anti-revolutionären Gesinnung. Diese Verwahrung hielt auch Herr Zschokke, indem er Ueber die Wirren der Zeit sich zu erklären beschloß für gerathen, wie er denn mit der Aeusserung begann: „daß er zu keiner die öffentlichen Ordnungen „und die bestehenden Verfassungen anfeindenden Faktion „und nicht zu den Vergiftern der öffentlichen Meynung „gehöre, — daß er für jede Staatsverfassung, ihre Form „sey welche sie wolle, wenn sie die Völker beglücke, Ehrfurcht habe, — und daß er, obgleich Republikaner, die „menschen- und volksfreundlichen Könige und Fürsten aller „Zeiten ehre und liebe." — Man hat oft darüber gespottet, daß Dante seiner Divina Comedia die Erklärung voran zu setzen für nöthig hielt, daß sein Werk nichts enthalte, was den Lehren der heiligen katholischen Kirche zuwider wäre, und daß das Ganze ein blosses Gedicht sey. Aber wenn die politischen Schriftsteller unserer Tage in dem Falle sind, sich mit ähnlichen Verwahrungen zu umschanzen, so müssen wir jenen Spott für ungerecht halten, in so fern er nämlich einen Triumph der gegenwärtigen Zeit über eine längst vergangene ausdrücken soll.

Bücher - Anzeige.

Neue wissenschaftliche Werke.

In der Hofbuchhandlung der Gebrüder Hoffmann in Weimar ist erschienen und so eben bey dem Unterzeichneten angekommen und zu haben:

Kotzebue, Otto v., Entdeckungs-Reise in die Süd-See und nach der Berings-Straße zur Erforschung einer nordwestlichen Durchfahrt. Unternommen in den Jahren 1815, 1816, 1817 und 1818, auf Kosten Sr. Erlaucht des Herrn Reichs-Kanzlers Grafen Rumanzoff auf dem Schiffe Rurick. 3 Bände, gr. 4. Mit zwanzig prächtigen illuminirten Kupfern und sechs Landkarten. — Der 3te Theil enthält die Bemerkungen und Ansichten von dem Naturforscher der Expedition, Adelbert v. Chamisso, nebst Beyträgen von anderen Gelehrten. Gebunden. 21 fl. 36 kr.

Schiller's, Fr. v., Leben. Aus theils gedruckten theils ungedruckten Nachrichten, nebst gedrängter Uebersicht seiner poetischen Werke. Herausgegeben von H. Doering. 8. Mit Schiller's Portraite, nach den besten Hilfsmitteln gezeichnet und gestochen von C. A. Schwerdgeburth. Broschirt in farbigem Umschlag. 3 fl. 9 kr.

Auch unter dem Titel:

Gallerie Weimarischer Schriftsteller. Erster Theil.

Herders, J. G. v., Leben. Aus theils gedruckten theils ungedruckten Nachrichten, nebst gedrängter Uebersicht seiner Werke. Herausgegeben von H. Doering. 8. Mit Herder's Portrait, nach den besten Hülfsmitteln gezeichnet und gestochen von Schwerdgeburth, einem Fac simile, und einer Abbildung seines Denksteins in der Stadt-Kirche zu Weimar. Broschirt in farbigem Umschlag. 3 fl. 9 kr.

Auch unter dem Titel:

Gallerie Weimarischer Schriftsteller. Zweyter Theil.

Clauren, H., das Gasthaus zur goldenen Sonne. Lustspiel in vier Aufzügen. 8. br. 54 kr.

Geyer, L., der bethlehemitische Kindermord. Dramatisch-komische Situationen aus dem Künstlerleben, in zwey Aufzügen. 8. br. 54 kr.

Houwald, E. von, die alten Spielkameraden. Lustspiel in zwey Aufzügen. 8. br. 54 kr.

Philoctetes. Tragödie des Sophocles. 8. 40 kr.

Weissenthurn, Johanna Franul v., Ein Mann hilft dem andern. Lustspiel in einem Aufzug. 8. broschirt. 27 kr.

Doering, Heinr., Denkwürdigkeiten der geheimen Gesellschaften in Unter-Italien, insbesondere der Carbonari. Aus dem Originale übersetzt. Mit 12 Kupfern und einem Holzschnitte. gr. 8. br. 3 fl. 9 kr.

Trommsdorf, Dr. J. B., Taschenbuch für Chemiker und Apotheker, auf das Jahr 1824. Fünfter Jahrgang. Mit 1 Titelkupfer. 1 fl. 21 kr.

Auch unter dem Titel:

Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1824. Fünf und vierzigster Jahrgang.

Ellwangen, den 28. Jäner 1824.

J. E. Schönbrod,
Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



7. Februar. 6. 1824.

Und, ach! der Griechen Jammer drang
Umsonst zu Thronen, sie zu retten!

v. Wessenberg.

Blicke auf Griechenland.

Der Lauf der Ereignisse auf der iberischen Halbinsel hat die Blicke der Beobachter von Griechenland abgezogen, weil sein Ausgang grössere und eingreifendere Interessen dar zu bieten schien, als der Kampf, den das vereinzelte Volk der Griechen für die Wiederherstellung seiner Selbstständigkeit führt. Indessen ist Spanien und Portugal wieder unter die absolute Herrschaft zurück gekehrt, die durch gewaltsames Auflehnen in beyden Reichen zerstört worden war, und das Interesse des Schauspieles beschränkt sich nun auf die Bestrebungen dieser Herrschaft, um sich zu befestigen und die Formen auszubilden, in denen sie künftig bestehen will. Man sieht die siegende Partey ihre Triumphe über die unterdrückte feyern; die unterdrückte aber in verzweifelter Ergebung ertragen, was Haß und Rache an ihr verüben. Ein solcher Anblick ist für die, welche in der siegenden Sache nicht die ihrige sehen, weder ergötzlich, noch anziehend, für edle Gemüther aber, die nur die in schweren Anstrengungen sich erweisende Kraft und die sittliche Würde der menschlichen Natur anspricht und begeistert, zurückstossend und verwundend. Deßwegen wenden sich die Blicke der Neugierigen und der Menschenfreunde von diesen Scenen ab, und wenden sich wieder nach Osten, wo ein seit Jahrhunderten gemißhandeltes Volk, im unermüdbarem und siegreichem Kampfe, Gut und Leben an seine Befreyung von einer Tyranney setzt, die keine christliche Regierung für ihres gleichen achten kann, ohne sich zu entehren und ohne die edelsten und glorreichsten Anstrengungen der Verfahren zu verdammen.

Wir glauben nicht, daß die grossen Zwecke, welche eine von dem Grundsatze der Humanität gelenkte Politik sich vorsetzt, die Richtungspunkte der Plane und Eroberungen Napoleons gewesen seyen. Aber die Entwürfe, die er in Beziehung auf den Osten von Europa gemacht hatte und auszuführen begann, konnten für jene Zwecke sehr förderlich werden. „Griechenland — hatte er in seiner Verbannung dem Grafen Las Cases gesagt — erwarte einen Befreyer. Derselbe könne eine schöne Krone des Ruhmes verdienen. Er würde für ewig seinen Namen neben Homer, Plato und Epaminondas in die Geschichte einzeichnen." — Zugleich bemerkte der Verbannte, daß diese Rolle seinen Absichten nicht fremd gewesen. „Als er in seinem italienischen Feldzuge an die Küsten des adriatischen Meeres gekommen, habe er

dem Directorium geschrieben, das Reich Alexander's liege vor seinen Augen. Später habe er Verbindungen mit Ali Pascha angeknüpft. In Corfu habe er Vorräthe für 40 bis 50,000 Mann aufgehäuft. Er habe Karten von Macedonien, Servien und Albanien aufnehmen lassen." — Man kann nicht wissen, welche Erfolge Napoleon bewirkt hätte, wenn er zur Ausführung seines orientalischen Projektes geschritten wäre, da anzunehmen ist, daß in diesem die Türken nicht nur in den Engländern, sondern selbst auch in den Russen sehr thätige Bundesgenossen gefunden haben würden. Aber so wenig ihn sonst in seinen Feldzügen die Zustimmung der öffentlichen Meynung begleitet hat, so wäre er doch in diesem derselben sicher gewesen, weil in allen christlichen Nationen von jeher ein lebendiges Gefühl vorhanden war, vermöge dessen bey ihnen jeder die Vertreibung der türkischen Macht aus Europa bezielende Angriff nicht nur für ein rechtmässiges, sondern auch für ein höchst verdienstliches und des edelsten Ruhmes würdiges Unternehmen galt. Dieses lebendige Gefühl ersteht aber auch die Probe der verständigen Prüfung, indem es auf der unumstößlichen Ueberzeugung beruht, daß der Schutz, den die Gesetze des Völkerrechtes gewähren, keiner Regierung zu statten kommen könne, die sich weder gegen ihre Unterthanen, noch gegen ihre Nachbaren an irgend ein Recht gebunden hält; welche Ueberzeugung seit dem Einbruche der Türken in Europa, ihnen gegenüber, als ein Grundsatz der Politik gegolten hat; wie denn in allen gegen sie erlassenen Kriegsmanifesten der anerkannte Begriff voran gestellt war, oder zu Grunde lag, daß es erlaubt sey, die Waffen gegen sie zu dem Zwecke der Ausrottung und Vernichtung zu führen.

Als die christlichen Mächte sich in einen Bund vereinigt hatten, den sie um seiner religiösen Grundlagen und Beziehungen willen, als den heiligen bezeichneten, beredete sich das Publikum, — das, wie auch die Cabinette über ihre Gesinnung sich äussern mögen, ihnen doch selten andere, als selbstsüchtige Absichten zutraut, — das Ziel dieses Bundes sey die Wiedererwerbung der europäischen Länder, die, durch das Unrecht der Zeiten begünstiget, der Islam sich unterthan gemacht hatte. Man konnte diese Meynung nicht für erträumt halten. Wenigstens erschien die türkische Regierung als schlechterdings unverträglich mit einem politischen Systeme, das die Vorschriften des Christenthumes, Gerechtigkeit, Liebe und Frieden, als seine Grundlagen erklärt, und eine Gesetzgebung für das allgemeine Staatsrecht ausgesprochen hatte, die die Legitimität der Regierungen durch ihren sittlichen Charakter bedingte. Das Publikum war aber in seiner Meynung sehr irrig, und wurde schneidend in derselben widerlegt, als nach dem Aufstande der Griechen gegen die Pforte, die zu Laibach versammelten Cabinette den Grundsatz, „daß Verbesserungen in der Verwaltung nur von dem freyen Willen derer ausgehen können, welche in Bezug auf die Völker nur Gott über ihre Macht verantwortlich seyen," unbedingt aussprachen, und erklärten, daß sie nach denselben Ansichten verfahren, „in den Ereignissen von Neapel, in denen von Piemont, und selbst in jenen, die unter verschiedenen Umständen, aber nach gleich strafbaren Absichten den Osten von Europa unabsehbaren Erschütterungen überliefert haben." Dieser Sinn der Mächte sprach sich in der Folge noch stärker aus. „Die Maxime der Rebellion, erklärte der Kongreß von Verona, müsse, an welchem Orte und in welcher Gestalt sie sich auch zeige, zurück gewiesen werden." Dem Conte Metaxa, dem Deputirten der Regierung von Morea, der an der Küste von Italien gelandet hatte, um die Hülfe der Monarchen für sein Volk zu erflehen, ward nicht erlaubt, Ancona zu verlassen. Eben daselbst wurde der Erzbischof von

Patrasso zurück gehalten, welcher die Absicht hatte, sich in kirchlichen Angelegenheiten an den Papst zu wenden. Die preussische Regierung gab denjenigen ihrer Unterthanen, die nach Griechenland zogen, zu erkennen, daß sie sich einer ihrer Natur nach strafbaren Sache theilhaftig machen. Im Herzogthum Nassau wurden die Collecten für die Griechen bey Zuchthausstrafe verboten. Auch die Strahlen der Hoffnung, die in Czernowitz auf zu gehen schienen, sind wieder erloschen. Aus allen Unterhandlungen, Anstalten und Schritten der Cabinette ergab sich das endliche Resultat, daß nichts vermögend sey, ihren Entschluß zu beugen, vermöge dessen die Griechen ihrem Schicksale überlassen bleiben sollten.

Diesen Entschluß hat die öffentliche Meynung nirgends gebilligt; sie erklärte sich im Gegentheile in allen christlichen Ländern, laut und oft heftig, gegen ihn und seine Motive, und sie trat bald mit strafendem Ernst, bald mit beissendem Spotte den Schriftstellern und Journalisten entgegen, in denen sie die Organe der waltenden Politik zu erkennen glaubte. Dessen ungeachtet giengen die Cabinette festen Schrittes ihren Weg; aber sie hinderten auch die Beobachter der Weltereignisse nicht, auszusprechen, was in ihrem Verstande und in ihrem Gemüthe war, und sie bewiesen damit, daß von ihnen anerkannt ward, wie es einem civilisirten Zeitalter gebühre, über öffentliche Angelegenheiten eine Meynung zu haben, und diese Meynung auch in dem Falle mitzutheilen, wenn sie von der ihrigen abwich. Ohnehin konnte die Mißbilligung des ergriffenen friedlichen Systems nicht für ein Zeichen von Abneigung oder antiroyalistischer Gesinnung gelten, da in das Interesse, das an der Sache der Griechen genommen ward, sich beyde Parteyen der Zeit auf gleiche Weise theilten, und der Ruf um Hülfe aus den Lagern der Royalisten nicht minder laut ertönte, als aus denen der Constitutionellen, wie denn selbst Fievr'e,

in seiner Schrift über die spanische Sache unumwunden bezeugte, „daß die Griechen nichts „weniger als Revolutionäre seyen, die sich gegen „eine legitime Gewalt empört haben,“ — und zürnend fragte. „Was denn alles die Völker leiden müssen, ehe sie das Recht „haben, sich zu beklagen, wenn die Grie„chen keine Gnade vor der Politik finden, die „es auf sich genommen, für die Ruhe der Welt „zu sorgen?“

Daß die Cabinette diese Sorge in dem Kreise ihrer Pflichten sahen, und daß sich in ihnen der Begriff befestiget hatte, es sey der revolutionäre Geist der Völker, der jetzt vor allem die Ruhe der Welt bedrohe, — dieß entzog den Griechen die Unterstützung, die sie zu jeder anderen Zeit gewiß gefunden haben würden. Man konnte fremder Noth nicht hülfreich werden, wo man von der eigenen sich so sehr bedroht sah, und man konnte auch jene nicht für sich benützen wollen, da man in dieser eine so dringende Mahnung vernahm, alle seine Kräfte auf die Uebungen der Pflicht der Selbsterhaltung zu verwenden. So geschah es, daß die christlichen Mächte allen Eroberungsentwürfen, so wie allen Planen für eine neue die Interessen der Humanität und des bürgerlichen Lebens bezielende Bildung des Ostens von Europa, wozu die Ereignisse so grosse Begünstigungen darboten, entsagten, und der entscheidenden und unwiderstehlichen Macht ihres Vereines ihre ganze Richtung dahin gaben, daß in dem Süden von Europa die Volksbewegungen unterdrückt wurden, die sich gegen das System der absoluten Monarchie und des Feudalismus erhoben hatten.

Diese Anstrengungen sind den Mächten auf eine alle Erwartungen übertreffende Weise gelungen. Der Zustand von Europa ist dadurch ein ganz anderer geworden. Die Siege des Royalismus waren so entscheidend und die Niederlagen seiner Gegner so vernichtend, daß die letzteren auf immer entwaffnet scheinen. Die

Welt kann sich die Wahrheit nicht mehr verbergen, daß die vereinte Macht der Cabinette stärker sey, als die der in dem Volke erregten und durch dasselbe ausgeführten Reaktionen. Diese Erfolge haben da und dort die Hoffnung erregt, daß sie auf die Politik der Mächte hinsichtlich Griechenlandes vortheilhaft einwirken, und in ihren Ansichten eine den Interessen der Menschheit günstige Krise hervor bringen werden, und man hat keinen Anstand gefunden, öffentlich zu äussern, nachdem nun alles erfüllt sey, was zur Befestigung der Stabilität im Innern der christlichen Republik die Umstände gefordert, könne man sich dem Berufe nicht mehr entziehen, in Ansehung ihrer auswärtigen Interessen zu vollbringen, was die Pflicht und das Schicksal schon so lange und so nachdrücklich den christlichen Fürsten angesonnen habe. Wir glauben aber, daß diese Hoffnungen, auf dem Boden eines gewiß sehr löblichen Philanthropismus aufgegangen, in der bestehenden Richtung der Cabinetspolitik auch nicht die mindeste Unterstützung finden. Denn die Gründe, um derer willen der griechische Aufstand für einen strafbaren erklärt worden, sind noch immer dieselben, und wie glänzend auch die Triumphe seyn mögen, die gegen das Andringen des konstitutionellen Systemes erfochten worden, so ist doch nicht zu glauben, daß die fixe Idee von dem in den Völkern spuckenden revolutionären Geiste durch sie mit einem Male ausgelöscht sey. Ohnehin beweisen alle Laute, die wir aus den Verhandlungen über die griechische Sache vernehmen, daß in Beziehung auf dieselbe der Marsch der Politik bis zur Stunde seine Richtung nicht verändert habe.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Weitere statistische Notizen von Wirtemberg. *)

(Aus der unten angezeigten Schrift extrahirt.)

Das steuerpflichtige Grundeigenthum in Wirtemberg — mit Ausschluß des steuerfreyen Eigenthums, der Steinbrüche, Seen, Fischwasser, Thongruben, und der 3482 Morgen starken Markung des Federsee's — 4,930,025 Morgen. Unter dieser Summe befinden sich 3,408,250 Morgen gebautes Land, 335,857 ungebautes Land, und 1,186,835 Morgen Waldungen. Das ungebaute Land verhält sich also zum gebauten = 1 : $10\frac{1}{7}$ und zu der ganzen Bodenfläche = 1 : 15.

Die Katastersumme beträgt: Grundkataster (Reinertrag) 17,215,576 fl. Gebäudekataster (Capitalwerth) 146,225,184 fl. Gefällekataster 954,288 fl. Von dem Grundkataster gehen die Reallasten mit 1,102,861 fl. ab, so daß noch 16,112,715 fl. bleiben.

Die ordentliche Staatssteuer beträgt nach dem mit den Ständen festgesetzten Verhältnisse a.) Grundsteuer 1,700,000 fl. b.) Gebäudesteuer 400,000 fl. und c.) Gewerbsteuer 300,000 fl. dazu kommt die Gefällesteuer mit 100,684 fl. und mit Einschluß der Steuer von übernommenen Renten mit 3430 fl. —:. 104,114 fl.

Die Grundsteuer beträgt also etwas über $\frac{1}{10}$ des Reinertrags oder der Katastersumme, die Gebäudesteuer ungefähr $\frac{1}{365}$ des geschätzten Capitalwerths, oder mit andern Worten, 100 fl. Grundcapital bezahlen nicht ganz 32 kr. **) und 100 fl. Gebäudecapital etwas über 16 kr. der Geldwerth des Steuervermögens in Grundeigenthum und Gebäuden beträgt, wenn man die

*) Vergl. oben S. 20 ff.

**) Was gewiß sehr wenig ist, insofern der Reinertrag des Grundeigenthums richtig ausgemittelt worden. Aber darüber trennen sich die Meynungen. A. d. R.

Katastersumme des erstern als den Reinertrag mit 20 capitalisirt, und den in der Ertragsschätzung nicht berücksichtigten Zehenten dazu schlägt —:- 522,784,704 fl. und zwar Grundeigenthum 376,561,520 fl. Gebäude 146,223,184 fl.

Es kommt somit ein Vermögen an Grundeigenthum und Gebäuden auf einen Einwohner 560 fl. und im Durchschnitt ist der Werth von 1 Morgen Landes 76 fl. 24 kr. und von 1 Gebäude 482 fl.

Nach einer neu angestellten Untersuchung würde, wenn das Flächenmaß als genau ausgemittelt angenommen werden dürfte, das ganze Grundeigenthum, steuerpflichtiges und steuerfreyes zusammen, jedoch mit den oben bemerkten Ausnahmen von Steinbrüchen rc. rc. 5,712,807 Morgen betragen, nämlich 4,930,025 Morgen steuerpflichtiges und 707,974 Morgen steuerfreyes. Somit wäre ungefähr ⅛ steuerfreyes, meist Staatseigenthum, wovon freylich der größte Theil in Waldungen besteht. Würde man nun den Werth des steuerfreyen Grundeigenthums nach obigem Maßstabe anschlagen, so erhielte man eine Summe von 436,458 455 fl. Die Richtigkeit des Grundsatzes, wornach die Schätzung für das Kataster im Durchschnitte nur ⅔ des Rohertrags erreicht, vorausgesetzt, würde sich diese Summe, den Rohertrag als das Gedoppelte des Reinertrags gerechnet, um ⅔ des Ganzen, somit auf 654,687,782 fl. erhöhen; welche Summe, in Betracht des grössern Flächenraums, der Salz- und Bergwerke nahe mit der in Memmingers Beschreibung von Wirtemberg, (2. Ausg.) S. 402 gegebenen Berechnung zusammen stimmt, wo 602 Millionen heraus kommen.

Das größte Kataster haben im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung Waldsee, Saulgau und einige andere Oberämter des Donaukreises; das größte überhaupt hat Gerabronn (59,746 fl.) das kleinste Neuenbürg (20,974 fl.)

Im Durchschnitt kommt Steuer auf 1 Morgen Landes 20¾ kr., auf 1 Gebäude 1 fl. 19 kr. auf 1 Gewerbenden 2 fl. 15 kr. So kommen auch im Durchschnitte Morgen Landes auf einen Menschen 3⅔ auf 1 Pferd 65 auf ein Stück Rindvieh 11⅞ und auf ein Schaf ungefähr 10 Morgen.

Was den Besitzstand betrifft, so ist derselbe im Grundeigenthum am größten in den Oberämtern Münsingen und Waldsee, sodann in den Oberämtern Blaubeuren, Wangen, Biberach, Saulgau und Gerabronn; am geringsten in den Oberämtern Schorndorf, Eßlingen, Canstatt und Waiblingen. Das meiste Rindvieh im Verhältniß zum Boden hat der Neckarkreis und in diesem das Oberamt Canstatt; das wenigste hat der Donaukreis, und in diesem das Oberamt Münsingen. Die meisten Pferde dagegen hat der Donaukreis und in diesem das Oberamt Riedlingen; die wenigsten hat der Jaxtkreis, und in diesem das Oberamt Gailsdorf.*)

Der reine Durchschnittsertrag von einem Morgen Landes ist am niedrigsten im Oberamte Münsingen mit 1 fl. 44 kr. und am höchsten in der Markung der Stadt Stuttgart mit 7 fl. 51 kr. Der reine Durchschnittsertrag vom Ackerfelde ist am niedrigsten in dem besagten Münsingen, d. h. auf den Höhen der Alp, mit 1 fl. 55 kr. und am höchsten in Eßlingen mit 7 fl. 17 kr.

Die Parteyen der Zeit.

Die französische Revolution war ein Kampf zwischen dem monarchischen und dem republikanischen Systeme. Er ergriff alle ci-

*) Weil daselbst zum Anbau des bergigten Terrains nur Hornvieh anwendbar ist, und zu viel Haber für die Nahrung der Menschen consumirt wird, als daß noch etwas für die Pferdeställe übrig bliebe.
Anmerk. eines Einw. d. O. A. Gailsdorf.

vilisirten Länder der Welt, indem er die denkenden Bewohner derselben in zwey Partheyen trennte, von denen die Eine die Lösung der Frage, von dem rechtlichen und zweckmässigen Charakter der Staatsverfassungen, in der erblichen Alleinherrschaft, die Andere in der repräsentativen Demokratie zu finden glaubte. Es gab nur Royalisten und Republikaner; und die Gegensätze zwischen beyden waren so widersprechend, daß der Sieg der Einen nur durch die Vernichtung der Andern erfolgen konnte. Ueberall waren auf den Schlachtfeldern die Waffen der Republikaner den royalistischen überlegen, und die glänzendsten Eroberungen krönten die Anstrengungen der erstern. Aber mitten unter ihren Siegen gieng das System zu Grunde, das zu errichten und auszubreiten sie sich erhoben hatten, weil die langen blutigen Bewegungen in der Ueberzeugung des Zeitalters das Resultat ergeben hatten, daß innere Ruhe, gesetzliche Ordnung und gedeihender Wohlstand den Völkern nur in dem monarchischen System gesichert seyen. Vielleicht war — wie denn die Erfahrung stärker auf die Meynungen der Menschen wirkt, als die innere Macht der Wahrheit — dieses Resultat weniger das Werk der Reflexion, als des die herrschenden Ansichten beschämenden und vernichtenden Laufs der Ereignisse. Aber es ward, unerschütterlich befestigt in den Gemüthern, in ganz Europa zur öffentlichen Meynung, und der Strom, der bey seinem Ausbruche alle Thronen umzustürzen schien, brachte ihnen neue Stützen, während die alten Republiken, beynahe ohne Ausnahme, in seinen Fluthen untergiengen.

Dieses Ergebniß hatte die Partheyen in einem Princip vereinigt; aber es war eine neue Trennung über die Frage von der Anwendung desselben möglich, und diese erfolgte auch, und bildete nicht minder schroffe Gegensätze und Entzweyungen, als diejenigen waren, die zuvor

unter den Royalisten und Republikanern obgewaltet hatten. Ueber den rechtlichen und zweckmässigen Bestand der Erbmonarchieen war Jedermann einig. Wo auch irgend die Fragen der Zeit theoretisch erörtert oder ihre Lösung durch Auflehnen gegen die herrschende Gewalt versucht wurde, blieb diese Prämisse immer unverletzt. Aber die Einen wollten die Monarchie, als unbeschränkte Gewalt, vereinigt in der Person des Herrschers, ungebunden durch irgend ein äusseres Gesetz, aber in ihrem Kreise unwiderstehlich waltend und unbedingten Gehorsam geniessend, wie ihr souveräner Wille ihn forderte. Die Andern dagegen erkannten wohl die Vereinigung der Staatsgewalt in der Person des Erbregenten, aber nicht zugebend ihre willkührliche Uebung, sondern durch vertragsmässige Gesetze ihren Mißbrauch beschränkend, bestanden sie auf der constitutionellen Monarchie, in der auf gleiche Weise die Rechte des Throns und die des Volks durch gemeinsam verabschiedete Verfassungen gegründet und durch repräsentative Institutionen gesichert werden sollten. — Auf demselben Kampfplatze, auf dem der Royalismus und der Republikanismus sich bekriegt hatten, traten nun die Verfechter des absoluten und des constitutionellen monarchischen Systems gegen einander auf, und nicht minder bitter als zuvor führten sie gegen einander den Krieg mit Argumenten und mit Waffen; die Unbefangenen aber erkannten in dieser Erscheinung, daß, nach den gewaltigen Erschütterungen, die die Völker durch den Sturm der französischen Revolution erlitten, die Zeit der Aussöhnung und des Friedens noch nicht gekommen sey.

Wir sagen nichts über den Gehalt der Systeme, die die Partheyen der Zeit vertheidigen, da die Bezeichnung ihres Zwecks ihren Geist hinreichend charakterisirt. So ist auch nicht von dem Charakter dieser Partheyen zu reden,

da sich derselbe hinlänglich in ihren Handlungen offenbart. Aber wer irgend ihr Streben aufmerksam verfolgt, und ihre letzten Zwecke so wie die von ihnen angewandten Mittel vernünftig würdigt, wird finden, daß ihr Streit sich nicht in einer blos staatsrechtlichen Frage verliert, sondern die höchsten, über allen zeitlichen Verhältnissen liegenden Interessen der Menschheit betrifft. „Es sind — so sprach der Graf Daru in der französischen Pairskammer, als die Frage von dem Angriffe auf Spanien verhandelt wurde — zwey Systeme, in die sich die Politik der heutigen Welt theilt. Das Eine sucht die Menschen durch Aufklärung zu lenken; es betrachtet sie als vernünftige Wesen; es läßt sie durch Benützung ihrer moralischen Fähigkeiten, an der öffentlichen Verwaltung so viel möglich Theil nehmen. Es regiert für sie, in ihrem Namen und in ihrem Interesse, und es legt ihnen Rechenschaft ab. Günstig allen geistigen Superioritäten rechnet es sich zum Verdienste, die Menschen in ihren eigenen Augen zu erheben, und zu schönen Gefühlen und edeln Leidenschaften zu entflammen, weil diese die Quelle aller Bürgertugenden sind. Das zweyte System dagegen will die Menschen ohne ihre Mitwirkung regieren. Die einzige Tugend, die es von ihnen verlangt, ist die, sich in das Joch der Dienstbarkeit zu fügen. In bürgerlichen Angelegenheiten, wie in der Moral, spricht es im Namen der Gewalt; statt die geistigen Fähigkeiten zu entwickeln, begünstigt es nur alle materiellen und eingebildeten Superioritäten, so wie Recht und Herkommen, Zeit und Laune sie gebildet haben, ohne zu fragen, ob sie nützlich oder schädlich sind. Es predigt den Menschen den blinden Gehorsam; es wiederholt ihnen, man werde sie nach ihrem Interesse regieren, aber ohne ihnen Rechenschaft abzulegen. Auf diese Art müßte das Menschengeschlecht sich blos zu einem leidenden Daseyn bestimmt glauben, es

dürfte nicht wagen, die Blicke über sich zu erheben, wenn nicht die gereinigte Religion dem zu Boden getretenen Menschen die ganze Würde seines Wesens offenbarte. Das Eine dieser Systeme spornt den Menschen zur Thätigkeit, das Andere stürzt ihn in Trägheit. Das Erste begünstigt Aufklärung, Macht, Ruhm und Wohlstand; das Andere führt durch einen lethargischen Schlummer zur Knechtschaft und durch die Knechtschaft zur (moralischen) Verderbtheit. — Gewiß liegt die Würde des Menschen in der Tugend; aber alle Tugend liegt nicht in der schweigenden Ergebung; sie liegt auch in dem edeln Gebrauch der Kräfte, welche der Schöpfer dem Menschen zur gesetzlichen Vertheidigung seiner Rechte verliehen hat.“

Wenn diese Schilderung der Wahrheit gemäß ist, so erscheint das Charakteristische des Absolutismus unserer Zeit darin, daß er sich auf dem Wege der Obscuration zu begründen sucht. Dieß liegt aber nicht nothwendig in diesem Systeme, was besonders in Teutschland nicht verkannt werden kann, da in unser aller Andenken noch die Namen Friedrichs II. und Josephs II. leben, die, obwohl eifersüchtig auf die Erhaltung und Uebung der unbeschränkten Regentengewalt, doch thätig und mit unbeschreiblichem Erfolge des Lichtes der Aufklärung pflegten, das unter ihrem Schutze in Teutschland aufgegangen war. Diese grossen Regenten haben erkannt, daß eine Macht nicht bestehen könne und unwürdig sey besessen zu werden, wenn sie sich als feindselig gegen die in der geistigen Perfectibilität liegende Bestimmung der Menschheit erklären müsse und indem sie dieß Anerkenntniß in ihrer Regierungsweise gelten machten, haben sie sich eines ewigen Ruhms in der Geschichte versichert. Möchte unsere Zeit auf diese herrlich vorleuchtenden Beyspiele achten, und durch ihre Ansicht zu der Ueberzeugung gelangen, wie wenig diejenigen der Sache der Thronen dienen, die durch ihre Lehren und durch

ihre Schritte sich zu dem frevelhaften Grundsatze bekennen, daß die freye Entwicklung des menschlichen Geistes und die monarchische Macht nicht neben einander bestehen können.

Literatur.

Von J. D. G. Memmingers Wirtembergischen Jahrbüchern ist das 2te Heft des Jahrgangs 1823 erschienen, nicht minder reich an interessantem Inhalte, als die vorher gegangenen Hefte. Die Chronik stellt in der bekannten genauen und bündigen Manier die Geschichte des Hofs, der Staatsverwaltung, der Kunst, der Gewerbe und des Handels in dieser Periode dar. Die Reihe der Aufsätze eröffnet eine Uebersicht der Verhandlungen des ersten Landtags nach wieder hergestellter Verfassung von dem Ob. Revisor Schmidlin, die für inländische Leser, als gedrängte und doch erschöpfende Darstellung, und für ausländische denen die vollständigen Akten nicht zu Gesichte kommen, um desselben Charakters willen, anziehend und lehrreich ist. Aus dem Aufsatze: Das provisorische Steuerkataster, der eine Menge wichtiger und zweckmässig zusammen geordneter Details enthält, sind in diesem Blatte einige Resultate gegeben. Das Verzeichniß der schweren Criminalfälle während der jetzigen Regierungsperiode nimmt die Aufmerksamkeit des die öffentliche Moralität beachtenden Statistikers in besonderm Anspruch; die Abhandlung des Herrn Professor Fulda aber, Ueber die Klagen unserer Zeit in Rücksicht auf Erwerbsverhältnisse und den Grund derselben ist eine besondere Zierde dieses Heftes, und durch die scharfsinnige Behandlung ihrer Aufgabe und durch die in ihr ausgemittelten Resultate von allgemeinem Interesse. Hr. Hofrath Weber giebt Bericht von dem zwar tief gesunkenen, aber noch immer bedeutenden Viehhandel im Hohenlohischen; der Herausgeber weist nach, daß weder Oberhohenberg, noch der Kniebis sondern der Katzenkopf auf dem Schwarzwalde der höchste Punkt Wirtembergs sey; und Hr. Reg. Rath Scheffer liefert einen dankenswerthen Beytrag zur Geschichte der Jud Süssischen Periode. Die Tabelle über das provisorische Steuer-Kataster stellt die Ergebnisse der Katastrirung, durch alle Oberämter, in einer trefflich gefaßten Uebersicht dar.

Pränumerations-Anzeige.

Vielseitig aufgefordert, haben wir uns entschlossen, die bey uns erschienene und mit dem größten Beyfalle aufgenommene Biographie Schillers, unter dem Titel:

Friedrich von Schillers Leben

aus theils gedruckten, theils ungedruckten Nachrichten, nebst gedrängter Uebersicht seiner poetischen Werke, herausgegeben von

Friedrich Doering

in einer eben so wohlfeilen, kleinen Taschen-Ausgabe, als Supplement der Cotta'schen Taschen-Ausgabe von Schillers Werken, mit vielen neuen Zusätzen und Berichtigungen, einem neuen sehr ähnlichen schönen Portraite und einem Facsimile auf Pränumeration, das Exemplar zu 12 gr. sächs. [54 kr. rhn.] herauszugeben.

Ausführliche Ankündigungen sind in Ellwangen in der J. C. Schönbrod'schen Buchhandlung zu erhalten, welche auch Vorausbezahlung annimmt.

Gebrüder Hoffmann in Weimar.

Bücher-Anzeige.

In der Bauer et Raspe'schen Kunst- und Buchhandlung in Nürnberg ist erschienen, und so eben bey dem Unterzeichneten angekommen und zu haben:

Romani, C., vollständiges Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Wörterbuch, nach der Rechtschreibung der Florentinischen Akademie und nach Anleitung ihres Lexikons. gr. 8. Dritte Aufl. 2 fl. 42 kr.

Bilderbuch, neues, für kleine Kinder, welche noch nicht lesen können. Mit 15 Kupfertafeln, welche mehr als 100 illum. Abbildungen enthalten. quer 4. 1 fl. 12 kr.

Ellwangen, den 28. Februar 1824.

J. C. Schönbrod,
Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker.

Anzeige.

Um den vielseitigen Anfragen auf eine genügende Weise zu begegnen, wird hiemit angezeigt, daß vom Entstehen dieser Zeitschrift an noch vollständige Jahrgänge zu haben sind, und daß, um den später Eintretenden die Anschaffung derselben zu erleichtern, folgende sehr billige Preise von der Verlagshandlung festgesetzt werden: Die Jahrgänge 1820 und 1821 werden, jeder derselben zu 3 fl. rhn., die Jahrgänge 1822 und 1823 aber jeder zu 4 fl. rhn., erlassen.

An Buchhandlungen werden diese mit Berücksichtigung des gewöhnlichen Rabats, hindan gegeben.

Bestellungsbriefe und Gelder ersucht man aber ganz frey einzusenden.

Ellwangen, im Februar 1824.

Schönbrod'sche Buchhandlung.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



14. Februar. 7. 1824.

Mein, sagt mir doch, wo Weinsperg liegt,
Ist gar ein wack'res Städtchen!

Bürger.

Die Weibertreue.

Im Norden von Wirtemberg, in dem freundlichen, rebenreichen Thale, das die aus dem zwischen der Murr und dem Kocher sich erhebenden Waldgebirge herab kommende Sulm durchströmt, liegt das Städtchen Weinsperg, dem zur Seite ein runder Hügel emporsteigt, gekrönt von den ansehnlichen Trümmern der Burg gleiches Namens. Diese Burg ist das Stammhaus der Herren von Weinsperg, die in dem mittleren Zeitalter durch Güterbesitz, Versippung mit den ansehnlichsten Häusern und wichtige dem Reiche geleistete Staats- und Kriegsdienste unter den edeln Geschlechtern der oberteutschen Lande einen ausgezeichneten Rang einnahmen. Sie selbst aber gehörte durch ihren Umfang und die Stärke ihrer Mauern und Thürme zu den festen Sitzen, in denen die Inhaber jeder feindlichen Macht, mit zuversichtlichem Sinne trotzten.

Der Bauernkrieg, mit dem das erste Viertel des sechszehnten Jahrhunderts schloß, und an denwir in diesen Gegenden noch immer durch den Anblick seiner Zerstörungen erinnert werden, machte auch die alte Burg Weinsperg zur Ruine. Es hatten die Haufen aus dem Odenwalde und aus Schwaben im Sulmgau sich vereinigt, und nachdem sie der Stadt und des Schlosses Meister geworden, jagten sie den Obervogt, Grafen Ludwig von Helfenstein und die übrige wehrhafte Mannschaft, die aus 70 Rittern, Edeln und Gemeinen vom schwäbischen Bunde bestand, durch die Spieße. Diese grausame That geschah am Osterfeste des Jahres 1525. Aber wenige Wochen später erschien Georg, der Truchseß von Waldburg, nachdem er die Bauern bey Böblingen geschlagen, mit des Schwäbischen Bundes Macht im Weinsperger Thale, eroberte die Stadt, verwandelte sie, die Rache, die die Schuldigen verdient, an den Unschuldigen nehmend, in einen Aschenhaufen, und verordnete, daß sie nicht wieder erbaut werden, und ihr Schutt den künftigen Jahrhunderten das vor ihren Thoren begangene Verbrechen verkündigen sollte. Der strenge Befehl des Feldherrn ward zwar durch den König Ferdinand, der Wirtemberg damals inne hatte, gemildert; doch bestand auch dieser auf seinem Willen, daß die Thürme und Thore der Stadt geschleift und ihre Mauern geöffnet werden. Zugleich mußten die Weinsperger sich, bey Verlust ihres Habes und Gutes verschreiben, auf dem Platze, wo die gräuliche That geschehen, ein steinernes Kreuz und eine Kapelle aufzurichten, eine Tafel darin auf-

zuhängen und an jedem Ostertage, vom Aufgange der Sonne bis Mittag des Gottesdienstes in ihr zu warten. So sollten auch von nun an die Gerichte auf diesem Platze unter freyem Himmel gehalten werden.

Während auf solche Weise Weinsperg der Schauplatz gräulicher Volkswuth und grausamer Siegerrache wurde, hieng an seiner Burg, aus früherer Zeit, die Erinnerung an eine herrliche Scene weiblicher Treue und Aufopferung. König Kunrad, der Dritte dieses Namens, lagerte nämlich in seinem Kriege mit Welfen, dem Herzoge von Baiern (im Jahre 1140), vor dessen Stadt und Burg Weinsperg *). Da nahm der Welf ein grosses Kriegsvolk, und schlug zuerst den Markgrafen Leopold von Oesterreich, (dem der König Baiern eingeräumt hatte,) alsdann zog er siegreich herab durch die schwäbischen Gauen. Es war mitten im Winter. Welf fiel mit Erbitterung auf das Kriegsvolk der Waiblinger; aber Kunrad schlug ihn vor Weinsperg in die Flucht mit grossem Verluste. Da ergab sich die Burg und die Stadt. Der König, der den Krieg nicht gegen Weiber führte, verhieß, daß jede aus der Stadt mitnehmen dürfe, was sie tragen könnte. Als nun die Thore geöffnet wurden, kamen die Frauen heraus, jede ihren Ehegemahl auf dem Rücken tragend. Darüber ward denn des Königes Bruder, der Herzog Friedrich, ungehalten, und rief, solches sey nicht die Meynung des Vertrags. Kunrad aber freute sich dieser kleinen List, und sprach: „ich hab's ihnen zugesagt, des Königs Wort darf nicht gebrochen werden.“ Also kamen die Frauen mit ihren Ehemännern davon; die Stadt wurde dem Kriegsvolke übergeben; die Burg aber empfieng im Munde des Volks den Namen der „Weibertreue.“

Es müßte uns leid thun, wenn es einer übertriebenen historischen Skepsis gelungen wäre, wie

*) S. Pfister r. II. S. 192.

sie versu : hat, dieses schöne Denkmal teutscher Weiblichke.. zu vernichten. Es steht aber auf dem Zeugnisse von Zeitgenossen *), und auf der uralten, durch alle Jahrhunderte wiederholten Sage so fest, als irgend eine der beurkundetesten Thatsachen in der Geschichte der Vorzeit. Eine neue Gewährschaft erhält ihre innere Glaubwürdigkeit durch die von Pfistern nachgewiesene Bemerkung, daß es in jenem Jahrhundert Sitte war, den Weibern solche Ausnahmen zu gestatten. Auch denen von Crema in Italien erlaubte der Kaiser, als er ihre Stadt belagerte (im Jahre 1159), auf ihren Schultern heraus zu tragen, was sie könnten. Aber nur eine einzige Matrone sah man beladen mit ihrem Gatten. Das hatten zu Weinsperg alle gethan.

Der Ruhm der Letztern ist geblieben, bis auf diesen Tag; das Volk pflanzte ihn von Geschlecht zu Geschlecht fort; die Dichter haben ihn besungen; aber einsam und traurig stehen die Trümmer der Weibertreue, beynahe unzugänglich wegen örtlicher Schwierigkeiten, und ihrem gänzlichen Verfalle nahe. Wie ein Verein edler Frauen zu Weinsperg die Erhaltung und den Genuß dieses theuern Denkmales zu Herzen genommen, und zu diesem Zwecke thätig geworden, haben wir mit Liebe und Theilnahme aus der durch sie verbreiteten Bekanntmachung vernommen. Auch in diesem vaterländischen Blatte soll die Letztere stehen, um mit der Förderung des Werkes auch die Ehre der edeln Unternehmerinnen zu verkünden. Sie lautet also:

Jeder Reisende, der für schöne Thaten in der Geschichte nur einiges Gefühl hat, läßt den Berg, zu dessen Füßen Weinsperg liegt, und der von jener allgemein bekannten, auch durch Bürger's Gesang verewigten Geschichte der treuen Frauen zu Weinsperg, die Weibertreue genannt wird, nicht unbesucht. —

*) Z. B. des Gottfried von Viterbo, und nach Pfister der Chron. reg. S. Pantal. ad ann. 1140.

Der Weg auf denselben ist ungebaut, schwer zu gehen, der Besuch der Burgruinen auf der Höhe des Berges und der Genuß der hier so herrlichen Aussicht, ist durch Weingärten erschwert, und von den Besitzern derselben nur ungerne gesehen, ja! die Ueberreste der Burg selbst, sind dem völligen Zerfalle nahe. —

Es hat sich nun, nicht sowohl um die bequemere Beschauung dieser denkwürdigen Stätte zu erleichtern, sondern auch hauptsächlich, um jenen braven Frauen der Vorzeit ein Denkmal von Frauen-Hand zu setzen, hier ein weiblicher Verein gebildet, der mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zur Erhaltung und Verschönerung dieser Stätte beytragen wird, aber hiemit auch öffentlich alle andere Frauen Teutschland's zu gleichthätiger Theilnahme auf das herzlichste auffordert. —

Bereits sicherten Ihro Majestät, unsere geliebte Königinn, Ihren erhabenen Schutz dem Vereine zu, und bewiesen ihm Ihre thätige Theilnahme durch Eröffnung einer Subscription für diesen Zweck mit einem königlichen Beytrage. —

Noch höhere Weihe, größere Ausdehnung und festere Begründung, wird nach dem Wunsche Ihro Königlichen Majestät, der Verein seinem Unternehmen durch Verbindung eines wohlthätigen Zweckes mit ihm, zu geben suchen, wie — etwa — die allmählige Bildung eines Fond's zur Unterstützung solcher unbemittelten Frauen wäre, welche sich durch eheliche Treue und besondere Opfer (z. B. mehrjährige Pflege des erkrankten Gatten) ausgezeichnet und tadellos gelebt haben. —

Die noch nähere Bezeichnung und Ausführung eines solchen, dem Vereine hauptsächlich angelegenen Wunsches aber kann, wie überhaupt auch der ganze Plan der Ausführung eines solchen Denkmals, nur von dem Grade der Theilnahme abhangen, die der Verein auch sonst zu erhalten hofft; indem durch Herstellung einer angenehmen Straße auf die Burg, durch Ankauf der im Burgraume befindlichen Weingärten, durch Anlagen innerhalb der Burg mit Bäumen, Reben und Gesträuchen schon die Kräfte des Vereines überschritten werden. —

Beyträge zu diesem Zwecke, sind an den Kassier des Vereins, Herrn Stiftungs-Pfleger Weber allhier, einzusenden und mit dem Empfang-Schein (der Empfang wird auch noch öffentlich bestätigt) erhält jede Geberin von dem Vereine einen niedlich gearbeiteten Ring, in den ein Steinchen von der Burgruine gefaßt ist —

Jede edle Beförderin dieses Unternehmens, wird dann beym Besuche hiesiger Gegend, diese auch durch sie verschönerte Stätte mit als ihr Eigenthum betrachten und

sich auf ihr desto freudiger dem Genuße der schönen Natur und der Erinnerung der hier geschehenen, teutsche Frauen ehrenden, That, überlassen können. —

Am ersten December 1823.

Der Frauen-Verein zu Weinsperg.

Fragment aus der Brieftasche eines Hypochondristen.

— Die Hypochondrie ist ein Uebel, das unsere Väter kaum dem Namen nach kannten, während es in unseren Tagen unter allen Ständen, denen das zweydeutige Glück der Civilisation zu Theil geworden, epidemisch herrscht, und auf gleiche Weise in Hütten und Pallästen seine Wohnung aufgeschlagen hat. Sie ist aber auch ein recht grosses Uebel, was schon aus seiner eigenthümlichen Natur sich ergiebt, indem es nicht nur, wie andere Krankheiten den Leib afficirt, sondern auch den Geist und zwar den letztern oft in so hohem Grade, daß es dem Menschen geradezu den Kopf verdreht, und ihm die vollkommenste Qualifikation zum Irrenhause ertheilt. Sie gehört also, wie man sieht, zu den zehn ägyptischen Plagen, mit denen das Zeitalter der Aufklärung und der Philosophie seine Genossen beschenkt hat, damit sie in ihrer Weisheit und in ihrem Glücke nicht zu übermüthig würden, und sie ist, vermöge ihres Charakters und ihrer Verbreitung keine der geringsten, und wie tausend Erfahrungen sagen, noch oben drein unheilbar.

Die Aerzte versichern, die Hypochondrie, der sie ihren Sitz im Unterleibe anweisen, während sie doch notorischermassen ihr Wesen in den Köpfen der Menschen treibt, sey eine Folge der sedentären Lebensart und des Mangels an Bewegung, und ihr ursprünglicher Grund liege in den Blähungen und Verhärtungen der Gedärme. Diese Erklärung kann unmöglich für befriedigend gelten, gerade weil

das Uebel, dessen Entstehungsursache sie nachzuweisen sucht, eine Zeiterscheinung ist. Unsere alten Gelehrten, die ihrer Namen Ruhm durch Folianten auf die Nachwelt gebracht haben, und viel lucubrirten, sind gewiß mehr gesessen, als die Neuern, die ihre Celebrität auf Almanache und Journalartikel bauen, und die Nächte nicht bey den Lampen in den Studierstuben, sondern bey den Kronleuchtern in den Conversations- und Ballsälen zubringen. So wird mir auch Niemand weiß machen, daß es bey unseren Alten weder Blähungen noch Infarctus gegeben habe, zumal wir wissen, daß sie die herrlichen Wirkungen der eröffnenden Säuerlinge kaum gekannt, und Clystire nur in periculo mortis von ihnen gebraucht worden. Endlich warum sind in unsern Tagen die Bauern, die doch keine sitzende Lebensart führen, so gut hypochondrisch als die Herren, und warum werden es die Kaufleute in dem Verhältnisse mehr, indem die Lage des Handels ihnen erlaubt, spatzieren zu gehen, oder sie zwingt, mit Musterkarten und Waarenofferten im Lande umher zu reiten?

Wir kennen aus den Berichten der älteren Aerzte, die gewiß oft recht seltsamen und wenn man will, eben so amusirenden Erscheinungen, in denen die physisch-geistige Krankheit, von der hier die Rede ist, hervortrat. Da gab es Hypochondristen, welche bey jeder, auch der leisesten Berührung in Convulsionen verfielen, weil sie glaubten, ihr ganzer Körper bestehe aus — Glas; andere ertrugen Tage lang die fürchterlichsten Qualen einer freywilligen Urinverhaltung, weil sie sich einbildeten, sie könnten ihr Wasser nicht lassen, ohne Stadt und Land in den Fluthen desselben zu ersäufen; andere sperrten sich ängstlich in die untersten Räume ihrer Häuser ein, weil sie fürchteten, es möchte ihnen, wenn sie sich ins Freye begäben, ein Meteorstein auf den Kopf fallen; wieder andere schnitten sich die Hälse ab, um sich gegen die Gefahr

zu sichern, einst lebendig begraben zu werden. — Man sieht, daß sich der Sitz der Krankheit dieser Leute, wie sie auch physisch bedingt seyn mochte, in ihrer Phantasie befand, und daß sie Grillenfänger waren, die sich mit Uebeln und Gefahren quälten, die sie aus der Luft gegriffen oder in ihrem schwermüthigen Sinne erträumt hatten.

Es ist auch nicht zu glauben, daß diese Träumereyen solche Macht über sie erlangt haben dürften, wenn ihnen das Leben, entweder durch seine Freuden oder durch seine Leiden, ein recht ernstes fesselndes Interesse dargeboten hätte. Es scheint sie waren müssige, von langer Weile gequälte Menschen, die, da das freundliche Schicksal versäumte, ihnen ein Joch aufzulegen, sich dasselbe selbst bereiteten. Zum Glücke aber war die Zahl solcher Grillenfänger nicht groß, was deutlich genug aus dem Umstande erhellt, daß sie Stadt und Land zum Gegenstande der Unterhaltung dienten, daß sie in den Handbüchern der Pathologie namentlich als Exemplare aufgeführt wurden, und daß komische Dichter sie zu den Helden von Romanen und Lustspielen machten.

Heut zu Tage ist die halbe Welt, oder, was vielleicht der Wahrheit noch näher kommt, zwey Drittheile derselben, hypochondrisch, und wer irgend die Jahrbücher der Völker mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird gestehen müssen, daß in ihnen nirgends eines so allgemeinen Kopfhängens, Griesgramens und Sauersehens gedacht wird, als wir in unsern Tagen rings um uns her und wohl auch in unserm eigenen innern Menschen wahrnehmen. Namentlich sind die Chroniken der teutschen Völkerschaften nichts weniger als trübsinnigen Inhalts; im Gegentheile verbreitet sich über sie in allen Jahrhunderten der freundliche Schimmer eines fröhlichen, treuherzigen, gemeinsinnigen und schalkhaften Volkslebens, das die Fehden, die ritterlichen Raubzüge, die Kämpfe zwischen Staat und Kirche

und der steife Ernst des wohl hergebrachten Philisterthums nur für einzelne Augenblicke stören konnten.

Das ist nun aber Alles ganz anders geworden. Zwar giebt es keine Leute mehr, die die Berührungen mit andern vermeiden, weil sie ihre Körper für gläsern halten; es hat im Gegentheile, in Vergleichung mit der Vorzeit, in der politischen und literarischen Welt die Zahl der Kampflustigen und der Stössigen sehr zugenommen. So quält auch Niemanden die Sorge mehr, durch irgend einen physischen oder moralischen Akt seine Nachbarn zu beschädigen, weil die Maxime allgemein geworden, daß der eigene Vortheil immer eine vollkommene Rechtfertigung gewähre, wenn der Fremde durch unsere Handlungen leidet. Auch sind wir ruhig wegen der Meteorsteine, die uns auf die Köpfe fallen könnten, wenn wir uns nur bedeckt und geharnischt gegen Andere aus höhern Sphären kommende Verletzungen sehen. Und Niemand schneidet sich weiter aus Furcht vor dem Scheintode den Hals ab, weil alle Welt zu der Erkenntniß gekommen ist, daß unsere polizeylichen Anstalten und Gesetze weit mehr für die Sterbenden und Verstorbenen wachen und sorgen, als für die Lebenden. So hat sich wohl die Zahl der Grillenfänger vermindert; das Heer der Hypochondristen dagegen nimmt mit jedem Tage zu; zwischen beyden aber findet der specifische Unterschied statt, daß jene mit Einbildungen sich plagen, diese aber schwermüthig, niedergeschlagen und trostlos sind, durch den Druck, die Widersprüche, die Entbehrungen, die Opfer und die Demüthigungen einer grausamen Wirklichkeit.

Ueber den Charakter dieser Wirklichkeit könnte viel Anziehendes und Heilsames gesagt werden, was aber auf der einen Seite unnütz und auf der andern bedenklich wäre; unnütz, weil man verzweifeln muß, daß eine Welt, der die Wahrheit so lange mit Feuer und Schwert gepredigt worden, sie zu Herzen nehmen werde, wenn sie blos in dem bescheidenen Worte der Lehre und der Ermahnung zu ihr kommt; bedenklich, weil die Inquisitoren der politischen Ketzerey im Besitze eines Hauptschlüssels sind, der alle Brieftaschen und Pulte aufschließt. Dieser Hauptschlüssel und jenes Abprellen und Verrauchen der Wahrheit an den ehernen Stirnen und Herzen der Genossen dieser Zeit sind in ihr keine leiblichen Erscheinungen, und gewiß haben sie mehr als man glaubt, gerade in den Kreisen der Weisen und Redlichen zur Verbreitung einer Hypochondrie beygetragen, die nichts weniger ist, als Grillenfängerey. Wenn aber andere wackere Leute über andere Dinge die Köpfe hängen, zum Beyspiel die Liberalen über den Servilitätsjammer, die Servilen über den Liberalitätsjammer, die Obscuranten über den Aufklärungsjammer, die Aufgeklärten über den Obscurationsjammer, die Bauern über den Steuerjammer, die Kaufleute über den Zoll- und Mautjammer, die Beamten über den Dicasterialjammer, die Geistlichen über den Cölibatsjammer, die Sollicitanten über den Geschäftsprotractionsjammer, und Alt und Jung über den allgemeinen Nahrungsjammer, — so muß man einräumen, daß auch das keine Hypochondristen vom alten Style sind, und daß sie sich nicht mit Grillen sondern mit Realitäten quälen, von denen manche so beschaffen sind, daß sie wohl auch Leute vom leichtesten Blute zu Kopfhängern und Sauerzapfen machen können.

Blicke auf Griechenland.

(Beschluß.)

So liegt denn das Heil der Griechen in ihrer eigenen Kraft, und hat das Schicksal ihnen das Glück der Selbstständigkeit zugedacht, so will es zugleich, wie es scheint, daß sie dasselbe Niemand als sich selbst zu verdanken haben sollen. Die wirksamste Hülfe könnte und müßte

für sie aus Rußland kommen, und gewiß hätte ihnen diese Macht, in der sie längst ihre Glaubensgenossin, ihre Beschützerin und ihre Hoffnung sahen, diese Hülfe gewährt, wären nicht durch den Lauf der neuern Weltereignisse alle Ansichten und Bestrebungen der Politik verändert und ein neues System in den gegenseitigen Verhältnissen der Mächte zu Stande gebracht worden, das auf dem Grundsatze der unerschütterlichen Stabilität beruht. Um diesen Grundsatz aufrecht zu erhalten, hat Rußland von dem Uebermuthe und dem Trotze der Türken das Aeusserste ertragen, und die Versuche der Vermittlung mit einer Langmuth fortgesetzt, von der man in der Geschichte der diplomatischen Verhandlungen schwerlich ein Beyspiel findet. In dieser Langmuth ist es bis zur Stunde nicht müde geworden, und wenn, wie es scheint, die Ankunft des Staatsraths von Minciaky in Konstantinopel mit einer Ministerialveränderung zusammen trift, durch welche im Divan die gemässigte Partey die Oberhand erhalten, so ist das Petersburger Cabinett nahe daran, den so lange und so standhaft verfolgten friedlichen Zweck endlich zu erreichen.

Dieß Ereigniß brächte allerdings der Sache der Griechen neue und grosse Gefahren, weil es die Türken in den Stand setzte, ihnen mit ihrer ganzen Macht entgegen zu treten. Auch würde es von Seiten der europäischen Mächte Vermittlungsanträge zur Folge haben, die die Griechen nicht zurück weisen könnten, ohne sich neue Abneigung zuzuziehen. Aber sie werden und müssen sie zurück weisen, so bald ihnen, bey allen Zusagen von Selbstständigkeit und Freyheit in der innern Verwaltung, nur irgend eine Art von Unterordnung oder Lehnspflichtigkeit gegen die Pforte zugemuthet wird. Es ist unmöglich, daß ein Volk, das für seine Emancipation so viel Blut geopfert und durch die Erfolge seiner Anstrengungen auf einen so hohen Grad von Begeisterung erhoben worden, die Waffen niederlege, ohne die Sicherheit erlangt zu haben, die es sich zum Ziele gesetzt. Wohl kann die Uebermacht ein solches Volk unterdrücken und ausrotten; aber die Politik kann es nicht bethören, so lange das Gefühl seiner Kraft in ihm ist. „Das Joch der Türken, das unabhängig von seinem unerträglichen Drucke, noch den Gedanken einer moralichen Verletzung mit sich führt; ihr ebenso barbarisches, als gehässiges Benehmen, das die Griechen durch eine mehr als vierhundertjährige Erfahrung kennen gelernt haben; der unversöhnliche Haß der letztern gegen den türkischen Namen, durch eine so lange Zeit hindurch genährt, in den griechischen Herzen eingewurzelt, und von Generation zu Generation fortgepflanzt; ihre Liebe zur Unabhängigkeit, die zwar bey Völkern, die derselben beraubt sind, viel heftiger ist, aber bey den heutigen Griechen bis zum Fanatismus geht; — dieß alles bildet zwischen den beyden Völkern eine Mauer von Erz, die sie, wo nicht auf immer, doch noch lange trennen wird, und diesen Gesinnungen haben die Abkömmlinge der Hellenen auch die drey ruhmwürdigen Jahre des bewundernswürdigsten Erfolgs zu danken, der ihnen stets und durch so geringe Mittel zu Theil geworden ist.

Man hat neuerlich viel von dem Interesse gesprochen, das England, im Gegensatze gegen sein früheres Betragen, an der Sache der Griechen zu ihrem Vortheile nehmen soll, und man hat in dieser Beziehung ein besonderes Gewicht auf die aus Corfu eingegangene Kunde gelegt, daß Abgeordnete des hellenischen Congresses, bestimmt nach London zu gehen, daselbst angekommen, daß man ihnen vor ihrer Abreise Feste gegeben habe, und daß Alles andeute, daß ihre Sendung der brittischen Regierung nicht unangenehm sey. Gewiß hat aber an diesen Hoffnungen der Wunsch für die Rettung eines unglücklichen Volkes mehr Antheil, als die Berechnung der Verhältnisse, und man kann mit Ernst die letztere nicht versuchen, ohne zu der Ueberzeugung zu gelangen,

daß sich in Ansehung dieser Frage die Politik der Engländer so wenig geändert habe, als die der Russen. Von dem Augenblicke an, indem der griechische Aufstand ausbrach, erwiesen sich die ersteren, troß der Erklärungen in denen sie ihre Neutralität betheuerten, als die treuesten Freunde ihrer alten Bundesgenossen, der Türken, und brachen die gegebenen Zusagen durch ihre ganze Haltung und durch einzelne Thathandlungen oft auf eine recht empörende Weise; zugleich waren ihre Diplomaten in Konstantinopel unermüdet thätig, um die Mißhelligkeiten auszugleichen, welche zwischen der Pforte und dem Petersburger Cabinette entstanden waren. Dieses Benehmen hatte einen gedoppelten Grund. Ein Mal wollte England die Pforte erhalten, weil es ein auf ihren Trümmern sich bildendes christliches, mit allen Mitteln der Civilisation ausgerüstetes Reich im Osten von Europa seine maritimen und commerciellen Vortheile in den dortigen Gegenden beschränkte, und Besorgnisse für seine asiatischen Länder erregen konnte. Und dann sah es seine Interessen nicht minder verletzt, wenn ein Gang der Ereignisse eintrat, der Rußland eine Veranlassung darbot, mit der Pforte zu brechen, und sich in seinem Süden auf ihre Kosten zu vergrössern. In diesem Sinne geschah es, daß die Engländer erst Alles dazu beytrugen, was in ihren Kräften stand, um den Aufschwung der Griechen zu unterdrücken, und Petersburg und Constantinopel zu versöhnen; als sie aber die Griechen ihre Sache mit Erfolgen verfechten sahen, die für dieselbe nicht geringe Hoffnungen erregten, so wandten sie sich ihnen wieder freundlicher zu, aber nicht als ob sie ihre politischen Ansichten geändert hätten, sondern um das Vertrauen der Griechen zu gewinnen, und einen Vergleich zwischen ihnen und den Türken zu Stande zu bringen. Immer lag ihnen, wie sie auch ihre Schritte richteten, dasselbe Ziel vor Augen, Erhaltung der Pforte durch Dämpfung des Aufruhres und durch Verhinderung des Bruchs mit Rußland, und indem sie dieses Ziel noch immer standhaft verfolgen, ist es nichts weniger, als das Interesse der Griechen oder eine humane Idee, die sie beabsichtigen, sondern lediglich ihre Macht und ihr Vortheil, die sie dadurch befestigt und gesichert glauben, wenn die Inseln und Küsten der Meere, die Asien und Europa von einander scheiden, noch länger die Sitze der Barbarey und der Knechtschaft und die Wohnungen der entwürdigten Menschheit bleiben. Man kennt die sehr triftigen Einwendungen, welche gegen diesen Gang des englischen Cabinetts selbst von dem politischen Standpunkte aus gemacht worden sind; es ist aber auch Alles daran zu setzen, daß er in keinem Falle zu seinem Ziele führen und daß die Zukunft das Wort des Herrn v. Pradt bestätigen werde: „die Cabinette, die da glauben, es lasse sich zugleich der Aufstand der Griechen unterdrücken, und Schutz für dieses Volk ausmitteln, oder sie könnten zugleich die Souveränität der Türken und das Leben der Griechen gewährleisten, — verstehen die Aufgabe nicht, und streben nach unmöglichen Dingen. Ihre Wünsche überschreiten das Maß ihrer Kräfte, und stehen im Widerspruche mit der Natur der Dinge."

Dem Vernehmen nach betreibt Lord Byron, mit grossem Eifer die Ausrüstung eines Corps von 800 Mann, das künftigen Frühling kampffertig den Griechen zur Seite stehen soll. So spricht man auch von der Ankunft französischer Commissarien des Maltheser Ordens auf Hydra, welche, gegen die Abtretung einer Insel im Archipel, den Beystand dieses alten ritterlichen Vereins gegen die türkische Macht verheissen sollen. Dieß wäre die einzige Hülfe, welche die Christenheit den Griechen leistet! So gering aber auch die Hoffnungen seyn mögen, die auf sie zu stützen sind, — so sind die desto grösser, die wir auf den von den Griechen bisher be-

währten Charakter, auf die Stellung, die sie ihren Feinden gegen über errungen, und auf die Zerrüttung, in der sich der innere Zustand der letztern befindet, bauen; und so wie wir auch uns des Glaubens nicht erwehren können, der sich, nach allem, was bisher geschehen ist, immer weiter verbreitet und immer fester wurzelt, daß die wahre Freyheit den Griechen nur zu Theil werden könne, wenn sie sie selbst erfechten, und wenn die Theilnahme an ihrem Kampfe den Fremden keine Berechtigung giebt, auf die künftige Bestimmung ihres Schicksals einen Einfluß zu gewinnen.

Die finanzielle Seite der Zeitungsliteratur.

Ein Pariser Correspondent des Morgenblattes giebt in Nro. 304 des vorig. Jahrg. sehr interessante Nachrichten über das Zeitungswesen in der Hauptstadt des französischen Reichs. Vermöge derselben gehen ausser 28000 Briefen, täglich 28,333 Tags- und Zeitblätter von der Priser Briefpost ab.
Wahrscheinlich befinden sich hierunter 25,000 Zeitungsblätter; nimmt man nun an, daß ein Drittel aller Pariser Zeitungsblätter, etwa 8000 in Paris bleiben, so beliefe sich die Gesammtzahl der Pariser Zeitungen auf 33,000, woven man dann etwa 12 — 14,000 auf den Constitutionnel und eben soviel auf das Journal des Debats rechnen müßte. Die Regierung gewinnt dabey ein Mal das Postgeld, und dann das Stempelgeld, das sich im Jahr 1820, auf die Summe von 1 1/2 Million Franken belief. Offenbar kommt hier die Preßfreyheit den Staats-Finanzen zu Hülfe. Um sich davon zu überzeugen, beliebe man nur den Zeitungsertrag der Länder, die eben so groß als Frankreich, der Zeitungsfreyheit beraubt sind, mit dem Ertrag der Pariser Zeitungen zu vergleichen, und man wird einen gewaltigen Unterschied bemerken. Wozu sollte man auch im Auslande Zeitungen halten, aus denen nichts zu lernen ist, als daß ein Fähnrich Lieutenant geworden, und daß man an diesem oder jenem Hofe getanzt hat? Merkwürdig ist es, wie sich aus dem Stempelertrage der Gang der Zeitbegebenheiten beurkundet. In runden Zahlen ist in der französischen Hauptstadt, in 6 Jahren, (von 1815 — 1820) folgende Menge Rieß Papier gestempelt worden, 49, 42,38,38,42,50,000. Warum es im Jahr 1815 bis zu 49,000 Riß kam, wird durch die beyden Staatsrevolutionen begreiflich, während welcher die Journalistik sehr beschäftigt war. In den folgenden Jahren nahm, wie man sieht, das Zeitungswesen beträchtlich ab, in diesen Jahren herrschte Censur. Nun kam der Minister Decazes und die Censur wurde aufgehoben. Sogleich stieg der Verbrauch des Zeitungspapiers, von 38 auf 42 und dann auf 50,000 Rieß. Der Betrag des Verbrauchs im Jahr 1821 steht noch nicht in den Tabellen; ich wollte aber wetten, daß er in diesem Jahre wieder auf 38,000 gefallen ist, da einstweilen den Zeitungen die Censur wieder aufgelegt worden; ebenso wird man die endliche Aufhebung der Censur auch wieder aus dem vermehrten Verbrauche des Stempelpapiers abnehmen können. — — Diese Bemerkungen sind wichtig, indem sie uns einen wenig beachteten Antoganismus zwischen der polizeylichen Macht, wenn sie für gut findet, das Gedankenverkehr zu hemmen, und zwischen der Finanziellen kennen lehrt, die Erträgnisse u. Einkünfte will, woher sie auch kommen. Man sieht, wie bedeutend der Vortheil der letztern Macht in Paris durch das Zeitungswesen werden kann; und gewiß könnte er in andern grossen Hauptstädten von Europa ebenso bedeutend werden, wenn nicht die erste Macht ihn verkümmerte. Zugleich aber wird hieraus erkannt, daß die Finanzminister und die Zeitungsschreiber gleiches Interesse haben; die Intraden beyder vermehren sich durch die Freyheit der Presse. Nun kann es freylich den Regierungen gleichgültig seyn, wie es um die Intraden der Zeitungsschreiber steht: aber sie können nicht gleichgültig dabey bleiben, wenn ein Posten in den Etats der Finanzminister verschwindet, der von den Contribuenten baar bezahlt wird, und zu dessen Eintreibung es keiner Executoren bedarf. Auch kann es ihnen unmöglich verborgen seyn, daß die letztern weit mehr böses Geblüt in dem Volke machen, als die freysinnigste Zeitung.

Anzeige.

Um den vielseitigen Anfragen auf eine genügende Weise zu begegnen, wird hiemit angezeigt, daß vom Entstehen dieser Zeitschrift an noch vollständige Jahrgänge zu haben sind, und daß, um den später Eintretenden die Anschaffung derselben zu erleichtern, folgende sehr billige Preise von der Verlagshandlung festgesetzt werden: Die Jahrgänge 1820 und 1821 werden, jeder derselben zu 3 fl. rhn., die Jahrgänge 1822 und 1823 aber jeder zu 4 fl. rhn., erlassen.

An Buchhandlungen werden diese mit Berücksichtigung des gewöhnlichen Rabatts hindan gegeben.

Bestellungsbriefe und Gelder ersucht man aber ganz frey einzusenden.

Ellwangen, im Februar 1824.

Schönbrod'sche Buchhandlung.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



21. Februar. 8. 1824.

Und er sprach: es werde Licht! und es ward Licht!

Moses.

Das Regierungs-Jubiläum des Königs von Baiern.

Am sechszehnten Februar des Jahres siebenzehn hundert neun und neunzig starb, des Ruhmes ermangelnd, durch den die Namen kraftvoller und gewissenhafter Regenten fortleben, und unbetrauert von seinem Volke, der Kurfürst Karl Theodor von Baiern, der letzte aus dem Pfalz-Sulzbachischen Stamme; der Herzog Maximilian Joseph von Zweybrücken aber bestieg den erledigten Thron. Mit diesem Augenblicke begann eine neue Periode in der Geschichte von Baiern, die denkwürdigste in den Annalen dieses Reiches, indem, als Ergebniß derselben, eine neue Schöpfung hervortrat, in welcher das früher Bestehende kaum mehr erkennbar ist, und das Alte nur als Stoff für die neuen Bildungen gedient hat. Von dieser Periode sind so eben fünf und zwanzig Jahre abgelaufen; und mit hohem Jubel feyern die Baiern diesen Zeitpunkt; nicht als ob sie nun für vollendet achteten, was in der besagten Periode erleuchtete Einsicht, fester Muth und unermüdbare Thätigkeit unter ihnen begonnen haben; sondern weil es ihrem patriotischen Gefühle zum Bedürfnisse geworden, ein Mal gemeinsam, laut und feyerlich auszusprechen, was bey jeder Erinnerung an die neueste Geschichte des Vaterlandes ihre Gemüther bewegt, und dem edeln Könige, durch den so grosse Dinge geschehen sind, den wohlverdienten Dank der Nation darzubringen.

Es sind seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts alle kleinen und grossen Staaten des europäischen Continents mehr oder weniger durch das Feuer gegangen, und während einige von demselben verzehrt wurden, traten die andern, in ihrem Umfange und in ihren Verhältnissen neu gestaltet, aus der schmerzhaften Läuterung hervor. So ward ihre Geschichte eine gemeinsame; aber einen eigenthümlichen Charakter behauptete in dieser Zeit schwerer Drangsale der baierische Staat, indem in ihm weniger als anderswo der Zufall waltete, sondern der feste und kräftige Wille der Regierung immer über den Ereignissen stand, und durch thätiges Eingreifen in sie, so wie durch eine nach dem Bedürfnisse und dem Laufe der Zeit bemessene Wirksamkeit die Befestigung und Verstärkung des Staates betrieb und förderte. Dadurch wird das Leben des Königs im eigentlichen oder edleren Sinne ein historisches. Denn das Interesse der Geschichte liegt nicht in den Zerstörungen oder Produktionen des

Verhängnisses, das in den menschlichen Dingen waltet, sondern in der Kraft, mit der der Mensch gegen die Gewalt dieses Verhängnisses anstrebt, oder seinen Lauf richtet und beherrscht.

Die Jahre 1805 und 1813, sind die kritischen Zeitpunkte in der neuesten Geschichte von Baiern. Das Schicksal des Staats hieng von den Entschliessungen ab, die in denselben genommen wurden. Waren diese verfehlt, so theilte der Regent im ersten Falle gleiches Loos mit dem Kurfürsten von Hessen, und in dem zweyten mit dem Könige von Sachsen; in beyden Fällen aber büßte das Volk für eine Politik, die es vielleicht, in dem Augenblicke, in dem sie befolgt wurde, selbst für die rechte, oder wohl gar für eine edle gehalten hatte. Ohnehin schien sie durch die Lage der Umstände unabwendlich gegeben. Denn als im Jahr 1805 Baiern sich an Frankreich anschloß, war das Land von den Armeen von Oesterreich überschwemmt, und als es im Jahr 1813 auf die Seite der Verbündeten trat, war die Schlacht bey Leipzig noch nicht geliefert. Es war also nicht der Strom der Umstände, dessen Wogen sich die Regierung überließ; im Gegentheile nahm sie ihre Partie nach einer richtigen Berechnung der Erfolge, und mit einer Entschlossenheit, die durch keinen Schein der Gegenwart sich täuschen ließ, und dieser feste Blick in den Gang der Dinge führte zu dem herrlichsten Resultate, wie den Baiern, mitten unter Trümmern, in dem furchtbaren, wechselnden Sturm nicht nur seine Selbstständigkeit rettete, sondern aus ihm als eine Macht hervor trat, die, so lange sie in dem Bewußtseyn und in der Uebung ihrer Kräfte bleibt, in dem Systeme von Europa eine ausgezeichnete Stelle behaupten und ein bedeutendes Gewicht in die Wagschaale legen wird.

So glücklich war in schweren Zeiten die Frage über Seyn oder Nichtseyn gelöst worden; damit durfte aber die Regierung ihre Aufgabe nicht für erledigt halten. Sie mußte erkennen, daß

Quadratmeilen und Bevölkerung erst dann den Staaten Sicherheit und Stärke geben, wenn durch gesetzliche Ordnung und planmässige Verwaltung die Mittel weise benützt werden, welche das Land und seine Bewohner darbieten. Maximilian Joseph hatte sein Erbe kaum angetreten, als er es von feindlichen Heeren überschwemmt, in einen weiten Kriegsschauplatz verwandelt sah. Dieses Unglück konnte für erträglich gelten, weil es seiner Natur nach vorübergehend war. Aber bedenklicher mußten die Uebel erscheinen, die seit einer Reihe von Jahren, unter einer von Pfaffen und Günstlingen gegängelten, charakterlosen und doch despotischen Regierung sich befestigt hatten. In allen Zweigen der Verwaltung herrschten die schreyendsten Mißbräuche; alles war vernachlässigt; in allem war man hinter der Zeit zurück geblieben; die Organe der öffentlichen Gewalt verübten ungestraft die größten Verbrechen; die Kräfte der Länder blieben unbenützt. Da beschloß der Erbe eine allgemeine, die Administration in allen ihren Theilen durchdringende, eine neue Schöpfung bewerkstelligende Reform, und er begann sie mit einer Energie, die die Welt in Erstaunen setzte, und mit Erfolgen, durch die eine gänzliche Wiedergeburt des Bestehenden zu Stande kam. Man erkannte sich nicht mehr; in wenigen Jahren war Baiern eine neue Welt geworden. Allerdings geschah es durch das Sträuben des Stoffes, durch die Macht der Gegenwirkung und durch die in der Aufgabe selbst liegenden Schwierigkeiten, daß in diesem grossen Bildungsgeschäfte mancher Mißgriff gemacht, mancher verfehlte Versuch zurück genommen und manche gerechte Beschwerde erregt wurde. Aber dieß Alles konnte weder das Verdienst, das dadurch erworben worden, vermindern, noch den Charakter, der sich in diesen Reformen bewährt hat, beflecken, weil das Vollkommene zu erreichen dem Menschen auch in den grossen Kreisen des Lebens nimmer mehr gegeben ist.

Was Maximilian Joseph als Gesetzge-

der leistete, erhält jedoch seine eigenthümliche hohe Bedeutung erst, durch die seiner Gesetzgebung zu Grunde liegende Maxime, daß vor allem sein Volk geistig zu bilden sey, und daß nur im Lichte der Zeit erreichbar werde und verbürgt bleibe, was er für diese Welt zu thun entschlossen war. Er eröffnete deßhalb den ernsten Kampf mit dem Reiche der Finsterniß, das bisher in Baiern so ausgebreitete Domänen inne gehabt hatte, und indem er auf der einen Seite dem Geiste der Finsterniß mit kräftiger Hand widerstund und seine Werke zerstörte, auf der andern aber mit Einsicht und Liebe für Verbesserung der wissenschaftlichen Anstalten, des kirchlichen Lebens und der Volkserziehung sorgte, und dem Geiste des Lichts Schutz und Förderung verlieh, zugleich aber auch in den Gesetzen und öffentlichen Institutionen mit den Fortschritten der Zeit auf gleicher Höhe blieb, — brach ein neuer Tag über Baiern an, und das Land, das kurz zuvor für die Heimath der Lichtscheue, des Pfaffenthums und der Unwissenheit gegolten hatte, wurde durch den geistigen Aufschwung, der in ihm erregt worden, ein leuchtendes Vorbild selbst für solche Länder, die ihm eher auf dem Pfade der Aufklärung vorgeeilt waren.

Man hat in dieser Richtung der baierischen Regierung — die gerade ihr höchster Triumph ist und ihr den edelsten Ruhm bey der Nachwelt bereitet — in der neuesten Zeit Rückschritte zu bemerken geglaubt. Dieser Glaube war vielleicht keine Täuschung; aber es ist das Fundament geblieben, was ja augenblickliche Hemmungen doch nicht erschüttern können, nämlich der ein Mal angeregte Geist, die bestehenden Anstalten, die Liberalität der Gesetze und der consequente Sinn der Regierung, die ihren wohlerworbenen Ruhm nicht wird hingeben wollen an Hervortreibungen der Zeit, welche aller innern Haltbarkeit ermangeln. Ueberdieß hat der König das Werk seines Lebens gekrönt, durch die Verfassung, deren Elemente die vernunftgemässen Ideen des Jahrhunderts sind, und die, so wie den Rechten des Thrones, den Freyheiten der Nation, und den bestehenden Gesetzen, auf gleiche Weise dem Urrechte der Menschheit, das in der selbstständigen Entwicklung der Vernunft, im Gegensatze gegen jede Art von Geist—sclaverey, besteht, einen sichern Schirm gewährt.

Nach diesen Anstrengungen und Erfolgen, und nachdem in ihnen dieser feste und edle Charakter sich bewährt hat, ist es nicht die Schmeicheley, sondern Begeisterung und Dankbarkeit, die nun in Baiern das schöne nationale Fest feyern. In dem Jubel seines Volkes aber vernimmt der König die Töne, in denen die Geschichtschreiber von seinem edeln und verdienstvollen Leben sprechen werden.

Liberale Kanzeltöne.

In den meisten protestantischen Staaten des alten teutschen Reiches bestand als verfassungsmässiges Herkommen, die Sitte, daß, wenn der Fürst mit seinen Ständen zusammen trat, um des Landes Angelegenheiten und Wohl gemeinsam zu berathen, der Tag mit einem feyerlichen Gottesdienste begann, da denn der Hofprediger als der erste Sprecher auftrat und der Regierung und den Stellvertretern des Volkes nachwies, was in Wartung ihres Berufes, das ausser den Grenzen der sichtbaren Welt liegende moralische Gesetz und der religiöse Glaube ihnen ansinne. Diese Sitte — christlicher Völker würdig, die auch im Staatsleben nie aufhören dürfen, zu vernehmen, was des Geistes Gottes ist — hat sich in mehreren teutschen Ländern erhalten bis auf diesen Tag, und ihr verdanken wir die Reihe der geistvollen, freymüthigen und kräftig in die Zeit eingreifenden Landtagspredigten des seligen Reinhards in Dresden, die in dem grossen Reichthume seiner homiletischen Hinterlassenschaft die glänzend-

sten und kostbarsten Kleinode und bleibende Urkunden zur Geschichte einer die Beobachter aller Zeiten fesselnden, ewig denkwürdigen Periode sind. Aber in seinem Geiste und mit seiner Kraft spricht auch sein würdiger Nachfolger bey derselben Veranlassung, so oft sie wieder kommt, und er hat einen neuen, ausgezeichneten Beweis davon in der Predigt gegeben, die von ihm bey der dießjährigen Eröffnung der Ständeversammlung des Königreichs Sachsen, am Dreykönigstage gehalten worden ist. *)

Dieß treffliche Produkt geistlicher Beredtsamkeit muß für eine erfreuliche Erscheinung gelten, weil es uns zur Probe dient, daß es in den Hauptstädten von Teutschland noch immer erlaubt ist, in teutscher Weise, das heißt klar, fest und ohne Rückhalt, von den Fragen zu sprechen, über die die Parteyen der Zeit sich theilen, und daß Wahrheiten, über welche die siegende Gewalt anderswo die Acht ausgesprochen, unter dem Schutze unserer, im Bewußtseyn ihrer Gerechtigkeit sichern Fürsten noch immer ihren freyen Lauf haben. Das gehört anderswo zum klugen und zum guten Ton und zu den Bürgschaften der Gunst die in den höheren Regionen vertheilt wird, daß man lobe und preise, was die Zeit in diesen Regionen hervor getrieben, dagegen aber verachte und verdamme, was, im Gegensatze mit den Erzeugnissen der Zeit, vormals als wahr und heilsam erkannt worden. Das Verdienst, das auf diesem Wege erworben wird, liegt aber nicht in den Bestrebungen des würdigen Predigers in der Dresdner Hofkirche, wie er denn mit klaren Worten sagt: „Noch vor wenigen Jahren sah man allgemeine Berathungen über die Angelegenheiten des Vaterlandes als ein kräftiges Mittel gegen das Stillestehen an; nun findet gerade dieser Stillstand überall Vertheidiger und Lobredner. Noch vor wenigen Jahren war es eine edle Aufgabe der Zeit, der Willkühr (die unter dem Titel des Herkommens verjaeyt, der Belial dieser Zeit ist) und der Heimlichkeit, durch die freye Herrschaft des Gesetzes zu steuern, und das Gesetz in eine bleibende Verfassung zu verwandeln; nun ist die Heimlichkeit wieder beliebt und sehr beliebt, und das Wort Verfassung fast ein Name des Schreckens und der Schmach geworden. Nur vor wenigen Jahren trat die Religion, zwar frey und würdevoll, wie es ihr geziemt, aber doch gerecht, ausgleichend, versöhnend zwischen die vordringende Freyheit und die zurückweichende Gewalt; nun ist sie *) wieder leidenschaftlich, eifrig und herrschsüchtig geworden; nun waffnet sie sich wieder mit drohenden Flügeln und Bannstrahlen, und der Feind streut wieder den Samen des Unkrauts aus. Sollte es nun nicht angemessen seyn, sich geschmeidig und doppelsinnig mit diesen wechselnden Ansichten der Zeit zu befreunden; sollte es nicht die Klugheit fordern, auch das Mittelmässige und Schlechte zu nehmen, wenn das Bessere nicht mehr gut seyn darf; sollte es uns, nach so manchen Vorübungen im geselligen und öffentlichen Leben nicht leicht werden, die Finsterniß Licht und das Saure Süß zu nennen? — So würden wir nur dann denken, wenn uns die Belehrungen der Schrift und der Geschichte, wenn uns die Segnungen einer weisen und väterlichen Regierung noch fremd und unbekannt wären.“ — Bedürfen wir, nachdem diese inhaltreichen Worte — an heiliger Stätte gesprochen worden, eines weitern Zeugnisses dafür, daß unter uns die Wahrheit noch immer im Be-

*) S. Predigt, bey Eröffnung der allgemeinen Landesversammlung am 6. Jan. 1824 bey dem evang. Hofgottesdienst in Dresden gehalten, von Dr. C. F. Ammon. 8. Dresden. 1824.

*) Das ist nicht die Religion, sondern das ihren Schein heuchelnde Kirchenthum, verweltlicht in seinen Zwecken, Bestrebungen und Formen, und von dem Geiste der Welt als sein Werkzeug gebraucht.
A. d. H.

sitze ihres Rechtes sey, wie auch das Andringen mächtig unterstützter Zeitansichten und durch den Parteygeist geltend gemachter Doktrinen, versuche, sie einzuschüchtern und ihre Verkündigung zu hemmen?

Sehr sinnvoll wird die Bemerkung, daß Herodes die Geburt des Messias durch die Weisen aus dem fernen Morgenlande erfuhr, benützt. „Da sey die Stimme der Wahrheit vom Auslande gekommen; den Sachsen fehle es dagegen nicht an freymüthigen Männern in ihrer Mitte. Der milde (?) Charakter des Volkes habe zu jeder Zeit männlich für Freyheit des Glaubens und des Gewissens gesprochen, und man habe sehr Ursache für diesen freyen Austausch der Gedanken, in Schrift und Rede, dankbar zu seyn, und mit Ehrfurcht zu dem Fürsten aufzublicken, welcher da, wo es nicht fremdes Recht gilt, lieber einen voreiligen Mißbrauch der Freyheit übersehe, als ihren rechten Gebrauch durch zu strenge Gesetze beschränke." — „Mögen, fährt dann der Redner fort, diese Rücksichten auch Sie, würdige Landesversammlung! auf der neuen Laufbahn nicht verlassen; möge Ihr freyes und vaterlandliebendes Herz nicht von dem Gedanken verwundet werden, das erst aus dem gerechten Tadel des Auslands erfahren zu müssen, was wir zu unserer Vervollkommnung besser von uns selbst vernehmen könnten." — In der That wäre ein Volk zu beklagen, das, um seine Gesetze zu ordnen und seine Wohlfahrt zu gründen, erst fremden Raths bedürfte; aber noch mehr müßte es zu beklagen seyn, wenn fremde Gewalt ihm Gesetze aufdränge, oder es nöthigte die Seinigen nach ihrem Willen zu ändern.

In manchen Ländern hat man in unseren Tagen für gut befunden — selbst wenn es in der Wahrheit auch nicht erfindlich war — auf die Regung eines jeden freyen Wortes zu achten, und durch bestellte Aufpasser behorchen zu lassen, wie in Rede und Schrift hervor kam, was die Gemüther preßte. Das war aber nie der Fall bey der, bey ihrem guten Gewissen furchtlosen Sächsischen Regierung. „Bey uns, sagt der Hofprediger des Königs von Sachsen, kennt man den Argwohn nicht, der durch geheime Söldlinge alles auskundschaftet, und bey jedem Familienvereine verkleidete Späher hat; man kennt den schlauen Verdacht nicht, der mit treuloser Kunst jedes Siegel öffnet; man kennt endlich bey dem öffentlichen Unterricht die Strenge nicht, die jedes freye Wort verweiset oder donnernd zu Boden schlägt.*) Daher die unerschütterliche Anhänglichkeit jedes wahren Sachsen an sein mildes (oder besser: weises und gerechtes) Regentenhaus. Nicht da, wo die Weisen heimlich berufen wurden, sondern da, wo sie an das freye Licht des Himmels traten, gieng ihnen und dem ganzen Volke der Stern auf, den sie in ihrer Heimath gesehen hatten."

Es versteht sich, daß in Ländern, in denen das besagte System der Spionerie — das man sonst nur gegen Feinde, nicht aber gegen Unterthanen oder Mitbürger für zulässig hielt — statt findet, die Verhandlungen der Staatsverwaltung den Augen des Publikums so viel möglich entrückt werden, und daß man alle öffentliche Geschäfte lediglich zur Kenntniß derjenigen gelangen läßt, die durch ihre Anstellung im Staatsdienste die Weihe dazu empfangen haben; dem Volk aber bleibt die Rolle des blinden Gehorsams und des Verstummens. So wurden auch unter Herodes zu Jerusalem verderbliche Vorschläge heimlich gepflogen; „aber bey uns, sagt der Redner, besteht eine gemessene Oeffentlichkeit in gemeinschaftlichen Berathungen. Wer Gutes thut, kommt gern an das Licht! Heil uns, daß dieser herrliche

*) Was notorischer Massen selbst in Teutschland nicht unerhört wäre!

A. d. H.

dem Kreise seiner Funktionen heraus tritt; es ist nicht mehr der Beamte, sondern der Mensch, den wir ausser diesem Kreise erblicken; und wenn ihm mehr Ehrerbietung zu Theil wird, als er vermöge seiner Persönlichkeit verdient, so hat er dieß blos dem Eigennutz und der Niederträchtigkeit der Menschen zu verdanken, die auf seine Gunst spekuliren. Diese Verhältnisse sind für Beamte ohne Verdienst und ohne Würde sehr unangenehm; sie suchen sich aber gegen dieselbe zu schützen, indem sie sich bemühen, den Rang, den sie im Staate behaupten, und die Achtung, die ihnen vermöge ihres repräsentativen Charakters gebührt, auch in der Welt zu usurpiren. Zu diesem Ende treten sie überall mit der Amtsmine auf, die den Umgebenden verkündigt, der Eintretende mache keine Ansprüche als Mensch, aber desto grössere als Diener des Staats; diese Ansprüche aber werden unterstützt durch die steife und feyerliche Haltung, durch stolze Wortkargheit oder eben so stolzes Absprechen, und durch den Ernst, der nur selten den Mund zum Lächeln verzieht, und durch jede Aeusserung der Jovialität und der Fröhligkeit beleidigt wird. Man sieht, daß durch Menschen dieser Art das heitere gesellschaftliche Leben nicht gefördert wird; sie erlangen aber auch, was sie in ihm suchen, und oft lassen sie in ihm die Erinnerung an das von Montagne angeführte Sprichwort zurück: „Der Esel sey das ernsthafteste unter allen Thieren."

Litteratur.

Taschenbuch von der Donau, auf das Jahr 1824. Herausgegeben von Ludwig Neuffer. Ulm, Stettin. — Wie ergiebig auch der Boden unserer Literatur jedes Jahr an neuen Taschenbüchern seyn mag, so müssen wir, deren Heimath der teutsche Süden ist, das vorliegende schon deßhalb freundlich aufnehmen, weil es seinen Namen, von dem herrlichen Strome führt, dessen Region wir grossen Theils bewohnen, und der, unseren Gebürgen entquollen, in seinem langen Laufe so viele Völker begrüßt. Für diese Aufnahme gewinnt es eine neue Bürgschaft in dem Namen seines Herausgebers, der die Weihe der Priesterschaft im Tempel der teutschen Musen nicht nur durch die Gabe des Genie's, sondern auch durch den Anhauch erhalten hat, der aus dem Studium der grossen Muster Griechenlands und Roms hervorgeht. Die Erwartungen aber, die der Name seines Herausgebers erregt, sehen wir durch seinen Inhalt freudig erfüllt. Mit trefflichen Spenden begegnen uns die vertrauten Bekannten Uhland, Conz, Gräter, Haug, Hölderlin, Mugenau, Matthisson, Schwab, Weisser rc. besonders reichlich der Herausgeber selbst, der noch sein Darstellungstalent in zwey schönen Familiengemälden und seine Vertrautheit mit dem Geist und Sinn der Alten durch einige aus Horaz übersetzten und erläuterten Oden bewährt. Dabey überraschen uns einige schätzbare Gaben von unsern ältern Dichtern, namentlich von dem unvergeßlichen Lyriker Martin Miller und einige Fabeln von Gellert, die zwar schon in den Belustigungen des Verstandes und Witzes abgedruckt waren, aber hier mit einigen Veränderungen aus dem Mannscripte des Dichters gegeben werden. Die Schwänke und Ränke am Schlusse können zwar vor dem Richterstuhle der Kritik nicht gleiches Urtheil finden; aber sie werden bey den wenigsten Lesern den Zweck der Erheiterung verfehlen. Die Kupfer, mit Geist und Zartheit von Heideloff gezeichnet, gereichen diesem Taschenbuche zu einer besondern Zierde. Möchte es, indem es seinen Lauf unter so schönen Zeichen beginnt, denselben mit immer gleich reichlicher Ausstattung fortsetzen!

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



28. Februar. 9. 1824.

O Himmel! sind denn selbst die Rechte
Der Menschheit ein Sophistenspiel?

Gökingk.

Das constitutionelle System.

Nach Lanjuinais und Daunou *) ist eine zur Täuschung gewordene Repräsentativverfassung (faux gouvernement représentatif constitutionel) noch schlimmer als der Despotismus. Denn, bemerken diese französischen Publicisten, das Edle wird in seiner Ausartung immer das Schlechteste. Indessen ist jene Behauptung nur bedingt wahr. Einem Volke, das noch auf den untern Graden der Bildung steht, könnte die repräsentative Verfassung zu nichts dienlich seyn; sie würde ihm im Gegentheile verderblich werden. Ordnung und Wohlstand, und damit auch das Fortschreiten auf dem Wege der Cultur gelingen unter einem solchen Volke nur in dem Zustande der Bevormundung; dem Mündel aber gebührt in keinem Falle eine Stimme über die Frage, wie er erzogen und wie seine Güter verwaltet werden sollen? Ist dagegen ein Volk aus jenem Zustande in den der Civilisation übergetreten, so entsteht aus seinem natürlichen Bedürfnisse der rechtliche Anspruch auf eine seine Mündigkeit anerkennende, den Gesetzen eine hinreichende Garantie gebende Verfassung, welche Garantie nur vermittelst des repräsentativen Systems gewährt werden kann. Würde aber dieses System, durch die Eingriffe und Anmaßungen der Regierung in dem bürgerlichen Leben der Nation zur blossen Täuschung, so müßte doch auch das nur buchstäblich geschehene Anerkenntniß seiner Grundsätze der gesetzlich bestehenden unumschränkten Gewalt vorzuziehen seyn, weil es noch immer ein beschwerlich hemmender Zaum für die Willkühr wäre und dem Rechte des Volkes zur Urkunde diente, auf die es sich bey jedem Eingriffe ministerieller Eigenmacht berufen könnte. Mag diese Urkunde auch zum morschen, dürren Stamme geworden seyn, so können doch noch immer günstige Zeiten kommen, in denen sie wieder kräftige Zweige treibt.

Wir kennen das Zeugniß der Geschichte, vermöge dessen die Regierungen, welche die Absicht hatten, die sie umgebenden constitutionellen Schranken zu durchbrechen, selten mit unmittelbaren Angriffen auf die bestehenden Verfassungsgesetze begannen; im Gegentheile war das gewöhnlich ihre Tactik, daß sie diese Gesetze ihrer Kraft beraubten, indem sie, durch Einfluß auf

*) Des Garanties constitutionelles chap. 7.

die Wahlen oder durch Corruption, sich die stellvertretenden Corps dienstbar machten. Daraus wird ersichtlich, daß die besagten Gesetze einen Schein von Heiligkeit haben, der selbst denjenigen Scheu einflößt, die ihr Interesse darin finden, sie zu verletzen. In der That ist diese Scheu auch so groß, daß der siegende Despotismus sich nur selten erlaubt hat, die von ihm unterdrückten Constitutionen der Länder durch ausdrückliche Erklärungen aufzuheben. Er begnügte sich gewöhnlich damit, sie factisch ausser Wirkung zu setzen.

Wie jene Taktik sich zu erweisen pflege, sehen wir in den Vorbereitungen zu den Wahlen, die in Frankreich getroffen werden, seitdem die königliche Ordonanz, welche eine neue Deputirtenkammer einberuft, ergangen ist. Es wird kein Wort gesprochen, was für die Charte verletzend wäre; aber es geschieht alles, was nur irgend möglich ist, um die Charte durch Herabwürdigung und Demoralisation ihrer Vertheidiger wehrlos zu machen, und den Willen der Minister über das Gesetz zu erheben. Die Schritte, die in dieser Beziehung gemacht werden, haben einen empörenden Trotz gegen die öffentliche Meynung, und gegen alle Gefühle von Sittlichkeit und Ehre. In jedem redlichen Teutschen, in dem diese Gefühle unauslöschlich seyn müssen, machen sie den Eindruck grosser Scandale, und es wäre unmöglich, daß eine teutsche Regierung sich dieselben erlaubte. Nicht als ob die teutschen Regierungen, ihren Ständen gegenüber, gleichgültig in der Behauptung ihrer Rechte wären, oder als ob nicht auch sie durch Einfluß auf die Persönlichkeiten zu erlangen suchten, was das Gesetz ihnen verweigert. Aber nie werden und können sie solchen Hohn in der Mitte eines Volkes wagen, das gewohnt ist, auch die Handlungen der herrschenden Macht mit dem Maaßstabe der Treue und der Wahrheit zu messen, und die, welche in dieser Probe nicht gerecht erfunden werden, vielleicht in Geduld zu ertragen, aber von ganzem Herzen zu verachten.

Die französische Regierung hatte sich bisher schon, durch die Künste, vermittelst welcher den Wahlen ihre Richtung gegeben wurde, der überwiegenden Mehrheit in den Kammern versichert. Sie sucht nun dieß ihr Uebergewicht noch mehr zu befestigen. Sie wird auch ihren Zweck erreichen; man wird alles bewilligen, was sie ansinnt; sie wird, in der Maske constitutioneller Formen versteckt, eine unumschränkte Herrschaft üben. Aber schwerlich wird ihr diese Herrschaft in den Kreisen der Meynung und der Ueberzeugung gelingen, indem sie nie wird verhindern können, daß sich eine Zahl geistvoller und muthiger Verfechter der constitutionellen Rechte in den Kammern finden. Sie wird nicht im Stande seyn, diesen das Wort zu nehmen; die Wirkung des Worts auf das Volk wird aber immer dieselbe bleiben, ob es von vielen oder wenigen ausgesprochen wird, wenn es nur mit Geist und Kraft ertönt. Für die Resultate werden, wie bisher, die Stimmen der Opposition wirkungslos bleiben; aber was ihre Redner darstellen und nachweisen, wird die Nation ergreifen; jede ihrer Niederlagen in den Kammern wird als ein Akt der siegenden Gewalt erscheinen; es wird sich der Begriff befestigen, daß die Partey des verfassungsmässigen Rechts die unterdrückte sey; und damit werden die moralischen Pfeiler, die die einzig sicheren aller menschlichen Ordnung, weichen, der Regierung aber nur noch die gebrechlichen Stützen materieller Macht verbleiben.

Die Geschichte des Hauses Stuart enthält die warnenden Beweise, daß die Künste, durch welche die Regierungen die Wirksamkeit constitutioneller Einrichtungen zu vereiteln trachten, nicht immer zu dem beabsichtigten Ziele führen. Die mehr als vierzig jährige Periode, in welcher Jakob I. und Karl I. auf dem britischen Throne saßen, stellt eine lange Reihe von Versuchen dar, um die Parlamente unter die unbedingte königliche Macht zu zwingen. Um die Mitglieder der

Opposition, die sich durch Muth und Talent erhuben, von den Wahlen auszuschliessen, ernannte man sie zu Sherifs in den Grafschaften, wodurch sie die Wahlfähigkeit verloren. Andere wurden entfernt, indem man sie bey Gesandtschaften im Auslande oder bey der Marine anstellte, oder sie, während der Dauer der Sitzungen, mit Aufträgen nach Irland und Schottland schickte. Andere wurden durch einträgliche und angesehene Staatsämter zu bereitwilligen Dienern des Hofes gemacht. Nun blieb noch immer eine Zahl patriotischer Männer, die jeder Verführung unzugänglich waren. Diese suchte man durch das Trotzen der Gewalt einzuschüchtern. Man drohte; man gab Verweise; man verfolgte; man drückte selbst unschuldige Verwandte. Es kam so weit, daß der König Jakob mit den Repräsentanten seines Volkes wie mit Schulknaben sprach, und ihnen erklärte, sie mischen sich in Dinge, die sie nicht verstehen; und als dieß nicht hinreichend wirkte, wurden die freymüthigen Mitglieder des Parlaments eingekerkert, ohne daß man sich der Umständlichkeit unterwarf, ein gerichtliches Verfahren vorausgehen zu lassen. Ja der König gieng sogar so weit, daß er sich einst in die Versammlung des geheimen Rathes das Protokoll des Parlaments bringen ließ, und mit eigenen Händen ein Blatt aus demselben heraus riß, welches eine Protestation des Hauses der Gemeinen enthielt. Auch darein ergab man sich. Alles war verstummt. Dieß glückliche Schweigen wußte Karl I. zu benützen. Er beschloß ohne Repräsentation zu regieren. Dieser Zustand dauerte eilf Jahre lang. Es bedurfte keiner Bewilligung der Subsidien mehr, da man sie erpreßte. Die Sternkammer, die hohen Commissäre und der Rath von York erhielten Alles im Schrecken. Die unumschränkte Herrschaft schien begründet. Da empören sich die Schotten. Der König ist genöthigt, das sogenannte lange Parlament einzuberufen. Die allgemeine Gährung kommt

zum Ausbruche. Der König unterliegt der Macht der Volkspartey. Seine Herrschaft wird zertrümmert; die Sieger aber beflecken die Geschichte ihrer Nation, indem sie ihn ihrer Rache aufopfern.

Diese Erinnerung an die Maaßregeln, welche in alten und neuen Zeiten genommen worden, um Parlamente servil zu machen, haben nicht die Absicht, die Meynung zu insinuiren, als ob in allen Zwisten, die zwischen den Regierungen und den Parlamenten sich erheben, die ersteren immer Unrecht hätten, oder als ob ihnen nicht gestattet wäre, gegen die letzteren die ihnen gebührenden Rechte zu schützen und zu verwahren. Denn sie müssen sich nicht nur für befugt, sondern selbst für verpflichtet halten, sich in dem Umfange der Gewalt zu behaupten, den ihnen die Verfassung zugeschrieben, und den sie nicht verengen lassen dürften, wenn dadurch in den Gang der Verwaltung Schlaffheit und Zerrüttung gebracht würden, die dem Interesse der Staatsbürger nicht minder nachtheilig wären, als dem des Regenten. Aber es wäre unter der Würde einer Regierung und der Achtung und dem Vertrauen, deren sie nie ermangeln darf, sehr nachtheilig, wenn sie bey solcher statthaften Reaction gegen ein anmaßendes oder in gefährlichen Irrthümern befangenes Parlament Unredlichkeit und Arglist sich erlauben oder es gar auf ihr Gewissen nehmen wollte, den stellvertretenden Körper moralisch zu vergiften, oder zu einem verächtlichen Automat zu machen. Sie wird auch, in so ferne sie auf der Linie des verfassungsmäßigen Rechtes und der Wahrheit steht, solcher Mittel nicht bedürfen, indem in solcher Stellung ihr nie der Beyfall der Weisen und Redlichen im Volke entgehen kann, deren Urtheil immer die öffentliche Meynung bildet, die, wenn sie auf der Seite der Regierungen ist, ihnen alle täuschenden Künste gegen parlamentarische Widerstrebungen entbehrlich macht.

Die Geschichte der teutschen Staaten, welchen seit dem Wiener-Congreß repräsen-

tative Verfassungen zu Theil geworden sind, enthalten bis jetzt noch keine auffallende Beyspiele von geheimen und öffentlichen Conflikten, wie sie uns das Ausland dargeboten hat und noch darbietet. Sorgfältig haben die Regierungen den Verdacht vermieden, als ob sie der übernommenen Verbindlichkeiten sich wieder entledigen wollten; eben so sorgfältig haben die Stände die Stellung beachtet, die das Gefühl der Pflicht und der Ehrfurcht ihnen vorschreibt; und wo es — was denn oft der Fall war — zur Opposition kam, hat man in teutschem Charakter sich gehalten, das heißt, man hat von der einen Seite freymüthig und unverhohlen die Wahrheit gesagt, Beschwerden geführt, die Handhabung des Rechts verlangt, und auf wohl begründeten Behauptungen verharrt; auf der anderen Seite hat man die gemachten Forderungen und Ansprüche standhaft verfochten, oft eine recht eingreifende Sprache geführt, ja selbst von dem Rechte der Auflösung Gebrauch gemacht; auf beyden Seiten aber hat man sich für zu gut gehalten, zu arglistigen Machinationen und ehrlosen Schlichen, wie sie die Nachbarn uns zum Besten geben, seine Zuflucht zu nehmen, und die Siege seiner unwürdig gehalten, die nicht im offenen Kampfe erfochten werden; und wurden auch Machinationen von der besagten Art versucht, so verfehlten sie meistens ihren Zweck, und gaben die, welche sich zu ihrer Ausführung brauchen liessen, der Verachtung und dem Spotte Preis.

Es ist auch nicht zu erwarten, daß der Widerstand der teutschen Regierungen gegen ihre Parlamente je in einem so ärgerlichen Charakter erscheinen werde, als es in England und Frankreich geschehen ist. Denn in Teutschland geben die Verhältnisse und der Charakter, der unseren repräsentativen Corps immer bleiben wird, den Regierungen, in der Behauptung ihrer Ansprüche eine so entschiedene Ueberlegenheit, daß sie selten nöthig haben, in den Controversen mit ihren Ständen zu drastischen

Mitteln zu schreiten. Unsere constitutionellen Staaten sind zu klein, als daß in ihnen die Kraft, die in der Natur des stellvertretenden Systems ist, ihre volle Ausbildung erhalten könnte. Die Zahl der unabhängigen Bürger wird in der Repräsentation immer die geringste seyn; die moralische Stärke der letztern wird aber nicht durch die Staatsdiener und Dienstbewerber vermehrt werden, durch die man die erstere zu ergänzen genöthigt ist. Ohnehin steigern sich die Charaktere mit den Kreisen, in denen sie sich bewegen, und auch der redliche Wille findet in einer engen Sphäre im Handeln hundert Bedenklichkeiten, die in einer ausgebreiteteren verschwinden. So ist es auch in der Art der Teutschen in öffentlichen Verhandlungen immer auf dem Wege der Formen, der Umständlichkeit und des Anstandes zu verharren, welcher Weg aber nie zu Ränken und zum Trotze und eben so wenig zu kühnen Entwürfen führt. Ueberdieß können unsere Repräsentanten in keinem Falle auf einen Hinterhalt unter dem Volke rechnen, weil dieß kaum eine Notiz von den Verhandlungen seiner Vertreter nimmt, und sich durch keine Art demagogischer Verführung, selbst unter dem Drucke der schwersten Lasten, aus dem gewohnten Zustande des Gehorsams und der Ergebung heraus bringen läßt. Ueberdieß finden die Regierungen einen festen Schutz für die Erhaltung ihrer Rechte gegen jedes Anwogen demokratischer Bestrebungen in dem politischen Systeme, dessen Bestandtheile sie sind, und das mächtig und imposant genug ist, um jeden gegen sie gerichteten anmassenden Versuch ihrer Unterthanen schon in seiner ersten Regung zu unterdrücken.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Politische Ansichten.

1.

Eginhard, Geheimschreiber Karls des Grossen, meldet von seinem Principal, er habe am besten zu regieren geglaubt, indem er befohle, was das Volk wünsche, oder das Volk zu dem bestimme, was er befohlen habe. Man sieht, daß das eine edle und heilsame Maxime ist, würdig des Regenten, der die Bewunderung der Jahrhunderte geworden. Aber nur denen, die in einer geistigen Verwandtschaft mit ihm stehen, mag gelingen, was ihm gelungen ist, ein Regiment im Einverständniß mit dem Volke.

2.

Die Idee von dem göttlichen Rechte der Regenten, in ihrem wahren Sinne gedacht, ist vernunftmässig und begründet; aber sie wird zum Phantom, wenn man den Willen Gottes blos erkennt in seinem Rechte, nicht aber auch in seiner Pflicht.

3.

Die Erfahrungen der Jahrhunderte haben erprobt, daß die Erbmonarchie der Ruhe, dem Glücke und der Selbstständigkeit der Völker weit zuträglicher sey, als die Wahlmonarchie. Diese Bemerkung trägt aber nicht dazu bey, den Glauben an unser Geschlecht zu vermehren. Denn sie beweis't, daß man das Schicksal der Völker besser dem Zufall anheim stelle, als dem durch Thorheit und Leidenschaft gelenkten menschlichen Willen.

4.

Euer Regent ist edel und gerecht, die Gesetzgebung weise, das repräsentative Corps patriotisch; was fehlt euch noch? — Gewissenhafte Beamte.

5.

Es kommt weit weniger darauf an, daß die

Gesetze gut sind, als daß diejenigen es sind, denen ihre Anwendung anvertraut sind.

6.

Die öffentliche Verwaltung muß freylich an Formen gebunden seyn, um den Spielraum der Willkühr der verwaltenden Individuen zu verengen. Aber diese Willkühr ist kein so grosses Uebel, als die Macht der Formen, die dem verwaltenden Individuum blos die Bewegung einer Maschine läßt.

7.

Als der englische Gesandte zu Paris, Lord Lockard, über seine Anhänglichkeit an Cromwell zur Rede gestellt wurde, erwiederte er: „Ich bin allezeit der unterthänigste Diener der „Ereignisse!"*) Das gab den Spöttern Stoff zu vielen bittern Bemerkungen. Aber wie viel mag es wohl Staatsmänner geben, die sich nicht in die Maxime des Lords Lockard's theilen, zumal in der gegenwärtigen Zeit?

8.

Ein Regent, dem, wie das in den constitutionellen Staaten meistens der Fall ist, das Recht der Aemterersetzung und der Befehl über die bewaffnete Macht geblieben, hat keine Ursache zu fürchten, daß sein Parlament über ihn empor wachse. Um es in den gebührenden Schranken zu halten, bedarf er neben jenen verfassungsmässigen Rechten, nur noch ein wenig — Klugheit.

9.

Die Regierungen werden nie dem Tadel ihrer Unterthanen entgehen können, so lange sie Abgaben von ihnen fordern, weil es in der Natur des Menschen liegt, demjenigen abhold zu seyn, der Anspruch an seinen Beutel macht. Die Sache wird aber noch schlimmer durch den Umstand, daß es unmöglich ist, ein System

*) Je suis le très humble serviteur des événemens.

von Abgaben zu erdenken, das nicht in seiner Anwendung der Vorwurf der Ungerechtigkeit treffen müßte.

10.

Es ist ein grosses Uebel, wenn eine Regierung in den Fall kommt, die Abgaben anticipiren oder in der Ergebung derselben den Grundstock des Nationalvermögens angreifen zu müssen. Aber noch ein grösseres Uebel ist es, wenn sie, um diese Extreme zu vermeiden, den Grundsatz der gleichen Repartition aufgiebt, und sich erlaubt, zu nehmen, wo noch zu nehmen ist. Dadurch verschwinden Planmässigkeit und Gerechtigkeit aus der Finanzverwaltung, und sie sinkt zur gemeinen Plusmacherey herab, die am Ende ihr Ziel in ihrer eigenen Vernichtung finden muß.

11.

Ihr sagt, das Geld sey nur ein idealischer Reichthum. Das mag an sich wahr seyn. Aber was sind die größten Vorräthe von Agriculturprodukten, die man nicht in Geld verwandeln kann, während doch die Erfüllung der unerbittlichen Ansprüche des Staats und die Erledigung aller übrigen Bedürfnisse des Lebens nur durch Geld möglich ist?

Napoleon's fromme Plane für den geistlichen Stand.

Wir haben keine Ursache, die Wahrheit der Berichte zu bezweifeln, die Las Cases von seinen Unterredungen mit Napoleon erstattet. Desto weniger aber glauben wir, daß derselbe Charakter der Wahrheit den Aeusserungen zuzuschreiben sey, die der Verbannte über die Entwürfe und Plane seines Lebens gethan hat. Indessen tritt in diesen Aeusserungen manche gehaltvolle und schöne Idee hervor, noch immer beherzigenswerth für diejenigen, denen es gegönnt ist, auf die grossen Kreise des Lebens einzuwirken. !

Weder die Auszeichnungen, noch die Belohnungen, noch der Einfluß, den Napoleon, während seiner Regierung dem geistlichen Stande gewährte, mögen zum Beweise dienen, daß er die Wichtigkeit desselben für die Cultur der Menschen und für die bürgerliche Ordnung erkannt habe. Zu dieser Erkenntniß scheint er aber später gekommen zu seyn. Denn er versicherte: „er habe die Absicht gehabt, die Pfarrer sehr „angesehen zu machen, und ihnen ein sehr gutes Auskommen zu geben, was die Folge „gehabt haben würde, daß sie sich selbst „geachtet hätten und von andern ge„achtet worden seyn würden." Diese Worte beweisen, daß Napoleon einen grossen Fehler seiner Verwaltung begriffen hat. Der Staat reichte, als er auf dem Throne von Frankreich saß, den Pfarrern ein Almosen von jährlichen 500 Frank's; was sie weiter bedurften, mochten sie von den Gemeinden erbetteln; dadurch geriethen denn viele in den traurigen Zustand, „in dem sie weder sich selbst achteten, noch von Andern geachtet wurden." Die Folgen davon konnten einem Regenten, wie Napoleon, nicht verborgen bleiben. Hatte er auch diesen Uebelstand in der That nicht verbessert, so beweis't doch seine Aeusserung, daß er von ihm bemerkt und seine Verderblichkeit erkannt war. Indessen theilt sich nicht Jedermann mit ihm in dieß Anerkenntniß, wie denn in vielen Ländern Einrichtungen und Maaßregeln zur bestehender Ordnung geworden sind, durch die der Ertrag der Pfarren in demselben Verhältnisse geschmälert und vermindert wird, indem die Bedürfnisse der Bepfründeten steigen. Da muß sich denn nothwendig das Gegentheil dessen ergeben, was Napoleon als Folge des sehr guten Auskommens gepriesen hat. Denn unmöglich kann der Mann, der berufen ist, der Bildner und das Muster des moralischen Men

schen zu seyn, leisten, was seine Bestimmung fordert, wenn ihr ihn zu Sorgen, Verlegenheiten und Entbehrungen verdammt, unter deren Druck er, durch den unvermeidlichen Verlust aller geistigen Kraft und Zuversicht, sich selbst und andern verächtlich werden muß.

Weltleute haben gewöhnlich den Begriff, daß der eigentliche Zweck des geistlichen Standes, der in der religiösen Cultur des Volks liegt, für den Staat unerheblich, wo nicht ganz gleichgültig sey; da aber dieser Stand ein Mal da ist, so glauben sie ihn dadurch nützlich zu machen müssen, daß sie ihm Geschäfte auftragen, durch die er unmittelbar auf die zeitlichen und ökonomischen Interessen der Gemeinden wirkt. An diesem Begriffe hieng auch Napoleon. Deßwegen hatte er, wie er versichert, die Absicht, auch den Landbau, die Elemente der Arzneykunst und die der Rechtswissenschaft in den Kreis der Studien des Priesterstandes zu ziehen, und dadurch eben so wohl seine Nutzbarkeit, als sein Ansehen zu befördern. „Die Diener der Religion würden dann, bemerkt er, die Landleute von ihrer Wirthschaft, „von ihren Arbeiten und ihren Feldern unterhal„ten haben; sie hätten guten Rath gegen die „Chikane und heilsame Vorschriften für die Kran„ken ertheilen können; sie wären die natürlichen „Friedensrichter ihrer Gemeinden gewesen.“ Aber er bemerkte nicht, daß durch die Verwirklichung dieses Entwurfs, die Diener der Religion aus dem Kreise der Ideen und der Bestrebungen herausgerissen worden wären, indem sie ausschliessend leben sollen, daß sie aufgehört hätten Geistliche im eigentlichen Sinne zu seyn, und daß sie durch die ihnen gegebene Zwittergestalt und durch die mannigfaltigen Versuchungen, denen sie in der weltlichen Hemisphäre ihres Wirkens nicht entgehen konnten, gerade diejenige Achtung verloren haben würden, die, da sie aus einem rein moralischen Grunde hervor geht, für sie gerade die wünschenswertheste seyn muß. Uebrigens sind Napoleons Ansichten über diesen Gegenstand in Teutschland nicht neu, wie wir uns denn noch wohl erinnern, daß auf unsern Kanzeln Predigten über den Kleebau, die Gipsdüngung und die Rinderpest, so wie über Hufelands Makrobiotik gehalten worden sind. Das war das Zeichen einer frivolen Zeit, die den Begriff von der Heiligkeit der Religion und der Kirchen verloren hatte. Als aber, unter schweren Heimsuchungen und Strafgerichten, jener Begriff wieder gefunden ward, berichtigte man den ungeheuren Irrthum und stellte den Charakter des geistlichen Standes durch seine Zurückweisung in seine ursprüngliche Bestimmung wieder her, nachdem er in jenem Irrthum erloschen war. Dieß Erlöschen hatte übrigens das gesunde Auge des Volks weit früher bemerkt, als das durch täuschende Zeitansichten bethörte Auge der Gelehrten.

Aber noch ist bey weitem nicht Jedermann enttäuscht. Dieß wäre zu ertragen, wenn das Vorurtheil blos solche gefangen hielte, deren Meynungen sich blos in dem Kreise der Theorie bewegen. Aber noch immer bestehen Einrichtungen und Gesetze, ja es erfolgen sogar neue Verordnungen, auf der Prämisse ruhend, die religiöse Bestimmung des Geistlichen genüge nicht um das Leben eines Menschen zu erfüllen, und die Maxime realisirend, man müsse ihn also zum Handlanger der Regierung machen. Man sieht, daß die Prämisse und die Maxime napoleonisch sind. Das könnte einige Bedenklichkeit gegen sie erregen, was jedoch nicht der Fall ist. Desto grössere Bedenklichkeiten scheint man gegen den andern Grundsatz Napoleons zu haben: „daß man den Geistlichen ein sehr gutes Auskommen sichern müsse, damit sie nicht sich selbst und Andern verächtlich werden.“

Bücher-Anzeige.

Bey Joh. Evang. Schönbrod, Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker zu Ellwangen, sind zu haben:

Bundschue, Dr. J. v. G., Lehrbuch der Arithmetik, zum Gebrauche in den Schulen und zum Selbst-Unterrichte. Erster Theil. Zweyte vermehrte Aufl. 8. 48 kr.

[Dieser Theil enthält das Nummeriren und die vier Rechnungsarten mit ganzen unbenannten und benannten Zahlen, wie auch eine Anleitung zum Kopfrechnen; die Tabellen über die baierischen Maße and Gewichte und die vorzüglichsten Münzen des In- und Auslandes.]

— — Dasselbe zweyter Theil. Dritte verm. Aufl. 54 kr.

[Dieser Theil enthält die gemeinen Brüche, und die Auflösung der Regel Detri, Dupler-, Tripler rc. nach dem Proportional-Ansatze, und nach der reesischen und der Ketten-Regel, wie auch eine Anleitung zur Auflösung dieser Aufgaben nach der wälschen Praktik und mittelst des Kopfrechnens, und die in einigen Kantonen der Schweiz üblichen Maße, Gewichte und Münzen, nebst einer Sammlung mehrerer unaufgelös'ter Beyspiele.]

— — Dasselbe dritter Theil. Dritte verm. Aufl. 8. 1 fl.

[Dieser Theil enthält die Dezimal- und Sexagesimal-Brüche, die Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzeln in Zahlen, die Elemente der Buchstabenrechnung, und die einfachen Gleichungen mit einer unbekannten Größe nebst einer Sammlung von Beyspielen zur Uebung in der Auflösung dieser Gleichungen, und mehrere Tabellen in Betreff verschiedener alten und neuen Maße, Gewichte rc.]

— — Dasselbe vierter Theil. Zweyte sehr vermehrte Auflage. 8. 1 fl. 36 kr.

[Dieser Theil enthält die allgemeinen Quadrirungs- und Kubirungs-Gesetze mit den daraus für die Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzeln abgeleiteten Regeln, dann die Auflösung einfacher Gleichungen mit mehreren unbekannten Größen, und die der quadratischen und unbestimmten, wie auch die arithmetischen und geometrischen Verhältnisse, Proportionen und Progressionen, die Lehre von den Logarithmen, das newtonianische Binomium sammt den Permutationen und Kombinationen, die Begründung der Auflösungen der verschiedenen Aufgaben der Regel Detri nach dem Proportionale, und nach dem reesischen und dem Ketten-Ansatze in der Lehre der geometrischen Proportionen, und einige Formeln zur Bestimmung der Zinseszinse.]

Bundschue, Dr. Joh. v. G., Lehrbuch der Geometrie und Trigonometrie, zum Gebrauche in den Schulen und zum Selbst-Unterrichte. Erster Theil. Mit 9 Figuren-Tafeln. 8. 1 fl. 30 kr.

[Dieser Theil enthält die Longimetrie und Planimetrie.]

— — Dasselbe zweyter Theil. Mit 7 Figuren-Tafeln. 8. 2 fl.

[Dieser Theil enthält die Stereometrie und ebene Trigonometrie nebst der Anwendung der Geometrie und Trigonometrie auf die Feldmeßkunst.]

Blumenkörbchen, das. Eine Erzählung, dem blühenden Alter gewidmet, von dem Verfasser der Ostereyer. Mit einem Titelkupfer. 8. 24 kr.

Rosa von Tannenburg. Eine Geschichte des Alterthums für Aeltern und Kinder. Erzählt von dem Verfasser der Genovefa. Mit einem Kupfer. 8. 30 kr.

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde. Von dem Verfasser der Ostereyer. Erstes Bändchen. 12. 9 kr.

Elementarbuch, drittes, der nöthigsten Sach- und Sprachgegenstände; für Volksschulen. Von Anton Heilingbrunner und Matthäus Zehet[illegible] 8. 30 kr.

Hausaufgaben für Schreib- und Rechnenschüler in Volksschulen, oder Aufgaben zur Selbstbeschäftigung der Schüler. Verfaßt von Anton Vitzthum und Michael Closner. Zweyte verbesserte Auflage. 8. 15 kr.

Diktir-Uebungen nach den Regeln der Orthographie geordnet, nebst einem Diktir-Surrogat für Volksschulen. Ein Hand- und auch Lesebuch für Elementarschüler, von den Verfassern der Hausaufgaben. 8. 12 kr.

Maurerer, Wolfgang, Briefe für Kinder. Nebst einigen Anreden bey öffentlichen Schulprüfungen. Dritte verm. Auflage. 12. 12 kr.

Wöchentlich erscheint von dieser Zeitschrift ein Stück von einem Bogen. Am Schlusse des Jahrs werden Titelblatt, Vorrede und Register nachgeliefert, so, daß das Ganze — das etwas mehr als eine bloß ephemerische Existenz verdienen dürfte — gebunden werden kann. Der jährliche Preis ist, mit Einschluß der Stempeltaxe, auf 5 fl. rh. oder 3 Rthlr. sächs. gesetzt, welcher Betrag bey Empfang der ersten Nummer entrichtet wird. Die Bestellungen können bey allen Löbl. Postämtern gemacht werden, welche sich an die Königl. Löbl. Haupt-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition nach Stuttgart zu wenden haben, welche, einer besondern Uebereinkunft mit dem Verleger gemäß, im ganzen Königreich obigen Preis nicht erhöhen wird. Monatlich ist diese Zeitschrift auch in allen soliden Buchhandlungen Teutschlands im nämlichen Preise zu bekommen. Für ganz Sachsen nimmt Herr Carl Cnobloch, Buchhändler in Leipzig, Bestellungen an. Die nächstgelegenen Abnehmer belieben sich an den Verleger zu wenden.

Ellwangen, im Königreich Würtemberg.

Schönbrod'sche Buchhandlung.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



6. März. 10. 1824.

Ist, o Menschheit! noch Heil für dich, so entströmet des Heils
Unversiegender Quell einzig den Felsen des Rechts.

Halem.

Rückblicke auf die Fonkische Sache.

Schwerlich findet sich in der Geschichte des teutschen Volkes ein Rechtsfall, der dieselbe allgemeine und lebendige Theilnahme unter den auf die Erscheinungen der Zeit achtenden Klassen der Nation erregt hätte, als der, der in der Ueberschrift dieses Aufsatzes bezeichnet ist. Er erschien in allen Blättern, die sich mit der Geschichte des Tags beschäftigten, als ein stehender Artikel. Die Schriften, in denen er historisch dargestellt oder kritisch gewürdigt wurde, machen eine kleine Bibliothek aus. Selbst Männer von ausgezeichneter Reputation in unserer gelehrten Republik, wie Benzenberg, Paulus, Zachariä, Wenk, sprachen über ihn öffentlich ihre gründlich und umfassend motifirten Urtheile. Es gab keinen gebildeten Zirkel, in dem die Conversation von Zeit zu Zeit nicht immer wieder auf diese cause celebre zurück gekommen wäre. — Der teutsche Patriot sah hierin eine erfreuliche Erscheinung, indem dieß allgemeine, nationelle Interesse an einer Privatsache ihm bewies, daß in seinem Volke ... her seltener bemerkter Sinn für die Herrschaft, die dem Recht, und für den Schutz, der der Unschuld gebührt, rege geworden sey, und daß man nun in Teutschland keinen Justizmord mehr begehen könne, ohne daß die ganze Nation in Bewegung komme.

Wir haben bey dieser Gelegenheit gesehen, wie heilsam für die Sache des Rechts die in unseren Tagen so oft und so unbillig angefeindete Publicität ist, die, was sonst nur zwischen den vier Wänden der Gerichtsstuben, als tiefes Geheimniß, verhandelt wurde, zur öffentlichen Discussion bringt, und an das Licht hervor zieht, was im Finstern verborgen ist. Es war das höhere Geschwornengericht der öffentlichen Meynung Teutschlands, dem Fonk seine Rettung verdankte. Dadurch erwarben die redlichen Männer, die über diese Sache ihre Stimme erhuben, sich das Verdienst, daß die Geschichte der teutschen Justiz im neunzehnten Jahrhundert nicht durch ein Seitenstück zu der Verurtheilung des unglücklichen Jean Calas befleckt wurde. Dieses Verdienst war um so grösser, da es nicht ohne Gefahr erworben werden konnte. Benzenberg, der die Verhandlungen der Trierschen Assise selbst beobachtend, seine Urtheilsfähigkeit über jede Einwendung erhub, und durch geistvolle Darstellung des Beobachteten am meisten dazu beytrug, die Begriffe zu berichtigen,

entgieng einer gerichtlichen Verfolgung nur dadurch, daß er dem Generaladvokaten v. Sandt, der durch diese Geschichte eine nichts weniger als beneidenswerthe Celebrität erlangt hat, erklärte, es sey seine Absicht nicht gewesen, ihn zu beleidigen. Gustav von der Kayen wurde wegen seiner für Fonk's Unschuld streitender Schrift zu dreymonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt. Ja die Justizhierarchie gieng so weit, daß sie gegen die 32 trier'schen Staatsbeamten und Bürger, die, entrüstet über das Bluturtheil, das die Schöppen gefunden hatten, in einer Vorstellung dem Könige ihre Ueberzeugung von Fonks Unschuld darlegten, eine Untersuchung wegen Verläumdung der Geschwornen veranlaßten, gleich als ob verboten wäre, über das öffentliche Gericht öffentlich zu urtheilen. Eine königliche Cabinetsordre schlug aber das Verfahren nieder, dessen Folge wahrscheinlich eine Verurtheilung der Unterzeichner zu zwey jähriger Zuchthaus- und 2000 Fr. Geldstrafe und zum zehnjährigen Verlust der bürgerlichen Rechte, so wie zur Amtsentsetzung gewesen seyn würde.

Ein besonderes persönliches Interesse erregt unter den redlichen teutschen Männern, die das Wort für Fonk genommen, der ehrwürdige Doctor Bischoff, in Dresden*), ein hochbejahrter Greis und seit 40 Jahren Priester im Tempel der Themis. Mißtrauisch gegen das Institut der Jury, studierte er die Verhandlungen in dieser Sache; bald fand er sich durch das Polizey-, Spür- und Unwesen, das sich in ihr darbietet und durch das vorläufige Verfahren empört; die Fortsetzung der Lektüre aber führte ihn zu der Ueberzeugung, daß hier ein doppelter

*) In der Schrift: Fonk und Hamacher, deren Richter und die Riesen-Assisen zu Trier, in den Jahren 1820 und 1822, vor dem teutschen Geschwornen-Gerichte der Vernunft, Wahrheit und Gerechtigkeit. 2. Abtheil. 8. Dresden, 1823.

Justizmord, unter Vorspiegelung der neuen rechtlichen Formen, auf dem Wege sey. Und nun sah er sich als Mensch und als Rechtsgelehrter gemahnt, seine Stimme für die Unschuld zu erheben. Er wandte sich am 8. Sept. 1822 an seinen vieljährigen Freund, den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg, mit der Bitte, um rechtliches Gehör und Aufschub der Vollstreckung nur um wenige Wochen, „auf daß nicht etwa „die Ufer des ehrwürdigen teutschen Rheins mit „unschuldigem Blute befleckt werden, wie einst „die Ufer der Garonne. Am 26. Jan. 1823 sandte er seine Deduction an den Justizminister, und sagte in seinem Begleitungsschreiben die harten Worte. „Fonk sey so unschuldig als Jean „Calas. Dieser sey als ein Opfer des Religions„fanatismus gefallen; jener aber sollte wegen „Beamtenübereilung und wegen der Furcht „vor der Verantwortlichkeit fallen, der „man nur durch den Tod des Opfers „entgehen zu können glaube." — Auf eine edle und rührende Weise hat Bischoff seine Schrift dem — „durch harte Leiden erprobten „und bewährt gefundenen Kreuzträger, dem we„gen angeschuldigten Mordes über fünf Jahre „von Kerker zu Kerker geschleppten, bey einem „grossen Theile des In- und Auslandes tückisch „verlästerten, im Juni 1822, von der Riesen„Assise zu Trier verurtheilten, seitdem noch jetzt „dem Tode standhaft ins Angesicht schauenden „Peter Anton Fonk, rechtschaffenem Kauf„mann zu Cölln, als Beweis ungeheuchelter „Theilnahme, Hochachtung und Liebe" — gewidmet.

Während in dem Entschlusse und in den Bestrebungen der Männer, die blos durch den Ruf ihrer Herzen gedrungen, in dieser Sache den Schild des Rechts über dem Haupte der Unschuld empor huben, so viel Edelmuth, Freymuth und Wahrheitssinn erscheint, was in einer tiefgesunkenen Zeit den Glauben an die Menschheit nicht ganz untergehen läßt, wird dieser Glaube sehr

erschüttert bey dem Anblicke der Schlechtigkeit und Nichtswürdigkeit, durch die sich alle diejenigen Figuren auszeichnen, die in diesem höchst tragischen Stücke dem beklagenswerthen Helden desselben gegenüber stehen, namentlich des leichtsinnigen, üppigen, verschwenderischen Schröders, Hahnenbeins, des Verräthers seines Brodherrn, des dummen und für jeden schlechten Plan mißbrauchbaren Hamacher, des schon als Räuber verurtheilten Rütger Hilgers, des Diebs Andreas Esser, und dann einiger andern, auf die noch grössere Verantwortung fällt, und deren Namen mit jenen durch die Akten auf die Nachwelt kommen. Noch tiefer sinkt aber jener Glaube, wenn man in den vorliegenden Druckschriften findet, wie auch in dieser Sache der Sinn des Pöbels, der überall den Wohlstand beneidet und verdächtigt, und um seine Lust an grossen Opfern zu kühlen, nicht nach ihrer Schuld oder Unschuld fragt, auch hier sich geoffenbaret hat, wie denn dieser Pöbel am Nieder-Rhein noch immer fortfuhr, um Rache zu schreyen, als das vorgebliche Motiv des vorgeblichen Mords bereits in sein Nichts zerfallen war, und es in seiner Mitte sogar Menschen gab, die Fonks Verurtheilung in Champagner-Gelagen feyerten. Diese Gelage beweisen, daß zu dem besagten Pöbel auch solche Leute gehörten, die sich sonst um Alles in der Welt nicht zu ihm rechnen lassen, aber vermöge ihrer moralischen Roheit und Verblindung in der That zu ihm gehören.

Preis und Ruhm ist dem Könige geworden, indem er, nach dem langen Scandal, den lange bezweifelten Sieg der Menschheit, der Unschuld und des Rechts entschied. Die beyden Cabinetsordres vom 28. Jul. und 9. Oktober 1823 sind ewig bleibende Denkmale seiner Weisheit und Gerechtigkeit und herrlich leuchtende Punkte in der Geschichte seiner Regierung. Sie haben dem Publikum einen höchst achtbaren und dankenswerthen Beweis königlicher Aufmerksamkeit auf seine Meynung gegeben; sie haben die, welche in dieser Sache Verführer und Bethörte waren, tief beschämt; sie haben dem Martyrer Fonk die vollkommene Rechtfertigung gewährt, die er irgend durch ein menschliches Urtheil empfangen konnte.

„Uebrigens hat — wie ein einsichtsvoller Mann bemerkt *) — ein tief verschlungenes Schicksal in diesem Prozeß gewaltet. Der erste Knoten wurde durch das dem unglücklichen Fonk angedichtete und vom Volke leicht geglaubte Mordmotiv des Betrugs geschürzt. Dieses ist die erste Schuld, aus der sich nun alle übrigen Begegnisse dieser Tragödie von selbst entwickelten. Der Mörder war da, also fanden die Aerzte auch den Gemordeten. Der Anfang des Prozesses fiel in eine Zeit des Provisoriums, und es galt nicht nur den französischen Criminalprozeß gegen die Angriffe des Preussenthums dadurch zu vertheidigen, daß man das Aeusserste anwandte, hier den vom Volke bezeichneten Schuldigen nach der französischen Untersuchungsform zu finden, sondern es mußte nun auch gerade ein junger Generaladvocat, mit wenig Erfahrung, und wie es scheint, mit viel Leichtgläubigkeit und wenig Welt- und Menschenkenntniß ausgestattet, diesen Prozeß, auf den im günstigen Ausgange sein Glück, seine Beförderung bey der nahen Organisation, sich gründen konnte, in die Hände bekommen, und in Efferz ein wenig fähiges Werkzeug finden. Fonks Familie war reich und angesehen, und um nun zu zeigen, daß man nicht befangen sey, ward man, ohne es zu wissen, erst recht befangen, was Jemand nicht mit Unrecht den Jakobinismus der Justiz genannt hat. Der Apparat des französischen Polizey- und Spionieriewesens mußte in Cölln noch vorhanden seyn und es durfte nicht verschmäht werden, auch schlechte Mittel zum gut geglaubten Zwecke anzuwenden. Was

*) S. Jen. Allg. Lit. Zeit. 1824. Nr. 8.

Hilgers und Esser begonnen, mußte in Hamachers Charakter und in von Sandts und Esserz Fehlern zur Vollendung kommen. Das Trierer Urtheil vom 23. Jun. 1818 mußte nun, indem es das Werkzeug vom Urheber trennte, die Katastrophe gründen, welche endlich den Ausgang herbey führte, die dem Unschuldigen das Glück des Lebens gekostet hat, und den Rheinländern vielleicht das Geschwornengericht kosten wird."

Das constitutionelle System.

(Beschluß.)

Die teutschen Landesversammlungen haben bey ihrem ersten Auftreten, in ihrer Haltung und in ihrer Sprache eine Zuversicht bewährt, in der man nicht immer eine Bestätigung dieser Bemerkungen sah; in ihren neuern Verhandlungen aber hat sich dieser Charakter immer mehr gemildert, ja er ist manch Mal gar verschwunden. Diese Erscheinung war gewiß nicht das Zeichen einer guten Zeit; aber sie war ein Beweis, daß die Genossen dieser Zeit, nicht unverständig waren, um ihre Zeichen zu deuten. Das constitutionelle System hat eine mächtige Partey gegen sich aufstehen sehen, die es mit allen Waffen der Sophistik und der List bekämpft, und der es auch gelungen ist überall Argwohn, Bedenklichkeit, Furcht und Abscheu gegen dasselbe zu erregen, und Aeusserungen zu veranlassen, aus denen klar erkennbar ist, daß man bereue, es gegeben zu haben, und daß man entschlossen sey, es bey der ersten Gelegenheit wieder zurück zu nehmen. Daraus mußten diejenigen, welche die Rechte des Volks in diesem Systeme vertreten, lernen, wie von ihnen Alles zu vermeiden sey, was den Gegnern zur Bestärkung ihrer Verläumdungen dienen könnte, und wie man es über sich vermögen müsse, manches mit Stillschweigen zu übergehen und manche

Saite nur leise zu berühren, damit man nicht durch das zur Unzeit gesprochene wahre und rechte Wort, dem Irrthum und dem Unrecht Vorschub leiste. Gewiß haben durch dieses Einlenken und Leisetreten die Verhandlungen der teutschen Ständeversammlungen an Lebendigkeit und Interesse verloren; aber sie haben dadurch den Tadel nicht verdient, der um deßwillen oft recht bitter auf sie gefallen ist. Es frommt nicht Alles, zu jeder Zeit, und schlecht vertheidigt der seine Sache, der der Nachtheile seiner Stellung nicht eingedenk ist. Wenn nur Wahrheit, Treue und Muth in den Herzen bleibt, so ist nichts für verloren zu achten, weil die Zeit ihrer Natur nach wandelbar ist, und so auch das gegenseitige Verhältniß derjenigen, die in ihr leben und wirken.

In dieser Ueberzeugung glauben wir eine sehr beachtenswerthe Stimme der Weisheit in den Worten zu vernehmen, die im Laufe des vorigen Jahres ein besonnener und würdiger Mann, in Beziehung auf die Berathungen der zweyten Baden'schen Kammer ausgesprochen hat. „Die Zeit, sprach er, ist nur zu sehr gereizt, von tausendfältiger Reibung unreiner Persönlichkeiten.

Was sie vor Allem bedarf, ist — Maaß. In ihm liegt die ächte dauernde Kraft, und es ist das Kennzeichen wahrer Humanität. Tragt dazu bey, unsere Zeit zur Bestimmung zu bringen! Grosse Waffen hat euch die Verfassung in die Hand gegeben; versteht sie zu führen, daß sie das Vaterland nicht verwunden! Schlechtigkeit und offenbaren Unverstand könnt ihr damit erreichen, wo sie sich dem Auge der Regierung verbergen möchten; bestehende streitende Interessen könnt ihr zur Ausgleichung bringen. Im Kampfe der Meynungen aber seyd tolerant und liberal, indem ihr nicht das allein für liberal haltet, was euerer Ansicht entspricht. Der Sieg der Gewalten muß ein wechselseitiger seyn: Vereinbarung. Auch die Klugheit gehört bey dem

politischen Standpunkte der Stände zu den Hauptpflichten eines Deputirten, der, treu seinem Schwure, das Wohl des Vaterlands im Auge hat; und die öffentliche Meynung richtet politische Fehler um so strenger, je schädlicher sie dem gemeinen Wohle seyn können. Klug ist es, die Umstände des Augenblicks ermessen, und nicht mehr verlangen, als zu erreichen ist; das zarte Alter unserer Constitution zu schützen, vor dem rauhen Norden und vor dem heissen Mittag, zu bedenken, daß ungestümmes Treiben und Dringen zum Ziele niemals fördert; daß die alten Eichen der Vergangenheit, wenn sie auch verdorrt stehen, mit ihren Wurzeln nicht so leicht und auf ein Mal aus dem Boden gerissen werden. Der bloße ruhige Fortbestand unserer Constitution wird am besten die Berge ebnen, und die allmählich wirkende Riesenkraft der Zeit hat schon vieles mit leichter Mühe erreicht, was vor nicht gar vielen Jahren Titanen nicht erstürmt hätten. Klug ist es endlich vor Allem, die Kräfte unserer ersten Kindheit im constitutionellen Leben nicht zu überschätzen. Der Mann trägt leicht, was den Knaben zu Boden drückt. Uebermuth ist nicht Muth, und Uebereilung nicht Thatkraft. Umfaßt nicht Alles zugleich, wenigstens nicht in der Handlung, so wird das Einzelne zu Stande kommen. Laßt uns unsere Verfassung nach unserer Natur und nach unserer Lage entwickeln; lernen und wachsen wir und zieren wir uns nicht mit dem nachgeahmten Ton fremder Zuversicht, mit den altklugen Gebärden, mit der Miene des Meisters, die nur dem wohl anstehen, der mit dem Gefühle einer aus eigener Erfahrung erworbenen Kraft auftritt, weil er es erprobt hat, daß und wie es gehen mag.

Wie tief sinkt der Dünkel leichter und schneller Verbesserung, wenn man sieht, wie mühsam grosse Geister, die es der Mühe werth halten, Kraft und Blüthe ihres Lebens darauf zu wenden, die Bahn allmählich bearbeiten, und wie in der Geschichte die Lanzen tollkühner Abentheurer zersplittert liegen. Glücklich ist in unserer Zeit das Volk, das durch die Huld seiner Fürsten eine freysinnige Verfassung besitzt und Stellvertreter, die sie ihm zu erhalten wissen." *)

Dieß Erhalten ist in der gegenwärtigen Zeit die eigentliche Aufgabe der teutschen Landstände, und wenn sie nur dieselbe lösen, haben sie alle Gerechtigkeit erfüllt. Sie dürfen sich in diesem Bestreben nicht durch den Tadel derjenigen irren lassen, die da behaupten, daß sie durch dasselbe ihrem Berufe noch nicht genügen, und daß man an verfassungsmässigen Rechten und Freyheiten zum Verräther werde, wenn man sie nicht in der vollen Ausdehnung, die ihnen irgend gegeben werden können, geltend mache, und wenn man das Wort für sie nicht keck und trotzig führe. Allerdings müßten wir den Volksrepräsentanten für einen Verräther an seiner Pflicht und an seinem Vaterlande erklären, der, wenn an der Unterdrückung jener Rechte und Freyheiten gearbeitet würde, aus eigennütziger Furchtsamkeit schwiege, oder um Hofgunst und die damit verbundenen Vortheile buhlend, sich gar in solche schändliche Arbeit theilte. Für verständig und besonnen, und redlich sorgend für des Vaterlandes Recht und Wohl müssen wir dagegen denjenigen halten, der ermißt, was die Zeit und die Umstände fordern und ertragen, der sich des milden Worts bedient, wo das kräftige den Stärkern, dem er wehrlos gegenüber steht, nur erbittern würde, und der sich vorsichtig in der Stellung der Defensive hält, weil er gewiß ist, daß der Uebergang zur Offensive ihn zur unvermeidlichen Niederlage führen würde. Wir begreifen, daß eine solche Haltung beschwerlich ist, wie denn auch durch sie nie der Beyfall der Menge erworben wird.

*) S. Ueber das Gewissen eines Deputirten oder von dem System der Abstimmung in ständischen Versammlungen, mit besonderer Rücksicht auf die Berathungen der Baden'schen zweyten Kammer. 8. Heidelberg, 1823.

Aber wem es redlich um die gute Sache zu thun ist, der muß die Ansprüche der Persönlichkeit für sie aufzuopfern im Stande seyn, und er muß vermögen, die Wahrheit, die ausgesprochen jener Sache schaden würde, in dem gepreßten Herzen zurück halten.

Es hat sich in der neuesten Zeit da und dort das laute Geschrey erhoben, es sey besser gar keine Verfassungen zu haben, als solche, die doch nicht leisten, was sie leisten sollten, und man müsse es für gleichgültig halten, ob man sich der unumschränkten Gewalt anvertraue, oder neben ihr ein repräsentatives Corps bestehen lasse, das doch in allem ihrem Willen gewärtig seyn müsse. Dieses Geschrey tastet das constitutionelle System an, indem es die Unvollkommenheiten, die in demselben statt finden, dem lauten Zeugnisse der Wahrheit zuwider, übertreibt. Wie auch die Mahnung der Zeit zur Mässigung auf unsere Ständeversammlungen hemmend gewirkt haben mag, so ist doch — wie ihre Verhandlungen klar bezeugen — keine auf den Grad der Nullität herab gesunken, die ihr hier der ungeduldige Liberalismus und dort die triumphirende Servilität vorwerfen; und leisten die Constitutionen nicht, was sie sollen, so unterliegen sie dem gemeinen Schicksale aller menschlichen Anstalten und Einrichtungen, die in der Wirklichkeit nie erfüllen, was in ihrer Idee dargestellt ist. Diese Constitutionen sind feyerliche und gesetzliche Erklärungen derjenigen Grundsätze, auf denen der rechtliche, die Regierungsgewalt und die Völker auf gleiche Weise sichernde Bestand der gesellschaftlichen Ordnung beruht; die Ständeversammlungen aber sind Institute, errichtet, um jenen Grundsätzen eine bestehende Garantie zu gewähren. Wir könnten aber weder die Constitutionen, noch das repräsentative System aufgeben, ohne auf die Grundsätze, die die erstern sanktioniren und die letztern beschützen, Verzicht zu leisten, oder wenigstens sie dem Walten der Willkühr preis zu geben. — Könnten wir dieß thun, ohne die Gefahr, es einst in bittern und demüthigenden Erfahrungen zu bereuen, und ohne Furcht unsere Pflicht gegen die Nachwelt zu verletzen, die wir für die Erhaltung jeder wahren und fruchtbaren Idee, die ein Mal in unseren geistigen Besitz gekommen ist, verantwortlich bleiben?

Miscellen.

1.

Wissenschaftlicher Geist und wissenschaftliche Kenntnisse werden unter uns im Staatsdienste immer entbehrlicher. Auf den untergeordneten Stellen bedarf man derselben schon gar nicht, da sie bey dem nun überall bestehenden, in steifen Formen sich bewegenden Geschäftsgang, ihrer Natur nach lediglich expedirend und vollziehend sind; der Gedanke, das Motiv und die Entscheidung aber ist bey der höhern Stelle, der die untergeordnete zum Organe dient. Aber auch dieser höheren Stelle ist die wissenschaftliche Weihe entbehrlich, indem bey der ungeheuren Produktivität, die sich seit einer Reihe von Jahren in unserer Gesetzgebung erwiesen, Alles was irgend zu erkennen und zu verfügen seyn mag, so genau vorgeschrieben ist, daß es selten noch eines Regresses an allgemeine Begriffe bedarf; und tritt dieser Fall ein, so kann man ja die Ministerialstelle fragen, und man ist aller Mühe und Verantwortung des eigenen Urtheils überhoben. So ersetzt denn die Kenntniß der Verordnungen und der Formen den ganzen Plunder der Gelehrsamkeit und ein gutes Repertorium der Gesetze, dem das Regierungsblatt zum ergänzenden Anhang dienen muß, eine Bibliothek von 10,000 Bänden. Man muß gestehen, daß das Alles sehr bequem ist, besonders für mittelmässige Köpfe und für Gemüther ohne Kraft;

minder bequem aber ist es für geistvolle und selbstständige Menschen, die, indem sie unaufhörlich in der Nothwendigkeit sind, die Kraft hemmen zu müssen, die in ihnen ist, und der mechanische Arbeiter, der ihnen zur Seite, jeder eigenen Ansicht und Meynung los und ledig, recht emsig und vorschriftmässig Buchstaben und Tabellen producirt, mehr Beyfall und Lob erhält, als sie. Wie könnte die Wissenschaft gedeihen, wo ihr Geist nur störend und zurückstossend wirkt, und wo die Fertigkeit des Handwerkers weiter führt, als sie? doch es scheint, daß in der Zukunft der Conflikt zwischen der Wissenschaft und dem Mechanismus immer seltener hervor treten werde, nicht nur weil die erstere im Dienste keine Ermunterung mehr findet, sondern auch weil ihr Geist unter dem Drucke des Dienstes immer mehr erstirbt. Wie glücklich waren unsere Väter; der Staat forderte von ihnen selten vielmehr, als die Hälfte ihrer Zeit; die übrigen Stunden konnten sie den Studien widmen, deren Anwendung im Geschäfte die Aufgabe ihres Lebens war, oder die sie zu geistiger Erholung sich erkoren hatten. Solche Muse wird aber den Beamten nicht mehr zu Theil, seitdem die öffentliche Verwaltung den Charakter von umständlicher Förmlichkeit und Schreibseligkeit angezogen hat, in dem sie nun überall erscheint. Wo jede Minute des Tags für den Dienst in Anspruch genommen ist, wie könnte da noch Zeit zur Befriedigung der Sehnsucht des nach Erweiterung und Aufhellung seines Gesichtskreises strebenden Verstandes, — wie noch das Gefühl dieser Sehnsucht bleiben? Offenbar ist aber, daß unter diesen Umständen der Wissenschaft und dem Geiste, den sie bildet und der sie nährt, in der Welt der öffentlichen Diener keine sehr erfreuliche Hoffnungen blühen.

2.

Ancillon sagt in der Vorrede zu seinem trefflichen Tableau de revolutions du Systeme politique de l'Europe das im Jahr 1803 — 5

erschienen ist: „Geschichten und Reisebeschreibungen stellen uns überall Menschen in mehr oder weniger vollkommenen Gesellschaften vereinigt auf, die ihren Ursprung entweder stillschweigenden oder förmlich voraus gesetzten, oder durch gegenseitige Uebereinstimmung geschlossenen Verträgen zu verdanken haben. Indessen kann und muß man sich selbst einen Zustand denken, welcher der Existenz der Gesellschaft vorher geht, einen Naturzustand. Doch würde man einen grossen Irthum begehen, ihn mit dem ursprünglichen Zustande zu verwechseln. Der Naturzustand ist eine philosophische Voraussetzung, die nothwendig ist, um den ursprünglichen Zustand zu entwickeln und seine Rechtmässigkeit darzuthun. In diesem Zustande sind die Menschen als freye und vernünftige Wesen einer neben den Andern gestellt; die Freyheit des Einen ist schon durch die Freyheit Aller beschränkt, die Freyheit Aller durch die jedes Einzelnen. Hobbes hatte Unrecht zu behaupten, daß es in einem dem gesellschaftlichen vorhergehenden Zustande, weder Rechte noch Verpflichtung gäbe. Es ist nicht die Existenz der Gesellschaft, welche die Begriffe von Rechten und Verbindlichkeiten hervor gebracht hat, sondern es ist die schwankende Existenz der Rechte und Verpflichtungen, welche selbst erst die gesellschaftliche Verbindung herbeygeführt hat. Die Souverains und die Staaten sind demselben Gesetze unterworfen, dessen Bestimmung es ist, die gegenseitigen Verhältnisse der Individuen fest zu setzen." Man sieht, daß sich hier Ancillon unumwunden zu den Lehren vom gesellschaftlichen Vertrag und von der rechtlichen Begründung des Staats bekennt, aus denen das System von Ideen hervor geht, welche in unseren Tagen als die liberalen verfehmt, verketzert und proscribirt sind. — Derselbe Schriftsteller gab im Jahr 1815 seine Schrift Ueber Souverainität und Staatsverfassung

heraus, in der er das entgegen gesetzte System der absoluten Regentengewalt verficht, und um es zu stützen und zu befestigen, eben so unumwunden, die Sätze behauptet: „da es keinen sogenannten **Zustand der Natur** gebe, so gebe es eben so wenig ein sogenanntes **Naturrecht**! — Alles im Menschen hebe mit der Gesellschaft an, die, wie die Sprache, ihm ursprünglich gegeben sey; — der **Staat**, ein Bild der häuslichen Gesellschaft, bedürfe zu seiner Rechtmässigkeit gar nicht der **Erdichtung eines ursprünglichen Vertrags**; — dieser widerspreche der menschlichen Natur; — ihn annehmen, heisse den Grundsätzen und den Thatsachen Hohn bieten; — die **souveraine Gewalt**, wovon das Urbild in der väterlichen vorhanden sey, bestimme **allein**, was der allgemeine Wille eines Vereins seyn soll; — der Souverain erschaffe **allein** diesen Willen und indem er ihn ausspreche, gebe er Gesetze; — da kein Volk **vor der Souverainität** existire, so wohne sie ihm auch nicht inne und gehe nicht von ihm aus.“ — Indem uns diese schneidenden Widersprüche entgegen treten, die jede der beyden Partheyen der Zeit unterstützen und jede verletzen, muß dem Unpartheyischen die Frage erlaubt seyn: wer wohl recht haben dürfte, der **Ancillon** von 1803 oder der von 1815?

Literatur.

Unter den **teutschen Journalen**, welche im Kampfe mit der Ungunst der Zeit, am Schlusse des vorigen Jahres zu Grabe gegangen sind, verdienen die von **Wachler** und **Schulz** herausgegebenen **Neuen theologischen Annalen und Nachrichten** schon um des ehrwürdigen und in diesem literarischen Geschlechte seltenen Alters willen, das sie erreicht haben, einer besondern Bemerkung. Sie hatten im Jahr 1789 unter der Redaktion des vielseitig gelehrten und besonders in der morgenländischen Literatur wohl bewanderten Consistorialraths und Professors **Hassencamp** in **Rinteln** begonnen; als aber dieser im Jahr 1797 starb, übertrug er, durch seinen letzten Willen, die Fortsetzung seinem treuesten Freunde **Wachler**, der sie zwey Jahre lang in Verbindung mit **Hoeßig**, dann seit 1800 allein, und zuletzt mit der Unterstützung seines Collegen **Schulz** besorgte. **Wachler** ist im Besitze aller

derjenigen Eigenschaften, die die Leitung eines solchen Geschäftes voraus setzt; durch wissenschaftliche Tiefe und Umsicht, reiche literarische Kenntnisse, praktischen Takt, ordnungsmässigen Fleiß und ausgebreitete Verbindungen, gab er den **Annalen** einen erhöhten Charakter und einen sehr ausgedehnten Wirkungskreis, und indem sie sich in der Mitte zwischen flacher Popularität und wissenschaftlicher Strenge zu halten wußten, fanden sie unter allen gebildeten Classen der Nation zahlreiche Leser. Immer aber war es der **Geist der Liberalität** der nicht nur in theologischer Rücksicht, sondern in allen menschlichen Beziehungen, in ihnen lebte, und seit dem Jahre 1813, mit verjüngter Kraft hervortrat; — dieser Geist, der auf gleiche Weise dem Pfaffenthum und dem Mysticismus, der kirchlichen und der politischen Gewaltherrschaft widerstrebt, die Rechte der Vernunft gegen den Ultramontanismus und den Aristokratismus verficht, und keine Macht als legitim anerkennt, die nicht die Schranken ehrt, die das ewige Statut der Sittlichkeit ihren Bewegungen setzt. Unsere Zeit ist kein glückliches Element für die Menschen die von diesem Geiste sich getrieben fühlen, und nicht wenige von denen, die seiner Inspiration in ihrem Leben und Wirken pflichtmässig folgten, hat sie gewaltsam auf ihrer Bahn zurück gestossen. So erklärt auch **Wachler**, indem er von seinen Lesern sich verabschiedet, „daß Zeitmangel, bey zunehmenden Jahren und bey dem „Vorhaben einige ältere literarische Lieblingsentwürfe noch „auszuführen.“ den Entschluß — nicht **erregt**, aber doch — **vollendet** haben, die „mit manchen Beschwerlichkeiten und Störungen verbundene Herausgabe der **Theologischen Annalen** aufzugeben, und auch sein College **Schulz** sey mit ernsten gelehrten Arbeiten zu anhaltend beschäftigt, um sich zur Fortsetzung dieser Zeitschrift entschliessen zu können. — So mag denn dieß Werk teutscher Gediegenheit, Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit, nachdem es seinen Lauf vollendet, in den Archiven der vaterländischen Literatur ein Zeuge des Geistes bleiben, der in seiner Zeit unter uns gewirkt hat; der Samen aber, der durch dasselbe ausgestreuet worden, wird für und für seine Früchte bringen.

Bücher-Anzeige.

Bey Joh. Evang. Schönbrod, Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker zu Ellwangen, ist neu zu haben:

Glaubens-Bekenntniß, christliches, des Pfarrer Henhöfer's von Mühlhausen, jetzt evangelischen Pfarrers zu Graben im Großherzogthum Baden. Seiner ehemaligen Gemeinde, seinen ehemaligen Zuhörern und allen seinen Freunden gewidmet. Zweite unveränderte Auflage, vermehrt mit einer geschichtlichen Rechtfertigung der Rückkehr zur evangelischen Kirche. 8. Heidelberg bey C. F. Winter. 1824. 45 kr.

Rechtfertigung, geschichtlich-treue, der Rückkehr zur evangelischen Kirche von A. Henhöfer, evangelischen Pfarrers zu Graben im Großherzogthum Baden. 8. Heidelberg, bey C. F. Winter. 1824. 18 kr.

Worte der christlichen Liebe und des Trostes an die sämmtlichen Bewohner des Gemmingen'schen Gebiets. Von ihrem Grundherrn, Julius von Gemmingen, an sie gerichtet, bey seinem Uebergang in die Evangelisch-protestantische Kirche. Ebend. bey C. F. Winter. 8. 1823. 6 kr.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



13. März. | 11. | 1824.

Wo ich des Daseyns Wonne
Mir unbewußt erhielt,
Den milden Strahl der Sonne
Zum ersten Mal gefühlt;
Wo ich zuerst die Triebe
Der Zärtlichkeit empfand,
Der ersten Kindesliebe,
Da ist mein Vaterland!

Seibel.

Fortschritte der Wirtembergischen Landeskunde.

Das Verdienst die Staatskunde — sonst mit dem seltsamen Zwitterworte „Statistik“ bezeichnet — in wissenschaftliche Form gebracht und als selbstständig von der Geographie und Geschichte ausgeschieden zu haben, gebührt den Teutschen. Nachdem Achenwall die erste Probe in ihrer Bearbeitung gegeben, wurde sie bald eines der gepflegtesten Fächer in dem Felde unserer Literatur, Schlözer aber zeigte durch Lehre und Beyspiel, wie sie durch den Geist ihrer Bearbeiter veredelt und fruchtbar gemacht werden könne; jedoch hat sie erst in unserer Zeit den Umfang und die Ausbildung erhalten, die dieser scharfsinnige Gelehrte, als ihr Ziel vorzeichnete. Wenn wir die statistischen Bücher, die vor dreyßig Jahren in Teutschland erschienen sind, mit den neuesten Erzeugnissen dieses Inhalts vergleichen, fällt uns in jenen eine Dürftigkeit und Unsicherheit in den gegebenen Notizen und ein erfolgloses Ringen, um das damals schon richtig gedachte Ideal zu verwirklichen, auf, worüber wir uns oft erregt fühlen, jene Zeit zu bemitleiden. Es waren die Regierungen jener Zeit, welche auf solche Weise die Fortschritte der Wissenschaft hemmten, indem sie ihr die Mittheilung aller derjenigen Materialien unerbittlich verweigerten, die sie allein von ihnen erhalten konnte. Diese Weigerung wurde oft bis zum Lächerlichen getrieben, besonders in den kleinern Staaten, die in so grosser Zahl in Teutschland bestanden. Man behandelte alles, was das Oeffentliche betraf, als Geheimniß, selbst solche Dinge, die die ganze Welt wußte, und man glaubte daran etwas Kluges und Rechtes zu thun, weil man an dem Wahne hieng, daß es Niemand gebühre, die Kräfte und Mittel des Staats zu kennen, als der, in dem Charakter einer Vormundschaft über dem Volke stehenden Regierung, und daß es für das Ansehen und für die Rechte

der letztern bedenklich sey, jene Kenntniß unter die Mündlinge kommen zu lassen. Da und dort hatte man noch besondere Ursachen zu solcher Geheimthuerey, weil man hoffte, durch sie die Täuschung zu erhalten, die man von seiner Bedeutung und seinen Mitteln im Publikum verbreitet hatte, oder weil man das Geheimniß des lumpichten Haushalts nicht vor der Welt offenbar werden lassen wollte.

Die Fortschritte der politischen Aufklärung in Teutschland, an der auch die Regierungen mehr oder weniger Antheil nahmen, enthüllten denselben die Thorheit der bisherigen Geheimnißkrämerey und sie wurden allmählich freygebiger in Mittheilung statistischer Notizen; die kleinlichen Bedenklichkeiten aber, die diese Freygebigkeit bisher in unseren Duodezterritorien gehindert hatten, verschwanden durch die Bildung der grösseren Staatenmassen, in welchen jene Territorien aufgiengen. Ihren größten Triumph feyerte jedoch die teutsche Statistik in dem Aufleben des auf der Grundlage der Repräsentation ruhenden constitutionellen Systems. Der Charakter desselben ist wesentlich Oeffentlichkeit. Indem die Regierung verfassungsmässig gehalten ist, den Stellvertretern des Volks über die Verwaltung Rechenschaft zu geben, können die Kräfte des Staats, so wie die Anwendung derselben im Innern und Aeussern kein Geheimniß mehr bleiben; der Staatshaushalt wird ein öffentlicher; die Verhandlungen der Ständeversammlungen werden eben so reiche als reine Quellen für den Statistiker. Daselbe konnte das alte teutsche Landschaftliche System nicht gewähren. Denn auch in ihm bestand noch der Grundsatz der Bevormundung, und die Akten der Landschaften waren so gut versiegelte Bücher, als die Protokolle der Kanzleyen. In dem Repräsentativsystem ist jener Grundsatz verschwunden; und was alle Staatsgenossen interessirt, wird vor aller Augen verhandelt.

Es ist bereits in diesen Blättern bemerkt worden *), wie viel in Wirtemberg unter der jetzigen Regierung für die Förderung der Landeskunde geschehen ist, wie ihr nicht blos zufällt, was aus den ständischen Verhandlungen sich ergiebt, sondern mehrere Staatsbehörden beschäftigt sind, sie planmässig zu bearbeiten, wie die Resultate ihrer Arbeiten dem Publikum mitgetheilt werden, und wie in Beziehung auf die Sicherheit und den Reichthum der zu Tage geförderten Notizen, so wie auf die Liberalität in ihrer Mittheilung Wirtemberg höher steht, als alle andere teutschen Länder. Und wo von diesen löblichen Bestrebungen die Rede war, ist zugleich bemerkt worden, „wie besonders verordnet sey, daß die Beschreibung des Königreichs theilweise und nach Oberämtern erscheinen, und mit der Beschreibung eines jeden Oberamts eine Oberamtskarte ausgegeben werden soll;“ — diese Verordnung ist aber von allen Kundigen mit ausgezeichnetem Interesse aufgenommen worden, weil sie etwas verheißt, was sonst kein teutsches Land hat, nämlich eine von Amtswegen, mit Benützung aller öffentlichen Quellen, unter der Aufsicht der Regierung bearbeitete Topographie, die bey solchen Mitteln und solchem vereinten Fleiße mehr leisten muß, als sonst irgend geleistet werden könnte.

Bereits ist in Erfüllung der hiedurch erregten Hoffnungen der glückliche Anfang gemacht, wie denn vor Kurzem das erste Heft der Beschreibung des Königreichs Wirtemberg, enthaltend die Beschreibung des Oberamts Reutlingen, in gefälliger Ausstattung erschienen ist. **) Es gebührete sich, daß der verdiente Topograph des Landes die erste Probe des Werkes gab; sie ist aber auch ein treffliches Muster

*) S. 1823, Nr. 16.

**) Stuttgart und Tübingen bey Cotta, mit einer Karte, zwey lithographirten Blättern und Tabellen, 158 S. 8., verfaßt von Professor Memminger.

für seine Fortsetzung. Voraus geht eine allgemeine Darstellung des Oberamts, als politischer Distrikt und Corporation, da denn alles Erforderliche in geographischer, geschichtlicher, physischer, ökonomischer und bürgerlicher Beziehung aufgeführt ist. Darauf folgt die Ortsbeschreibung in denselben Beziehungen, und mit der dem Verfasser eigenen Genauigkeit und Umsicht gefaßt. In drey, einen unermeßlichen Reichthum anurkundlich ermittelten Details enthaltenden Tabellen wird von jedem einzelnen Orte die Bevölkerung, das Verzeichniß und der Werth der Gebäude, der Bestand des Grundbesitzes, der Viehstand, die Gewerbe und der Gemeindehaushalt dargestellt. Die Karte des Oberamts ist in jeder Hinsicht vortrefflich bearbeitet. Die lithographirten Blätter geben interessante Ansichten von dem Kloster Mariaberg im Lauchartthale und vom Innern der berühmten Nebelhöhle.

Jeder teutsche Statistiker und jeder patriotische Wirtemberger muß eine rasche Fortsetzung dieses schätzbaren Werkes wünschen. Welch' eine Zierde der vaterländischen Bibliotheken wird es seyn, wenn es nach einer Reihe von Jahren vollendet ist? Ohnehin wird und soll es in keinem Amtszimmer des Landes und in keiner gemeindlichen Gerichtsstube vermißt werden. Um solche Verbreitung zu befördern, wird es auch die Regierung an Ermunterung und Unterstützung nicht fehlen lassen. Rühmlich ist die Verlagshandlung durch einen sehr niedrigen Preis vorausgegangen, der auf den jetzigen Büchermärkten zu den grossen Seltenheiten gehört.

Bemerkungen eines alten Landpredigers über einen Text von Napoleon.

Als Napoleon noch die Welt beherrschte, hielten wir Predigten zu seinem Lobe und feyerten seine Feste und seine Siege mit öffentlichen Gebeten und Psalmen; als er aber die Schlacht

bey Leipzig verloren hatte und die Furcht vor seiner Macht aus den patriotischen teutschen Gemüthern verschwunden war, hielten wir Fluch- und Schimpfreden über ihn und thaten ihn in den Bann; würde ihm bey Waterlo der Sieg zu Theil geworden seyn, so ist nicht zu zweifeln, daß wir wieder zu der alten panegyrischen Weise zurück gekehrt wären. Ich läugne nicht, daß in dieser bereitwilligen Bequemung nach dem wechselnden Gange der Ereignisse etwas Wetterwendisches war, wodurch wir uns den Ruhm der Consequenz nicht verdienen konnten, und der bösen Welt gerechte Ursache gaben, die Stelle des Evangeliums, von dem Rohr, das der Wind hin und her wehet, auf uns anzuwenden. Indessen geschah alles in Gemäßheit der bestimmtesten Ordonanzen, die uns von Seiten der weltlichen Behörden ertheilt wurden, und wir müssen hierin unsere vollkommene Rechtfertigung finden, zu einer Zeit, in der der Grundsatz zur allgemeinen Anerkenntniß gekommen ist, daß über politische Angelegenheiten Niemand ein Urtheil haben dürfe, als die Staatsregierung, und daß Priester und Layen, in ihrem Reden und Handeln, sich diesem Urtheile unbedingt unterwerfen müssen, es mag nun ihrer Ueberzeugung gemäß seyn oder nicht.

Ich habe Napoleon nie geliebt, weil mein teutscher Sinn durch sein heimisches Walten in meinem Vaterlande schmerzhaft verwundet wurde, und weil ich ihn die Macht, die ihm Gott zum Heil der Menschheit gegeben, in den gemeinsten egoistischen Bestrebungen verbrauchen sah. Deßhalb kamen auch die Predigten, die ich zum Preise seiner Siege ordonanzmässig zu halten hatte, nicht aus meinem Herzen hervor, und meine Zuhörer haben mir immer bezeugt, ich mache ein Gesicht dabey, wie Einer, der etwas sagt, was ihm nicht Ernst ist. Indessen haben sich die Meynungen über Napoleon seit seinem Falle sehr geändert; ja es

ist so weit gekommen, daß die, welche zur Zeit seiner Herrlichkeit Lobreden auf ihn gehalten haben, jetzt vor der Welt mit mehr Ehre bestehen, als die begeisterten Herren, die im Jahre 1814 — als er jenseits des Rheins war — ihren Patriotismus in Schandpredigten und Fluchpsalmen über ihn ertönen liessen. Diese Wendung der Meynungen hatte ihre guten Ursachen. Ein Mal wurde die ganze Welt, zum Theil in recht unangenehmen Erfahrungen, inne, wie der ganze Sieges- und Freudentaumel des besagten Jahres in einer grossen Täuschung aufgegangen, wie die Hoffnungen, mit denen jener Taumel da und dort bis zum Veitstanz gesteigert wurde, größten Theils unerfüllt geblieben, und wie es im Staats- und Gewerbsleben in der Hauptsache nicht viel besser geworden, als es zur Zeit Napoleons war, ja in manchen Orten und in manchen Stücken noch ein wenig schlechter.

Diese Erscheinungen gaben denn Veranlassung, daß man jene Zeit recapitulirte und mit der gegenwärtigen verglich, welche Operation nothwendig zum Vortheile dessen, der jene Zeit geschaffen und beherrscht hatte, ausfallen mußte, indem es des Menschen Art ist, bey den Erinnerungen an die Vergangenheit die Uebel derselben in Schatten zu stellen und ihr Gutes mit den glänzendsten Farben auszumalen. So gelangte Napoleons Name zu unerwarteter Ehre, und es mehrte sich mit jedem Tage die Zahl seiner Bewunderer. Als er aber hinab stieg zu den Schatten der Vorwelt, in denen man jetzt erst seine Muster und seine Geistesverwandten erkannte, wurde die Stimme seiner Lobredner noch lauter, und man sah in seinem Beyspiele die alte Erfahrung auf das Vollkommenste bestätigt, daß man, um Verzeihung für die Fehler seines Lebens zu erhalten und die Verläumdung und den Haß zum Stillschweigen zu bringen, nichts Besseres thun könne, als sterben.

Was nun meine Wenigkeit anbetrifft, so theilte ich mich mit meinen Zeitgenossen nicht in diesen

ihren Meynungswechsel und der Anblick der Welt, die auf den Trümmern von Napoleons Macht entstanden ist, konnte mein Urtheil über ihn nicht ändern, weil gerade er uns alle die Täuschungen, über die wir nun klagen, hätte ersparen können, wenn er sein siegreiches Schwert zum Schutze des Rechts und der Freyheit, und nicht, wie er that, blos für seine persönlichen Interessen geführt hätte. Dagegen habe ich aber immer anerkannt, was Löbliches und Grosses in ihm war und durch ihn geschehen ist; mit Bewunderung und Zustimmung habe ich so manches geistvolle und edle Wort vernommen, was er in seiner Verbannung ausgesprochen; ja ich glaube sogar, daß die Apophtegmen, die seine Unglücksgefährten von ihm bekannt gemacht haben, ihm einen würdigern Ruhm sichern, als alle seine Schlachten. Unter jenen Worten voll Geist und Humanität hat aber besonders das mich angesprochen, dessen in dem vorletzten Blatte dieser Zeitschrift gedacht worden, und in dem er erklärt, wie er die Absicht gehabt habe, die Wirksamkeit des geistlichen Standes dadurch zu erhöhen, daß er sein Ansehen und seine Einkünfte mehrte. Man schwächt das Gewicht nicht, das in diesem Worte liegt, wenn man Zweifel gegen die Redlichkeit der in ihm ausgedrückten Absicht erregt. Das Verdienst dessen, der es gesprochen, gründet sich darauf, daß er die Wichtigkeit des geistlichen Standes erkannt, seine Bedürfnisse gefühlt und die Erledigung derselben zur Anregung gebracht hat, und dadurch ist er werth geworden, daß jeder protestantische Geistliche seinen Namen dankbar nenne, und jeder katholische eine Messe für seine arme Seele lese.

Es ist schon öfter die Bemerkung gemacht worden, daß der geistliche Stand sein Ansehen oder was gleich geltend ist, die Achtung für die Würde seines Berufes keiner Regierung zu verdanken haben müsse; und ich unterschreibe diese Bemerkung von ganzem Herzen, weil ich

jede Art von äusserer Ehrenbezeugung für eitel oder täuschend halte, wenn sie nicht durch den moralischen Gehalt dessen verdient ist, dem man sie leistet. Wo dieses Verdienst fehlt, beugen sich wohl die Köpfe, nicht aber die Herzen vor dem Menschen, und die gegenseitigen Berührungen in Wort und That werden ein leeres Spiel des Eigennutzes und der Heucheley. Dieß gilt von allen Ständen; in eminentem Sinne aber muß es von dem geistlichen Stande gelten, dessen Bestimmung ausschliessend in dem Besitze und der Förderung des besagten moralischen Gehaltes liegt. Aber ich zweifle sehr, ob irgend ein Stand oder ein Mensch, sein sittliches Verdienst sey auch so groß als es wolle, die Achtung seiner Umgebungen erwerben und erhalten werde, wenn er sein Leben im steten Kampfe mit den Bedürfnissen desselben verzehrt und seine Zähne im Nagen am Hunger-Tuche abnützt. Denn es ist unmöglich, daß in jenem Kampfe die Keime des Edeln, die in der menschlichen Natur liegen, sich entwickeln und erstarken, und die Tugend verlieret ihre Ansprüche vor der Welt, wenn sie dieser nichts zu zeigen hat, als einen zerlumpten Kittel.

Die Politik unserer Zeit hat die Kirche zu einem Hintergebäude oder Handroß des Staats gemacht, und das Priesterthum zu seinem bereitwilligen Handlager. Zugleich hat sie die Güter der Kirche in ihren Besitz genommen und ihre Angelegenheiten in den Kreis ihrer Verwaltung. Das geschah in Gemäßheit der Maxime, daß die Macht alles dürfe, was sie könne; aber man zog sich in diesem Verfahren den Vorwurf einer grossen Inconsequenz zu. Denn wenn ihr die Geistlichen mit den Dienern des Staates auf gleiche Linie stellet, so musstet ihr sie auch in gleichem Verhältnisse mit diesen belohnen. Das geschieht aber nirgends. Die Kostbarkeit des Lebens ist seit drey Decennien um die Hälfte gestiegen; die Besoldungen aber, die in Produkten der Agricultur gereicht

werden, sind um eben so viel gefallen. Man thut nichts um dieß Mißverhältniß aufzuheben; man ergreift sogar Maßregeln, die man in seltsamer Selbsttäuschung als verbessernde ankündigt, welche dasselbe noch vergrössern. Was ist die unvermeidliche Folge davon? Daß das Lehramt der Religion, nur mit einzelnen Ausnahmen, seinen Mann nicht mehr nährt, und daß die Bettelorden, die ihr in den Klöstern abgeschafft habt, in den Pfarrhäusern wieder hergestellt werden. — Wie aber könnt ihr hoffen, daß derjenige mit Laune und Freudigkeit für das geistige Leben wirken werde, der durch die Lasten des zeitlichen alle seine Kräfte niedergedrückt und gelähmt sieht? Wie könnt ihr ihm zumuthen in der Wissenschaft und in der Kunst seines Berufes fort zu schreiten, während die Angst um das tägliche Brod seinen ganzen Sinn beschäftigt? Wie könnt ihr verlangen, daß der ein Muster der Wohlthätigkeit und der Uneigennützigkeit seyn soll, der selbst nicht hat, was er für sich und für die Seinen bedarf?

Viele von den Grundsätzen und Maximen Napoleons hat die Welt als eine schätzbare Erbschaft von ihm übernommen, und sie hört nicht auf sie zu behaupten und zu befolgen. Ich glaube aber nicht, daß die löblichen Projekte, die er für den geistlichen Stand hatte, dasselbe Glück machen werden. Dieser Stand muß deßhalb seine Hülfe in sich selbst suchen, und er wird sie auch finden in der standhaften Ergebung in das Unvermeidliche, in der Verzichtleistung auf das, was die ungerechte Welt ihm versagt, in der Rückkehr zur alten Verbauerung und Philisterey, vor Allem aber in dem freywilligen — Cölibat!

Anekdoten aus der Geschichte der Parlamente.

Die Schritte, die sich jetzt die herrschende Partey in Frankreich erlaubt, um sich die

Ueberlegenheit in der Kammer der Deputirten auf immer zu sichern, müßten das constitutionelle System vor aller Welt zum Spotte und zur Verachtung machen, wenn etwas, was an sich vernunftmässig und gut ist, dadurch verächtlich werden könnte, daß unreine Hände es beflecken. So können auch die Skandale, die auf diesem Schauplatze des frechen Parteygeistes zu Tage kommen, nur diejenigen Menschen entehren, die sie treiben; die redlichen Beobachter aber mag die Erinnerung an die edlern Patrioten trösten, die gleicher Verführung mit einer Treue widerstanden sind, welche weder die verheissende noch die drohende Macht der Könige erschüttern konnte.

Karl, dieses Namens der zweyte, König von England, brachte das Vierteljahrhundert, in dem er den Thron inne hatte, mit dem Bestreben zu, auf den Trümmern der hergebrachten repräsentativen Verfassung das Gebäude der willkührlichen Gewalt zu errichten. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, bediente er sich des gewöhnlichen Mittels, die Glieder des Parlaments durch Gunstbezeugungen und Bestechungen zu seinen Sklaven und zu Verräthern am Volke zu machen. Dieses Mittel that auch seine Wirkung, doch nicht an allen, bey denen es versucht ward. Man begriff, daß es dem königlichen Interesse besonders nützlich seyn mußte, wenn man Andreas Marvell für dasselbe gewann. Denn er war einer der eifrigsten Vertheidiger der Volksrechte im Unterhaus, ein Mann von Geist und Witz und allgemein geachtet, wegen seines loyalen Charakters. Seine Armuth schien der Verführung die Zugänge zu seinem Herzen zu öffnen. Da trat an einem Morgen der Lord Danby, erster Minister des Königs, in die dürftige Dachstube des Patrioten, und erklärte ihm, er sey beauftragt ihn zu fragen, womit Se. Majestät ihm etwas Angenehmes erweisen könnten? Marvell erwiederte mit Ernst: ein Parlamentsglied, das

Begünstigungen vom Hofe annehme, verpflichte sich dadurch stillschweigend in allen Fällen für die Regierung zu stimmen. Der Lord widerlegte diese Bedenklichkeit: der König habe blos seine Verdienste im Auge, indem er zu wissen verlange, welche Stelle ihm erwünscht wäre. Marvell beharrte auf seiner Erklärung. „Ich erkenne, sprach er, dankbar die Gesinnung des Königs; aber mein Gewissen verbietet mir, sein Anerbieten anzunehmen, weil ich dadurch in den Fall käme, entweder undankbar gegen den Monarchen oder treulos gegen das Vaterland zu werden. Ich habe nur eine Gnade von dem Könige zu erbitten, nämlich die, daß er mich für einen seiner getreuesten Unterthanen halte, der mehr im königlichen Interesse handelt, indem er die gemachten Anerbieten ausschlägt, als wenn er sie annehmen würde." Endlich legte der Minister eine Anweisung von tausend Pfund Sterling auf den Tisch. Auch sie wurde standhaft abgelehnt. Als aber der zudringliche Wohlthäter sich entfernt hatte, begab sich Marvell zu einem seiner Freunde, um zehen Schillinge von ihm zu borgen, weil es ihm gerade an dem erforderlichen Gelde zur Bezahlung seines Mittag-Essens fehlte.

Erscheint dieser edle Britte seinem Versucher gegen über, nicht wie einer der Alten aus der schönsten Zeit von Griechenland und Rom? Und können wir glauben, daß sich in unsern Tagen, unter denen die denselben edeln Beruf mit ihm übernommen haben, viele finden werden, die hinreichende moralische Kraft besitzen, um der nämlichen Versuchung zu widerstehen? Wenigstens erscheinen die Beyspiele vom Gegentheil so zahlreich und frech, daß in manchen Ländern selbst das Gefühl der Schmach verloren scheint, das denjenigen unvermeidlich treffen muß, der als Stellvertreter des Volkes sich geberdet, während er in der That sein Verräther ist.

Dieselben Künste, welche Karl II. geübt hatte, um das Parlament zu verschlechtern und

sich dienstbar zu machen, wurden mit gleichem Eifer von seinem Regierungsnachfolger Jakob II. fortgetrieben. Er suchte seinen Despotismus hauptsächlich durch Einfluß auf die Wahlen zu befestigen. In dieser Absicht sandte er einst, um einem ministeriellen Candidaten zu Arundel den Sieg zu sichern, seinen Kanzler Ifferies — blutdürstigen Andenkens — auf den Wahlplatz, mit dem Auftrage, Alles anzuwenden, daß der Beabsichtigte die Stimmenmehrheit erhalte. Jefferies stellte sich hinter den Stuhl des Wahlpräsidenten; dieser aber nahm von seiner Anwesenheit keine Notiz und that, als ob er ihn nicht kenne. Nun erschien ein dem Hofe ergebener Wahlmann; der Sheriff untersuchte sein Wahlrecht, fand es unbegründet und verwarf seine Stimme. Da erklärte Jefferies in drohendem Tone, der Wahlmann müsse zugelassen werden. „Wer seyd ihr — fragte der Sheriff — der es wagt, sich so unberufen in mein Amt zu mischen?" Ich bin, entgegnete der gewaltige Mann, der Lord Kanzler dieses Königreichs. „Ihr seyd ein Betrüger, fuhr der Sheriff fort, euer Betragen beweist genugsam, daß ihr der nicht seyd, für den ihr euch ausgebet. Wäret ihr der Lord Kanzler, so würdet ihr die Gesetze des Königreichs besser kennen, und euch nicht in ein Geschäft mischen, dem ein Anderer präsidirt. Huissier führt diesen Menschen hinaus!" Dieser Befehl wurde befolgt, und der Oppositionscandidat siegte. Denselben Abend noch erschien der Kanzler, nachdem er sich schriftlich die Erlaubniß eines Besuchs erbeten hatte, bey dem Sheriff. „Wir beyde, sagte er ihm, haben ein sehr verschiedenes Interesse; aber ich kann mich nicht erwehren, einem Manne meine Achtung zu bezeugen, der so fest auf die Vollziehung der Gesetze hält. Sie haben Ihre Pflicht erfüllt. Ich weiß, daß Sie durch Ihr Vermögen unabhängig sind; aber vielleicht haben sie einen Verwandten, der nicht in diesem Falle ist. Machen Sie mir das Vergnügen, daß ich einem solchen eine Anstellung verleihen darf. Der Sheriff benützte das freundliche Erbieten für einen seiner Neffen und er verminderte dadurch sehr die Glorie, die ihn auf dem Präsidentenstuhl umgeben hatte. Der Lord Kanzler aber, so übel berüchtigt sein Name auch in der Geschichte ist, bewies in dieser Sache eine Mässigung und eine Achtung für die Gesetze, die wir heut zu Tage, besonders jenseits des Rheins, beynahe ohne Ausnahme, an denjenigen vermissen, die sich bey den Wahlen der Volksdeputirten als ministerielle Organe gebrauchen lassen. Exempla sunt odiosa.

Literatur.

Eingesandt. Der Kastengeist oder über die Ungebühr der Stände. Eine historisch pädagogische Sichtung aller Stände und ein wohlgemeinter Rath zur Heilung eines Grundübels, an dem die Menschheit erkrankt. Den Edlen aller Stände gewidmet von Johann Georg Keller. gr. 8. 1823, Erlangen. — Diese Schrift, klein an Bogenzahl, aber reich an Inhalt, verdient unter den literarischen Erscheinungen des Tags eine besondere Auszeichnung, indem sie einen Gegenstand, den die Conflikte der Zeit immer anziehender und wichtiger machen, mit verständigem und patriotischem Sinn, unter Benützung einer ausgebreiteten Belesenheit und in einer ansprechenden Manier behandelt. Der Verfasser nimmt den Kastengeist in seinem ausgedehntesten Sinne, in dem er in allen Ständen und selbst in den Trennungen der Völker hervortritt, überall aber als ein krebsartiger Schaden oder als eine moralisch-epidemische Seuche erscheint, und neben den natürlichen und unvermeidlichen Unterschieden, die unnatürlichen hervorbringt, die ihren Grund in der Eigenliebe, dem Eigennutz, dem Stolz, der Rangsucht, der Herrschsucht rc. rc. haben. In dem neuern Europa sind nach dem Verfasser Adelthum, Judenthum und römisches Priesterthum die Hauptstützen des Kastengeistes; der Adel, weil das Vorurtheil, daß er die Thronen halte, immer mehr verbreitet wird; die Juden durch ihr Geld und ihre Gewandtheit, und die Priesterschaft durch den Einfluß, den sie sich durch Cölibat, Mönchswesen und hierarchische Gewalt erworben hat. Zur Verbannung dieses Geistes nach Kräften beyzutragen hält der Verfasser für eine allgemeine und heilige menschliche Verpflichtung; möchte seine Schrift das Gefühl dieser Verpflichtung in recht vielen Lesern erregen.

Einladung an edle Menschenfreunde.

In der Königlichen Wirtembergischen Oberamtsstadt Gmünd wohnte bis in die Mitte des Monats November 1822 die unglückliche Gattin eines gewesenen Staatsdieners, über den wegen Dienstvergehungen schon seit dem 1. Augst 1818 die Freyheitsstrafe verhängt ist und am 10. Dezember vorigen Jahres erst die Hälfte derselben zu Ende gieng; folglich muß seine Gattin mit ihren zwey unmündigen Kindern noch beynahe vier Jahre ohne Lebensgefährten, ohne Ernährer und ohne Vater ihre höchstbetrübte und namenlos unglückselige Lage im hülflosen Zustand beseufzen und beweinen, wenn nicht edle Menschenfreunde denselben ihr zu erleichtern sich angelegen seyn lassen.

Diese Märtyrerin ehelicher Liebe, Treue und Anhänglichkeit an ihren Gatten ist ganz arm, nicht durch vorherige Lebensweise erst arm geworden, sondern sie und ihr Mann haben nie eigenes Vermögen besessen.

Ihre Kräfte sind durch die gemachte traurige Erfahrung, durch Leiden jeder Art, durch Kummer, Noth und Nahrungssorgen, so geschwächt, daß sie sich zu gemeinen anstrengenden Arbeiten nicht bestimmen kann.

Sie hat zwar öffentliche Aufrufe (s. schw. Merkur vom 15. Oktober 1822, Seite 568. Stuttgarter Armenfreund Jahrgang 1822,) ergehen lassen und ihre Dienste — so wehe es ihr auch gethan hat — angebothen, allein die Nachfragen blieben aus.

Was sie sich ausser der Zeit, die ihre Mutterliebe und Mutterpflichten nicht in Anspruch nahmen, verdienen konnte, war Theils kein andauerndes, Theils ein kärgliches Einkommen.

Hauszins, Kleidung, Wäsche, Holz und Brod, und was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, von dem Ertrage ihrer Handarbeit bestreiten zu können, war eine reine Unmöglichkeit, und doch gebot ihre Ehre und heischten die Umstände, daß dieses geschehen mußte.

Es ist zwar eine unverkennbare Gerechtigkeits-Handlung von dem Staate, dem ihr Gatte seit 1812 gedient hat, daß er bey dieser Lage der Umstände in's Mittel getreten ist, und ihr für ihre zwey Kinder einen jährlichen Kostgelds-Beytrag von 80 fl. abreicht, allein, wer Familien-Vater ist, weiß gar zu wohl, daß zwey Kinder mit diesem Kostgelde nicht bis zur Hälfte des Jahres zu verpflegen sind, und die schwerlastende Sorge der Anschaffung und Erwerbung der übrigen unerläßlichen Ausgabs-Kosten erwacht mit ihr und umgiebt sie in ihren Leidensnächten.

Den einzigen Trost und die im Leidenskampfe so mächtig stärkende Beruhigung hat diese Unglückliche noch, daß sie unverschuldet arm und schuldlos unglücklich ist.

Wer sollte sich bey dieser wahrhaften Schilderung einer gewiß höchst mitleidswerthen Lage nicht von Edelmuth, Wohlthätigkeits-Sinn und Hülfsleistung ergriffen fühlen; wer möchte noch länger anstehen, eine Familie zu unterstützen, welche die edlen Geber mit innigstem Danke segnen und in ihnen ihre Retter und Erhalter — nächst Gott finden wird.

Die verlassene Gattin und verwaisten Kinder mußten aus Mangel an Erhaltungs-Mittel ihren Wohnort Gmünd, wo sich so viele theilnehmende, biedere Menschenfreunde der Bekümmerten rühmlich annehmen, verlassen und heimkehren in ihr Vaterland, welches sie vor wenigen Jahren mit Seegenswünschen begleitet, thränend und ahnend verließ!

Diese arme Familie wohnt jetzt in Rothenburg an der Tauber, im Rezatkreise des Königreichs Baiern; ihre Addresse ist:

An Frau Magdalena Gesner.

Der Unterzeichnete erfüllt eine Christenpflicht, wenn er edle Menschenfreunde zu Liebesgaben hiedurch einladet, und es macht ihm unbeschreibliche reine Freude, wenn Wohlthäter auch an ihn Unterstützungs-Beyträge gütigst einsenden werden, die er öffentlich anzeigen wird.

Schwäbisch Gmünd den 27. Februar 1824.

M. Riecker,
q. Pfarrer in Gmünd.

Bücher-Anzeige.

Bey Joh. Evang. Schönbrod, Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker zu Ellwangen, ist neu zu haben:

Abacher, J. J., der vollkommene Blumengärtner, oder Anweisung, wie man die beliebtesten Blumen und Ziergewächse im Garten, an Fenstern und im Zimmer erziehen und behandeln soll. 8. Regensburg, bey J. M. Daisenberger. 1 fl.

Abbildung und Beschreibung von Augsburg, München, Nürnberg, Regensburg, Würzburg, Landshut, Chiemsee rc. rc. im kleinsten Taschenf. Ebend. geb. 30 kr.

Abbildung und Beschreibung der sieben Weltwunder: (1. die ägyptischen Pyramiden; 2. die schwebenden Gärten von Babylon; 3. die Mauern von Babylon; 4. das Mausoleum; 5. der olympische Jupiter; 6. der Koloß von Rhodus; 7. der Dianentempel zu Ephesus.) 2te Aufl. 8. mit schön illum. Kupfern auf engl. Papier. Ebendaselbst. 1 fl.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



20. März. 12. 1824.

Zog' aus dem unruhvollen Haus
Ins Weltgetümmel ich hinaus,
Den Blick im Freyen zu erweitern,
Noch minder fand sich da, die Seele zu erheitern.

Theone.

Blicke auf Spanien.

Napoleon, als er sein Werk in Bayonne vollendet hatte, erließ am 25. May 1808 eine Kundmachung, worin er den Völkerschaften des spanischen Reichs erklärte: „Ich will nicht euere Provinzen regieren; aber ich will mir ewige Ansprüche auf die Liebe und den Dank euerer Nachkommen erwerben. Euere Monarchie ist alt; man muß sie erneuern, euere Einrichtungen verbessern, und euch den Genuß der Wohlthaten einer Umwandlung, die nicht mit Unordnungen und bürgerlichen Entzweyungen erkauft ist, verschaffen. Ich habe eine allgemeine Versammlung euerer Provinzen und Städte zusammen berufen, um euere Wünsche und Bedürfnisse kennen zu lernen. Ich werde euch eine Constitution geben, welche die wohlthätige Macht des Souverains mit der Freyheit und den Privilegien der spanischen Nation vereinbaret. Ich will, daß mein Andenken von eueren letzten Nachkommen gesegnet werde, und daß sie sagen: er war der Wiederhersteller unseres Vaterlandes!" Ein teutsches Journal jener Zeit *), indem es diese Worte wiederhohlt, bemerkt dabey: „Möchten sie die reine Offenbarung von Napoleons geheimem Sinne seyn! Dann — wenn er nämlich, wie wir ihm vertrauen — seine Eroberungen nicht sich, sondern der grossen Idee von der Wiederherstellung der Menschheit macht, wenn er das Alte vernichtet, daß das Neue kräftiger und edler auflebe, wenn er die ihm zu Theil gewordene Stärke anwendet, nicht um zu herrschen, sondern um zu beglücken, — dann wird ihm die würdigste Art von Ruhm werden, die Jetztwelt und die Nachwelt werden das System der Ueberlegenheit als die Quelle des reichsten Segens preisen, und wir werden die Vorsehung zu rechtfertigen wissen, bey so mancher Zerstörung, die sie nun vor unseren Augen geschehen läßt."

Napoleon hat diese Voraussetzungen nicht erfüllt; es konnte auch kein fester Glaube an seine Zusagen wurzeln, weil der Trug und die Arglist, womit er den Bourbons das Scepter von Spanien entwendet hatte, aller Welt das Zeugniß ablegten, er handle in dieser Sache nicht nach den Antrieben edler, humaner Gefühle, sondern fortgerissen durch das Ungestüm seiner nie zu ersättigenden Herrschsucht. Unterdessen

*) Nat. Chr. d. T. 1808, S. 181.

mochte das Wahre in seiner Rede nicht verkannt werden. Die spanische Monarchie, veraltet, verknöchert und erlahmt, bedurfte dringend einer Verjüngung ihrer Kräfte; in Napoleons Macht aber war es, sich den Ruhm zu verdienen, der Wiederhersteller dieses Landes und Volkes zu seyn.

Es ist eine Schmach für die Nationen des Occidents, daß wir Spanien in seiner schönsten Blüthe sahen zu einer Zeit, in welcher es von einem morgenländischen Volke, den Arabern, beherrscht wurde. Dieses Volk hat den christlichen Regierungen, welche es verdrängten, ein treffliches Vorbild von Thätigkeit, Kunstsinn, Aufklärung, Erwerbsfleiß und Duldsamkeit gegeben; hätten sie dasselbe beachtet und befolgt, so würde Spanien das erste aller christlichen Reiche geworden seyn, wozu es vermöge seiner glücklichen Lage und seines inneren Reichthums berufen ist. Aber auf die Zeiten des herrlichsten Aufschwungs, den seine Völker in dem Widerstande gegen die Araber und in ihren Abenteuern jenseits der Meere genommen hatten, folgten die Jahrhunderte der erbärmlichsten Erschlaffung, und sie sind nicht abgelaufen bis auf diesen Tag. Solchen Verfall hat auf gleiche Weise, seit Karl V. die österreichische und seit Philipp von Anjou die bourbonische Dynastie, verschuldet, indem sie die geistige Entwicklung und Freyheit, die den Völkern allein Kraft und den Regierungen Stärke geben, vernachläßigten und hemmten, den Staat der Kirche unterwarfen und während ganz Europa in allen Richtungen des bürgerlichen, wissenschaftlichen und gewerblichen Lebens fortschritt, die Nation in dumpfer Erstarrung erhielten. Unglückliche Kriege, Empörungen, Ketzerverfolgungen, das entrüstende Treiben stolzer Pfaffen und tyrannischer Günstlinge, Grausamkeit oder Schwäche in den höheren, Armuth und Sklaverey in den niederen Regionen — dieß sind seit dreyhundert Jahren die Grundstoffe der spanischen Geschichte, die

Regierung aber suchte im Kampfe mit so vielen Uebeln sich nicht durch eine radikale Heilung derselben zu retten, sondern durch Verhüllung ihrer Schwäche unter dem Dunkel des Schleyers und dem Blendwerke der Meynung, und durch Bündnisse, die sie entehrten und erschöpften.

Aus einem solchen Zustande sittlicher Abspannung und Erlahmung, zumal wenn derselbe mehrere Generationen hindurch stehend geblieben ist, erhebt sich ein Volk nicht mehr, es sey dann, daß es durch gewaltige Erschütterungen, die seine schlafenden Kräfte wieder wecken und reitzen, den Anstoß zur Herstellung einer besseren Ordnung der Dinge erhalte. Die Vorsehung hat in dieser Weise das Ihrige gethan, um Spanien zu einem neuen Leben zu verhelfen, indem sie geschehen ließ, daß Napoleon die herrschende Dynastie stürzte, und daß ihr entwendete Scepter in die Hand seines Bruders legte. Nicht sollte er, wie er verheissen ha[illegible], die Blüthe der Cultur, der moralischen Energie und des Wohlstandes, in dem vernachläßigten Lande zum Aufsprossen bringen, was ihm bey der egoistischen Richtung seines Willens nie hätte gelingen können; aber er sollte, wie ein Gewitter, die schwüle Luft erfrischend und den lechzenden Boden tränkend, über das Land ziehen, und die Erde aufreissen, daß der bessere Saamen eine empfängliche Stätte fände. Das hat er, dem unwiderstehlichen Zuge des Schicksals folgend, erfüllt: die Saat aber ward von dem Volke selbst bereitet, das, zu stolz, um unter fremder Vormundschaft zu stehen, im muthigen Sträuben gegen dieselbe, die Kraft entfaltete, die so lange in ihm geschlummert hatte, neue Zuversicht zu sich selbst gewann, durch unerschütterliche Beharrlichkeit seine Selbstständigkeit rettete, sich Ordnungen und Gesetze gab, die sein Fortschreiten auf dem Wege der Bildung sicherten, und dem Könige den Thron wieder einräumte, den die Usurpation ihm entrissen, die Treue aber bewahrt hatte. Nun war es an dem Könige zu leisten, was Napoleon zu vollbrin-

gen nicht gelang; er konnte der Wiederhersteller seines Vaterlandes werden. Es war alles bereit, um mit dem vollkommensten Erfolge das edle Werk zu beginnen. Alle Kräfte waren rege, alles sehnte sich einem neuen Daseyn entgegen. Aber der König gebot, es sollte Alles wieder zu den alten Formen und zu dem alten Wesen zurück kehren, und er machte sein Gebot mit einer Strenge geltend, vor der Jedermann erlag; die Patrioten aber und die theilnehmende Welt sah das Kreisen dieses großen und interessanten Volkes mit einer Fehlgeburt endigen.

Die Erfolge gaben dem Könige die Lehre, daß er, um seinen Thron und seines Volkes Wohl zu befestigen, nicht den rechten Weg eingeschlagen hatte. Spanien gerieth in einen jämmerlichen Zustand von Zerrüttung; mit den Waffen in der Hand trat das Heer vor die Regierung, und legte ihr die Gesetze vor, nach denen das Reich künftig regiert werden sollte. Aber dieselben Franzosen, die einst Ferdinand von seinem Throne gestoßen hatten, kamen nun, ihm hülfreich, herbey, zerstäubten die Partey, die ihren Willen ihm aufgedrungen hatte, und setzten ihn in die verlorene königliche Machtvollkommenheit ein. So ergieng das zweyte Mal an ihn der edle und ruhmvolle Ruf, seines Volkes Wiederhersteller zu seyn; und er konnte diesen Ruf erfüllen, indem er den Schleyer der Vergessenheit über alles Vergangene warf, durch sein Beyspiel und durch sein Gebot den Sinn der Versöhnung in den Parteyen weckte, und die bürgerliche Ordnung und das Glück der Nation durch eine weise, rechtliche und zeitgemäße Gesetzgebung gründete. Aber Ferdinand hat keinen dieser Wege eingeschlagen; er übt im Gegentheil die wieder erlangte Autokratie, durch strenge Rache gegen die, in denen er seine Feinde zu erkennen glaubt, und durch ungestümmes Streben, um in der Gesetzgebung, in den Staats-Einrichtungen, in der Kirche, in der Erziehung, und in dem öffentlichen Leben alles wieder in das Alte zurück zu bringen. Wir wissen, wie sehr

dieses Verfahren, nach seiner ersten Restitution, für ihn und für sein Volk verderblich geworden; welche Erfolge aber jetzt von demselben zu erwarten seyen, darüber geben uns die Berichte, die wir täglich über den Zustand von Spanien erhalten, die traurige Auskunft. Diese Berichte können aber nicht überraschend für uns seyn, da alles, was sie melden, in Gemäßheit des ewigen Gesetzes der Weltordnung geschieht, vermöge dessen aus denselben Ursachen immer dieselben Wirkungen hervor gehen.

Laute von Seume.

1.) Plato ist ein Schwärmer, Aristoteles ein Schiefblicker, Grotius ein christlich scribelnder Römling; nur Rousseau's Grundsätze sind haltbar. Sein Bürger-Vertrag wird nach vielen Jahrhunderten noch Katechismus und symbolisches Buch werden, und er ist, neben Voltaire's kleinem Gedicht La Loi naturelle, das größte, was irgend eine Literatur hervor gebracht hat.

2.) Die Vernunft ist immer republikanisch; die Menschen aber scheinen nach der Synopsis ihrer Geschichte zur Despotie geboren.

3.) Es ist eine schwere Frage, ob die Schlechtheit der Menschen den Despotismus nothwendig, oder ob der Despotismus die Menschen so schlecht macht.

4.) Alle große Thaten sind bis jetzt in der Geschichte nur blitzende Meteore gewesen, weil man sich nicht zur Idee der ursprünglichen, allgemeinen Gerechtigkeit erheben konnte. Wo Zehen Tausend rein aufgeklärte, fest ehrliche, entschlossene Männer wären, würde die Wiege des Universalreichs der Vernunft seyn. Aber wo sind zehn? —

5.) Wenn die Menschen endlich vernünftig werden, wird die Erde am Marasmus senilis sterben.

6.) Napoleon wäre ein Fixstern der politischen Vernunft geworden, wenn er sich nicht begnügt hätte, ein Zerstörung drohender Komet zu seyn.

7.) Die Bevorrechtung ist die Erbsünde der menschlichen Natur, und das Wort vornehm eine eigene Unvernunft der Teutschen, was voraus nimmt.

8.) Wenn ich nur noch zwey Stunden zu leben habe, will ich noch mit meinem letzten Athemzuge rufen: Wollt ihr euch retten, so rottet die Privilegien aus!

9.) Eine Nation hat immer mehr nöthig gegen ihre innern Feinde, die Bevorrechteten, zu wachen, als gegen ihre äusseren. Selten ist eine Nation durch ihre äusseren Feinde zerstört worden.

10.) Gleiche Besteuerung und reiner Güterverkauf sind die sichersten Bürgschaften der Freyheit.

11.) Erst wenn die Immunitäten getilgt würden, entstünde ein vernünftiges bürgerliches Recht, und dieß würde die Grundlage eines besseren allgemeinen Staatsrechtes werden. Denn ein Volk, das zu Haus keine Ungerechtigkeit duldet, wird auch keine öffentliche dulden.

12.) An thätigen Tugenden, deren nie viele sind, wenn man Geduld zur ersten Tugend macht, scheint den Volksführern wenig zu liegen; sie brauchen nur leidende.

13.) Wo das Volk keine Stimme hat, steht es schlecht um die Könige, und wo die Könige kein Ansehen haben, steht es schlecht um das Volk.

14.) Keine Gesetze sind unabänderlich, als die der ewigen Natur, und dieser sind wenige, und sie sind deutlich.

15.) Wer nur auf Kosten der Vernunft und des Menschenwerths herrschen kann, hat das System der Ohnmacht ergriffen.

16.) Die Periode schöner Thaten ist immer die Zeit der aufwallenden Vernunft und Freyheit. Mit dem Reste der persischen Freyheit unterjochte Cyrus Asien; Alexander that daß nämliche mit dem Reste der griechischen. Wer es versteht, eine Nation frey zu machen, macht sie groß, und demüthigt sicher ihre Feinde, die nicht frey sind.

17.) Die Gerechtigkeit ist die grosse Cardinaltugend der Menschheit, und die Quelle des Friedens und des Glückes. Sie ist die Tugend, die uns fehlt. Wir haben Billigkeit, Großmuth, Menschenliebe, Gnade und Erbarmung genug im Einzelnen, blos weil wir im Allgemeinen keine Gerechtigkeit haben.

18.) Es fehlt uns ein politischer Luther, der das Unthier, genannt Privilegium und Kastenthum, erlegt.

19.) Wer die Teutschen zur Nation machen könnte, machte sich zum Diktator von Europa. Eine Nation aber nenne ich eine große Volksmasse, die durch ihre freyen Abgeordneten gesetzlichen Antheil an ihren öffentlichen Verhandlungen hat.

20.) Die Höflinge sind gewöhnlich die goldenen Schmeißfliegen der Gesellschaft, die ihren Glanz aus Unrath ziehen, die Gelehrten aber sind meistens von der abgeschliffensten Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht, ihr bischen erbärmliche Dialektik an den Meistbiethenden vermiethend.

21.) Die Schlechten sind thätig und verwegen, die Besseren aber — denn Gute kann man sie nicht nennen — sind träg und furchtsam. Das erklärt den meisten Unsinn, den wir in der Welt sehen.

22.) Taste nur einen Privilegirten mit der Sonde der Vernunft, so rührt sich das ganze Polypensystem und schreyt: Meuterey, Empörung und Verbrechen!

23.) Manche Regenten fürchten sich mehr vor den Bürgern, als vor den äussern Feinden; das ist ein Beweis, daß manche Staaten schlecht eingerichtet sind.

24.) Es ist gleich schwach und gefährlich, die öffentliche Stimme zuviel und zu wenig scheuen.

25.) Wenn sich nur Niemand fürchtete zu sagen, was jede Sache ist, so würden alle Sachen besser gehen.

26.) Allgemeine Wahrheiten wirken am besten in die Länge und ihre einzelnen künstischen Anwendungen am besten und gefährlichsten für den Moment.

27.) Wer mit zwey Pferden gut fährt, kann um deßwillen nicht auch sogleich vier lenken.

Das Fest auf den Burg-Ruinen von Wittelsbach.

Der Strasse zur Seite, die von München nach Donauwörth führt, nahe bey dem Städtchen Aichach, über dem rechten Ufer der Paar, erhebt sich ein waldigter Berg, auf dessen Spitze einst die Burg der Grafen von Wittelsbach, der Stammväter des baierischen Regentenhauses, stand. Durch die Schatten des Waldes, der den Berg umfängt, gelangt man auf dessen geräumigen Rücken an. Aber vergeblich sucht man eine Spur von dem Wohnsitze des teutschen Heldenstammes. Nur die Schloßkirche, durch ihren ächt gothischen Charakter und ihren Umfang den Pilger kräftig ansprechend, hat im Wandel der Jahrhunderte sich erhalten, und einige armselige Hütten umher verkündigen, daß kein Punkt der Erde dazu bestimmt sey, ewig die Zeichen menschlicher Macht und Grösse zu tragen. Eine schöne, weit reichende Aussicht in das umher liegende Land versöhnt durch das Bestehende dem Anschauer mit dem Vorübergehenden.

Es war ein schönes und edles Gefühl, das die Anwohner dieses Berges weit umher bestimmte, das Regierungs-Jubelfest ihres geliebten Königs auf seiner Spitze zu feyern. Am Morgen des festlichen Tages wallfahrten die Amts- und Localbehörden von Aichach, das Landwehr-Bataillon „Wittelsbach" die ganze Bürgerschaft und eine grosse Zahl festlich gekleideter, mit den Nationalfarben geschmückter Mädchen und Jünglinge, unter Geschützesdonner und Glockengeläute, in feyerlichem Zuge, den Berg hinan. In grossen Schaaren hatte sich das Landvolk aus den Umgebungen an den Zug angeschlossen. Der Tempel war viel zu klein, um die Menge zu fassen. Nach einem Hochamte und einem feyerlichen „Herr Gott, dich loben wir!" und einer von dem Stadtdechant v. Schmidt mit patriotischer Salbung gesprochenen Rede, zog man unter heitern Lobgesängen zur Stadt zurück. In der Nacht sah man den über die Schatten des Waldes aufstrebenden Thurm der alten Schloßkirche beleuchtet, und die Wirkung davon war um so stärker, da auf zweyen andern benachbarten Bergspitzen die Freudenfeuer emporflammten und die ganze weite Landschaft des Paarthals erhellten. Um aber auch ein bleibendes Denkmal dieses Festes zu setzen, hat sich die Stadt Aichach mit dem Besitzer des Schlosses Unter-Wittelsbach, Regierungsvicepräsidenten v. Link, vereinigt, die Strasse von Aichach nach jener ehrwürdigen Stätte, auf der die Ahnen des Regentenhauses gewohnt, durch die Pflanzung einer Allee zu verschönern und bequemer zu machen.

Die Geschichte hat uns die Schicksale dieser Burg sorgfältiger, als die ihrer meisten andern Schwestern, aufbewahrt. In den letzten Zeiten der Karolinger war ein tapferer und biederer Mann, genannt Herzog Luitpold, wahrscheinlich ein Abkömmling aus dem Blute der Agilolfinger, im Lande zu Baiern der Stellvertreter der Könige. Er bewährte seine Treue durch den Heldentod, den er (im Jahr 907,) im Kampfe mit den heran strömenden Heeren der Ungarn starb. Als aber der Königsstamm erloschen war, sammelte sich das Volk um Arnulfen, Luitpolds Sohn, und er nannte sich „aus Gottes Vorsehung Herzog von Baiern

„und auch der umliegenden Länder." So brachte er das Regiment auf seinen Sohn Eberhard, der, um es in aller Machtvollkommenheit zu üben, sich weigerte, vom Könige Otto I. die Lehn zu empfangen. Da fiel der König in's Land, vertrieb Eberharden aus seinem Besitzthum und verlieh das Herzogthum, als blosses Amtslehn, an Berchtolden, Arnulfs Bruder, (im Jahr 954). Arnulfen II., dem Bruder Eberhards, aber übertrug er die Würde eines Pfalzgrafen in Baiern. Dieser baute das Schloß Scheyern, auf einem Hügel auf dem linken Ufer der Ilm, und pflanzte sein Geschlecht fort, dessen Söhne, immer in der Vorderreihe der Edelsten von Baiern stehend, und nie vergessend, daß ihrem Stamme einst die Herzogswürde entrissen worden, sich von nun an Grafen von Scheyern nannten. Otto IV. aber, der wieder die Würde eines baierischen Pfalzgrafen, die geraume Zeit seinem Hause entzogen war, erhalten hatte, verwandelte im Einverständniß mit seinen übrigen Stammsverwandten die gemeinsame Burg zu Scheyern in ein Kloster für Benediktiner, wogegen er seinen Sitz auf das benachbarte Schloß Wittelsbach übertrug. Er hinterließ seinen Nachkömmlingen einen ehrenhaften Namen und grosse Besitzungen. Mit ihm begann der Zug in der Geschichte des Hauses Wittelsbach, der es im Laufe der Jahrhunderte zu gleichem Glanze mit den Häusern Hohenstaufen, Habspurg und Hohenzollern führte; denn schon seinem Sohne Otto VI. ward die verlorne Fürstenwürde der Väter wieder gegeben. Nachdem er nämlich dem Kaiser Friedrich I. lange mit weisem Rathe und tapferer Hülfeleistung gedient hatte, und durch die Acht Heinrichs des Löwen, dessen Erbe und Lehn in Baiern verfallen waren; so erkannte der Kaiser auf dem Tage zu Regensburg (1180) das Herzogthum Baiern soll dem hochgebornen Manne, dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, zu seinen Handen gestellt und

verliehen, die baierische Pfalzgrafschaft aber seinem Bruder Otto dem Jüngsten übergeben werden. So kam das alte Stammland, obwohl bey weitem nicht mehr in seinem ehemaligen Umfange, wieder an Luitpolds Enkel, und der treffliche Erwerber förderte dessen Wohlstand durch eine verständige und thätige Regierung und begann die Besitzungen seines Hauses stattlich zu vermehren. Aber schon im dritten Jahre nach seiner Erhöhung endete er sein ruhmvolles Leben an dem Hoflager des Kaisers zu Konstanz, worauf, seinem letzten Willen gemäß, seine Leiche nach Baiern geführt und in dem Gotteshause Scheyern, an seiner Väter Seite bestattet wurde.

Pfalzgraf Otto V. des Herzogs Neffe, brachte einen grossen Schimpf auf den unbefleckten Namen seines edlen Stammes, dessen er durch viele treulose und schmähliche Thaten unwürdig geworden war *). Ergrimmt über den König Philipp, der ihm seine Tochter zur Ehe zugesagt, nachher aber wegen eines von dem Pfalzgrafen begangenen Todschlags seine Zusage wieder zurückgenommen hatte, trat er, auf der Alten-Burg bey Bamberg, wo der König bey dem Bischof Eckbert weilte, mit der Geberde des treuen Dienstmanns in die königliche Kammer, und tödtete den Monarchen meuchlerisch mit dem Schwerte (22. Juny 1208). Da ward auf den Tagen zu Frankfurt und Augsburg der Mörder all' seiner Ehren, Güter und Würden verlustig erklärt, und dem Marschall von Kallenthin befohlen, das Urtheil an ihm zu vollziehen. Diesem gelang es, ihn in einem kleinen Hause an der Donau, auf einem Hofe der Mönche von Eborach, zu erhaschen, wo er ihn tödtete und seinen Leichnam in den Strom warf. Sein Vetter aber, der Herzog Ludwig von Baiern, bemächtigte sich seiner Güter und ver-

*) „Lubricus erat et multorum nobilium homicida," sagt ein Zeitgenosse von ihm bey Oefel. I. 2. S. 87.

wandelte seine Burg **Wittelsbach** in einen Steinhaufen. Aus den Trümmern erbauten die Bürger zu **Aichach** Ringmauern um ihre Stadt.

Bemerkungen über den Leinwand-Handel in Schwaben.

(Eingesandt.)

Die Geschmeidigkeit der **Baumwollenfabrikate**, bey den gefärbten die Lieblichkeit der Farben und dann ihre außerordentliche Wohlfeilheit, haben die Bekleidungsstoffe, die in Europa erzeugt werden, Seide und Flachs, und die daraus gefertigten Manufaktur-Produkte, größten Theils verdrungen, und dadurch nicht wenig zur Bewirkung der jetzt so ungünstigen Handelsbilanz von Teutschland beygetragen. Jede nur augenblickliche Resultate berechnende Geldmacherey zerstört sich selbst, und die Nemesis schleicht ihr auf dem Fuße nach. Wären nicht in Teutschland die Baumwollenmanufakturen und Spinnereyen so allgemein eingeführt, und mit Hintansetzung der Leinwand, zum Theil auch der Wolle, aller Scharfsinn und so große Capitale auf diesen Industriezweig verwendet, so würden die Klagen, die man nun überall in Beziehung auf den Handel vernimmt, minder allgemein und laut seyn und die Früchten müßten in höheren Preisen stehen, wenn größere Bodenflächen zum Anbau der Leinwandpflanzen verwendet wären. Nothwendig mußten wir auch durch Vernachläßigung der uns von der Natur angewiesenen Stoffe außer Stand gesetzt werden, die Masse fremder Stoffe zu konsumiren, mit der nun alle Magazine angefüllt sind.

Das fehlerhafte Verfahren in der Behandlung der Geschäfte, das überhaupt dem komerciellen Verkehr in Teutschland so nachtheilig geworden, hat in gleicher Weise auch auf den Leinwandhandel in **Schwaben** gewirkt; aber es fanden bey dem letzteren noch besondere Miß-

griffe statt, die sehr dazu beytrugen, das Uebel zu vermehren.

Die **Continentalsperre** mußte ein willkommenes Ereigniß für diesen Handel seyn, und sie konnte trefflich zu seiner Emporbringung benützt werden, wenn man die Gelegenheit vernünftig und kräftig ergriff. Aber es war Alles in einen tiefen Schlaf versunken, und jene Maßregel Napoleons, statt unserem Leinwandhandel nützlich zu werden, brachte ihn noch tiefer herunter. Die hohen Preise der Färbestoffe gaben Veranlassung, daß falsch gefärbt wurde, und dieß hatte die Folge, daß die Taschentücher, deren Fertigung ein so wichtiges Objekt für Schwaben gewesen war, ihren Absatz gänzlich verloren.

Noch nachtheiliger wirkten andere Umstände. Die Schaugerichte wurden vernachläßigt, der Stampf gewissenlos nachgemacht, und nirgends der Trägheit und dem Truge gesteuert. Konnte dadurch das alte Renommé der Waare erhalten werden, das sich doch lediglich auf ihre Aechtheit und Güte stützte? —

Industrieerzeugnisse, auf denen der Wohlstand ganzer Länder beruht, sind eine unsichere Erwerbsquelle, wenn ihrem Absatze nur ein einziger Ausweg offen steht. Dieß war der Fall bey der schwäbischen Leinwand, die allein nach **Italien** abgesetzt wurde. Dieß Land ist nun für diesen Handel verloren, und er hat dadurch seine tödtlichste Verwundung erhalten. Warum haben wir nicht früher eine solche unglückliche Katastrophe geahndet, warum nicht, für den Fall, daß sie einträte, andere Wege des Absatzes gesucht? Wir überließen uns in unserer Indolenz den Launen des Zufalls; aber wir büßen nun schmerzhaft dafür.

Die Fortschritte der Mechanik und der Chemie konnten dem Gedeihen und der Verbreitung dieses Industriezweiges sehr förderlich werden. Aber auch das ward versäumt; der Schlendrian suchte keine Hülfeleistung im Kreise der Wissenschaft. Die Garnsiedereyen, die Webestühle, die

Mangen, die Bleichen, die Brechmaschinen ꝛc. sind noch gerade so, wie vor hundert Jahren. In einer gewissen Stadt wird sogar den Bleichern ein Eid abgenommen, daß sie sich bey ihrem Geschäfte nie der Pottasche bedienen wollen. Dagegen ist ihnen erlaubt, Holzasche zu gebrauchen, so viel sie wollen.

Der Leinwandhandel Schlesiens verkehrte sonst eine Summe von 11 Millionen Thaler; wie viel niedriger stand aber dieser Handel zu allen Zeiten in Schwaben, wo er bey spekulativem und thätigem Betrieb dieselbe Höhe hätte erreichen können? Das kam daher, weil die Schlesier alle Fortschritte und Erfindungen benützten, die Schwaben aber unverrückt bey ihrem hergebrachten und bequemen Stabilitätssystem verharrten. Man muß dieses System aufgeben, man muß das Spinnen, Weben, Bleichen, Mangen, Färben ꝛc. auf den höchsten Grad von Vollkommenheit zu bringen suchen, man muß den Flachs- und Hanfbau so viel möglich ermuntern und befördern, — und dann erst darf man hoffen, daß sich dieser Handel wieder hebe. Es ist für diesen Zweck eine Actiengesellschaft entstanden, welche sich an die Rheinisch-Westindische Gesellschaft anschließt. Möge sie gedeihen und erstarken! Aber ein Verein wird nur dann recht ins Leben der Leinwandindustrie einwirken, wenn er die so eben besagten Hülfsmittel anwendet, seine Mitglieder Reisen machen läßt, nicht bloß um Bestellungen zu besorgen, sondern auch um kennen zu lernen, was für diesen Gegenstand sich Lehrreiches in andern Ländern findet, und wenn er seine besondere Sorgfalt auf die Bildung tüchtiger Weber richtet. Dabey ist nicht zu übersehen, daß Actiengesellschaften nur dann ihren Zweck erreichen, wenn sie sich dadurch Vertrauen erwerben, daß die Geschäftsführer der Gesellschaft die meisten Actien besitzen.

Ist ein Mal die Leinwand im Stande, im Preise und in der Gefälligkeit der Desseins mit den Baumwollen-Fabrikaten zu konkurriren, so wird hoffentlich der Patriotismus in's Mittel treten, und das Tragen der Leinwand wieder zur Sitte machen. Bis jetzt aber gilt noch das Sprichwort, daß Handelschaft keine Freundschaft leide, und das Außereuropäische wird — obgleich zum Nachtheile eines jeden Einzelnen — vorgezogen. Die schlesische Leinwand wird wegen ihrer Appretur, die irische und schottische wegen ihrer Geschmeidigkeit, die sie ihrer Vermischung mit Baumwolle verdankt, der schwäbischen vorgesetzt; dagegen steht die letztere im Credit größerer Dauerhaftigkeit. Um deßwillen ist sie in Südamerika sehr beliebt; deßwegen zu hoffen steht, daß sie in diesem Lande einen bedeutenden Absatz finden dürfte, wenn die erforderliche Sorgfalt darauf verwendet würde, sie zu vervollkommnen, besonders aber gefällig für das Auge herzurichten.

Literatur.

(Eingesandt.) Die staatsrechtliche Literatur des teutschen Bundes ist bis zur Stunde viel dürftiger geblieben, als es die Größe des Objekts und die Schreibseligkeit der Teutschen erwarten ließ. Wie thätig hat sich die letztere erwiesen, als der rheinische Bund enstand? Die Bücher, in denen erörtert wurde, was er seyn und nicht seyn sollte, machen eine ansehnliche Bibliothek aus: diejenigen aber, die das Recht des teutschen Bundes abhandeln, lassen sich wohl zusammen zählen. Scheint es nicht, daß die Teutschen an dem ersteren Bunde ein Interesse wahrnahmen, das sie an dem letzteren vermissen? Dem sey wie ihm wolle, das aber ist wahr, daß wenige gute Bücher der Welt nützlicher sind, als eine große Zahl derselben in der die Summe der unbedeutenden und mittelmäßigen überwiegend ist. Die Werke, die Klüber und Dresch über das jus publicum des neuen Teutschlands verfaßt, ersetzen eine Menge gehaltloser Schreibereyen, die der Augenblick hervorgetrieben und die auch in ihm wieder verschwinden. Zu ihnen gesellt sich aber nun noch ein durch eigenthümliche Vorzüge sich auszeichnendes Handbuch; nämlich das bey Keyser in Erfurt erschienene Staatsrecht der teutschen Bundesstaaten, politisch und rechtlich erörtert von August Brunnquell, das durch Reichthum des Inhalts und wissenschaftlichen Geist sich würdig an die genannten Vorgänger anschließt, und von jedem Teutschen benützt zu werden verdient, in dem der Sinn für Rechte und Ordnungen des Gesammtvaterlandes, durch die lähmenden Einwirkungen der Zeitläufe noch nicht gar erloschen ist.

Billiges Anerbieten.

Um den Wünschen der vielen neuen Abnehmer zu Pahl's Neuer National-Chronik:

„daß sie sich gerne auch die älteren, vom Jahre 1820 „an herausgegebenen, Jahrgänge dieser vortrefflichen „Zeitschrift anschaffen würden, wenn sie, zusammen ge„nommen, nicht eine bedeutende Summe ausmachten;“

entsprechen zu können, erlasse ich dieselben von jetzt an bis zu Ende Juny dieses Jahres in nachbemerkten äußerst niedrigen Preisen:

Die Jahrgänge 1820 bis 1822 jeden zu Netto 1 fl. 30 kr. Den Jahrgang 1823 aber zu Netto 2 fl. — Zusammen alle diese vier Jahrgänge gegen baare und postfreye Geld-Einsendung zu Netto 6 fl. 30 kr. — Mit dem 1. July dieses Jahres tritt der alte Preis, nach welchem gerade das Gedoppelte zu bezahlen ist, wieder ein.

Ellwangen, im März 1824.

Schönbrod'sche Buchhandlung.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



27. März. 13. 1824.

> Ha! wie rollen so dumpf die Leichenwagen! wie strömen
> Todespaniere! Wie schwer wimmert der Glockenhall!
> Leise Stimmen, verhalt'ne Seufzer, gebrochene Laute
> Dringen aus dem Gewühl nah und fern bis nach!
>
> Hagemeister.

Der Herzog von Leuchtenberg.

Noch waren die Herzen aller Baiern voll der frohen Gefühle, mit denen sie, bewegt von Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit, das Fest des Königs gefeyert hatten, als die erschütternde Botschaft von der tiefen, unheilbaren Wunde durch das Land erscholl, die der Tod dem geliebten Regentenhause geschlagen. Da wandelte sich die Freude in allgemeine Trauer, und der laute Jubel des treuen Volkes gieng in Töne der Klage über. „Die Bestürzung, sagten die Berichte aus der Hauptstadt, ist allgemein. Nie wurde ein Mann aufrichtiger bedauert; nie verdiente es Einer mehr. Sein ganzes Leben gieng unter Wohlthun hin. Seine edle Seele neigte sich stets allem zu, was groß und nützlich war. Zugänglich, menschlich, großmüthig, nachsichtig, einer der ausgezeichnetesten Feldherren des Jahrhunderts, trat sein Ruf rein und unbefleckt aus den politischen Stürmen hervor, und sein Name wird neben den Namen der Männer, welche Zierden der Menschheit waren, mit unvergänglichen Strahlen glänzen.

Der Herzog von Leuchtenberg hat durch sein Beyspiel bewiesen, wie schützend und rettend, in schweren Unglücksfällen, ein durch Rechtlichkeit und sittliche Kraft erworbener geachteter Name sey. Als das Haus Napoleons noch in seinem Glanze stand, und der Neid und der Parteygeist nichts versäumten, was dazu dienen konnte, um die Glieder dieses Hauses zu beflecken, galt er unter den Napoleoniden immer für denjenigen, der durch seine Persönlichkeit dieses seltenen Emporkommens würdig geworden war. Denn man sah ihn ausgezeichnet durch hervorragende Talente, durch rühmliche Kriegsthaten und durch Tüchtigkeit in der Verwaltung; die hiedurch erworbene Achtung aber erhöhte er durch einen edeln Charakter und durch den männlichen Sinn, der seines glänzenden Glückes sich nie überhub und dasselbe nie mißbrauchte. Deßhalb wurde er, als er, nach der furchtbaren Katastrophe, die im Jahre 1814 die Familie Napoleons getroffen hatte, ein Asyl in dem Hause seines königlichen Schwiegervaters suchte, mit Liebe und Freude aufgenommen; mit zarter Achtung für seine Person verfügten die Sieger über sein künftiges Schicksal; und mit Zustimmung vernahmen die Teutschen, daß ihm, der als Held

und als Mensch immer ohne Tadel geblieben war, in ihrer Mitte der Ersatz für das verlorene Vaterland geworden sey.

Jene Katastrophe war eine Zeit schwerer Prüfungen für den Prinzen Eugen. Auf der einen Seite banden ihn Treue, Ehre und Pflicht an die Sache des Mannes, dem er alles zu verdanken hatte, und den er, als er ihn so bedrängt von den Stürmen des Schicksals sah, nicht aufgeben durfte, ohne den wohlverdienten Ruhm seines ganzen Lebens zu verlieren; auf der anderen aber wirkte in gleicher Stärke die allgemeine Erhebung der Völker gegen ihren Unterdrücker, die Gerechtigkeit der Sache, welche die verbündeten Mächte verfochten und die Unmöglichkeit, das bisherige System länger aufrecht zu erhalten, auf ihn, um seine Treue zu erschüttern. Aber auch in dieser kritischen Lage gelang es ihm, die alte Unbescholtenheit seines Namens zu erhalten. Er gab Napoleon erst auf, als dieser sich selbst aufgegeben hatte; und so entsagte er auch der Administration von Italien erst, als durch den Volksaufstand in Mailand (20. April 1814), dessen blutiges Opfer der Finanzminister Prina geworden, ihm alle Hoffnung entfallen war, diesem Lande länger nützlich zu seyn. Mit dem Unglücke traf aber auch ihn der Haß, wie das die Art der Menschen ist, die selten der Versuchung widerstehen, die Opfer des Verhängnisses auch zu den ihrigen zu machen. Er brachte die letzten Tage seines Aufenthalts in Mantua, wohin er sich zurück gezogen hatte, unter grossen Gefahren zu. Der Beystand des Feldmarschalls, Grafen von Bellegarde, gewährte ihm Schutz und sicherte seine Abreise. Wenige Stunden aber, ehe er dieselbe antrat, ergoß er die Gefühle seines Herzens in einer Proklamation an die Völker und an die Krieger des Königreichs Italien, in der die Welt ein herrliches Zeugniß seines reinen Bewußtseyns erkannte. „Ich habe mich, sprach er, einen Zeitraum von neun Jahren hindurch, eurem Glücke gewidmet; in eueren

Herzen und in dem meinigen habe ich für meine Bemühungen den Lohn gefunden. Ich habe von euch schmeichelhafte Beweise der Anerkennung empfangen; die Geschichte hat dieselben aufbewahrt; sie werden, nachdem sie mich entzückten, die Erbschaft meiner Kinder seyn. — Ich nährte nie einen anderen Wunsch, als den, euch glücklich zu machen. Nie werdet ihr mir fremd und gleichgültig werden. — Ihr aber, tapfere Soldaten von Italien! deren Namen, Thaten, Dienste, Wunden, mir vor Augen stehen, jene Wunden, die euch unter meinen Augen geschlagen wurden, — wenn je euch das Vaterland wieder zu den Waffen ruft, ihr werdet euch gerne, wo die Gefahr am größten seyn wird, des Namens Eugen erinnern."

Sogleich nach seiner Ankunft in München begab er sich nach Paris. Das Schicksal hatte alle seine politischen Verhältnisse zerstört; aber noch war es mit seinen Prüfungen nicht zu Ende; er sah die geliebte Mutter — dem schrecklichen Umschwung der Dinge erliegend — in seinen Armen sterben. Doch fehlte ihm der Trost nicht, den die Sympathie edler Menschen leidenden Gemüthern gewährt. Er empfieng, wie auch die Umstände gewechselt haben mochten, die rührendsten Beweise von Achtung und Verehrung. Die Monarchen nahmen ihn mit dem ausgezeichnetesten Interesse auf; Ludwig XVIII. aber bewährte seine erhabene Denkungsart auf die edelste Weise, indem er den Prinzen, als er ihm vorgestellt wurde, mit den Worten umarmte: „Sie haben einen Vater verloren. Bedürfen Sie eines anderen, so kommen Sie zu „mir, und ich werde Sie mit offenen Armen „empfangen."

So hatte der Prinz aus dem Schiffbruche der Macht, in deren Kreisen er so kräftig und ruhmvoll gewirkt hatte, das Beste gerettet, was in schweren Unglücksfällen dem Menschen bleiben kann, das unbefleckte Bewußtseyn und die Achtung seiner Zeitgenossen. Durch sein Wirken

in jenen Kreisen aber hat er seinem Namen die Bürgschaft der Unsterblichkeit erworben, und wo irgend den künftigen Geschlechtern die grossen Thaten und Leiden des gegenwärtigen werden erzählt werden, wird man auch seiner gedenken, von dem Tage an, an dem er auf Maltha die erste Fahne eroberte, bis zu dem Siege bey Raab, den er auf dem von Montecucul i's Lorbeeren bedeckten Schlachtfelde erfocht, dann von den Schrecken an, die bey Wagram über Oesterreich gekommen, bis zu dem Widerstande, den er erst, mit den Trümmern des in Rußland aufgeriebenen Heeres, den Mächten des Nordens an der Elbe und dann, umrungen von Feinden und doch oft siegreich, der Macht des Schicksals in Italien geleistet hat.

Indem er dieser Macht erlag, schnitt sie die Laufbahn seines öffentlichen Lebens ab, und — wie einer der Alten — zog er sich in den Privatstand zurück, um der Erinnerung an seine Thaten und Erfahrungen, seiner Familie und dem Wohlthun zu leben. Schon in der Convention von Fontainebleau war ihm eine standesmässige Versorgung ausserhalb Frankreichs zugesichert worden. Einen Theil seiner italienischen Donationen erhielt er vom Papste zurück. Für andere gewährten ihm die Höfe von Neapel und Wien Entschädigungen. Eine ansehnliche Erbschaft hatte er von seiner Mutter, der Kaiserin Josephine, eingethan. So ward er einer der reichsten Particuliers in Europa; sein Latium aber und einen heimischen Sitz für sein Geschlecht fand er in dem Vaterlande seiner erhabenen Gemahlin, indem ihm der König von Baiern das Fürstenthum Eichstädt als erblichen Besitz, unter seiner Souveränität, überwies und ihm, mit dem Titel eines Herzogs von Leuchtenberg, den Rang unmittelbar nach den Prinzen des königlichen Hauses einräumte. Seitdem lebte er im Schooße der königlichen Familie, innigst geliebt von seinen Unterthanen und von allen Baiern, und, als Mann der Geschichte

und als Mensch, hoch verehrt von seinen Zeitgenossen, die, in allen Ländern, die Kunde von seinem frühen Hinscheiden mit gerührter Theilnahme empfangen haben.

Herzogthum Nassau.

In der Rede, mit der der dirigirende Staatsminister von Marschall, am 23. Februar die dießjährige Sitzung der landständischen Versammlung des Herzogthums Nassau eröffnete, kündigte er den Ständen an, „daß es ihnen die Be„dürfnisse der Steuerkasse erlaube, in diesem „Jahre die direkte Steuerbewilligung, gegen das „vorige Jahr um ein volles Fünftheil zu „vermindern. Bereits, fuhr er fort, haben sich „durch Ordnung und Sparsamkeit die Bedürf„nisse der Steuerkasse vermindert, und es sey „voraus zu sehen, daß diese Verminderung in „den folgenden Jahren noch zunehmen werde.“ Diese Ankündigung verdiente gewiß eine dankbare Aufnahme, da Erleichterung der Lasten, die auf den steuerpflichtigen Bürgern liegen, in der gegenwärtigen Zeit sehr selten, und doch bey der allgemeinen Nahrungslosigkeit höchst dringend ist. Man hat die Verwaltung des Staatshaushalts in dem Herzogthum Nassau, besonders im Vergleich mit manchen anderen teutschen Staaten, immer als geordnet, consequent und schonend gepriesen; daß sie dieses Lob in der That verdiene, konnte sie durch nichts besser erproben, als dadurch, daß sie die Abgaben verminderte.

Nur eine solche Verminderung, wenn sie nämlich nicht illusorisch, sondern thatsächlich ist, kann den Ländern eine wahrhafte Hülfe gewähren; daß sie aber dieser Hülfe bedürfen, davon liegen die lauten Beweise vor unser aller Augen und wohl auch in unserem eigenen Gefühle. Wir sehen überall das Verhältniß des Erwerbs zu den Leistungen, die der Staat fordert, für die Contribuenten auf eine so höchst nachtheilige Weise gestört und aufgehoben,

daß sie die Forderungen des Staates nicht mehr anders als durch den Angriff ihres *Vermögens* erfüllen können; dieser Zustand aber darf nicht fortdauern, nicht nur weil er an sich *unrechtlich* ist, sondern weil er den Contribuenten zu Grunde richtet und den Staat in die Gefahr der Auflösung versetzt. Es ist deßhalb ein dringendes Interesse für den letztern, daß er das gestörte Verhältniß wieder herstelle; und dazu bleibt ihm lediglich die *Alternative*, entweder daß er den Erwerb auf gleiche Höhe mit den Leistungen bringe oder die Leistungen auf gleiche Tiefe mit dem Erwerb. Gelingt ihm aber weder das Eine noch das Andere, so kann über sein Schicksal kein Zweifel mehr seyn, und er wird es dulden, ohne daß der Trost des Mitleidens ihm zu Theil würde.

Indessen haben beyde Glieder jener Alternative ihre grossen Schwierigkeiten, besonders das Erstere, indem die Belebung der Gewerbe selten von dem Willen einer einzelnen Regierung abhängt, sondern gemeinsame Maßregeln mehrerer Staaten voraus setzt, denen gewöhnlich der Widerstreit der particularen Interessen und die Verschiedenheit der Meynungen hemmend entgegen treten. Ersparnisse im Staatshaushalte aber die dann den Contribuenten zu gute kämen, können in bedeutendem Umfange nicht gemacht werden, so lange der bisherige kostbare *Staatsorganismus*, der zahlreiche Kriegsstand im Frieden, die Heere von Beamten und Handlangern, das kollegialische Administriren, das Viel-Regieren und Vielschreiben bestehen, und nicht das *verlorene* Geheimniß wieder gefunden ist, durch *Wenige gut* und schnell thun zu lassen, was jetzt durch *Viele schlecht* und *langsam* geschieht. Jener *Staatsorganismus* ist aber in sich selbst so fest verflochten und in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen so tief gewurzelt, daß es einer starken Hand bedarf, um ihn zu erschüttern; und gelänge auch der Entschluß und die Ausführung einer durchgreifenden

Reform, so könnte sie doch erst nach einer Reihe von Jahren zur Erleichterung der Abgabepflichtigen gereichen, wenn nicht die Regierung es auf ihr Gewissen nehmen wollte, vertragsmässig eingegangene Verbindlichkeiten zu brechen, und eine grössere oder mindere Zahl von Familien der Verzweiflung zu überliefern. Dieß Alles beweis't, daß es eine der schwürigsten Aufgaben der praktischen Staatswissenschaft ist, das bestehende Mißverhältniß zwischen den Bedürfnissen der Gesellschaft und der Leistungsfähigkeit ihrer Mitglieder zu berichtigen, daß die Hoffnungen, dieser Berichtigung auf eine wahrhaft erleichternde Weise froh zu werden, sehr unsicher sind, und daß eine Regierung, welche die direkte Steuern um *ein Fünftel* vermindert, und im Fortlaufe der Zeit noch grössere Verminderungen verheißt, als eine solche gepriesen werden müsse, die das Eine erkennt, was nun überall in Teutschland noth ist, und was notorischer Massen nicht erkannt wird.

Das teutsche Volk ermißt den Werth der Verfassungen, die ihm zu Theil geworden, hauptsächlich nach den Erleichterungen, die sie ihm in Beziehung auf die Ansprüche verschaffen, die der Staat an seinen Beutel macht. Sieht es diese Ansprüche auf dem Alten verharrend, das man längst unerträglich gefunden, oder gar unter Umständen, die Milderung und Schonung fordern, gesteigert, so erscheinen ihm jene Verfassungen, als ein eitles Blendwerk, erfunden, um auf dem Wege der Täuschung zu verlangen, was man auf dem Wege der Gewalt ihm zu entreissen für bedenklich halten müßte, und mit Verachtung stößt es die Rechte und Freyheiten von sich, die ihm sonst bewilligt seyn mögen, weil es wohl begreift, daß dieselben im Dringen der Noth und des Mangels weder genossen, noch erhalten werden können. Wenn es dagegen inne wird, wie die Regierungen durch verbesserte Einrichtung der Administration, durch Ersparnisse und durch förderndes Einwirkungen auf die Nationalwirthschaft seine Lasten mindern, seine Leistungsfähig-

keit erhöhen, und seiner Mühe und Arbeit den gebührenden Segen sichern, so fügt es sich willig und ergeben in alle bestehenden Einrichtungen und Ordnungen und nie wird eine Regierung, die so edel und weise ihren Beruf erfüllt, in den Fall kommen, von diesem dankbaren und im Gedeihen seines häuslichen Wohlstandes zufriedenen Volke die Rechte und Freyheiten gemißbraucht oder auf Muthwillen gezogen zu sehen, die ihm verfassungsmässig zuerkannt worden sind.

Uebrigens bleibt es dabey, daß im gesammten teutschen Vaterlande die Zeit nichts gebieterischer fordere, als Erleichterung der Lasten, bewirkt durch Verminderung des Aufwands. Denn damit ist nichts geholfen, wenn man die Bürde von dem Rücken des Einen auf den des Andern legt, während die Ansprüche an die Gesammtheit dieselbe bleiben. Man wird endlich in der Reihe herum kommen, und dann, wenn alle vorhandenen Quellen erschöpft sind, aus der schrecklichen Täuschung erwachen. Es ist auch nichts weniger als eine verhallende Stimme der Zeit, die zu dieser Maßregel mahnt, und vor den Folgen ihrer Vernachlässigung warnt. Die Wahrheit ist in allen Zeiten dieselbe. Schon vor mehr als zwey hundert Jahren, erinnerte der Wirtembergische Geheime Rath Melchior Jäger von Gärtringen den Herzog Johann Friedrich, daß dem im Staatshaushalt entstandenen Mißverhältnisse zwischen Einnahme und Ausgabe durch nichts anderes zu steuern sey, als durch „allenthalben bewirkte Ringerung, ein „eingezogener Wesen, eine bessere Haus-„haltung und eine durchaus gründli-„che und beständige Reformation." Und werden, fuhr er fort, diese Mittel nicht angewendet, „so sey nichts anders zu versehen, als „daß es letzlich an Allem fehlen, und neben dem „Schaden auch noch Schimpf und Spott erfolgen würde." *)

*) S. K. Pfaffs Geschichte Wirtembergs II. S. 55.

Miscellen.

1.

Die Partey der Reaction, welche jetzt in manchen Ländern von Europa ihr Werk so thätig und mit so glücklichem Erfolge treibt, hat die Absicht, nicht nur die Fortschritte der selbstständig sich entwickelnden menschlichen Vernunft zu hemmen, sondern sie wieder in den frühern Zustand der Unmündigkeit und Nichtigkeit zurück zu drängen, in dem geistlicher und weltlicher Despotismus, Trägheit und Barbarey sie Jahrhunderte hindurch erhalten hatten. Diese Partey bezielt in ihrem Streben blos egoistische Zwecke. Die Erfahrung hat sie gelehrt, daß ihre Vorrechte, ihr Besitz und ihre Bedeutung in der Gesellschaft in dem Lichte der Vernunft nicht bestehen können; darum will sie dieses Licht auslöschen, und eine allgemeine Verfinsterung herstellen, die sie als ihr Element erkennt. Um sich zu verstärken sucht sie aber den Regenten einzubilden, daß sie mit ihnen gleiches Interesse haben, und daß nur in ihrem Element die Thronen sicher stehen. Man weiß, wie sehr es ihnen gelungen ist, Manche unsrer Zeit zu bethören; aber man begreift kaum, wie sie mit solcher Bethörung Eingang finden konnten, weil diejenigen, die sich in sie ergaben, für ihre gute Sache sich Unterstützungen aufdringen liessen, zu denen nur die schlechte ihre Zuflucht nimmt. So mußte es auch befremdend seyn, wie diese Partey vermochte, schon im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts die Erinnerung an die drey größten Regentencharaktere des achtzehnten auszulöschen, nämlich an Friedrich, Katharina und Joseph, welche, während das monarchische System sich durch sie in seiner höchsten Macht und Würde entwickelte, doch die eifrigsten Beförderer der Aufklärung waren, so wie in allen Zeiten alle wahrhaft grossen Fürsten. Es scheint aber daß da, wo die Finsterlinge Eingang gefunden haben, die Geschichte überhaupt

gänzlich vergessen worden, indem das eines ihrer ausgeprägtesten grossen Resultate ist, daß die geistige Bildung der Völker die sicherste Gewähr ihrer Macht und ihrer Ueberlegenheit sey; dieses Resultat spricht sich am nachdrücklichsten in der Geschichte derjenigen Staaten aus, die in unsern Tagen auf die höchsten Stufen von Ansehung und Bedeutung gekommen, oder in demselben Verhältnisse gesunken sind. Jenen gelang ihr Emporsteigen durch die Mittel, welche die Civilisation gewährt; diese verfielen, weil sie diese Mittel versäumten.

2.

Die Vortheile, deren der teutsche Adel sonst im Staats- und Kriegsdienste genoß, so wie seine bürgerlichen Immunitäten, sind für ihn in den Stürmen dieser Zeit größten Theils verloren gegangen, und die Stifte, in welchen er für seine Söhne und Töchter so reichliche Versorgungsanstalten fand, wurden von jenen Stürmen zertrümmert. Es ist dem Adel nichts mehr geblieben, als sein Güterbesitz, und in ihm muß er den Ersatz für die erlittenen Unbilden und die Hoffnung einer bessern Zukunft suchen. Der Bürgerliche, der mit ihm auf der Laufbahn des Dienstes wetteifert, hat gewöhnlich sein einziges Hülfsmittel in seiner Tüchtigkeit und in seinem Fleisse; dem Adelichen bleibt die Zuflucht auf die Sitze seiner Väter. Wohl dem, dem eine solche Zuflucht offen steht, zumal wenn er der von Horaz gepriesenen Seligkeit empfänglich ist, „ferne von Geschäften mit eigenem Viehgespann die väterlichen Aecker zu bauen." — Die neuere Zeit hat in der Verschrobenheit, zu der sie auf dem Wege der Verfeinerung gelangte, das Edle und Belohnende, das in dem selbst betriebenen Landbau ist, verkannt; aber die Erfahrungen dieser Zeit müssen uns wieder zu demselben zurück führen. Die alte Welt berief ihre Könige und Feldherrn von dem Pflug und von der Heerde auf die Throne und an die Spitze der Heere; und wollten die Berufenen sich von den Sorgen und Täuschungen des öffentlichen Lebens erhohlen, so fiengen sie wieder an hinter dem Pfluge zu gehen und Kohl zu pflanzen. Das war auch die Sitte des teutschen Landadels im Mittelalter, woraus die sprüchwörtliche Rede entstanden ist: „ein Edel„mann möge wohl Vormittags zu Acker gehen „und Nachmittags im Turnier reiten;" — und nach Martin Crusius gab es in Schwaben viele Edelleute, die in Ehrbarkeit und Stille auf ihren Gütern lebten, ihrer Landwirthschaft obliegend, und die deßwegen sammtene Bauern genannt wurden. Das begriff die spätere Welt nicht, und ein Schriftsteller, der im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts blühte, *) versichert, dergleichen sammtene Bauern könne es nur in der Zeit gegeben haben, „in „der man die Nase noch an den Ermel wischte."

3.

Vor 47 Jahren begab es sich, daß eine Frau in Hannover Wunder that, was ihr denn, wie natürlich, eine grosse Celebrität und einen eben so grossen Zulauf verschaffte. Ein klassischer Schriftsteller jener Zeit **) machte über die seltsame Erscheinung folgende Bemerkungen: „diese Frau, Mamma genannt, hat allen Wunder-Verläumdern zum Trotze, ohne Teufel, unglaubliche Kuren vollbracht, und das im Jahre Ein tausend sieben hundert sieben und siebenzig; ich schreibe nämlich mit Buchstaben, damit kein künftiger Commentator, die Zahl tausend als einen Druckfehler hinweg streiche. Es war um die Zeit, als in Spanien die Inquisition sich wieder erhob, als in Portugal die Nunciatur ihre Bude wieder aufschloß, als in Neapel der Zelter wieder überreicht ward, als man in Frankreich ein Parlamentsdekret gegen die Jesuiten unterdrückte, als in England der Doktor Meyersbach

*) Pistorius; s. dessen Teutsch-Juristischen Sprüchwörterschatz, II. 60.

**) H. P. Sturz s. dessen Schriften, I. S. 213.

mit Arzneyen aus Bleyzucker 20,000 Pfund Sterling gewann, als man in Teutschland Jakob Böhmen für ein Genie erklärte, und keine neue Wahrheit mehr bewies, sondern fühlte, — alle dem giengen nahe vorher Schröpfer, Gaßner und Meßmer. Es dämmerte eine sanfte Abendröthe im aufgeklärten Europa!" — Wie doch dieselben Erscheinungen in verschiedenen Zeiten zusammen treffen! Man setze an die Stelle der Mamma von Hannover den Namen des neuesten teutschen Wunderthäters und für das Jahr 1777 das Jahr 1824, und die Bemerkungen des edeln Sturz sind ein treffendes, sogar in den einzelnen Zügen genau bezeichnendes Gemälde unserer Tage.

4.

Der finstere Tyrann Philipp II. von Spanien, von seinen Zeitgenossen der Dämon des Südens genannt, sandte am 29. May 1588 die grosse Armada aus, die er als die Unüberwindliche angekündigt hatte, um das ketzerische England zu vernichten. Nie war auf dem Rücken des Weltmeers eine solche Macht erschienen; 150 grosse Kriegsschiffe und eine Menge kleinerer Fahrzeuge trugen ein Heer von 20,000 Soldaten, 7000 Matrosen, 3000 Kanonen und 150 Dominikaner nebst einem Großinquisitor. Aber die kühnen Angriffe der Engländer und dann ein schrecklicher Sturm zertrümmerten die ganze furchtbare Macht; kaum fünfzig Schiffe kamen wieder in die spanischen Häfen zurück, und von der gesammten Mannschaft noch 6000 Mann. Es war in Spanien keine adeliche Familie, die nicht einen Vater oder einen Sohn zu beweinen gehabt hätte; das ganze Reich lag in tiefer Trauer. Der König aber, der, als der Unglücksbote ankam, eben mit Schreiben in seinem Kabinette beschäftigt war, sprach, als er die Botschaft vernommen hatte: „Gottlob, daß „uns noch so viel Macht geblieben ist, um eine „andere Flotte ausrüsten zu können," und setzte

seine Arbeit fort. Und als später der Befehlshaber der Flotte, der Herzog von Medina Sidonia, zu ihm eintrat, sprach er zu ihm: „Ich bin euch Dank schuldig, daß ihr nicht an „dem Vaterlande verzweifelt seyd. Ich hatte „meine Flotte gesandt, England zu bekämpfen, „und nicht die Elemente." Standhaftigkeit in den Ueberraschungen des Unglücks ist die Krone der menschlichen Tugenden; aber die starre Kälte mit der Philipp die Kunde von dem Untergang seiner Flotte vernahm, erprobt ein grausames Gemüth, das in den Menschen nur die Werkzeuge seiner Selbstsucht sieht, und versteinert ist gegen das Seufzen und Wehklagen seiner Opfer. — Wie benahm sich in einem ähnlichen Falle der römische Imperator Augustus? Die Germanen, geführt von Herrmann, dem Fürsten der Cherusker, hatten in den Einöden des Teutoburger Waldes, das Heer des Quintilius Varus aufgerieben. Dreyßigtausend Leichname bedeckten den Wahlplatz; der Feldherr, um der Rache des zürnenden Feindes zu entgehen, stürzte sich in sein Schwert; von den einzelnen zerstreuten Haufen, die die Flucht ergriffen hatten, wurden die meisten von den Siegern ereilt; die vornehmsten gefangenen Befehlshaber starben auf den Opferaltären der Germanen, viele Römer vom edlem Blute wurden ihre Sklaven. Als nun die Nachricht von der schrecklichen Niederlage nach Rom gelangte, ward Augustus dergestalt durch sie erschüttert, daß er in eine an Wahnsinn gränzende Schwermuth fiel. Oft wiederholte er den Ausruf der Verzweiflung: „Varus gieb mir meine Legionen wieder!" Monate lang ließ er sich den Bart und die Haare wachsen, und nimmer kehrte seine gewöhnliche Heiterkeit wieder. — Wie edel und rührend ist dieser menschliche Schmerz des römischen Imperators; wie grausam und zurückstossend die Unempfindlichkeit des spanischen Tyrannen!

Bemerkung.

(Ein Nachtrag zu dem Aufsatze „Nöthige sie hereinzukommen!" in Nr. 42. des vorigen Jahrgangs dieses Blattes. — Eingesandt.) Die Sitte die Predigten abzulesen, die in Teutschland so sehr mißfällt — weit mehr, als denen kund wird, die diese Praxis üben, — ist in der englischen Episkopalkirche allgemein, und wenn ich nicht irre, aus politischen Gründen gesetzlich verordnet. Dieß hat die Folge, daß wie Alvarez Esprìella in seinen Letters From England berichtet, mit ausgearbeiteten Predigten ein ordentlicher Handel getrieben wird, bey dem die faulen oder geistesarmen Prediger die Käufer sind. Man bestimmt das Thema bey der Bestellung und der Verfasser setzt theils nach der Schwierigkeit desselben, theils nach dem Range der Versammlung, vor welcher die Predigt gehalten werden soll, ihren Preis fest. Es sind auch gedruckte Predigten in der Form und mit den Buchstaben eines Mannscripts käuflich zu haben, welche der zuhörenden und zuschauenden Gemeinde noch immer den Glauben lassen, der Verleser habe sein Werk wenigstens selbst verfertigt. Oft werden auch die von einem verstorbenen Geistlichen nachgelassenen Predigten im Mannscript zum Verkaufe ausgeboten, und in der Bekanntmachung pflegt dann die Notiz nicht vergessen zu werden daß es lauter ächte Originale seyen. Es ist zu erwarten, daß diese verschiedenen Arten von homiletischer Industrie auch in Teutschland Eingang finden werden, in so ferne nämlich das Ablesen der Predigten in dem bisherigen Verhältnisse allgemeiner wird, wozu besonders die heranwachsende theologische Jugend die beste Hoffnung giebt. Aber es ist auch zu fürchten, daß das Ueberhandnehmen dieser Gewohnheit sehr viel zur größern Verbreitung der leidigen Kirchenschen beytragen und manchen Prediger bey leeren Stühlen, in den Fall setzen werde, wie Swift seinen Küster mit den Worten anzureden: Meister Robert, uns beyde vermahnt der heutige Text ꝛc. — !

Anerbieten, Aufruf und Abschied.

Der Unterzeichnete zeigt ergebenst an, daß er in den ersten Tagen Aprils d. J. nach Philadelphia in Nord-Amerika abreis't und dort folgende Firma's führt:

Teutsche Buch- und Kunst-Handlung
und
Europäisches Commissions- u. Speditions-Comptoir.

An ersterer Firma können alle verehrlichen Buch-, Kunst- und Antiquarien-Handlungen Teutschlands, die ihn mit Aufträgen beehren, wie zum Theil schon aus seinem Circulair vom 15. Junius v. J. bekannt, nützlichen Antheil nehmen. Ein dieses Jahr noch in Teutschland aus Philadelphia ankommendes Circulair an alle verehrlichen Buchhandlungen ꝛc. wird die näheren Bestimmungen enthalten. An der letzteren Firma können alle Fabrikanten, Kauf- und Gewerbs-Leute Antheil nehmen und ihm von ihren Fabrikaten Muster einhändigen. Er wird Jedem, so viel in seinen Kräften steht, möglichst nützlich zu werden suchen und über Alles, um was angefragt wird, die richtigste Auskunft ertheilen. Ueberhaupt sollen durch seine Bemühungen und fortwährend thätiges Bestreben seinem teutschen Vaterlande der größtmöglichste Nutzen zugeführt, und neue Nahrungs-Quellen aufzufinden gestrebt werden.

Alle diejenigen, die Briefe oder Pakete nach Amerika an Verwandte oder sonstige Personen zu senden haben, können durch ihn die beste und sicherste Gelegenheit finden; wenn auch der Aufenthalts-Ort des Einen oder des Andern unbekannt wäre, so werden durch seine Hilfs-Quellen, eines zu Erreichung dieser Zwecke beginnenden Zeitungs-Blattes, so groß, daß allerdings jeder Adressat aufgefunden werden kann. Ein Brief von einem vollen Bogen wird frey bis Philadelphia von ihm um 24 kr., herüber aber in jede Gegend Teutschlands, um 30 kr. besorgt. Diejenigen, die ihn sogleich mit derley Briefen und Aufträgen beehren wollen, belieben dieselben noch vor Ablauf obigen Termins, hieher an ihn gelangen zu lassen; später und fortwährend können Briefe und Anfragen an ihn nach Philadelphia durch jede Buchhandlung Teutschlands in denselben billigen Preisen spedirt werden. Die strenge Rechtlichkeit und unermüdete Thätigkeit, die er während einer 30jährigen Geschäfts-Führung an den Tag legte, lassen nicht zweifeln, daß man ihm auch zu Erreichung dieser nützlichen Anstalten das nöthige Zutrauen schenken werde.

Zugleich fordert er alle diejenigen auf, die noch Ansprüche an ihn machen könnten, dieselben binnen obigem Termin an ihn gelangen zu lassen; jene Forderungen, die von ihm als liquid anerkannt sind, wollen sogleich in Wechsel oder Anweisungen erhoben werden. Dagegen hofft er, daß man auch ihn mit seinen Ausständen zu diesem kostspieligen Unternehmen unterstützen werde.

Schlüßlich nimmt er den innigsten, herzlichsten Abschied von allen seinen zahlreichen Handlungs- und sonstigen Freunden, so wie überhaupt von allen seinen lieben teutschen Lands-Leuten; er giebt hiemit Allen den letzten Bruder- und Freundschafts-Kuß, und wünscht aus reinem Herzen Allen Gottes reichsten Vater-Segen.

Gmünd im Königreich Württemberg,
den 8. Februar 1824.

Joh. Georg Ritter, bisheriger Buchhändler.

Bücher-Anzeige.

Bey Joh. Evang. Schönbrod, Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker zu Ellwangen, ist neu zu haben:
Geschichtliche Darstellung des Vertheidigungs-Standes, und der Kriegsbegebenheiten der Stadt Augsburg, von Kaiser Augustus Zeiten, oder der Lollian'schen Niederlage, bis zu gegenwärtiger Regierung Seiner Majestät Maximilian Josephs, Königs von Baiern. Aus bewährten Chroniken abgefaßt: von Kern, K. Baierischen Ingenieur-Hauptmann. Mit 13 Plänen und einem Spezial-Kärtchen. 2 fl. 30 kr.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



3. April. 14. 1824.

Spricht vom Geiste der Zeit, die nur ein wechselnder Leib ist,
Er, der Gebieter der Zeit, ist der alleinige Geist.

Krummacher.

Der Geist der Zeit.
(Ein Fragment.)

— Der Glaube unserer Väter an eine über oder in der materiellen Natur bestehende Geisterwelt hat ihrer Phantasie den Stoff zu mancher lieblichen Dichtung und dem bedrückten oder wankenden Gemüth manche erhebende und stärkende Ueberzeugung gegeben. Zwar erwuchs auf dem Boden dieses Glaubens auch die Furcht vor Gespenstern und vor der Macht des Teufels, und sie wurde, wie wir wissen, eine Quelle mannigfaltiger Thorheiten, Beängstigungen und Verirrungen. Das Licht der Vernunft, den Sinn der Offenbarungen des Christenthums verklärend, hat aber diese Furcht zerstreut und jenen Glauben berichtigt und erleuchtet, und so ist bey allen, denen das besagte Licht aufgegangen, der finstere Wahn gefallen, der die beseligenden Wirkungen eines schönen religiösen Bewußtseyns entweder schwächte oder gar aufhub.

Aber selten ist es unserem armen Geschlechte gegönnt, sich von einem Irrthume los zu machen, ohne daß es in einen anderen verfiele. Es gelingt gewöhnlich nur einzelnen Auserwählten die reine Wahrheit zu erhaschen; dem grossen Haufen dagegen dämmert ihr Licht durch den Nebel der Vorurtheile und des Wahns. So fürchten wir auch die Gespenster nicht mehr, die zu nächtlicher Weile unseren Vätern auf den Kreuzwegen erschienen sind oder gar in ihren Häusern gespuckt haben, und wir lachen der frommen Anstalten, die von ihnen getroffen worden, um sich gegen die Tücke des Satans und seiner Werkzeuge zu verwahren. Aber es giebt ein anderes Gespenst, das nun vielen Leuten bey Tag und Nacht bange macht, dessen Namen sie nicht aussprechen, ohne sich zu kreuzen und zu segnen, das in tausend verschiedenen Gestalten erscheint und allen Beschwörungen trotzt, das von der argen Welt öffentlich als ihr Götze angebetet wird, das weit mehr im Guten und im Bösen wirkt, als seit Jahrhunderten alle Geister der Hölle gewirkt haben, und dieses seltsame Ungethüm ist der — Geist der Zeit.

Wir glauben, daß die bange Furcht vor diesem Geiste eben so eitel ist, als die Furcht unserer Väter vor den Gespenstern; dagegen aber ist dieser Geist etwas in der That existirendes und wirksames, während die Gespenster nichts weiter sind, als Geschöpfe eines

phantasiereichen Aberglaubens. Zwar existirt er nicht *persönlich*, und er wirkt also auch *ohne Bewußtseyn* und *ohne Plan*; dessen ungeachtet erfüllen seine Wirkungen die Welt, die Menschen sind, ohne daß sie es wissen und wollen, seine Organe und die Geschichte der Zeit ist seine Schöpfung. Wie aber auch der Charakter dieses Geistes sich offenbare, so müßte es immer thöricht seyn, mit Bannflüchen und Beschwörungsformeln ihm entgegen zu treten; nur das geziemt dem verständigen und festen Manne, daß er ihn prüfe, und wenn er ihn unlauter findet, daß er mit Zuversicht und in unerschütterlichem Glauben ihm widerstehe.

„Was Geist ist, sagt *Herder*, äussert sich durch Worte und Bewegungen, durch Anstreben, Kraft und Wirkung; ihm eignen wir alles zu, was den Körper bis auf seine Elemente beseelt, was Leben in sich hält und Leben erweckt, was Kräfte an sich zieht und Kräfte fortpflanzt.“

Wenn diese Bemerkungen im Allgemeinen wahr sind, so müssen sie auch von dem *Geiste der Zeit* gelten, in so ferne er sich als eine *lebendige Kraft* ankündigt, die da strebt, Gedanken und Gesinnungen, die in einer Generation herrschend geworden, zur allgemeinen Geltung zu bringen. Diese Bemerkung beweis't aber, daß es Zeiten giebt, die alles *Geistes* los und ledig sind, und die sich deßhalb durch den Charakter der *Geistlosigkeit* unterscheiden. Zwar sind die Perioden in der Weltgeschichte, in denen dieser Charakter im Allgemeinen ausgeprägt wäre, seltener; aber sie kommen desto öfter vor in der Geschichte einzelner Völker. Wie könnte diese von einem herrschenden und in seinen Bestrebungen kräftigen Geiste sprechen, wenn ein Volk in *Barbarey* versunken, blos durch die Bedürfnisse des sinnlichen Lebens erregbar ist, oder wenn es, in träger Ruhe versteinert, auf dem ein Mal erlangten Grade *dürftiger Cultur* erstarrt, oder wenn ein lange fortgesetzter *Despotismus* zu seinem Ziele gelangt ist, das

er immer in der *Vernichtung der geistigen Regsamkeit und Selbstständigkeit* findet? — Hieraus wird ersichtlich, daß von einem *Geiste der Zeit* nur im *Zustande der Civilisation* die Rede seyn kann; überall aber, wo das Fleisch des Geistesgeschäfte tödtet, ist Erlähmung, Passivität und Nichtigkeit, und die Muse der Geschichte wirft den Schleyer auf ihre Tafel, weil sie, wo die *lebendige Kraft* verflogen ist, keine Stoffe mehr für sich findet.

Um die Deklamatoren, welche in unseren Tagen, mit lauter Erhebung ihrer Stimme, den *Geist der Zeit* als einen *Dämon aus der Hölle* und als den eingebornen Sohn des *Vaters der Lügen* geschildert haben, desto kräftigern Widerstand zu leisten, haben deren Gegner ihn gepriesen als einen Geist, der von Gott ausgegangen, der nichts als das Gute und Wahre wolle, und dessen *Inspirationen* man sich blindlings überlassen müsse, um bey dem Ziele, das die Vorsehung der Menschheit gesetzt, anzulangen. Das ist ein grosser Irrthum, der in seinen Folgen sehr verderblich werden könnte. Im Gegentheile kann der Zeitgeist, wie *Ancillon* richtig bemerkt, *nie rein vernünftig* und *rein sittlich* seyn, weil er ein Produkt der menschlichen Art ist, die in der moralischen Welt etwas Vollkommenes hervor zu bringen nicht vermag, indem sie nie im Stande ist, sich den Einflüssen des Vorurtheils, der Leidenschaften und der sinnlichen Bedürfnisse gänzlich zu entziehen. Von dieser Schwäche unseres Geschlechtes finden wir die Bestätigung in den Zeugnissen der Geschichte, hier indem sie uns Zeiten darstellt, die von herrschenden Irrthümern bewegt, und von einem Geiste der Zerstörung getrieben, das Heiligste und Theuerste verloren, was die Würde und die Bestimmung des Menschen sichert, — dort aber, indem sie uns das Gemälde anderer Zeiten giebt, die zwar nicht derselben Verirrung schuldig wurden, oder deren Kraft sich wohl gerade zu auf das Rechte und Gute rich-

tte, die aber doch in dieser Richtung oft das Ziel verfehlten, oder vor seiner Erreichung in Verdrossenheit und Trägheit erlagen, oder im Ungestüm des Strebens über dasselbe hinaus giengen, und dann statt des gewünschten Guten ein nichtiges Schattenbild erlangten.

Die Gnome der christlichen Weisheit, „daß wir die Geister prüfen, ob sie aus Gott „seyen," findet also auch ihre Anwendung auf den Geist einer jeden Zeit; die höhere Instanz aber oder das Tribunal, das diese Prüfung vornimmt und das Endurtheil ausspricht, ist die Vernunft. Sie ist der competente und selbstständige Richter über alle Erscheinungen, die in der moralischen Welt hervortreten, und erhaben über alles Zeitliche und Zufällige bestimmt sie das Wahre und Gute nach dem in ihr liegenden allgemeinen und ewigen Gesetze. Wohl dem, dem ihr Licht in seiner vollen Klarheit scheint! Er steht höher als seine Zeit, und wie gewaltig auch in ihr die Strömung der Meynungen und der Bestrebungen sey, er wird nicht von ihr fortgerissen, im Gegentheile widersteht er, im Bewußtseyn seiner Selbstständigkeit, ihrer zerstörenden Macht, hemmt ihre Ausbreitung, wo sie schädlich zu werden droht, steuert den Uebeln, die sie angerichtet, und arbeitet mit aller Kraft, die in ihm ist, um ihr die Richtung aufs Bessere zu geben. Jeder erleuchtete und durch sittliche Bildung veredelte Mensch, wie eng auch der Kreis seines Wirkens sey, kann und soll wenigstens in diesem Kreise, auf solche Weise seine pflichtmässige Sorge für den Sieg der Wahrheit und des Rechts bewähren, und thun es alle, nach dem Vermögen, das in ihnen ist, so wird auch dieser Sieg immer herrlicher erscheinen. In seinem höchsten Glanze aber erweist er sich durch die eminenten Menschen, die entweder vermöge ihrer ausgezeichneten Geistesfähigkeiten, oder vermöge der Macht, die die Vorsehung ihnen in den Kreisen des bürgerlichen Lebens angewiesen

hat, im Stande sind, auf ihr Zeitalter zu wirken, und in den Gang der in ihm vorherrschenden moralischen Kraft bestimmend oder berichtigend, hemmend oder fördernd einzugreifen. Sie sind die Heroen in der Geschichte unseres Geschlechtes!

Eine Regierung, die ihre Bestimmung begreift, und weise und pflichtmässig zu erfüllen sucht, wird nie in den Fall kommen, den Geist ihrer Zeit fürchten zu müssen; noch weniger wird sie sich mit dem unnützen und gefährlichen Versuche abmühen, ihn zu tödten oder durch materielle Mittel seinen Gang aufzuhalten; dagegen wird sie ihn, wie Ancillon vortrefflich sagt, „auffassen, prüfen und weß Geistes Kind er sey, entscheiden; sie wird ihn abwechselnd, seinem einstweiligen Charakter gemäß, billigen oder verwerfen, benützen oder bekämpfen, immer leiten und beherrschen. Oefters wird er ihr ihren Weg erleichtern; noch öfter wird er ihr über das, was die Umstände erlauben und erfordern, oder verbieten und verhindern, Belehrung und Aufschlüsse geben. Allein sie muß sich nie zur blinden Verehrerin desselben erniedrigen, sondern indem sie nur der Vernunft folgt, sich freuen, wenn sie ihm begegnet, und sich leicht trösten, wenn es sich findet, daß er ihr nicht huldigt. Eine solche Regierung veredelt den Zeitgeist, und indem er sich harmonisch mit ihr entwickelt, gewinnt sie ihn für sich, ohne ihm zu viel nachzugeben, oder ihn durch kleinliche Mittel zu bestechen."

Diese Worte, da sie von einem Manne ausgesprochen worden sind, den die Widersacher der Richtung, welche die jetzige Zeit genommen, als ein Haupt ihrer Genossenschaft ansehen, müssen als eine gewichtige Autorität gegen diejenigen dienen, die da behaupten, es dürfe keine Meynung geben, die nicht von der Regierung, als der höchsten und entscheidenden Intelligenz im Staate, ausgegangen, und wo irgend eine solche als vorherrschend sich zu bilden suche, müsse sie, in so ferne sie den Ansichten

und Interessen der Regierung nicht gemäß sey, durch die Mittel der *beaufsichtigenden und bestrafenden Polizey* und erforderlichen Falls auch wohl durch *Bajonette und Kanonen* ausgerottet werden; welche Behauptung besonders in unseren Tagen mit grossem Nachdruck ausgesprochen und geltend gemacht worden ist. War es vielleicht die *besondere Bösartigkeit des jetzigen Zeitgeistes*, die die Veranlassung gegeben hat, die Regierungen zu solchem Widerstande gegen ihn aufzurufen? Es muß erlaubt seyn, hieran zu zweifeln. Zwar hat diese Zeit, wie jede andere, viele falsche und verderbliche Lehren, viele grundlose und verführerische Meynungen, viele Thorheiten und Aergernisse hervor getrieben, und das Mißverständniß, der Wahn und der böse Wille haben die Menschen auf Wege fort gestossen, die sie, und andere mit sich, ins Verderben führten. Wer es irgend vermochte, erfüllte einen unabweislichen und edeln Beruf, wenn er sein Leben dazu verwandte, jene Lehren und Meynungen zu widerlegen, die Thorheiten zu züchtigen, den Aergernissen zu steuern, und die Getäuschten von ihren Irrpfaden zurück zu führen; denen aber, welchen Gott Macht und Herrschaft gegeben, lag es ob, solche löbliche Bestrebungen zu fördern und zu unterstützen, und was durch sie bewirkt wurde, zu schätzen und zu bewahren. Aber indem die einen und die anderen durch solche Pflichterfüllung sich ein grosses Verdienst um Welt und Nachwelt erwarben, hätte ihnen dieses wieder gänzlich verloren gehen müssen, wenn der Kampf, den sie gegen die Verirrungen, die Mißbräuche und die Uebel der Zeit begonnen, von ihnen auch gegen das *Gute* fortgesetzt worden wäre, das in ihr zum lebendigen Bewußtseyn gekommen ist. Und dieses Gute ist doch in der That vorhanden; es dringt überall mit Macht hervor; nur die ungelehrigste Verstockung vermag es, sein Daseyn zu läugnen. Wir erkennen es in dem Streben unserer Zeit, — das

der Grundzug ihres Charakters und die Hauptnorm ihrer Thätigkeit ist, — das *Urrecht der Menschheit auf selbstständige und ungehinderte Ausbildung ihrer geistigen Anlagen zu behaupten und auszuüben, und die Grundsätze der Vernunft, die im Laufe der Jahrhunderte von ihr als wahr und recht anerkannt worden sind, im Staat, in der Kirche, in der Erziehung und überhaupt in allen Verhältnissen des Lebens geltend zu machen.* Wer möchte diesem Streben sich widersetzen? Ist es nicht die höchste Aufgabe, ist sein Ziel nicht die Bestimmung der Menschheit? Die, welche in demselben menschlich irren und fehlen, mag man zu rechte weisen, und die, welche es zum Deckmantel eigennütziger Absichten gebrauchen, mag die Gerechtigkeit mit ihren Züchtigungen verfolgen; aber dem reinen Geiste der Wahrheit und Humanität, der in ihm lebt und ihm seine Richtung giebt, könnt ihr euere Achtung nicht entziehen, und noch weniger könnt ihr feindselig ihm entgegen treten, ohne daß ihr einer Ordnung Gottes widerstrebt und um euch her nichts als Zwietracht und Zerstörung anrichtet. Aber wenn ihr im Einverständnisse mit diesem Geiste bleibt und mit Weisheit und Redlichkeit in euerem Wirkungskreise seine Anforderungen realisirt, so erfüllt ihr aufs würdigste eueren Beruf, und die segensreichen Erfolge eueres Wirkens werden euch die herrlichste Belohnung gewähren.

Napoleon und seine Geschichte.

Die Mittheilungen, die uns *O-meara* und *Las Cases* über das Leben *Napoleons*, aus seinem eigenen Munde, gegeben haben, sind von allen gebildeten Nationen der Welt mit dem höchsten Interesse aufgenommen und gelesen worden. Dieses Interesse konnte auch nicht fehlen,

bey einem Manne, der durch seine Persönlichkeit und durch die Ausbreitung und die Kraft seines Wirkens einer der merkwürdigsten in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes geworden, und bey einer Generation, die, handelnd und duldend, die Zeugin seines wundersamen Aufschwungs, seiner glänzenden Thaten und seines tragischen Untergangs gewesen ist. Jene Mittheilungen befriedigten aber die Erwartungen des Publikums nicht. Zwar enthielten sie eine Menge höchst anziehender historischer Notizen, die dazu dienen konnten, manches Dunkle im Leben Napoleons aufzuklären, manche irrige Begriffe zu berichtigen, und manche neue Standpunkte zu gewinnen, auf denen die Ereignisse und die Motive derselben erst in ihrem wahren Lichte erschienen. Da aber alles, was Napoleon seinen Freunden über seine Thaten und seine Absichten mitgetheilt hatte, in apologetischer Absicht gesprochen war, um ein Leben zu rechtfertigen, dessen Richtung zu so vielen schweren Beschuldigungen Veranlassung gegeben, so blieb in seiner Rede der historische Charakter, dem es nur um reine Wahrheit zu thun ist, der untergeordnete, und nur zu oft wurde er dem apologetischen Zwecke dienstbar gemacht; weßwegen mit Recht bemerkt worden, „daß, wenn für die Zeit von 1796 — 1815 keine Geschichte existirte, und die Generation, welche diese eiserne Periode getragen, spurlos verschwunden wäre, und man läse dann das Memorial de St. Helene, einem der Held desselben als ein Gott, seine Gegner aber als die niedrigsten, unrechtlichsten Creaturen aller Zeiten erscheinen müßten.“ Die künftigen Geschichtschreiber der grossen Periode, die wir erlebt haben, werden deßhalb die Berichte von O-meara und Las Cases nur mit Mißtrauen und strenger Kritik als Quellen für ihre Arbeiten benützen können; dagegen geben sie ihnen reichlich Stoff und Farben, um das Charaktergemälde Napoleons zu vollenden, das in der That eine eigenthümliche

Haltung erhält, durch seine ängstliche Bemühung, vor der Nachwelt in einer andern Gestalt zu erscheinen, als in der er auf dem Gipfel seines Glücks vor seinen Zeitgenossen erschienen ist, und die Handlungen seines Lebens durch Absichten und Plane zu rechtfertigen, an deren Ausführung ihn das unerwartete Eintreten seiner Katastrophe gehindert haben sollte.

Jene Berichte liessen deßhalb noch immer den gerechten Wunsch zurück, daß Napoleon selbst der Geschichtschreiber seines Lebens und seiner Zeit werden möchte; und am lebhaftesten mußte dieser Wunsch in denjenigen seyn, denen er, wie auch seine Bestrebungen sich richteten, immer ein Gegenstand der Bewunderung geblieben war, oder die in ihm ihren Wohlthäter oder den zufälligen Urheber ihres Glückes erkannten. In der That konnte er auch die Stille, in der der Abend seines Lebens sich verlor, nicht edler und verdienstlicher anwenden und durch nichts sicherer die Welt und die Nachwelt mit seinem Namen versöhnen, als wenn er im Geiste Cäsars und Friedrichs, das heißt einfach und klar und erhaben über jede Rücksicht auf das Lob und den Tadel der Gegenwart und der Zukunft, seine Denkwürdigkeiten schrieb, und in ihnen die Geheimnisse enthüllte, die, nur ihm offenbar, das Auge seiner Zeitgenossen nicht durchdringen konnte. Daß Napoleon das Interesse gefühlt habe, das ein solches Werk für sein Fortleben in der Geschichte und für die Welt haben müßte, beweisen die Memoires pour servir a l'histoire de France sous Napoleon, die er den beyden Generalen Montholon und Gourgaud, die mit ihm seine Verbannung getheilt, in die Feder dictirt hat, und im vorigen Jahre, mit den sie begleitenden Melanges historiques in London erschienen sind. Aber auch dieses Werk leistet bey weitem nicht, was die Welt zu erwarten berechtigt ist, und was es leisten konnte, wenn der Verfasser den grossen Mustern getreu verblieb,

welche in gleicher Bestrebung vor ihm standen. So wie die früheren Berichte aus St. Helena so hat es auch seine bestimmte Richtung auf den apologetischen Zweck, und um ihn zu erreichen, sind oft die auffallendsten Entstellungen und Unwahrheiten zu Hülfe genommen, und mit unbegreiflicher Keckheit Thatsachen geläugnet oder erdichtet, von deren wahrem Bestande noch viele tausend lebende Zeugen das Gegentheil von dem was hier behauptet wird, beschwören können. Zwar glänzt auch selbst in dieser Mißhandlung der Geschichte das seltene Genie, das diesem ausserordentlichen Menschen inne wohnte; noch herrlicher glänzt es in dem Reichthume scharfsinniger, tiefgeschöpfter und durch treffende Wahrheit und Originalität überraschender Bemerkungen, mit denen die Erzählung und das Räsonnement durchwebt ist, und die dieses Werk zu einem der ausgezeichnetesten in der neuesten europäischen Literatur machen; aber irrend und störend wirkt die Abwesenheit des reinen und treuen historischen Sinnes, dem es nur um Wahrheit zu thun ist, und der vorwaltende Egoismus, der, um vor der Welt gerechtfertigt und edel zu erscheinen, jedes Mittel für erlaubt hält. Wohl werden deßhalb diese Denkwürdigkeiten von der Nachwelt mit Interesse gelesen, und als eine Probe der ausserordentlichen geistigen Kraft aufbewahrt werden, die in Napoleon war; aber sie werden nicht dazu beytragen, das Urtheil zu ändern, das sich über den moralischen Gehalt seines Wirkens schon unter seinen Zeitgenossen befestigt hat.

Unterdessen enthält dieses Werk auch viele Aufschlüsse über Napoleons Plane und Motive, die nicht darauf berechnet sind, seinen Charakter zu rechtfertigen, und die deßhalb als stehende und begründete Notizen für die künftige Geschichte seines Lebens und seiner Zeit gelten können. Diese Aufschlüsse sind aber nicht in einer Art von Uebereilung gegeben, in der sein Zweck, günstige Eindrücke für seine Person auf seine Leser zu machen, ihm aus dem Auge gewichen wäre; die Unbefangenheit, mit der sie ausgesprochen sind, bewährt im Gegentheile, daß er sie für etwas ganz unverfängliches hielt; sie liefern aber zugleich den Beweis, daß er den in seinem öffentlichen Leben unaufhörlich befolgten Grundsatz auch in seiner Verbannung nicht aufgegeben habe, daß die Macht für ihre Handlungen keiner Rechtfertigung weiter bedürfe, sobald sie dieselbe nur in dem von ihr verfolgten oder hergestellten politischen Systeme findet.

Ein merkwürdiges Beyspiel hiervon giebt Napoleon in seiner Erklärung über die Veranlassung des russischen Krieges. Wir erinnern uns noch aus dem Jahre 1812, wie damals in französischen Staatsschriften und Journalen über diesen Gegenstand gesprochen wurde, wie man sich über die Herrschsucht von Rußland und über seine Rüstungen beklagte, welche arglistige Entwürfe man ihm andichtete, wie man es der Unredlichkeit und des Bruchs der Verträge beschuldigte, und wie man sich hierdurch gezwungen sah, Recht und Ehre mit den Waffen zu vertheidigen. In seinem Vermächtnisse an die Nachwelt versichert aber nun Napoleon, „es sey eine Betrachtung von weit grösserer Wichtigkeit gewesen, die seinen Entschluß entschieden habe.“ „Das französische Reich, fährt er fort, in's Daseyn gerufen durch so viele Siege, wurde nach dem Tode des Kaisers unfehlbar zertrümmert und das Scepter von Europa gieng in die Hände eines Czaars über, wenn nicht der Kaiser die Russen über den Borysthenes zurück warf, und den Thron von Polen wieder herstellte, der die natürliche Vormauer des Reiches war. Im Jahre 1812 folgten Oesterreich, Preussen, Teutschland, die Schweiz, Italien den französischen Adlern. Mußte Napoleon nicht glauben, daß nun der Zeitpunkt gekommen sey, das ungeheuere Gebäude zu befestigen, das er aufgeführt hatte, auf welches aber Rußland mit dem ganzen Gewichte seiner Macht

drückte, so lange es im Stande war, seine zahlreichen Heere nach Belieben an die Oder vorzuschieben. Ueberdieß war Alexander jung und voll Kraft, wie sein Reich, und es war vorauszusetzen, daß er Napoleon überleben würde. Hierin lag das ganze Geheimniß des Krieges." —

Gewiß wird sich Niemand durch das Neue in dieser Erklärung überrascht finden. Denn damals schon als Napoleon ein Heer von mehr als 600,000 Mann in allen Ländern von Europa aufbot, um mit demselben auf den Riesen des Norden zu stürzen, war der ganzen Welt das Geheimniß kund, das er hier zu enthüllen sich gebärdet. Man wußte wohl, daß nicht die Handelsbegünstigungen, die Rußland den Engländern erwiesen, oder die Reklamationen, die es zum Vortheil des Herzogs von Oldenburg gemacht hatte, die Veranlassung der ungeheuren Unternehmung waren, sondern daß man sie entwarf und ausführte, um das Scepter von Europa, in der Hand dessen, der sich desselben bemächtigt hatte, zu befestigen, und die einzige auf dem Continent noch übrige Macht, die ihn in der Handhabung desselben hindern konnte, aus seinen Kreisen zurück zu drängen. Indessen wird gerade dieses Geständniß den mindesten Schatten auf Napoleons Namen werfen, weil er vermöge desselben, in seinem Zuge gegen Rußland, eine Maxime befolgte, die die Mehrheit, in den grossen Kreisen des Lebens, noch immer als eine gültige achtet, und die als die ihrige anzuerkennen, die praktische Politik nie Bedenken getragen hat. Uebrigens muß sie allen denen, die auf einem höheren Standpunkte stehend, auch das Leben der Helden mit dem moralischen Maßstabe messen, als verwerflich und abscheulich erscheinen; in eine lächerliche Inconsequenz würden aber diejenigen verfallen, die jene Maxime an Napoleon tadeln wollten, während sie sie doch selbst ungescheut befolgen.

Lebensansichten.

1.

Warum das alte teutsche Reich untergegangen? — Seine Katastrophe war keinem denkenden Beobachter unerwartet. Denn ein Staat, in dem zwey Kräfte verfassungsmäßig bestehen, von denen jede unausgesetzt auf die Vernichtung der andern strebt, wird seine Verfassung nur so lange erhalten, als das Gleichgewicht unter diesen Kräften fortdauert. Es steige die Wagschaale, und der Staat endet mit Auflösung oder Unterjochung.

2.

Eine Religionspartey, die über jeden der nicht ihres Glaubens ist, das Urtheil der selbstverschuldeten Verdammniß ausspricht, handelt wenigstens nicht inconsequent, wenn sie einem solchen Menschen die Rechte entzieht, die die bürgerliche Gesellschaft gewährt, weil er ihr keine Bürgschaft für die Erfüllung der Pflichten leisten kann, durch welche jene Rechte bedingt sind. Aber zum Glück ist Folgerichtigkeit selten das Verdienst unseres Geschlechtes. Wäre dieß der Fall, der Fanatismus würde noch weit mehr Blut vergossen und noch grössere Zerstörungen angerichtet haben, als es wirklich geschehen ist.

3.

Wenn die Nationen — oder da nach der neuesten Theorie der Staatslehre und nach dem uralten Herkommen der Staatspraxis, den Nationen kein Selbstbestimmungsrecht gebührt — wenn die Könige Krieg gegen einander führen, so muß man die Frage nie aufwerfen: welche von den beyden Parteyen Recht habe? denn in einem Prozesse, in welchem die Entscheidung nicht aus dem Gesetze kommt, sondern dem zufälligen Ausschlage der Macht überlassen wird, ist diese Frage eitel, und es ist nicht abzusehen, was die gründlichste Beantwortung derselben frommen könnte.

4.

Die schlechteste Sache wird besungen, wenn der Zufall sie gelingen macht; die beste wird verdammt, wenn sie unterliegt. Daraus mögen die Sieger erkennen, welchen Werth die Lobsprüche haben, mit denen ihre Höflinge, ihre Dichter und ihre Geschichtschreiber sie verherrlichen.

5.

Die Quelle, in die sich nicht so viel Wasser ergießt, als die Trinker aus ihr schöpfen, wird leer, und keine Summe von Einheiten ist so groß, die am Ende nicht verschwände, wenn man mehr von ihr hinweg nimmt, als man ihr hinzulegt. Deßhalb ist ein verständiges Wort, das ein Bewohner von Asien zu dem Kaiser Marcus Antonius gesagt hat: „wenn du in einem Jahre die Steuern zwey Mal fordern willst, so magst du uns auch in jedem Jahre zwey Mal Sommer und Herbst machen.

6.

Wer, um ein Patriot oder — weil dieß Wort in einem übeln Geruch ist — ein treuer Unterthan seines Souveräns zu seyn, einer Besoldung oder einer Präbende, oder einer Ordensdekoration bedarf, der ist ein Schurke und ein Verbrecher, sobald der Advokat des Teufels den Sachwalter des Himmels überbietet.

7.

Ein armer Candidat, der um sein Glück zu machen, nichts hat, als — Verdienste.

8.

Wer die Regenten darüber tadelt, wenn sie, zum Schirm ihrer Staaten, einen zeitgemässen und kräftigen Wehrstand bilden, der macht ihnen die Zumuthung, ihre Existenz und die Existenz ihrer Völker dem Zufalle zu überlassen.

9.

Die Welt gleicht seit einer Reihe von Jahren einem Ameisenhaufen, in den der Fuß eines vorüber gehenden grössern Thiers getreten hat. Nur findet sich darin der Unterschied, daß diese fleissigen Geschöpfe ihre Wohnung genau wieder so herstellen, wie sie vorhin gewesen ist; wir aber haben für gut befunden, unsere Staaten nach neuen Rissen zu bilden. Und gerade darin bemerken wir den Vorzug unserer Natur. Das Thier ist durch seinen Instinkt sklavisch an das Alte gebunden; der Mensch aber strebt durch seine Vernunft unaufhaltsam zum Vollkommenern. Die Ameise in der Arche Noäh legte ihren Haufen gerade so an, wie ihre Enkel es heut zu Tage thun; der letzte englische Matrose dagegen würde nun jene Arche bequemer, fester und schöner bauen, als es der zweyte Stammvater des menschlichen Geschlechts vermocht hat.

10.

Physische Macht allein ist im menschlichen Leben nichts, und so auch im Leben der Staaten; es hängt Alles von dem Geiste ab, der sie lenkt, und von dem Sinn, der sie handhabt. Wo sind die Eroberungen Alexanders, wo das Weltreich der Römer, wo das unermeßliche Gebiet der Völkerzwinger des nördlichen Asiens? Sie sind gefallen, weil von ihnen der Geist entflohen ist, der über der Bildung ihrer Massen waltete.

Der Aufsatz: aufgefundenes Testament eines Weltmanns rc. rc. kann, was der Redakteur bedauert, in diesen Blättern nicht aufgenommen werden.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



10. April. 15. 1824.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen,
Die Welt wird alt und wird wieder jung
Und der Mensch hofft immer auf Besserung.

Schiller.

Politische Weissagungen.

Die Menschen sind selten mit der Gegenwart zufrieden; und wenn man billig seyn will, muß man gestehen, daß es Zeiten giebt, in denen diese Unzufriedenheit nicht blos die Hervorbringung einer *hypochondrischen Weltansicht* oder einer unersättlichen Genußsucht ist. Doch was das Schicksal, oft so tückisch und grausam, unserem armen Geschlechte aufbürdet, weiß es sich zu erleichtern, durch die ihm inne wohnende göttliche Kraft der *Phantasie*, die, wenn die *wirkliche* Welt uns mißfällt und drückt, eine *ideale* schafft, in der wir, unabhängig von dem neidischen Verhängniß, hervor bringen und uns zutheilen, was irgend unserem Herzen oder unserer Eitelkeit gelüstet. Zwar ist diese *ideale* Welt eine bloße *Fiction*, und alle ihre Herrlichkeiten sind eitle Gedankendinge. Aber um deßwillen sind die, die in ihr leben, nicht weniger glücklich. Denn das Wohlseyn des Menschen hängt nicht davon ab, was er ist, sondern was er zu seyn glaubt, und froher und ungestörter genießt oft der König im Irrenhause seines Königthums, als der, der ausser demselben auf einem Throne von Gold sitzt.

Es giebt edle Naturen, denen es wenig um sich selbst, aber desto mehr um das geistige und leibliche Gedeihen ihres Geschlechtes zu thun ist. Ihre schöpferische Kraft erweis't sich nicht in Bildungen, die zur Befriedigung ihrer Selbstsucht hervor gebracht wären; sondern sie schaffen neue Welten, in der sie das *verlorne Paradies* wieder herstellen, damit die Menschen, ihre Brüder, in demselben alles erlangen und geniessen, was ihnen die Erde zum Himmelreiche machen kann. Gewöhnlich ist in diesen Naturen der *Geist der Weissagung*. Umsonst sucht ihr Auge in der Gegenwart, was ihr Herz wünscht und ersehnet; darum werfen sie ihre Blicke in die Zukunft, und freundlich kommt sie ihnen entgegen, ein reizendes Bild der Hoffnung und der Freude, in dem im heiteren Glanze des himmlischen Lichtes alle schweren Wolken des Lebens zerfliessen, und Wahrheit, Liebe und Seligkeit im innigsten Bunde erscheinen. Was denn das

entzückte Gemüth auf solche Weise schaut und fühlt, spricht der Mund in der begeisterten Sprache der Dichtung aus, auf daß jeder, der es vernimmt, dadurch getröstet und erfreuet werde; am empfänglichsten aber sind phantasiereiche und wohlwollende Menschen für diese Entzückung in schweren und unglücklichen Zeiten; sie sind das eigentliche Element der Propheten.

Wenn das der Fall ist, so kann es auch in unseren Tagen an Sehern in die Zukunft und an Herolden des Reiches Gottes nicht fehlen. Denn notorischer Massen liegen wir nicht auf Rosen, sondern auf Dornen, und nachdem wir in den langen Stürmen der Kriege und der Revolutionen immer voll süsser Hoffnungen auf die Wiederkehr des Friedens hingeblickt, finden wir uns nun in einer grossen Täuschung und werden in der allgemeinen Noth, die auf gleiche Weise Herren und Knechte, Bürger und Bauern drückt, auf eine recht verdrüßliche Weise inne, daß es Friedensperioden giebt, die noch unerträglicher sind, als die Zeiten des Kriegs. Wir glauben aber nicht, daß der wahre Geist der Weissagung in denjenigen Propheten ist, die das Reich Gottes in leiblichen Gebärden herbey kommen lassen, und seine Zeichen in nichts anderes erblicken, als in der Erleichterung der Staatsabgaben, in der Aufhebung der Gränzmauten, in der Blüthe der Gewerbe, im Gedeihen der bürgerlichen Freyheit, in dem Siege der liberalen Ideen und im Ueberflusse an allen denjenigen Lebensgütern, die, nach Luthers Erklärung, in der vierten Bitte unter dem täglichen Brode verstanden werden. Zwar sind das lauter gute und löbliche Dinge, und manche sind uns recht dringend noth, indem, wenn sie uns nicht zu Theil werden, das Elend, sammt dem Mißvergnügen immer höher steigen, und endlich den Grad gänzlicher Unheilbarkeit erlangen wird, der der sichere Vorbote der Verzweiflung, der Auflösung und des Todes ist. Aber es giebt etwas, was uns noch mehr noth thut,

und dessen Erwerb das sicherste Mittel zur Beseitigung aller Uebel wäre, über die wir klagen, und dieses Etwas besteht darin, daß wir endlich die Grundsätze der Vernunft, zu deren Erkenntniß wir gekommen sind, auch im bürgerlichen Leben geltend machen, daß wir in demselben die Widersprüche heben, die noch immer zwischen der Theorie und der Praxis bestehen, und daß wir aufhören, dem Gesetze des Rechts und der Sittlichkeit die souveräne Macht zu bestreiten und zu verkümmern, die ihm, so wie überall, also auch in der Staatsverwaltung gebührt. Deßhalb glauben wir, daß die Propheten, deren Ankündigungen sich blos auf die vierte Bitte, das heißt, auf Güter und Genüsse von materieller Natur beschränken, nur menschlicher Weise reden, daß dagegen diejenigen den Antrieben einer höheren Inspiration folgen, die uns zur Gerechtigkeit, zum Frieden, zur Mässigung und zur Achtung für das Wahre und Rechte ermahnen und nicht volle Becher und Schüsseln, sondern den Sieg der Vernunft und des Gewissens als den Segen der besseren Zeiten anerkennen.

Es ist ein Prophet dieses Geistes *), der kürzlich die schönen Worte gesprochen hat: „Ich „weiß und sage voraus, daß die Zeiten nicht „mehr fern sind, wo aller Krieg und alles Blut„vergiessen unter den gesitteten Völkern gänzlich „verschwinden, und uns nur noch wie ein blas„ses Gespenst in der Geschichte der irrenden „Menschheit begegnen werde; wo man sich schä„men wird, dem Brandflecken des menschlichen „Ehrgefühls, dem schändlichen Zweykampfe das „Wort zu reden; wo jede vorsätzliche Menschen„tödtung ein Mord, jede verursachte Lebensver„kürzung ein Todschlag genannt werden wird; „und wo die strenge Lehrmeisterin der Nationen, „die Geschichte, schon bey dem Leben der Ver„brecher anfangen wird, ihr fürchterliches Tod-

*) Horstig im Armenfreund, 1824, Nr. 12.

„tengericht zu halten.“ Gewiß ist ein reiner, humaner und edler Sinn in diesen schönen Worten. Aber man wird sie schwerlich ohne grosse Bedenklichkeiten gegen ihren prophetischen Gehalt lesen können, in so ferne nämlich das Verdienst der Weissagung darin besteht, daß ihre Erfüllung buchstäblich zutreffe. Die letztere wird sogar als „nicht mehr fern“ angekündigt. Darüber werden die meisten Leser den Kopf schütteln, indem alles, was vor unseren Augen besteht, sich vorbereitet und sich befestigt, gerade das Gegentheil desjenigen andeutet, was der Prophet verheißt, nämlich immer grössere Unheilbarkeit unserer moralischen Verderbnisse, und was denn daraus von selbst hervor geht, immer grösseres Elend.

Das haben von St. Pierre bis auf Kant und von diesem bis auf die in unseren Tagen in England und Nordamerika blühende Gesellschaft für Herstellung des allgemeinen Weltfriedens, alle Herolde besserer Zeiten mit einander gemein, daß sie den Krieg von der Erde verbannen. „Nur noch wie ein blasses Gespenst soll er in der früheren Geschichte der irrenden Menschheit erscheinen.“ Wer anerkennt nicht, daß diese Idee eine kategorische, unabweisliche Anforderung der Vernunft an unser Geschlecht ausdrückt, und wer fühlt nicht das Liebliche und Erhebende der Hoffnung, die sie erregt? In der That sind auch alle Ansprüche die wir auf die Würde des in uns realisirten Charakters der Menschheit machen, eitel, so lange wir die Entscheidung unserer Zwiste den zufälligen Wirkungen physischer Kräfte überlassen, und das Erkenntniß über rechtliche Fragen dem willkührlichen Gebote der überlegenen Gewalt; und was wir Schönes, Großes und Heilsames bauen, wird immer seines Bestandes unsicher seyn, so lange wir uns für berechtigt halten, von Zeit zu Zeit wieder in den Zustand der Barbarey zurück zu treten. Aber leider, stehen wir im Zustande der Civilisation bey weitem noch nicht fest genug, um uns der Hoffnung überlassen zu können, daß wir bald so weit erstarken werden, um den Versuchungen zu jenem Rücktritte nimmer zu unterliegen. Die Geschichte unseres Geschlechtes umfaßt einen Zeitraum von sechstausend Jahren; durch sie zieht sich ein fürchterlicher Blutstrom hin, der immer reichlicher fließt, je mehr er sich verlängert; wer könnte sich mit dem Wahne täuschen, daß er auf ein Mal für immer vertrocknen werde? — Die Politik hat in unseren Tagen das Gewand der Heiligkeit angezogen, und das christliche Gesetz der Liebe feyerlich als das ihrige anerkannt; sie hat dadurch die Bürgschaft für die Erhaltung des ewigen Friedens übernommen. Aber sie hat diese Bürgschaft zur Stunde noch nicht erfüllt; und wir müssen zweifeln, daß sie Lust habe, dieselbe zu erfüllen, so lange sie das System der stehenden Heere aufrecht erhält, dessen Daseyn ein deutliches Zeichen und ein offenes Geständniß ist, daß man nicht an den ewigen Frieden glaube. Indessen nehmen diejenigen, welche sich in diesen Unglauben theilen, unseren Zeitgenossen keine tröstliche Ueberzeugung, indem von den letzteren viele der Meynung sind, daß die jetzige Zeit des Friedens weit drückender und hoffnungsloser sey, als die derselben vorangegangenen Zeiten des Kriegs.

So haben wir auch nicht geringe Bedenklichkeiten gegen die weitere Verkündigung, daß die rara temporum felicitas nahe sey, „in der die „Geschichte, schon beym Leben der Verbrecher, „anfängt, ihr fürchterliches Todtengericht zu hal„ten.“ Das menschliche Geschlecht macht in seinem Laufe durch die Jahrhunderte keine Sprünge, und es geht nirgends eine Frucht auf, zu der nicht früher der Saamen in die Erde gelegt worden wäre. Für die freye Aeusserung der Wahrheit blühen aber in der Gegenwart keine neuen Hoffnungen, und die älteren Blüthen sind meistens abgefallen; ja die Wahrheit ist da und dort zu einem Gegenstande des Schreckens ge-

worden, und man hat Schutz- und Gränzwachen gegen sie angelegt, wie gegen verbotene Handelsartikel und gegen die Pest. Was bleibt unter solchen Umständen der unbestechlichen Zeugin der Zeiten, der Geschichte, übrig, als daß sie ihres Amtes in Bescheidenheit warte, und wie bisher ihre Gerichte nur über die Todten halte, in Ansehung der Lebenden aber sich darauf beschränke, stille und gewissenhaft die Akten für ihre künftigen Erkenntnisse zu sammeln? —

Süd-Amerika.

Der ungeheuere Continent, den Spanien seit Jahrhunderten im Süden von Amerika mit eisernen Scepter beherrschte, ist von dem Mutterlande abgefallen, als durch den Lauf der Ereignisse in seinen Bewohnern das Bewußtseyn lebendig geworden war, daß jene Art der Herrschaft unrechtlich und unerträglich sey, und daß es ihnen nicht an Kraft gebreche, die in Anspruch genommene Selbstständigkeit zu behaupten. Einen solchen Entschluß vergiebt keine Regierung ihren Unterthanen, selbst wenn auch alles Unrecht auf ihrer Seite wäre. Deßhalb war das einer der ersten Gedanken des Königs von Spanien, als ein wundersames Glück ihn im Mutterlande wieder in die Uebung des unbeschränkten Herrscherthums eingesetzt hatte, die Treulosen jenseits der Meere zu ihrer Pflicht zurück zu bringen, und die alte Macht seines Stammes, nachdem sie dort beynahe überall vernichtet, in den letzten Ueberbleibseln des unermeßlichen Gebiets aber drohend erschüttert war, wieder herzustellen; durch Unterhandlungen oder durch Worte der verzeihenden und verheissenden Vaterhuld konnte dieß nicht bewirkt werden, zumal, wenn diese Worte von den Botschaften von dem, was in der neuesten Zeit sich in Spanien begeben, begleitet waren. Nur mit den Waffen in der Hand konnten die reichen und

weit verbreiteten Domänen des spanischen Thrones in Amerika wieder erworben werden. Dazu aber gebrauchte der König Geld, Schiffe und Soldaten, und dieß alles fehlte ihm so gänzlich, daß die Unternehmung, die gegen seine rebellischen Colonien angekündigt wurde, dem Publikum als ein lächerliches Drohen der Ohnmacht gegen die entschiedendste Uebermacht erschien. Diese Meynung ist auch in den Cabinetten; wie denn in einer, am 9. Okt. v. J. zwischen Canning und dem Fürsten von Polignac über diese Angelegenheit statt gehabten Unterredung, sich beyde Minister in der Ansicht vereinigten, wie jeder Versuch, das spanische Amerika wieder zu unterwerfen, als hoffnungslos zu betrachten sey.

Dieser Meynung sind aber die vornehmen und minder vornehmen Herren in der Hauptstadt von Frankreich nicht, die gegenwärtig mit der Repristination der alten Welt beschäftigt sind. Sie sind es, die das Gerücht verbreitet haben, daß unter russischem Einflusse eine geheime Uebereinkunft zwischen Spanien und Frankreich geschlossen worden, der zu Folge Frankreich durch verschiedene indirekte Mittel Spanien in der Wiedereroberung seiner Colonien beystehen, dagegen aber für seinen Handel, sowohl in der Havannah, als zu San Juan de Ulloa, in Peru ꝛc. grosse Begünstigungen erhalten sollte. An dieses Gerücht knüpften denn die besagten Herren die Bemerkungen: „Da man ein Mal im Zuge sey, die Revolution zu vernichten, so müsse man sie auch aus ihren letzten Schlupfwinkeln vertreiben; der französischen Thätigkeit müsse man Beschäftigung geben, und die Nation durch auswärtige Siege von der Aufmerksamkeit auf das Innere ablenken. Nebenbey wäre auch eine Entschädigung für die Expedition nach Spanien wünschenswerth, und auf diesem Wege wohl recht reichlich erreichbar. Bey dem noch nicht geordneten Zustande der Colonien seyen 15-20,000 europäische Soldaten, von französischen Feldherren geführt, hinreichend, um sie zu

unterjochen. Der Angriff könnte von zwey Seiten geschehen; ein Geschwader könnte sich in den Antillen sammeln und von da gegen die Terraferma wirken, ein anderes aber gieng in den Südocean, um das Festland im Rücken zu nehmen. Schon der Anblick dieser Geschwader müßte auf die dortigen Rojalisten denselben ermuthigenden Eindruck machen, den der Anblick des Gesundheitscordons auf die Rojalisten der Halbinsel gemacht hat."

Dieses Raisonnement konnte bey den Unbefangenen keine Zustimmung finden; weil es die Schwierigkeiten einer Expedition aus der alten in die neue Welt unberührt ließ, die in dem Falle eintreten müßten, wenn Großbritannien und Nord-Amerika sich widersetzten. Der Widerstand von der letztern Seite war nie einem Zweifel unterworfen, und man mußte ihn allein schon für wichtig genug halten, um die Unzulänglichkeit der bezeichneten Streitmittel einzusehen; was aber von Seiten Großbritanniens in jenem Falle zu erwarten sey, darüber geben die, die südamerikanische Frage betreffenden Papiere, die am 4. März dem Parlamente vorgelegt worden, genügende Auskunft, wie denn in ihnen die Meynungen und Gesinnungen des brittischen Ministeriums unabänderlich dahin ausgesprochen werden: England werde in dem Kriege zwischen Spanien und seinen Colonieen zwar streng neutral bleiben, aber jede fremde Dazwischenkunft, sey es durch Gewalt oder durch Drohungen, so wie jede Störung der zwischen England und Süd-Amerika bestehenden Handelsverhältnisse durch Wiedererweckung der ehemaligen Einfuhrverbote, würde es als einen Beweggrund ansehen, die Unabhängigkeit der neuen Staaten unbedingt anzuerkennen. In dieser Anerkennung wolle es Spanien nicht vorgreifen; aber es könne auch seinen Entschluß nicht endlos durch den seiner katholischen Majestät binden lassen, und da, wenn ein so grosser Theil unserer Erde noch länger ohne anerkannte politische Existenz oder ohne fest gesetzte politische Verbindung mit den europäischen Regierungen bleibe, die Folgen eines solchen Zustands nicht nur letztere selbst in Verlegenheit setzen, sondern auch die Interessen aller europäischen Nationen gefährden müßten, so sey die Anerkennung jener faktischen Staaten nicht länger zu verschieben. — Diese Gesinnungen hat das großbritannische Ministerium nicht nur dem Hofe zu Madrid und den Ministerien der grossen Mächte erklärt, sondern auch in Gemäßheit derselben consequenter Weise den Antrag des spanischen Cabinetts abgelehnt, daß eine diplomatische Conferenz zu Paris gehalten werden möchte, um die Lage der spanischen Colonien zu berathen, und Maßregeln vorzuschlagen, die da geeignet wären, die Rechte und Interessen der Krone von Spanien und ihrer Souveränität mit jenen zu vereinbaren, welche die Zeitumstände in Bezug auf andere Nationen entstehen machten. „Es haben sich, äusserte Herr Canning auf diesen Antrag, seit 5 Jahren in der „innern und äussern Lage von Spanien so „wohl, als in dessen ehemaligen Colonien „solche Veränderungen ergeben, daß die Hoffnung vergeblich sey, als könnte irgend eine „Vermittlung, die nicht auf der Grundlage der Unabhänigkeit beruhe, noch „von Erfolg seyn."

Aus diesen Aeusserungen wird der Sinn des englischen Cabinetts klar. Es will, daß Spanien sich nicht länger sträube, ausdrücklich anzuerkennen, was bereits faktisch besteht und von ihm doch nicht mehr verändert werden kann, und es hat den festen Entschluß genommen, die Colonien in dem Augenblicke als frey und selbstständig zu betrachten, in dem eine andere Macht sich mit Spanien vereinigen würde, um sie wieder zu unterjochen. Diese Politik ist England durch sein mercantilisches Interesse diktirt. So lange Südamerika unter der drückenden Herrschaft von Spanien stand,

hatte sich das Mutterland den Handel mit denselben, unter dem strengsten Ausschlusse aller andern Nationen, vorbehalten. Der Fremde, der, das bestehende Monopol verletzend, diese Küsten betrat, büßte dafür mit seinem Leben. Im Jahre 1810 aber, als die damalige spanische Regierung Englands Vermittlung unter sich und ihren Colonien verlangte, bewilligte sie ihm den Handel mit den letztern. Dadurch that sich für die brittische Colonie eine neue Welt auf, deren Eröffnung von ihr um so höher angeschlagen werden mußte, da ihr zugleich das Verkehr mit so manchen andern Ländern abgeschnitten war. Dieses neue Handelsverhältniß erreichte in Kurzem eine ungeheuere Ausbreitung; seine Zerstörung würde dem englischen Gewerbswesen einen erschütternden Stoß versetzen; es beruht aber nur dann auf einer sichern Bürgschaft, wenn die Colonien ihre Unabhängigkeit behaupten. Wohl erbietet deßhalb England seine guten Dienste, um eine Uebereinkunft zwischen dem Mutterlande und den Colonien zu Stande zu bringen, durch welche dem ersteren in den letzteren größere Handelsvortheile als irgend einer andern Nation zugesichert werden; aber es will nicht, daß Süd-Amerika wieder in seine alte Abhängigkeit zurück kehre, weil dann das Mutterland nicht säumen würde, die alten Handelsgesetze wieder geltend zu machen, und also England von einem seiner beßten Märkte auszuschliessen.

Offenbar war es blos die Absicht, diese Besorgniß zu zerstreuen und eine günstigere Stimmung für die Interessen Spaniens hervor zu bringen, was den König Ferdinand vermocht hat, das Dekret vom 9. Febr. zu erlassen, vermöge dessen der unmittelbare Handel mit den Unterthanen der mit Spanien verbündeten oder befreundeten Mächte in seinen amerikanischen Staaten aufrecht gehalten, und die Handelsschiffe dieser Mächte in den dortigen Häfen zugelassen werden sollen, wie in den europäischen Staaten des Königs. Dieß Dekret konnte schon

vermöge seines Inhalts den bezielten Eindruck nicht hervor bringen, indem es die darin ertheilte Zusage des freyen Handels an Bestimmungen knüpft, die erst später festgesetzt werden sollten; vielmehr betrachtete man es in England als einen Kunstgriff Frankreichs, die englische Regierung auf der andern Seite zu hindern, daß sie die Unabhängigkeit der südamerikanischen Colonien anerkannte, und sie anderer Seits zu vermögen, daß sie der Absendung einer conföderirten Streitmacht im Namen Spaniens gegen Süd-Amerika ruhig zusah. „Die Cabinette von Madrid und Paris, bemerkte die Sun, zählen vermuthlich darauf, daß England bey einem Angriffe auf die spanischen Colonien, sich eben so wie bey den Angriffen auf Neapel und Spanien, mit Protestationen begnügen, und nicht in einen „Don quischottischen" Krieg sich einlassen werde, so lange nicht dessen Interesse oder Ehre gefährdet sind. Allein wer steht gut dafür, daß der König Ferdinand, ein Mal wieder im Besitze seiner Colonien, nicht jenes Dekret zurück nehme, oder daß Frankreich ihn nicht nöthige, dem französischen Handel in diesen Colonien den Vorzug einzuräumen? Das einzige Mittel allen diesen Besorgnissen ein Ende zu machen, liegt in der unmittelbaren Anerkennung der südamerikanischen Freystaaten von Seite Englands; und wenn anders die Furcht mit England zu verfallen, einigen Einfluß auf die Entschliessungen der fremden Mächte hat, so muß diese Furcht nach jener Anerkennung weit wirksamer seyn, als vor derselben."

Die bestimmten Erklärungen, die England in dieser Sache gegeben und die feste Haltung, die es in derselben angenommen hat, — die Eindrücke, die dadurch in den Protektoren der wieder hergestellten spanischen Autokratie gemacht worden seyn müssen, — und die Ohnmacht, in die Spanien selbst versunken ist, geben den neuen Freystaaten auf dem amerikanischen Con-

tinent sichere Bürgschaften nicht nur für den Bestand ihrer Unabhängigkeit, sondern selbst auch gegen jeden Versuch, dieselbe zu erschüttern. Die Frage, ob sie ein Recht gehabt haben, sich von dem lange getragenen drückenden Joche frey zu machen, kommt jetzt auf alle Fälle zu spät, da ihr Prozeß vor dem Tribunal der Politik anhängig ist, das sich auf diese Frage nicht einläßt. Jedermann aber muß wünschen, daß dieses Tribunal zu Gunsten der Angeklagten entscheide, weil in der Selbstständigkeit jener Staaten für den Handel aller europäischen Nationen noch eine Hoffnung blüht, deren Erlöschen die ganze commercielle Welt in Verzweiflung stürzen müßte.

Erinnerung an den Großherzog Karl Friedrich von Baden.

(Eingesandt.)

„Was ein Fürst vermag, der in seiner Regierungskunst kein anderes Prinzip kennt, als Liebe und Gerechtigkeit; welchen Einfluß sein persönlicher Charakter auf sein Volk hat; wie von dem Machthaber jeder Impuls zum Guten ausgehen muß; wie mächtig sein Beyspiel wirkt, in Zeiten der Ruhe; wie siegend seine Gesinnung, in verhängnißschweren Tagen, ein gutes Volk über Kummer und Leiden erhebt, — das Alles erprobte der Großherzog Karl Friedrich, indem er während 65 Regierungsjahren, ein Genius aus bessern Welten, weise und väterlich, sein Land bewachte, veredelte, schützte und schirmte." Seine Geschichte steht deßhalb als ein Fürstenspiegel für alle künftige Zeiten da, und sein Bild als ein vorleuchtendes Muster für diejenigen, welche die Vorsehung berufen hat, über die Völker zu herrschen. Er war im höhern idealischen Sinne Groß-Herzog.

Ueber ein halbes Jahrhundert hindurch hatte er in der Regierung seiner Stammlande, weise, gerecht und milde seine Fürstenpflicht erfüllt, und er fand einen herrlichen Lohn seines edeln Wirkens im Gedeihen alles Guten, in der Blüthe der trefflichsten Anstalten, in den Fortschritten der geistigen Bildung und in dem Wohlstande seines Volks. Baden galt damals in Teutschland und Europa für einen Musterstaat. Aber nicht immer wird man glücklich, mit der Vermehrung seines Besitzthums. Erst die Vollziehung des Friedens von Lüneville und dann die Auflösung des teutschen Reiches gaben den Landen des Hauses Baden außerordentliche Erweiterungen. Es waren nicht politische Künste, wodurch sie erworben wurden; die, welche damals dem Rathe von Europa vorsaßen, wollten ihre Achtung für einen würdigen Fürsten erweisen, indem sie den Kreis seiner Herrschaft ausdehnten. Aber sie haben dadurch manche trübe Wolke über den Lebensabend dieses Fürsten gebracht. Wohl war er es sich selbst und seinem Hause schuldig, daß er annahm, was ihm gegeben ward, und um so weniger durfte er es ablehnen, da ihm das Bewußtseyn nicht fehlen konnte, daß er es treu verwalten werde. Ohnehin mußte ja das Unrecht der Zeit auf ihn und die Seinen drücken, wie groß oder klein seines Gebietes Umfang seyn mochte. So erschienen denn auch in Baden die Zeichen der damaligen Zeit, namentlich Organisationen, neue Gesetze, unaufhörliche Reformen, Pensionirungen, Umsturz aller besondern Verfassungen zu Gunsten des beliebten Concentrationssystems, Anschliessen an die französische Uebermacht, Militärconscription, strenge bevormundende Polizey, — und was denn diesen Zeichen überall nachfolgte Zerrüttung der Finanzen, drückende Staatsschulden, unerschwingliche Abgaben, unbehülflicher Gang der Verwaltung, allgemeine Verarmung und allgemeines Mißvergnügen. Das väterliche Herz des Großherzogs ward tief verwundet, durch den Zwang, den der unwiderstehliche Lauf der Ereignisse ihm auflegte, und die, die ihn un-

mittelbar umgaben oder als Opfer der Zeit ihre Zuflucht bey ihm suchten, haben manches edle und rührende Wort über das drückende Verhältniß, in das die Umstände ihn versetzt, aus seinem Munde vernommen, das, gleich den sinnvollsten und trefflichsten Sprüchen der Alten, aufbewahrt zu werden verdiente. Aber welche Macht auch äussere Gewalt an ihm übte, welche Zerstörungen er in der frühern Saat seines Lebens angerichtet sah, welche Kränkungen die Unbilligkeit und der Undank ihm erwiesen, — blieb er doch immer der Grundmaxime seiner Regentenwirksamkeit getreu, — der Gewissenhaftigkeit.

In unsern Tagen scheint in der praktischen Staatskunst der Grundsatz von der normativen Nothwendigkeit des sittlichen, von Gott gegebenen Gesetzes in der öffentlichen Verwaltung so ziemlich vergessen; ja da und dort ist er sogar, zum Spotte geworden. Aber dem edeln Karl Friedrich blieb er in dem langen Laufe seiner Regierung immer gegenwärtig; er war die Richtschnur seiner gesammten Thätigkeit; immer hielt er fest in der Ueberzeugung, daß ein Staat frey, blühend und glücklich werde, nur durch die Gewissenhaftigkeit des Regenten und durch die Tugend des Volks. „So wie — erklärte er im Angesichte aller seiner Unterthanen — ein jeder Landesfürst, der seine „Pflichten und sein wahres Interesse erkennt, „und es also mit seinem Volke wohl meynt, „wünschen wird, ein freyes, opulentes, gesittetes, christliches Volk zu regieren; so gereicht „es zur wahren Glückseligkeit eines jeden einzelnen Glieds im Staate, zu der Erfüllung „dieses Wunsches das Seinige beyzutragen und „so weit seine Verhältnisse reichen, mitzuwirken. — „Es giebt keine Freyheit ohne Gesetze; aber nur „die guten Menschen können sie geniessen. Nur „der ist weise und frey, der Ordnung, Tugend „und Religion liebt und zu seiner Richtschnur „nimmt. — Ihr, die ihr einen der fruchtbarsten „gelindesten Himmelsstriche Teutschlands bewohnt, „wo ihr schon vor 700 Jahren von den Zähringern regiert wurdet, aus deren Blut ich „abstamme, vereinigt eure Kräfte mit „den meinigen zum allgemeinen Wohl

„und laßt mich den Trost mit in die „Ewigkeit hinüber nehmen, daß ich „ein an Sittlichkeit und Tugend wachsendes Volk zurück gelassen habe."

Durch die Wiederholung dieser Worte soll eine Zeit, in der durch den waltenden Empirismus und Materialismus die Moral in der Staatskunst vernichtet und untergegangen ist, an das herrliche Ganze erinnert werden, aus dem sie genommen sind, auf daß diese Zeit wieder zu dem Wahren und Guten zurücke komme, die sie verlassen hat, und durch dessen Verläugnung sie auf gleiche Weise das Verderben der Fürsten und der Völker bereitet. Dieses Ganze ist die Antwort des Markgrafen Karl Friedrich auf die Danksagung des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft und einiger Abgaben, ertheilt am 19. Sept. 1783 *) „ein Aktenstük, das das lebendigste Gemälde eines erhabenen Geistes und „eines im Hochgefühle der Menschheit glühenden „Herzens enthält," und das ein patriotischer teutscher Mann mit der Apostrophe begleitete: „Regenten der Erde, hier habt ihr euren Codex! Fürstenerzieher hier habt ihr euer Lehrbuch, und wenn ihr so glücklich seyd, Empfänglichkeit in euren Zöglingen zu finden, so habt ihr Völkerglück begründen helfen; und so euch die Gemeinheit den Einwurf macht, daß dem Ideale keine Realität entsprechen könne, — oder wenn ihr die sogenannte Staatsgelahrtheit, bey der Schwierigkeit der Bestimmung des Verhältnisses der Moral und der Politik in künstlichem Systematisiren umher irren sehet so weiset eure Zöglinge hin auf Karl Friedrichs Lehre, auf seine Thaten und auf sein Leben, dessen Beschreibung zu den erhebendsten Blättern in der Weltgeschichte gehört!"

---

*) Abgedruckt in allen Journalen jener Zeit, und vermuthlich zuerst in J. M. Armbrusters schwäb. Museum I. Bd. (1785.)

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



17. April. 16. 1824.

Auch das stolzeste Werk, ins Leben gestellt, ist vergänglich!

Körner.

Politische Betrachtungen.

Das System der Ueberlegenheit ist, wo es irgend zu Stande kam, das Unglück der Zeiten gewesen, nicht nur weil es die Völker um das Recht der Selbstständigkeit brachte, das die Bedingung alles geistigen Gedeihens und alles Wohlstandes ist, sondern auch weil es, bey dem unauslöschlichen Bewußtseyn dieses Rechts, nicht anders, als unter blutigem Widerstande gegründet und erhalten, und so auch die verlorene Freyheit der Völker nur durch grosse Aufopferungen und erschöpfende Anstrengungen wieder hergestellt werden konnte. In der frühern Geschichte von Europa sahen wir dieses System erst von Oesterreich, dann von Frankreich versucht und mit Kühnheit und Kraft behauptet. Aber diese Versuche füllten die Welt mit Zerrüttung und Elend und das Regentenleben der Souveräne, die sie gemacht, stellt uns das traurige Bild unaufhörlicher zerstörender Kriege dar. Nie ward auch von diesen Souveränen das Ziel gänzlich erreicht, auf das ihr Ehrgeiz strebte, und oft wurden sie es inne, daß dem Trachten nach allgemeiner Herrschaft immer nur augenblickliche Erfüllung zu Theil wird. Wo es ihnen aber gelang, erhub sich das gerechte und laute Geschrey der Völker über Unterdrückung ihrer Freyheit und ihres Glücks, und über Entwürdigung ihres Charakters durch tyrannischen Mißbrauch der Gewalt.

Diese Erfahrungen erhuben den Grundsatz zu normativem Ansehen, daß es das Interesse und die Pflicht aller Mächte sey, keine so stark werden zu lassen, daß sie im Stande wäre, die übrigen zu unterjochen, und dieser Grundsatz ward in der Politik des achtzehnten Jahrhunderts so sehr zur Regel, daß man Kriege, unternommen um die übermäßige Vergrösserung einer Macht zu hindern, auch ohne vorausgegangene Beleidigung, als vollkommen gerecht erkannte, und daß christliche Höfe kein Bedenken trugen, der Pforte Beystand zu leisten, damit ihre Glaubensgenossen nicht durch Eroberung türkischer Länder ihren Gebietsumfang vergrösserten. Die Nothwendigkeit, welches dieses politische System herbeyführte, ist nicht sehr ehrenvoll für die menschliche Natur, indem es auf der Voraussetzung beruht, daß die Macht immer das Mißtrauen rechtfertige, und daß das Interesse den Gewaltigen der Welt stärkere Motive gewähre, als das Gefühl der Gerechtigkeit. Muß man aber diese Voraussetzung für begründet halten, wie sie es denn nach dem lauten Zeugnisse der Geschichte auch in der That ist, so erscheint jenes System

als edel und wohlthätig, indem es, ohne an die Formalität ausdrücklicher Verträge gebunden zu seyn, alle Regierungen vereinigt, um ungerechte Angriffe auf die Einzelnen zurück zu treiben, und alle verpflichtet, die Schwächern, in ihrem Bestande und in ihren Rechten, gegen die Uebermacht zu schützen.

Zwar fehlte es auch in der Periode, in welcher dieses System das herrschende war, nicht an Versuchen, es zu verletzen; aber immer wurden diese Versuche vereitelt, und so ergab es sich, daß wie verschieden auch die Machtverhältnisse unter den europäischen Staaten seyn mochte, doch alle in gleicher Sicherheit bestanden, und auch die siegreichsten Kriege nicht mit Eroberungen geendigt wurden, welche das bestehende Gegengewicht bedeutend gestört hätten. Dieses System gewährte aber nicht nur Schutz gegen die gewaltsamen Angriffe der Uebermacht; es sicherte auch im Frieden die Selbstständigkeit und Autonomie der kleinern Staaten, indem die Eifersucht keine Einflüsse gestattete, durch die, bey scheinbarer Unabhängigkeit, doch eine thatsächliche Unterordnung hätte bewirkt werden können. Muß man nicht die Zeiten glücklich preisen, in denen der Schwäche solche Bürgschaften gegen die Antastungen des Ehrgeizes und der Herrschsucht gegeben sind? Mochten auch die Triebfedern dieser Richtung der Politik blos egoistischer Natur seyn, und fremder Gefahr überall nur vorgebeugt werden, um die eigene abzuwenden, so ward doch dadurch das Recht eines Schutzes theilhaftig, das es in andern Zeiten entbehrte, und auch das kleinste Volk sah sich garantirt, was Jedem das Theuerste seyn muß, nämlich die Freyheit, nach seinen eigenen Ordnungen und Gesetzen zu leben, und, unabhängig von fremder Gewalt, seine Kräfte nur für seine eigenen Interessen zu benützen.

„So ward das Völkerrecht, wie es seit dem Westphälischen Frieden bestanden war, das schönste Geschenk, das die Civilisation der

Politik je gemacht hat, weil es keinen andern Zweck hatte, als den, die Schwächern gegen die Mächtigern zu beschützen. Es verlor aber seine Bedeutung, als die Macht der französischen Revolution das Gleichgewicht aufgehoben hatte; denn nur das Gegengewicht läßt den Schwachen Schutz gegen den Stärkern finden, und die Unabhängigkeit der Völker hat keine andere Bürgschaft, als das Spiel von Wirkung — Gegenwirkung, von Angriff und Vertheidigung."

Wo nun dieses System besteht, kann der Einzelne nicht ohne grosse Gefahr versuchen, es zu erschüttern; weil er, so überlegen er auch an Mitteln seyn mag, doch kaum im Stande seyn würde, sich gegen die vereinte Macht derjenigen zu halten, die der gemeinsame Vortheil aufruft, allen Bestrebungen auf Vergrösserung zu widerstehen. Aber es könnte dieselbe böse Lust, sich durch des Nachbars Unterdrückung zu verstärken, die Mächtigern unter sich, zu einer Verschwörung gegen die Schwächern, vereinigen, und dadurch müßte die völkerrechtliche Ordnung, von der wir reden, untergehen. Dieß war auch der Fall in dem alten Europa. Der König Friedrich von Preussen, dem es klar in seinem Bewußtseyn war, daß er für sein Erbgut und für seine Eroberungen keine Garantie hatte, als im Gleichgewichte von Europa, die Kaiserin Maria Theresia, die, verständig und fromm, nicht vergessen haben konnte, welche Segenswünsche ungerechte Erwerbungen begleiten, und die Kaiserin Katharina, die nach dem Ruhme der Philosophie trachtete, die auf den Thronen in ihrem Glanze nur als Anerkenntniß und Uebung des Rechts erscheinen kann, vereinigten sich grosse Stücke von Polen abzureissen, ohne daß sie dafür einen andern Titel gehabt hätten, als den, der in der Fabel von dem Wolfe gegen das Lamm angeführt worden ist. Diese That durchstieß das in Europa hergebrachte und auf

den Grundsätzen der Vernunft fest bestehende Völkerrecht. Um das furchtbare Präjudiz, das durch sie gegeben war, zu vernichten, und den Grundsatz, auf dem die Existenz Aller beruhte, aufrecht zu erhalten, hätte Klein und Groß, der gemißhandelten Republik zu Hülfe, zusammeneilen sollen. Aber Frankreich, die Pforte, Schweden, das teutsche Reich — das im Schicksal von Polen, ohne völlige Verblindung ein Prognostikon seiner nächsten Zukunft sehen konnte, — alles war in tiefes Schweigen versunken, und wie eine gerechte Beute wurde der Raub getheilt. Jeder künftigen Anmassung der Macht gegen die Schwäche und jeder unmässigen Benützung des Vortheils und des Siegs war nun ein Vorwand und ein Titel gegeben, deren Vernachlässigung nicht zu erwarten stand; und gleichwie der erste gelingende Schritt auf dem Wege des Unrechts immer eine Ermunterung ist, den zweyten zu thun, so vermochten auch die Höfe, welche erst sich mit einzelnen Stücken von Polen bereichert hatten, solcher Versuchung nicht zu widerstehen. So bald sie die öffentlichen Angelegenheiten in einem Zustande sahen, der die Ausführung des Unternehmens begünstigte, traten sie abermal zusammen und erklärten das Ganze für ihre Beute; mit Staunen aber sah die Welt ein mächtiges Reich aus der Reihe der selbstständigen Staaten verschwinden, und eine grosse und tapfere Nation zersplittert und fremder Herrschaft unterworfen.

Nachdem durch diese That der Grundsatz der rechtlichen Gegenseitigkeit in der Politik ausgelöscht, dagegen aber der Selbstsucht und der Willkühr die freye Bahn eröffnet war, durfte man sich nicht mehr über Anmassung und Unterdrückung gegen diejenigen beklagen, welche diese Bahn einschlugen, und man konnte höchstens sie beneiden, wenn sie so glücklich waren, auf derselben den andern vorzueilen. Dieß Glück wurde erst der siegreichen französischen Republick, und dann in noch weit höherem Maße dem ausserordentlichen Manne zu Theil, der sich in ihr der Dictatur und dann der Kaiserkrone bemächtigte. Nicht das Reich des grossen fränkischen Karls, nicht das spanische unter Karl V., kam dem seinen an Macht, Kräften und Einfluß bey; er hatte das Wort des preussischen Friedrichs buchstäblich realisirt, daß, wenn er Beherrscher von Frankreich wäre, auf dem ganzen Continente von Europa ohne seinen Willen keine Kanone losgeschossen werden dürfte. Und was war gegen die ungeheure Ausdehnung, die er seinem Reiche gab, und gegen die Vormundschaft, die er über seine Bundesgenossen übte, zu sagen? War nicht alles, was er that, eine Anwendung desselben Grundsatzes, der in der Zertrümmerung von Polen befolgt worden war? Und bedurfte er einer Rechtfertigung, wenn er im Grossen vollbrachte, was man dort im Kleinen gethan hatte? Er fand in dem Beyspiele seiner Gegner die vollkommenste Legitimation.

So gieng aus der Präponderanz einer Coalition das Uebergewicht eines Einzelnen hervor, und in den Maximen, nach denen die erstere gehandelt hatte, fand eine alles verschlingende Universalmonarchie ihre Elemente und ihren Boden. Dadurch ist offenbar geworden, wie jede Abweichung von der ewigen und heiligen Regel des Rechts sich immer an denen räche, die sich dieselbe gestatten, und wie diese Regel nicht verletzt werden könne, ohne daß dadurch selbst den Verletzern die stärksten Stützpunkte ihrer Existenz entrissen würden. Zugleich wird aber aus diesen Erscheinungen klar erkannt, daß das Uebergewicht der Macht für die Selbstständigkeit der Staaten und für die Freyheit der Völker nicht minder drohend sey, wenn es durch Vereinigung sich bildet, als wenn ein Einzelner es geltend macht, so wie, daß es, in welcher Gestalt es auch bestehe, durch gesetzwidrigen Mißbrauch frühe oder spat seinen Untergang finde, nie aber ohne die Ruhe und das Glück der Länder mit in sein Verderben zu reissen.

Die Nordküste von Afrika.

Das Daseyn der Raubstaaten an der Nordküste von Afrika, die seit Jahrhunderten dem Völkerrechte und den allgemein anerkannten Seegesetzen zum Trotze, die Schiffahrt der christlichen Nationen stören, und deren Eigenthum nur gegen Entrichtung ehrloser und drückender Tribute unangetastet lassen, bestehen zum Hohne und zur Schmach von Europa. Denn ein Erdtheil, der der Sitz der Civilisation ist, und vermöge der in ihm vereinigten militärischen Macht alles kann, was er will, würde solchen Unfug der Barbarey nicht in seiner Nähe dulden, wenn das Gefühl für die Heiligkeit des Rechts und der Abscheu gegen jeden dasselbe verletzenden Zustand überall lebendig, und wenn überall anerkannt wäre, wie der Genuß der Civilisation auch die Verpflichtung auflege, sie gegen alle Angriffe der Rohheit zu schützen. Zwar fehlte es nie an edeln und patriotischen Männern, welche jenes Gefühl zu erregen und dieses Anerkenntniß zu beleben suchten, und unter ihnen hat sich in unsern Tagen der berühmte brittische Seeheld, Sidney Smith, die allgemeine Zustimmung durch den Eifer erworben, mit dem er auf dem Congresse in Wien die gute Sache betrieb, und dann an die Spitze der Gesellschaft der vereinten Ritter zur Befreyung der weissen Sclaven in Afrika trat, die, um die endliche Zerstörung der Raubstaaten vorzubereiten, mit grosser Thätigkeit wirkte. Aber alle diese Bestrebungen, die Wirksamkeit der später in Hamburg sich bildenden antipiratischen Gesellschaft und der an dem teutschen Bundestage erhobene Hilferuf, scheiterten an einer Politik, die die Lösung des vorgelegten Problems für bedenklich hielt, weil der unmittelbare Vortheil derselben nicht ihr zuwuchs, und weil sie für das Edle, was in ihr war, keinen Sinn hatte.

Noch ist es in unserem frischen Andenken, wie im Jahre 1816 eine vereinigte englische und niederländische Escadre, unter dem Admiral Lord Exmouth und dem Viceadmiral van der Capellen vor Algier erschien, um die empörenden Insulten zu rächen, die der Dey den Engländern erwiesen hatte. Das Publikum begleitete diese Unternehmung als das Zeichen, daß nun die Erfüllung seiner alten Hoffnungen beginne. Aber sie endete mit einem Vertrage, den der Dey, geängstet durch das Feuer und die Zerstörungen der Angreifer, einging, mit der Absicht, ihn nicht zu erfüllen. Was waren die Resultate dieser Halbheit? Algier stellte seine Schiffe, seine Magazine und seine Häuser wieder her, und setzte seine Gewaltthaten fort, wie zuvor. Was verheissen war, gieng in eine leere Täuschung auf. Die Unternehmung hatte auch nicht das mindeste erleichternde Ergebniß für die seefahrenden Völker; die Erfolge aber bestätigten, was die erleuchteten Beobachter zuvor schon tausend Mal gesagt hatten, daß die Sicherheit der Meere nirgends eine genügende Garantie erlange, als in der gänzlichen Zerstörung der Macht der Barbaresken.

Hierzu haben sie in diesen Tagen eine neue Aufforderung an das langmüthige Europa erlassen. Nach den entehrendsten Mißhandlungen ist der englische Consul in Algier genöthigt, auf eine im Hafen liegende Fregatte seiner Nation zu flüchten. Eine algierische Schebecke fordert das auslaufende Schiff auf, die Segel zu streichen und giebt ihm eine volle Ladung. Es entbrennt ein blutiges Gefecht. Von nun an behandeln die Algierer alle Fahrzeuge unter englischer Flagge feindselig. Zugleich nehmen sie eine Menge spanischer Schiffe weg, plündern die Küsten der Halbinsel und führen die Einwohner als Sklaven fort. Die bewaffneten Fahrzeuge der Räuber bedecken das mittelländische Meer. Die christlichen Kauffahteyschiffe verbergen sich in den Häfen. Indeß sammeln sich die Streitkräfte der Engländer und nehmen ihre Richtung

gegen die Höhe Algiers. Die staunende Welt aber fragt nicht umsonst: wird auch dieser Trotz ungerächt bleiben? Wird man sich abermal auf dem Wege des Vertrags mit einer Regierung versöhnen, die sich hinreichend darüber ausgewiesen hat, daß sie keine Verträge hält? Kann schon vergessen seyn, was vor acht Jahren auf diesem Wege bewirkt worden ist? Werden die christlichen Mächte diesen abermaligen Ruf des Schicksals, endlich eine alte Schuld zu lösen und eine alte Schmach abzuwaschen, wieder umsonst vernehmen? —

Aus der Stellung, welche die christlichen Mächte in der neuesten Zeit gegenseitig angenommen, ergab es sich von selbst, daß in ihren Verhandlungen mehrere so genannte europäische das heißt solche Fragen zur Sprache kamen, welche das gemeinsame Interesse sämmtlicher Staaten des Erdtheils und der gesammten civilisirten Menschheit betrafen, und nach deren Erörterung die Resultate mit grosser Energie bewerkstelligt wurden. Sollte die Frage, die man sich gegen die Raubnester jenseits des Mittelmeers zu benehmen habe, nicht auch eine europäische seyn, und ist es nicht das Interesse aller Nationen, daß durch einen, unerbittliche Vertilgung beabsichtigenden Krieg ihrer Schiffahrt und ihren Küsten die Sicherheit verschafft würde, die sie so lange entbehren? Das rechtliche Moment dieser Frage wäre doch gewiß keinem Zweifel unterworfen; wenigstens wäre eine solche Unternehmung zum Schutze des Eigenthums und der Freyheit gegen Raub und Brutalität rechtmässiger als alle Kriege, die wir seit Jahrhunderten unter einander selbst geführt haben. Eben so wenig könnte eine Bedenklichkeit gegen das Gelingen entstehen. Denn gerade das treibt unsere Schmach auf den höchsten Grad, daß wir Räuberstaaten dulden und uns von ihnen mißhandeln lassen, deren Macht so unbedeutend ist, daß ihr Daseyn in dem Augenblicke erlöschen muß, indem wir das Todesurtheil über sie aussprechen.

Aber mit der Vertilgung dieser Staaten wäre die Aufgabe erst zur Hälfte gelös't. Ein eben so grosses, ja noch grösseres Interesse von Europa fordert, daß wir das ganze nordafrikanische Uferland bis auf die Spitzen des Atlas und die Sandebene Sahara erobern und uns aneignen, um einen grossen, reichen, uns so nahe liegenden Strich der Erde der Barbarey zu entreissen und der Civilisation zu gewinnen, und unserer Bevölkerung, unserem Kunstfleiß und unserem Handel neuen Boden, neue Quellen, neue Ausflüsse und neue Vortheile zu erwerben. Daß wir alles dessen dringend bedürfen, bezeugt das Klagegeschrey, das durch ganz Europa schallt; kein Land in der Welt aber könnte dieß Bedürfniß vollkommener befriedigen, als Nordafrika.

Im hohen Alterthum genoß dieses Land eines grossen Ruhms durch seine Fruchtbarkeit, durch seine zahlreiche Bevölkerung, durch den betriebsamen Geist seiner Bewohner und durch die Macht, der ihm bestehenden Staaten, und um das auf seiner Oberfläche herrschende kräftige Leben anzudeuten, nannte es Herodot das bewohnte Afrika. Hier blühte Karthago, die erste grosse handelnde und erobernde Republik der alten Welt, und neben ihr manche mächtige und reiche Colonie der Phönicier und der Griechen. Ein ansehnliches Gebiet, von der grossen Syrtis bis zum schönen Vorgebürge reichend, umgab die prächtige Stadt; Sardinien, Corsica, die balearischen Inseln, ein Theil von Sicilien und viele Pflanzstädte in Spanien und auf der afrikanischen Westküste waren ihr unterthan; ihre Flotten beherrschten das Mittelmeer und den Ocean; ihre Kauffahrer erschienen an den Küsten von Britannien und Guinea, ihre Handelscaravanen drangen tief in das Innere von Afrika ein. Auf ihrem afrikanischen Gebiete zählte man 300 Städte; der thätig betriebene Ackerbau füllte das Land mit Menschen und mit Ueberfluß, und hätte nicht ein beschränk-

ter Handelsgeist den Sinn der Bürger von Karthago in den engen Spielraum des Gewerbslebens eingefangen, sie würden ohne Zweifel den Römern die Rolle abgewonnen haben, die Herren der Welt zu seyn. Aber längst ist diese Blüthe gefallen, und die Beeberei gleicht nun, in physischer und mora'ischer Hinsicht, einer Ruine, deren schöne Brandstätte ein edleres Geschlecht zu ihrem Wiederanbau einladet.

Zwar giebt es noch in diesem Lande; besonders auf seiner Westseite, Gegenden, wo der Ackerbau mit Fleiß getrieben wird; auch finden sich künstliche Hände, welche Seidenzeuge, Sammt, Saffian, Leder und wollene Decken bereiten, und thätige Kaufleute, welche ansehnliche Geschäfte machen. Aber alles ist kein Schatten gegen das, was ehemals war, und was, vermöge der geographischen und physischen Vortheile dieses Landes seyn könnte. Seine herrschenden Bewohner, nach ihrer Abstammung ursprüngliche Afrikaner, Araber und Türken, ferne von jeder Art europäischer Bildung und unempfindlich für die Reize und das Glück der Humanität, überlassen die Arbeit und den Anbau ihres ergiebigen Bodens den Sklaven, geniessen wollüstig, was das Schicksal ihnen darbietet, und widmen, bey regsamerer Kraft, ihr Leben dem Betruge und dem Raub. Ihre Regierungen, auf den Grundsatz des scheußlichsten Despotismus gebaut, verewigen die moralische Versunkenheit des Volks durch Willkühr, Druck und Sträuben gegen alles, was das Selbstgefühl der Individuen erregen könnte, und noch immer wird, unter ihrer Autorität, nicht nur die Seeräuberey auf dem Meere, sondern auch der Straßenraub auf dem Lande getrieben. Aberglauben, knechtischer Sinn, Trug und Geiz halten die Gemüther in einer finstern Stimmung von Dumpfheit, aus der sie sich bey eintretender Erregung zu wilder Raubgier und blutdürstiger Grausamkeit erheben. Darum sind die Menschen, mitten in diesem Paradiese, elend und unglücklich, und statt die Wohlthaten, die die Natur ihnen darbietet, mit Verstand zu empfangen und mit Mässigung zu geniessen, verbringen sie ihr Leben in träger Wollust oder im Trachten nach ungerechtem Gewinn.

Dieses Küstenland, von dem Meerbusen Sibria bis nach Tanger, von Europäern beherrscht und cultivirt, müßte bald die Reize, die Fülle und den Ueberfluß darbieten, die wir jetzt in den schönsten Gegenden von Frankreich und Italien bewundern; die Macht oder die Coalition, die seine Eroberung ausführte, hätte das Edelste und Ruhmvollste vollbracht, was in unseren Tagen auf dem grossen, viel bewegten Schauplatze des europäischen Völkerlebens geschehen ist.

Das Andenken an die Todten.

(Eingesandt.)

Wenn in den Tagen unserer Väter ein Todter ohne Sang und Klang beerdigt wurde, so hieß das ein „Eselsbegräbniß," (Sepultura asinina) das man nur über solche erkannte, die sich durch ruchloses Leben oder durch ein grosses Verbrechen der „letzten Ehre" unwürdig gemacht hatten, und denen die Kirche ihren letzten Segen nicht ertheilen konnte, weil ihr Ruf zur Besserung hartnäckig von ihnen verachtet war. Diese Begriffe unserer Väter halten wir für thörichte Vorurtheile, und wir verzichten freywillig bey den Beerdigungen unserer Freunde auf die gottesdienstlichen Feyerlichkeiten, weil wir den Sinn und Zweck derselben nicht mehr erkennen, und das „Eselsbegräbniß" weniger umständlich und vielleicht auch wohlfeiler ist, als das Kirchliche. Wer sieht nicht hierin ein recht ausgeprägtes Zeichen der Frivolität unserer Zeit, die kein Arg darin findet, wenn die letzten Reste des Menschen von der Erde verschwinden, wie die des Viehs, und die allen Sinn für die Rührung und Erbauung verloren hat, welche, tröstend und stär-

kend, in den frommen Herzen rege werden, wenn sie die Verstorbenen von dem freundlichen, die Unsterblichkeit verkündigenden Genius der Religion zu Grabe begleitet sehen. Für viele Genossen dieser Zeit ist aber diese Erscheinung ein Gericht, das sie über sich selbst halten. Wer sich bewußt ist, im Leben die Religion verachtet zu haben, der kann sich auch nicht für würdig achten, im Tode ihre Weihe zu empfangen.

Würdige Diener der Religion, die sich nicht in diese Verirrung ihrer Zeit theilen, haben den Vorschlag gemacht und in einigen Ländern auch zur Geltung gebracht, daß jedes Jahr mit einem Todtenfeste geschlossen, und das Andenken an die Hingeschiedenen, in Verbindung mit den durch das Christenthum eröffneten Aussichten in die Ewigkeit, erneuert werden sollte. Dieser Gedanke kann nur auf dem Boden eines religiösen Gemüths erwachsen und seine Ausführung, mit Geist und Würde vollbracht, nicht anders als rührend und erbauend seyn. Aber sehr müßten wir uns gegen denselben verwahren, wenn ihm die Meynung unterläge, daß die gottesdienstlichen Feyerlichkeiten bey den einzelnen Beerdigungen durch eine Generalleichenpredigt ersetzt und somit die „Eselsbegräbnisse" zum allgemeinen Brauch gemacht werden sollten. Gewiß wird auch, wenn jener Vorschlag diese Absicht hätte, keine ihren Beruf und ihre Stellung begreifende Kirchenbehörde denselben unterstützen; so wie auch eine solche nicht versäumen wird, ihr Amt in dem Falle zu thun, wenn es Geistliche geben sollte, welche den Verstorbenen das kirchliche Begräbniß verweigern, weil sie oder ihre Verwandten zu arm sind, um es zu bezahlen. *)

Aber auch abgesehen davon, was wir dem Menschen, in so ferne er ein vernünftiges, unsterbliches Wesen und das Abbild Gottes auf der Erde ist, im Tode schuldig sind, müssen die an seinem Grabe vorgenommenen religiösen Uebungen schon deßhalb tiefere Eindrücke auf die Herzen machen, weil sie mit einer Thatsache in Verbindung stehen, deren Anblick ihre Wirkung verstärkt. Jedes Menschenleben, es sey so einförmig als es wolle, und jeder Todesfall, wenn ihn auch gar nichts ungewöhnliches begleitet, ist eine laute Predigt unzähliger, heilsamer, tröstender und ermunternder Lehren, und indem in ihr die Stimme der Geschichte spricht, trifft sie nachdrücklicher auf unsere Empfindung, als das dieser Hülfe entbehrende Wort der bloßen Darstellung oder Ermahnung. Das ist von allen denkenden und eifrigen Verkündigern der christlichen Offenbarung anerkannt. Darum benützen sie gerne jede Veranlassung, die sich ihnen darbietet, um ihre Lehren an die Ereignisse des Lebens zu knüpfen und die Bestätigung derselben in ihren Umgebungen nachzuweisen. Wo könnte man aber nachdrücklicher von der Nichtigkeit der irdischen Dinge sprechen, als vor den offenen Gräbern, oder von dem väterlichen Schutze Gottes, als im Kreise der Verwaisten oder von dem Ernst des Lebens, als am Sarge des Leichtsinnigen, oder von der Hoffnung des Wiedersehens als im Geleite eines schmerzlich Vermißten? —

Um deßwillen wäre es in religiöser und sittlicher Hinsicht sehr wünschenswerth, wenn wir solche kirchliche Feyer nicht nur auf die beschränkten, die so eben hingegangen sind, sondern auch Todtenfeste für die längst Entschlafenen anordneten, die durch fromme Gesinnung und edle Wirksamkeit ihrer Zeit Vorbilder und Wohlthäter geworden sind. Das sind die Gerechten, deren Andenken im Segen bleiben soll, damit ihr Leben fortdauernd den nachwachsenden Geschlechtern zum Segen werde. Hievon hat das Städtchen Haynichen in Sachsen am 4. Jul. 1815 ein löbliches Beyspiel gegeben, indem es diesen

*) Diese Voraussetzung ist unrichtig; denn die Herren, bey welchen sie zuträffe, wären keine Geistliche, sondern Pfaffen.
Anmerkung eines Geistlichen.

Tag als ein frommes Fest feyerte, an welchem hundert Jahre zuvor Gellert in seinen Mauern war geboren worden. Warum feyern nicht auch solche Feste — um nur von den teutschen apostolischen Männern des achtzehnten Jahrhunderts zu reden, — an ihren jährlichen Geburts- oder Todestagen, Rappoltsweiler seinem Spener, Lübeck seinem Franke, Osnabrück seinem Jerusalem, Triebsees seinem Spalding, Quedlinburg seinem Klopstock, Zürich seinem Lavater, Vohenstraus seinem Reinhard? —

Literatur.

Das Reactionssystem, dargestellt und geprüft von D. H. G. Tzschirner, Professor der Theologie in Leipzig 8. 1824. VIII. und 188 Seiten. — „Der Zweck dieser Blätter ist — sagt der Verfasser im Vorworte — den Glauben an die Idee des Zeitalters, welche in diesem Augenblicke für Wahn und Thorheit erklärt, von andern als ein Unerreichbares aufgegeben und verlassen wird, zu stärken. Die Menschen irren, ja ganze Völker kann politischer oder religiöser Fanatismus für Augenblicke bethören; was aber ein ganzes Zeitalter beharrlich will, das ist eine aus der Entwicklung des Menschengeschlechts hervor gegangene und deßhalb in wahrem Bedürfnisse gegründete Idee, welche zwar, eben weil sie eine Idee ist, nicht vollständig erreicht, aber auch aus demselben Grunde nicht gänzlich verfehlt wird, Diese Ueberzeugung wollte ich da, wo sie etwa wankend geworden wäre, befestigen." Diese Erklärung bezeichnet den Grundgedanken, der in dieser Schrift durchgeführt wird. Erst stellt der Verfasser das Reactionssystem, das überall in dem Streben erscheint, die in das Leben herein tretende Ideen zurück zu weisen, oder die bereits herein getretene wieder zu verdringen, in seinen verschiedenen Richtungen und Zwecken dar und erläutert diese Darstellung durch Hinweisung auf den Widerstand, den in den Zeiten der Römer das Christenthum, später der Protestantismus und in unseren Tagen die Idee der bürgerlichen Freyheit gefunden hat. Hierauf wird dargethan, daß das Reactionssystem den Grundsätzen des Rechts und denen der Politik widerstreite; jenen weil es verweigert, was zu verweigern der Staatszweck nicht fordert, den Völkern aufdringt, was ihren Bedürfnissen nicht mehr entspricht, oft durch Auflösung des bereits bestehenden wohlerworbene Rechte verletzt, und sich in die Nothwendigkeit versetzt, durch widerrechtliche Maßregeln hervorgerufene Handlungen zu bestrafen; diesen, weil die Erfolge des Reactionssystems immer ungewiß sind, und seine Maßregeln entweder zur Lähmung der Volkskraft oder zu inneren Entzweyungen führen. Hierauf wird das Reformationssystem im Gegensatze gegen das Reactionssystem gerechtfertigt, und die Nothwendigkeit der Lossagung von den Verirrungen des Zeitalters, aber auch des Bestehens auf der Sache der bürgerlichen Freyheit nachgewiesen. Der Beschluß thut die Gründe der Erwartung dar, daß diese Sache zwar nicht allgemeine Geltung erhalten, aber auch nicht erfolglos untergehen werde. — Diese Uebersicht ist hier gegeben, um die Leser auf den reichen und anziehenden Inhalt einer Schrift aufmerksam zu machen, die von keinem unbeachtet gelassen werden darf, der den Geist, der unsere Zeit bewegt, prüfen und über seine Wirkungen ein begründetes Urtheil haben will. Mit teutschem Ernst, scharfer Bestimmung der Begriffe, umsichtiger Erörterung und reicher historischer Erudition ist der Gegenstand behandelt, und er gewinnt dadurch ein Interesse, daß bey nachdenkenden Lesern durch den im Ganzen vorheerschenden Ton der Schule nicht vermindert werden wird.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



24. April. 17. 1824

Verdammts, wenn Aufruhr anzublasen,
Entmenschte Demagogen rasen!
Roncalli's Wahlwort ist auch meins:
„Begeh' kein Unrecht an dem Hasen
„Und duld' auch von dem Löwen keins!"

Haug.

Was ist die bürgerliche Freyheit?

Ein Excerpt aus der in dem vorigen Stücke dieser Blätter angezeigten Schrift des Herrn Dr. Tzschirner.

Ist die bürgerliche Freyheit etwas oder nichts, und, wenn sie etwas ist, wofür hat man sie zu erklären?

In keinem Staate, so lange die Welt stehet, hat Jeder thun können, was ihm gefiel. Ueberall war eine Macht vorhanden, welche Jeden in der Ausübung seiner ursprünglichen oder erworbenen Rechte beschränkte. In Zwanglosigkeit also und unbeschränkter Willkühr kann die bürgerliche Freyheit nicht bestehen, wenn man nicht annehmen will, daß sie nie Mals und nirgends vorhanden gewesen sey. Die Beschränkung aber, welche in allen Staaten Statt fand, war nicht in allen dieselbe; enger hier, weiter dort war der den Bürgern geöffnete Spielraum freyer Bewegung, sicherer hier, unsicherer dort war der Besitz ihrer Rechte. Die drückendste Beschränkung ihrer Rechte wird da wahrgenommen, wo die Willkühr der Mächtigen waltet, in der Türkey z. B., wo, wenn der Paschah zürnt, das Haupt des Muselmannes fällt, wenn er gebietet, sein Vermögen eingezogen wird, und wenn er winkt, die Jungfrau, die er zum Gegenstande seiner Lüste sich ersah, dem Eunuchen in den Serail folgt. Hier findet das Gegentheil der bürgerlichen Freyheit, die bürgerliche Knechtschaft, Statt, und da ihre Ursache die Willkühr ist, so muß durch deren Gegentheil, durch die Gesetzlichkeit, die bürgerliche Freyheit bedingt seyn. Der erste Schritt zur bürgerlichen Freyheit geschieht mithin da, wo die herrschende Macht Gesetze giebt und durch diese die Beschränkungen bestimmt, denen die Staatsbürger sich unterwerfen sollen. Auch das Gesetz aber, ob es gleich für einzelne Fälle eine bestimmte Norm vorschreibt, kann doch selbst von der Willkühr ausgehen und dann für ganze Gattungen von Fällen willkührliche Beschränkungen fortsetzen. Mit dem Daseyn und der Geltung der Gesetze ist daher die bürgerliche Freyheit noch nicht gegeben, da die Gesetze selbst das Werk der Willkühr seyn können. Willkührlichen Gesetzen stehen nothwendige Gesetze entgegen, d. h. solche, welche in dem Staats-Zwecke selbst einen hinreichenden Grund haben und deßhalb die Freyheit der Staatsbürger nicht mehr beschränken, als sie beschränkt

werden muß, wenn eine bürgerliche Gesellschaft und in ihr eine feste Ordnung bestehen soll. Das Ideal der bürgerlichen Freyheit würde mithin in dem Zustande der bürgerlichen Gesellschaft bestehen, in welchem alle ihre Mitglieder nur nothwendigen Gesetzen gehorchen und folglich keinem anderen, als dem durch den Staatszweck gebotenen Zwange, unterworfen sind. Je mehr daher ein Staat diesem Zustande sich nähert, desto mehr Freyheit ist in ihm vorhanden. Zur Aufopferung individueller Rechte müssen sich die Bürger aller Staaten verstehen; ein grosser Unterschied aber ist es, ob die Willkühr oder das Gesetz und wieder, ob ein willkührliches oder ein nothwendiges Gesetz das Maaß dieser Aufopferungen bestimmt. Abgaben müssen in allen Staaten gefordert werden. Allein die, von denen der Passah fordern kann, was ihn gutdünkt, sind nicht im gleichen Falle mit denen, welchen das Gesetz, wie viel sie zu entrichten haben, vorschreibt, und die, welche blos wissen, wie viel sie zu geben haben, sind wieder denen nicht gleich gestellt, welche, weil der Staatsbedarf ihnen vorliegt, zu der Einsicht gelangen können, daß sie nicht mehr geben als nöthig ist, und daß alle übrigen Mitbürger nach dem Verhältnisse ihres Besitzthumes die öffentlichen Lasten mit ihnen theilen.

Das ist die Idee der bürgerlichen Freyheit, welcher die neue Zeit, und zwar nicht umsonst, entgegen gestrebt hat; denn hier mehr dort weniger haben ihr wirklich viele Staaten sich genähert. Daß nicht die Willkühr herrsche, wollen ihre Freunde und Wortführer, sondern das Gesetz und zwar das nothwendige, durch den Staatszweck selbst bedingte Gesetz, damit den Menschen ein so weiter Spielraum freyer Bewegung, als möglich ist, sich öffne und kein anderer als der Zwang sie binde, welchem jeder, der die Wohlthaten der bürgerlichen Gesellschaft genießen will, sich unterwerfen muß, der Gehorsam gegen nothwendige und darum als gut und weise erkannte Gesetze.

Wie nun kann man eine Idee, welcher alle civilisirte Staaten mehr oder weniger sich genähert haben, für eine Chimäre erklären? Darf man das Streben nach den mit dieser Idee gegebenen Zwecke, weil es hier und dort sich verirrt hat, einen revolutionären Geist, ein thörichtes und strafbares Beginnen nennen? Will denn, wer bürgerliche Freyheit will, nicht auch gesetzliche Ordnung? Lehnet er denn gegen die sie schirmende Auctorität sich auf? Will er, wenn er verlangt, daß die Gesetze durch den Staatszweck gefordert seyn sollen, etwas Anderes, als was alle weise und gerechte Regenten selbst wollen? Wird nicht in allen wohleingerichteten Staaten hier ein größeres und dort ein geringeres Maaß bürgerlicher Freyheit wirklich gefunden?

Nein, die bürgerliche Freyheit ist eine Idee und keine Chimäre und die Vernunft fordert, ihr entgegen zu streben; denn durch die Annäherung an sie ist beydes, die sittliche Bildung wie die Wohlfahrt der Völker in allen ihren Ordnungen, bedingt. Dieses lehret am augenscheinlichsten das Beyspiel der despotischen Staaten, wo ihr Gegentheil, die bürgerliche Knechtschaft, gefunden wird. Oder bieten etwa das Römerreich unter den tyrannischen Kaisern, die Türkey und die ihr ähnlichen Orientalischen Despotieen das erfreuliche Bild gerechtigkeitsliebender, menschlicher, hochsinniger und glücklicher Völker und Fürsten dar? Wo bürgerliche Knechtschaft ist, da sind Uebermuth und Niederträchtigkeit (oft gepaart in einer Seele), Raubsucht und Bestechlichkeit, Feigheit und Grausamkeit alltägliche Erscheinungen; die verworfensten Charaktere, welche die Geschichte kennt, werden in den Despotieen gefunden. Wo bürgerliche Knechtschaft ist, da ist es um die öffentliche Wohlfahrt geschehen; denn unsicher ist da aller Besitz, wer heute geraubt hat, muß morgen fürchten, wieder beraubt zu werden, und weil in solchen Ländern, was das Leben verschönert, Geselligkeit, Kunst und Wissenschaft, nicht gefunden wird, giebt es da kei-

nen andern Genuß des Reichthumes und der Macht, als den, den die Befriedigung des Hochmuthes und die Sättigung thierischer Lüste gewährt. Das Recht aber, den tiefer Gestellten zu berauben und zu erniedrigen, muß mit der Gefahr, das gleiche Unrecht von dem, welcher höher steht, erdulden zu müssen, erkauft werden; und selbst der, der Niemanden über sich hat, ist nicht sicherer als ein anderer, denn auch seine Willkühr ist abhängig von einer anderen Willkühr, von den Launen ungehorsamer Janitscharen oder bestechlicher Prätorianer, welche heute vor ihm zittern und ihn morgen erwürgen. — Auf diese Wirkungen der bürgerlichen Knechtschaft muß man merken, um den ihr entgegengesetzten Zustand nach seinem ganzen Werthe würdigen zu lernen und zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß, wie die sittliche Bildung, so die Wohlfahrt der Völker in eben dem Verhältnisse wächst, in welchem das Maaß ihrer bürgerlichen Freyheit sich mehrt. Wo bürgerliche Freyheit ist, da ist Achtung der Menschenrechte, Selbstgefühl, Menschlichkeit, Vaterlandsliebe und Treue; nur da, wo sie die Menschen hob, werden die Charaktere, bey denen der Betrachter der menschlichen Dinge mit Wohlgefallen verweilt, gefunden. Wo bürgerliche Freyheit ist, da ist auch Sicherheit des Besitzes, Offenheit im geselligen, Vertrauen im bürgerlichen Verkehre, und nur, wer nicht fürchten muß, wird seines Lebens froh. Wo wird mehr bürgerliche Tugend und mehr bürgerliche Wohlfahrt gefunden, in der Türkey oder in England? Was ist besser, vertraulicher, aber auch gegen Rache und Unbilde geschützter, Minister im konstitutionellen England, oder unverantwortlicher aber auch mit der seidenen Schnure bedroheter Großvezier am Türkischen Hofe zu seyn? Wer sitzt sicherer und glücklicher auf seinem Throne, der König der freyen Britten oder der Sultan in Constantinopel? Das rechtlichste Verhältniß ist auch das glücklichste und zwar das glücklichste für alle; denn nur wer Freyheit gewährt, kann Freyheit besitzen, und nur wer andere nicht zittern macht, braucht für sich selbst nicht zu fürchten.

Mit dieser Idee der bürgerlichen Freyheit nun sind auch die Forderungen der Zeit, Verfassung, Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, gleiche Berechtigung der verschiedenen christlichen Kirchen, Unabhängigkeit des richterlichen Amtes, und Freyheit der Presse gegeben. Auch sie müssen daher von dem, der die Sache der bürgerlichen Freyheit führt, als vernunftgemäß und heilsam für die Staaten gerechtfertigt werden. Zwar wird hinsichtlich der ersten Forderung jeder gern zugestehen, daß auch in solchen Staaten, welche keine Volksvertretung haben, ein hohes Maaß von bürgerlicher Freyheit gefunden werden könne. Wo der Regent und dessen Rathgeber, die Bildung eines gebildeten Volkes theilend, das Recht achten und die Wohlfahrt des Staates wollen, da pflegt die Regierung väterlich und mild zu seyn und alle Maaßregeln willkührlicher Beschränkung zu vermeiden. Es giebt Könige, deren Weisheit und Gerechtigkeit die bürgerliche Freyheit mehr sicherstellt als eine Verfassung, welche nicht gewissenhaft gehalten wird, und gewiß war in dem nicht konstitutionellen Preußen und Dänemark mehr bürgerliche Freyheit als in Frankreich unter dem ersten Consul, obgleich nicht nur konstitutionelle, sondern selbst republikanische Formen in diesem Lande bestanden. Auf der andern Seite aber kann auch der Freund der bürgerlichen Freyheit nicht verkennen, daß da, wo eine Verfassung vorhanden ist, der Mißbrauch der höchsten Gewalt erschwert sey, und daß beyde, das Volk und der Fürst, die Ueberzeugung, die Gesetze seyen durch den Staatszweck nothwendig geboten, mithin weise und gut, doch dann am vollständigsten erlangen, wenn sie von den Vertretern des Volkes dafür erkannt und erklärt worden sind. Aus diesem Grunde ist er für das konstitutionelle Princip und will, daß es bleibe, wo es gilt, und wo es nicht gilt, geltend werde, nicht durch revolutionäre Gewaltthat, sondern

durch die Weisheit der Fürsten, welche ja, indem sie ihren Völkern Verfassungen geben, alle Macht zum Gutes thun und alle Herrlichkeit des Thrones behalten und das nur aufopfern, wovon weise und gerechte Könige ohnehin keinen Gebrauch machen. — Eben so muß zwar jeder hinsichtlich der zweyten Forderung zugeben, daß, da die Natur selbst die Menschen ungleich an Leibes- und Seelenkräften hervorbringt, die Gleichheit des Besitzthumes eine thörichte Chimäre sey, auch daß in der Stellung der Staatsbürger durch Dienstleistung und Eigenthum bestimmte Abstufungen Statt finden müssen. Die Gleichheit aller vor dem Gesetze aber fordert auch wer von allen Chimären weit entfernt ist, aus dem Grunde, weil, wenn das Gesetz einigen gewähret, was es andern verweigert, die letztern Beschränkungen ihrer Rechte sich gefallen lassen müssen, welche darum durch den Staatszweck nicht nothwendig bedingt seyn können, weil, wenn sie es wären, auch jene ihnen nicht entnommen seyn könnten. Daher ist es ein gerechtes Verlangen, daß das Gesetz dem Eigenthume, der Ehre, der Freyheit und dem Leben jedes Staatsbürgers den gleichen Schutz angedeihen lassen, den Zutritt zu öffentlichen Aemtern jedem, der sie verwalten kann, gestatten, die Abgaben nach dem Verhältnisse des Besitzes gleichmäßig vertheilen und zu der Pflicht, wenn es die Vertheidigung des Vaterlandes fordert, die Waffen zu führen, jeden, der sie tragen kann, verbinden solle. — Die gleiche staatsbürgerliche Berechtigung der verschiedenen christlichen Kirchen gründet ferner der Freund der bürgerlichen Freyheit auf die Vereinbarkeit aller mit dem Staatszwecke und auf die Unveräusserlichkeit der Gewissensrechte. Können Katholiken und Protestanten ihre bürgerlichen Pflichten erfüllen (und daß beyde es können, beweiset ja schon das Daseyn katholischer und protestantischer Staaten): so kann auch kein Grund vorhanden seyn, den einen zu verweigern, was den andern gewährt wird, und wenn der

Staat die Freyheit seiner Bürger nur in so weit, als es sein Zweck fordert, beschränken darf, so würde er sich einen nicht zu entschuldigenden Eingriff in die Gewissensrechte erlauben, wenn er die allgemeine Geltung eines Glaubens und einer Anbetungsweise erzwingen wollte. Daher freuet sich der Freund der bürgerlichen Freyheit, daß der Grundsatz der gleichen Berechtigung der verschiedenen christlichen Kirchen in einem großen Theile Europa's in das Leben hereingetreten ist und wünscht nur, daß er überall vollständig in Ausübung kommen (denn auch in manchen der Länder, die sich zu ihm bekennen, ist es noch immer nicht geschehen,) und auch da kräftig aufrecht erhalten werden möge, wo die Kirche, welche keine andere neben sich dulden will, weil sie zum Besitze der ganzen Christenheit sich ermächtigt glaubt, dahin zu wirken sucht, daß er, wenn auch nicht aufgehoben, doch in einzelnen Fällen umgangen werde. — Wie die gleiche Berechtigung der verschiedenen christlichen Kirchen, so erklärt er auch die Unabhängigkeit des richterlichen Amtes für eine mit der Idee der bürgerlichen Freyheit gegebene Forderung, weil durch sie nur die Gewißheit, daß das Gesetz gelte, erhalten werden kann. Was gerechte Fürsten ohnehin thaten, daß sie in den Gang der Gerichte nicht eingriffen und ihnen die Entscheidung durch Cabinettsbefehle in keinem Falle vorschrieben, auch den ihnen mißfälligen Spruch nicht änderten und zwar das Begnadigungsrecht da ausübten, wo die individuelle Lage des Verbrechers Milderung der Strafe zu fordern schien, nie Mals aber die von den Richtern zuerkannte Strafe schärften, dazu wünscht er den Regenten durch die Verfassung verpflichtet zu sehen. Und das mit vollem Rechte. Denn ist das richterliche Amt nicht unabhängig, so ist der Richter befangen und Niemand sicher, daß er immer und in jedem Falle nach dem Gesetze gerichtet werde. Die Bedingung dieser Unabhängigkeit aber ist die Unverlierbarkeit der öffentlichen Aem-

ter durch willkührliche Entsetzung. — Endlich behauptet, wer für die Sache der bürgerlichen Freyheit ist, auch die Freyheit der Presse, theils weil ihre Beschränkung eine durch den Staatszweck nicht gerechtfertigte Beschränkung des Rechtes auf ungehinderte Mittheilung und auf den geistigen Verkehr mit andern ist, theils weil es nur da, wo die Presse frey waltet, eine öffentliche Meynung giebt, welche als eine kräftige Beschützerin der bürgerlichen Freyheit zu betrachten ist. Zwar erkennet er an, daß auch das gedruckte Wort unter dem Gesetze stehen müsse, und der Schriftsteller, welcher zu Aufruhr und Empörung auffordert oder Injurien ausspricht, eben so wenig als jeder, der daselbe thut, unbestraft bleiben könne: daß aber das Wort, ehe es noch hervortritt und gleichsam That wird, beaufsichtigt werde, kann er darum nicht wünschen, weil es unmöglich ist, die Grenze, wo der Mißbrauch der Presse anhebt, gesetzlich zu bestimmen.

Durch diese Gründe vornehmlich ist die Sache der bürgerlichen Freyheit zu führen, welche, obgleich manche ihr untreu geworden sind, doch auch in der letzten Zeit ehrenwerthe Vertheidiger behalten hat. Den Verfassern der beyden neuesten, zu meiner Kenntniß gekommenen Werke über das Staatsrecht wenigstens kann, so fern sie auch von excentrischen Meynungen und revolutionären Bestrebungen sind, doch der Vorwurf, daß diese Sache von ihnen verlassen worden sey, nicht gemacht werden. Denn was alle Freunde der bürgerlichen Freyheit wollen, das wollen auch sie, konstitutionelle Monarchie, Gleichheit aller vor dem Gesetze, gleiche Berechtigung der verschiedenen christlichen Kirchen, Unabhängigkeit des richterlichen Amtes und Freyheit der Presse.

Erinnerung an teutsche Helden.

Ernst Münch, allen Teutschen, die noch einen Sinn haben für das Vaterland, wohl

bekannt, durch die Liebe, mit der er unsres Volkes Geschichten bearbeitet, und die von ihm auf eine so verdienstliche Weise bewährt worden, indem er unsern Ulrich von Hutten wieder von den Todten erweckte, — hat, als Lehrer der historischen Hülfswissenschaften an die Hochschule zu Freyburg berufen, sein Amt mit einer Rede eröffnet, in der er uns die Helden aufführt, die zu der Zeit des ersten französischen Uebergewichts in Europa Teutschlands Schutz und Ruhm gewesen sind.*) Solche Aufführung, wenn sie mit Geist und patriotischem Gefühle geschieht, müssen wir dankbar und als zeitgemäß erkennen, in diesen Tagen des Unmuths und der Schlaffheit, wo, da wir, nach einer herrlichen Erregung die meisten Früchte wieder abfallen sehen, die wir in ihr gepflanzt zu haben wähnten, der Glaube an uns selbst und an die Kraft, die in teutschem Geblüte ist, immer tiefer sinkt und die Hoffnung für unsre Zukunft immer trauriger erlöscht.

Um uns gegen solches Zagen und Zweifeln zu verwahren, finden wir das trefflichste Mittel in unsrer Geschichte, die uns mehr als eine Periode der Entwürdigung und der Nichtigkeit nachweis't, aber zugleich auch zeigt, wie gerade diese Perioden die Mütter und die Erzieherinnen der Heroen unserer Nation gewesen sind. Diesen Nachweis liefert auch der Zeitabschnitt, in welchen in der besagten Rede die Hörer zurück geführt werden. Teutschland, durch den Vertilgungsstreit der religiösen und politischen Meynungen gebrochen und zerwühlt, und kaum noch vom Tode errettet, hatte einen Frieden von fremder Hand empfangen, der seine innere Trennung verewigte. Der Schwede und der Franzose schalteten frech und stolz mit unserm Eigen-

*) Diese Rede ist gedruckt unter dem Titel: Ein Blick auf Teutschland und seine grossen Helden in den Zeiten des ersten französischen Uebergewichts in Europa, zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts 8. Freyburg 1824.

thum und machten das teutsche Reich zu einem allgemeinen Freytische, von dem die Armuth und der Uebermuth der andern Nationen sich den beliebigen Antheil holte. Aber von allen Niederlagen, die unser Volk erlitt, suchte man ihm noch die empfindlichste zuzufügen; man trachtete ihm sein kostbarstes Kleinod, seinen Nationalcharakter, zu rauben, und Frankreich übernahm es, ihm hiefür den Gifttrunk zu bereiten. Der Anschlag gelang auch nur allzugut. „Immer mehr — so erzählt Zschokke — entwich aus den Teutschen Selbstheit und Eigenthümlichkeit, seit die Ueppigkeit ihrer Fürsten angefangen hatte, des Landes edle Sprache und der Väter Sitten gering zu achten. Der Reichen Großthuerey, des Adels Stolz, der Schriftsteller Gefallsucht und wer vom Gemeinen sich loszählen wollte, äffte der Höfe Thorheit nach. Des teutschen Gemüthes angestammte Kraft und Herrlichkeit ward mit jedem Tage allgemeiner gegen die Leichtfertigkeit ausländischer Blenderey, weichlicher Triller und Lieder, weiblicher Tracht und Veränderlichkeit, frevelnden Witzes und Uebermuths vertauscht. Aus der Leichtfertigkeit kamen Schalkheit, Wortbruch, Unglaube, Ränke, Verrath; zuletzt Knechtschaft und Mißhandlung. Nur noch in der treuen Brust der Bürgerschaften und Landleute bewährte sich rein und ehrlich altteutsches Gemüth und Wesen. Und aus diesem Heiligthum gieng auch wieder am Tage der Gefahr die Rettung vaterländischen Sinnes und Freythums siegreich hervor.“ Von diesen mächtigen Waffen unterstützt, gelang es mehr einem ausgezeichneten Manne, mitten in der allgemeinen Schmach und Ohnmacht, Beyspiele jener Volkskraft zu erneuern, welche die vaterländischen Laren mehr als ein Mal gegen die Anmassungen der Fremden geschirmt, und selbst mit dem zerbrochenen Schwerte Karls des Grossen den Trotz der gewaltigsten Feinde gezüchtigt hat.

Wenn Ludwig XIV. — der, wie unsere biderbsten Väter von ihm zu reden gewohnt waren, in jener Zeit „umher gieng, wie ein brüllender Löwe, und suchte welchen er verschlinge,“— seinen Turenne und Condé hatte, seinen Villars und Vendomme, seinen Luxemburg und Catinat, wenn Schweden seine Karl's, Polen seinen Sobiesky, England seinen Fairfax, Marlborough und Wilhelm von Oranien, Holland seinen Friedrich Heinrich, Ruyter und Tromp, Venedig seine Cornaro und Morosini, der Muselmann seinen Kiuperli — mit gerechtem Stolze in das Pantheon dieser Tage stellt; so darf der Teutsche noch mit freudigerm Gefühle an Friedrich Wilhelm, den grossen Kurfürsten, an Max Immanuel von Baiern, an die Helden, welche Venedig Kriegsruhm, Schweden und Britannien aber neue Königsgeschlechter und Glorie gaben, und teutsches Talent und teutsche Kraft auch in diese Länder verpflanzten, ferner an Montecuculi, Karl von Lothringen, Rüdiger Starhemberg, Ludwig von Baden und vor allen an den Prinz Eugen von Savoyen mahnen, und mitten in den Empfindungen der Trauer über des Vaterlands bedrängte Lage in jenen Zeitläufen, wird ihn wundersam und mächtig das Andenken ihrer Thaten trösten und stärken. Sind auch unter diesen Helden einige, die unserm Volke ursprünglich nicht angehörten, so waren sie doch, von frühen Jahren in ihm eingebürgert, mit ihm verwachsen und seines Charakters theilhaftig, durch Leben, Wirken und Gesinnung unsere wahrhaften Landsleute geworden, und was von Montecuculi gesagt worden, galt auch von Eugen: „ein klug italienisch Haupt, „mit einem teutschen Herzen.“

Wie herrlich ragt unter den genannten Friedrich Wilhelm, der grosse Kurfürst von Brandenburg hervor! Der Schöpfer und Begründer der Grösse seines Volks, das er von polnischer Zinsbarkeit befreyte, mit geringen Mitteln, aber kräftig ernstem Wesen und Willen; voll Haß und Verachtung gegen Europa's Ty-

rannen, und lange Zeit der rüstigste Vorkämpfer für die Freyheit der Nationen gegen Frankreichs umstrickenden Einfluß; teutscher Art in Treue zugethan; ein Blitz der Schlacht am Tage bey Fehrbellin und Zertrümmerer der Schwedenmacht im Norden — erscheint nur darinn minder groß, daß er über Preussen nach und nach das allgemeine teutsche Vaterland vergaß. Wie aber Oesterreich, für treue Dienste ohne Erinnerung, und von nagender Eifersucht über des Nachbars Siege getrieben, mitten in dem Kampfe, den es gemeinschaftlich mit ihm begonnen, im Feldlager ihn einsam stehen ließ, so ist auch sein Herz in den Tagen der Noth kälter für das Kaiserhaus geworden, als es wirklich die Sache Teutschlands und Europa's vertrat. „Dafür gab — nach Johannes Müller — sein Heldenherz den Brandenburgern eine Stimmung die in Nationalkraft übergieng." Dieselbe Hand aber, die das Schwert gegen viel Mal stärkere Feinde mannlich zu führen wußte, verstand auch die blutigen Wunden durch Milde und Weisheit im Frieden zu heilen. Es schlang der Oelzweig eines Mark Aurel sich in den Lorbeer des Eroberers.

Karl von Lothringen war ritterlichen Sinnes, einer der Retter Wiens und Sieger bey Mohazk, fortwirkend in Montecuculi's Geist, kenntnißreich, viel erfahren als Feldherr, kalt und bedächtlich in Plan und Rath, wie in den Gewühle der Schlacht; von Polens Könige brüderlich geliebt, und als der erste Feldherr von Europa gepriesen; unter dessen Fahnen Eugen den ersten Kampfpreis gewann, und der in dem Prinzen Ludwig von Baden dem Vaterlande eine neue grosse Hoffnung erzog.

Mit seinem Namen muß immer Rüdiger von Starhemberg genannt werden, — in Wahrheit ein „starrer Berg" wider Feigheit und Bestechlichkeit, wie gegen alle Donner Mustapha's. Schon weht das Zeichen, das unseren heiligen Glauben verspottet, auf den Thürmen der Kaiserstadt; der blutige Dämon des Kriegs eilt, das Beyspiel von Konstantinopel im Abendlande zu wiederholen; die grosse Frage nähert sich der Entscheidung, ob Europa künftig aus den Harems Mahomeds IV. und Ludwigs XIV. regiert werden, und europäische Cultur asiatischer Barbarey und französischer Leichtfertigkeit weichen soll. Aber wenn auch die Thürme und die Bollwerke der teutschen Kaiserstadt reihenweise stürzen, und die Brandsäulen bis in's Innere der untergrabenen Wohnungen lodern, Rüdigers Treue stürzt nicht, und strahlender und mächtiger lodert die Flamme teutscher Jugend. Nicht minder durch entschlossene Todesverachtung gegen alle Wechselfälle des Glückes gehärtet, als Leonidas — Zriny in Szigeth, steht Leopolds I. Feldhauptmanne allenthalben an der Spitze seiner wundenbedeckten, todesbleichen Mitvertheidiger, wo die Gefahr und die Ehre rufen, entreißt er den Pulverthurm und mit ihm die Stadt dem nahen Verderben; bis endlich das Heerhorn Sobiesky' I. und Lothringens von den Höhen des Kahlenbergs erklingt, und Menschenkraft rettet, was höhere Mächte aufgegeben zu haben schienen.

Dann tritt vor uns der Zähringer, ächte Heldensproß, von seinen Zeitgenossen der Markgraf Louis genannt; er, der Montecuculi's und Karl's Feldherrngeist in der Klarheit und Sicherheit aller seiner kriegerischen Bewegungen und Anordnungen ermunterte, und unerschütterlich in gefaßten Entschlüssen, aller Heucheley und Verstellung geschworner Gegner, die Liebe seines Volkes und die Bewunderung seiner Feinde war. Ihn sehen wir, der ersten einen, beym Sturm auf Philippsburg, bey Staufen sich mit dem Schwerte in der Hand durch die französischen Reihen schlagen und ihren Anführer nieder machen, — auf dem Kahlenberge mit zur Entscheidung des Tages wirken, der Wien und Teutschland von dem Joche der Türken befreyt, — bey Gran die Polen und ihren König retten, — bey Mohazk dem blutigen Kampfe seinen Ausschlag geben. Vor allen aber strahlt uns die Sonne von Salankemen entgegen, der Vertilgungsschlacht und Vorläuferin jener

bey Zenta. Die Flammen, welche noch aus so vielen altherrlichen Städten und Dörfern Teutschlands und seinem eigenen Fürstensitze lodern, rufen ihn bald zur Blutrache wieder die Raubmörder auf einen andern Schauplatz ab; nur die schlechte Hülfe und der matte Nationalgeist hindern ihn an Ausführung grosser Dinge; er errichtet dafür die berühmte Linie von Heilbronn und geht nach England, um für das Beste der allgemeinen Sache nach Vermögen zu wirken. König, Parlament und Volk empfangen ihn, wie es seiner Tugend und seinem Ruhme gebührt; der Beherrscher von Spanien läßt ihm, durch seinen Schüler Prinz Eugen das goldne Vließ umhängen; die Polen tragen ihm ihre Krone an. Bey Friedlingen über die Franzosen Sieger trennt er sie von den Baiern, und während der Uebermuth jener bey Höchstadt seine Strafe findet, ängstet er diese in ihrer Festung Ingolstadt. So lebte und starb Ludwig, ein teutscher fürstlicher Held, voll Liebe für sein Gesammtvaterland, unter allen damaligen Fürsten vielleicht der teutscheste, und nach Marlboroughs Zeugniß der fähigste, um, mit gehöriger Unterstützung Teutschland in allen Fällen zu retten.

Und nun noch ein Wort von dem der par excellence der Held jener Zeit genannt zu werden verdient, und der, während die Andern alle von unserem Volke vergessen sind, noch immer in seinem Munde und in seinen Liedern fort lebt, — dem ehrwürdigen Eugenius. Von den Schlachtfeldern, die seinen Ruhm verewigen, mag hier keine Rede seyn; wohl aber davon, wie er sich stolz und glücklich fühlte, ein Teutscher zu heissen, wie er der teutschen Völker aufopfernde Treue gepriesen, der Fürsten unpatriotische Getriebe durchschaut, die Fehler der Verwaltung im Heerwesen und im Cabinette aufgedeckt, und die das Ganze gefährdende Cabale in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgt hat. Angehaucht von der Kraft und dem Geiste der Alten, selbst ein antiker Charakter, gab er ihren und Montecuculi's Grundsätzen der Kriegskunst eine vollkommenere Gestalt; seinem Monarchen zeigte er mit seltenem Scharfblicke die Plane und Bewegungen aller europäischen Cabinette; oft überraschte er diese mitten in ihren Mienen bey voller Arbeit; so dicht er auch gewoben seyn mochte, zerriß er immer den Vorhang, der die Geheimnisse des Cabinets von Versailles deckte. Der Tag zu Rastadt aber, wo er seinen Hauptfeind Villars, mit dem er den ersehnten Frieden schliessen sollte, brüderlich umarmte, und dieser im Gefühle der Grösse seines Gegners ausrief: „Längst sind wir Freunde; Ihre Feinde sind in Wien, die meinigen in Versailles!" — und die Thränen, die er mitten im Gewühle der Schlacht dem Falle seines Waffenbruders Commercy weinte, sind Scenen, welche die schönste Glorie der Humanität über sein Heldenleben verbreiten. Ueberdieß kamen an Aufklärung des Geistes wenige seiner Zeitgenossen ihm bey; während diese durch bittern Religionshaß sich gegenseitig getrennt sahen, verkündigte und übte er die Grundsätze der edelsten Duldung; von den Prälaten der Kirche aber forderte er Reinigkeit der Sitten und Unterwerfung unter die Herrschaft eines geläuterten Zeitgeistes.

Wohl dem Volke, in dessen Geschichte solche Namen glänzen! Sie sind der edlern Jugend begeisternde Vorbilder, der Männer Stolz und Zuversicht, der Nichtswürdigen und Entarteten Beschämung, und in Zeiten des bürgerlichen und sittlichen Verfalls stärken die Bessern in ihrem Anblicke ihre Kraft, um den herrschenden Verderbnissen Widerstand zu leisten.

Literatur.

Postreiserouten durch Europa aus dem Standpunkte der k. wirtembergischen Residenz-Stadt Stuttgart, von Johann Friedr. Denzel, Ober-Postsekretair rc. 3te Auflage. Stuttgart, Löflund, 1823. VI. und 182 Seiten — Dieses sehr zweckmässig und bequem eingerichtete Posthandbuch zerfällt in 3 Abschnitte. Der erste stellt die Reiserouten, in 289 Nummern, aus dem auf dem Titel genannten Standpunkte dar; der zweyte aber giebt Auskunft über die Taxen und andere Unkosten bey Extrapostfahrten und der dritte über die Geldsorten in den verschiedenen europäischen Ländern. In dieser neuen Ausgabe ist der Fleiß des Verfassers die Brauchbarkeit des Werks zu erhöhen, unverkennbar, wie er denn zu diesem Ende nicht nur die besten gedruckten Quellen benützt, sondern auch durch eingezogene mündliche und schriftliche Nachrichten seinen Materialien-Vorrath ergänzt und berichtigt hat. Die Stationsentfernungen werden nach denjenigen Bestimmungen angegeben, wie sie in einem jeden Lande üblich sind, und wornach auch der Betrag der Frachtgelder bezahlt wird. Da die Schweiz keine regelmässige Postanstalt hat, so wurden die Ortschaften nach kleinen Distanzen aufgeführt, damit auch solche Personen, welche den Weg in diesem Lande zu Fuße machen, die nöthigen Weisungen erlangen. Durch solche mannigfaltige Nachbesserungen hat dieß Handbuch in dieser neuen Auflage viel gewonnen, und es ist dadurch zu einem recht nützlichen Vademekum nicht nur für Postfahrende, sondern auch für andere Reisende geworden.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen



1. May. 18. 1824.

Ich kann nichts dazu, daß Gott mich mit einem Gemüthe beschwert hat, dem gemeiner Schmerz weher thut, als der eigene, und vielleicht mehr als andern zu Herzen geht.

Ulrich von Hutten.

Stimmen aus dem Grabe des edeln teutschen Ritters Ulrich von Hutten.

Ich habe in dem kurzen Laufe meines Lebens für Licht und Recht und für die Freyheit teutscher Nationen männlich gezeugt und gestritten, und freudig und standhaft habe ich den Haß und die Verfolgungen der geistlichen und weltlichen Tyrannen ertragen, weil ich jedes Opfer für die Wahrheit für Gewinn geachtet, und sie zu verläugnen oder auch nur zu bemänteln, meinem treuen teutschen Herzen unmöglich war. Dieser Eifer und diese Zuversicht hat die Welt nicht begriffen, und die grosse Zahl der Menschen, denen alle geistigen Güter feil sind um zeitlichen Vortheil und Genuß, schalten mich einen Narren, die Romanisten, die Obscuranten, die Curtisanen und die Zwingherrn aber spieen das Gift ihrer Lästerungen über mich aus und trieben mich unstet von Land zu Lande, so daß ich kaum mehr ein Fleckchen Erde fand zu meinem Begräbniß. Aber in all' diesen Verfolgungen und Irrsalen blieb ich freudig und getrost. Denn die Wahrheit ist ein groß Ding, stark über Alles, und dem der ihr treu verbleibt, ist sie ein sicheres Wehr gegen alle Tücke und Gewalt der Welt. Diese wird ihn vielleicht tödten; aber nie wird sie ihn zu ihrem Knechte machen.

Als kaiserlicher gekrönter Poet und Orator war mir ein äusserer Beruf geworden, an alle Fürsten, Edeln und Bürger teutscher Nation meine Rede zu richten, und sie aufzurufen, zur Bewahrung und Vertheidigung ihrer Freyheit gegen welschen Trug und der vernünftigen Erkenntniß und der Wissenschaft gegen mönchische Verfinsterung. Aber nicht so treulich, wie ich that, hätt' ich dieses äusseren Berufes gewartet, wenn auch nicht die Stimme des Innern an mich ergangen wäre, die eine Stimme Gottes ist, und die mich unwiderstehlich trieb, ohne Furcht vor Menschen und vor irgend einer Gefahr der Lüge und der Bosheit die Larve abzureissen, und muthig fortzukämpfen in den Kriegen Gottes, die gegen Finsterniß und Unterdrückung für die heilige Sache der Wahrheit geführt werden. „Laßt uns zersprengen ihre Fesseln und abwerfen das Joch ihrer Knechtschaft!" Das war die Losung, die ich meinem Volke gab, und sie wurde von vielen erleuchteten und biedern Männern freudig aufgenommen und befolgt. Ich selbst aber, nachdem ich's ein Mal gewagt hatte, zog die

Hand nimmer vom Werke zurück, gewiß daß es, nachdem die Würfel ein Mal lagen, gehen mußte oder brechen. Freylich ist es mir und meinen Mitstreitern nicht gelungen, Alles so zu vollenden, wie es von uns beschlossen war. Wir hatten wohl recht viel Muth und Hoffnung dem Koloß des Aberglaubens und der Finsterniß umzustürzen, und von ihm keinen Stein auf den Andern zu lassen. Aber er ist in der Blindheit und Verkehrtheit des menschlichen Herzens zu fest gegründet, und zu stark und zu thätig sind die bösen Geister, die ihn stützen und vertheidigen, als daß wir seinen Ruin hätten vollbringen können. Wir mußten uns deßhalb damit begnügen, daß wir seine Gemäure erschütterten und durchlöcherten, seine Fundamente untergruben, und in seinem Innern Zwiespalt, Mißmuth und Zerrüttung anrichteten. Seinen Fall aber hat Gott nicht zugegeben, weil er will, daß in den Kämpfen für die Wahrheit die Kinder des Lichts ihre Kraft bewähren und stärken, und daß das errungene Kleinod im ruhigen Besitze Ihnen nicht gleichgültig werde.

So steht denn dieser Koloß noch jetzt in der Mitte meiner lieben Teutschen da; ja ich vernehme sogar, daß seit den Erschütterungen, die ich und meine Genossen in ihm zu Stand gebracht haben, keine Zeit gewesen sey, in der so emsig an seiner Befestigung und Wiederherstellung gearbeitet und seinen Bewohnern und Bauleuten von den Machthabern der Welt so viel Vorschub und Unterstützung geleistet worden wäre, als in dem jetzigen Augenblicke. Das thut meinem vaterländischen Gemüthe wehe, und erregt in ihm manche bange Sorge für die Zukunft meines Volkes; zum tiefsten Harm und Kummer aber ist diese Sorge geworden, seitdem die in der Schattenwelt erscheinenden Neuankömmlinge einstimmig berichten, daß die von Gott berufenen Aufwecker teutscher Nation schlafen, daß die Zahl der festen und muthigen Sprecher für Licht und Freyheit immer mehr zusammen

schmelze, daß sie nur schüchtern und leise ihre Stimme zu erheben wagen, und daß dagegen das Heer der Finsterlinge, im geistlichen und weltlichen Stande, sich täglich verstärke und immer trotziger auftrete und erfolgreicher wirke.

Scheint es nicht, als ob all' die bösen Dämone, die in meiner Zeit das angebrochene Licht der Wissenschaft diesseits und jenseits der Alpen wieder auszulöschen und die Welt zu verdummen und zu verknechten und mit den Ketten der Finsterniß zu binden suchten, unter meine lieben Teutschen zurück gekehrt seyen, um sie mit verbundenen Augen im Kreise des Wahns und der Bethörung herum zu führen? — Wie ich mich der Fortschritte freute, die seit mehr als hundert Jahren mein Volk in jeder Kunst und Wissenschaft gemacht, und der Siege, die Philosophie und Aufklärung, der edle Geist der Fürsten und der Freymuth der Lehrer über Pfaffenthum und Obscuration und über die Mißbräuche, die aus einer trübern Vorzeit übrig geblieben, errungen haben! Aber wie ist meine Freude niedergeschlagen und verkümmert, seitdem unter meinen Teutschen, so keck und sicher, sich eine Partey erhoben hat, die sich als den Schirm der Altäre und der Thronen ankündigt, und ihr Werk dadurch glorreich zu führen und zu vollenden verheißt, daß sie allen geistigen Gewinn, den die Nation seit meiner Zeit gemacht, vernichte, die freye Rede und die freye Schrift zähme und unterdrücke, der Vernunft auf ihrem Wege Schlagbäume setze, die ihren Gang hemmen, und im neunzehnten Jahrhundert das Mittelalter wieder herstelle, und mit ihm alle Entwürdigung und Nichtigkeit, die in demselben den einen Theil der Völker zu Tyrannen und den andern zu einer Sklavenhorde gemacht haben. Da sehe ich denn dieselbe Tragödie erneuern, die einst vor meinen Augen gespielt hat, und denselben Kampf, in dem ich mein Leben verwendet und aufgeopfert habe. Aber die Tragödie hat einen noch traurigern Charakter, weil die, die in ihr die

Hauptrollen übernommen haben, nicht nur in der Kirche, sondern auch im bürgerlichen Leben eine allgemeine Unterjochung beabsichtigen, und der Kampf steht günstiger für die Partey der Finsterlinge, weil auf ihrer Seite das grössere Maß von Zuversicht, Kühnheit und Gewalt ist.

Die Genossen dieser Zeit erinnern sich wohl noch aus der Geschichte der Meinigen, welche Figur in ihr Erasmus von Rotterdam gespielt, und sie scheinen diesen zweyzüngigen, wetterwendischen, die Wahrheit um Menschengunst und zeitlichen Gewinn immer bereitwillig verläugnenden Heuchler zu ihrem Vorbild erkies't zu haben. Darum ziehen sie sich furchtsam zurück, wo es darauf ankommt, ein kräftiges Zeugniß für Licht und Recht zu geben, stellen sich, als wären ihre Zungen gelähmt, und machen Gesichter, die ihren Beyfall ankündigen, wenn die Verläumdung ihre Stimme erhebt, hören nicht auf, die Thorheit derjenigen zu beklagen, die noch an den Sieg der guten Sache glauben oder gar für denselben kämpfen, vermeiden sorgfältig alles Verkehr mit ihren alten Freunden, welche das Unglück haben, im Geruche der Aufklärung zu seyn, ja manche von ihnen haben ihr ganzes früheres Leben und Wirken für eine lange Täuschung erklärend, kein Bedenken getragen, in die Lager der Finsterlinge überzugehen, und mit ihnen auf die Tempel und Altäre Sturm zu laufen, in denen sie früher selbst angebetet haben. In diesen Lagern aber ist Jakob Hogstraten, Johann Eck, Hieronymus Aleander, Sylvester Prierias, Johann Faber, und das ganze Heer der Dunkelmänner, der Briefe ich aufgefangen und der Welt zum Besten gegeben habe, wieder lebendig geworden, das Werk der Finsterniß treibend, wie in meinen Tagen, und durch alle Künste des Trugs und der Gewalt sich abmühend, um den Leuchter wieder von seiner Stätte zu stossen, die Schulen in düstere Spelunken zu verwandeln, die Studien der Humanität und Philosophie als Ketzerey und Hochverrath zu verschreyen und die Welt in die Bande einer neuen Barbarey zu verstricken.

So thätig in ihrem heuchlerischen und fantastischen Eifer nun auch diese Rotte wirkt und strebt, so feig und knechtisch die andern schweigen oder mit dem Schwanze wedeln, und so schwer das Eine und das Andere mein teutsches Gemüth bedrückt, so laß ich doch meine Hoffnung für die Zukunft nicht untergehen. Wenn auch die Menschen die Wahrheit verrathen und verlassen, so hilft sie sich selbst fort, durch die unüberwindliche Kraft, die in ihr ist. Die römischen Imperatoren waren die Herren der Welt, und doch vermochten sie nicht den Fortgang der Lehre zu hemmen, die einige arme Fischer aus Galiläa in ihrem Reiche predigten, und während Karl V. auf zwey Hemisphären herrschte, war er doch nicht mächtig genug, die Bewegung zu stillen, die auf den Ruf eines armen Mönchs in seinen Landen entstanden war. Wird die Sonne ihren Lauf ändern, wenn ihr euere Uhren nicht mehr nach demselben richtet? Werdet ihr den Strom der Donau aufhalten, daß er sich nicht in das Land eurer guten Freunde, der Türken, ergiesse? Könnt ihr das Alter jung und die Jugend alt machen? Könnt ihr in der Gegenwart das Andenken an die Vergangenheit auslöschen, und die Erscheinungen vertilgen, die nothwendige Ergebnisse der Weltgeschichte sind? Dieser Nothwendigkeit vertraue ich, weil sie ein Statut des göttlichen Willens ist, und wie auch, in ihren albernen Erwartungen, die Ultra's, die Romanisten, die Curialisten, die Aristokraten, die Uhu's, die Rohrdommel und die Käuzlein dieser Zeit sich brüsten mögen, so bleib ich doch bey meinem Spruche:

> Die Wahrheit muß herfür zu gut
> Dem Vaterland; das ist mein Muth,
> Wer woll' in solchem bleiben daheim,
> Ich hab's gewagt! das ist mein Reim.

Herzenserleichterungen des Schulmeisters von Siebenknie.

Als Dionysius, der Tyrann, von Timoleon vom Throne gestürzt wurde, kam er bekanntlich in so bedrängte Umstände, daß er in Korinth sein Brod mit dem Unterrichte der Kinder zu verdienen genöthigt war. Dieß Unglück war aber nicht so groß, als es scheint. Denn oft betheuerte, wie die Geschichtschreiber jener Zeit berichten, der gefallene Herrscher, er lebe als Schulmeister weit zufriedener, als einst auf dem Throne von Syrakus. Es ist möglich, daß Dionys sich in dieser Versicherung eine kleine poetische Licenz erlaubte, weil er die Freude derjenigen nicht vermehren wollte, die sich an seinem Falle ergötzten. Wie groß aber auch die Uebertreibung seyn mochte, so erhellt doch aus dem auf alle Fälle noch übrig bleibenden Reste der Wahrheit so viel, daß das Schicksal der Schulmeister zu Korinth weit leidlicher gewesen seyn müsse, als das ihrer Collegen in Teutschland. Dionys vertauschte den goldenen Scepter mit dem Schulstab von Birkenholz, und er fand dieses Schicksal erträglich. Versucht es ein Mal in unserem Vaterlande und muthet denselben Wechsel, nicht den Herren vom Honoratiorenstande, sondern einem Dorfschulzen, einem Mauthbedienten, einem Chausséeaufseher, einem Kerkermeister, einem Gerichtsdiener oder in manchem Dorfe dem Feldschützen oder dem Nachtwächter zu, und sie werden sich sammt und sonders für das Glück, das ihr ihnen bereiten wollt, höflich bedanken, in dem Falle aber, daß ihr es ihnen aufdringt, werden sie über ihr Unglück verzweifeln.

Man hält mir vielleicht entgegen, daß der pädagogische Beruf, dessen der Extyrann in einer grossen, reichen und sehr gebildeten Handelsstadt des alten Griechenlands wartete, ein höheres Maß von Kenntnissen forderte, und also auch zu einer reichlicheren Belohnung berechtigt war, als der Beruf eines Dorfschulmei-

sters, der sich doch nur in der Aufgabe verlieren soll, die Kinder der Bauern so viel zu lernen, daß sie einst im Stande sind, Militairsdienste zu leisten und Steuern zu bezahlen. Dieser Einwand ist unbegründet. Denn worin auch die Aufgabe des Elementarschullehrerstandes bestehen mag, so verlangt man doch von seinen Gliedern einen Grad von wissenschaftlicher Bildung und einen Reichthum von Kenntnissen, wovon das Oberschulcollegium zu Korinth schwerlich einen Begriff hatte. In der guten alten Zeit, in der ich meine Jugend verlebt habe, war der Kreis der schulmeisterlichen Cultur mit der Kunst des Lesens, des Schreibens und des Orgelspiels geschlossen; kam dazu noch eine sonore, durchdringende Singstimme und einige Gewandtheit in der Arithmetik, so hatte man alle Gerechtigkeit erfüllt, und man galt in seinem Fache für einen Virtuosen oder für einen klassischen Mann. Heut zu Tage aber soll unser einer nicht nur Mathematiker, Zeichner, Technologe, Physiker, Naturhistoriker, Pomologe, Landwirth, sondern auch ein Stück von Theologen, Juristen, Cameralisten, Publicisten und Arzt seyn, und man besteht auf dieser Polyhistorie eben so wohl bey dem armen Teufel, der zum Filialschullehrer in Siebenknie bestimmt ist, als bey dem Schooßkinde des Glücks, dem seine Hoffnungen in der Hauptstadt blühen. Ich weiß nicht, wie weit es unser vornehmer Zunftgenosse in Korinth in allen diesen Fächern gebracht hat; aber ich zweifle sehr daran, daß er, wenn er jetzt wieder käme, und sich einem Provisoratsexamen nach der neuesten Form unterwerfen müßte, die Note der Eminenz erlangen würde; sollte er aber auch dieser Note wirklich theilhaftig und im Verhältnisse mit einem so ausgezeichneten Verdienste angestellt werden, so würde er doch schwerlich so glücklich und so zufrieden seyn, als er, seiner Versicherung nach, zu Korinth gewesen ist.

Die sprichwörtliche Rede: darnach die Ar-

heit, darnach der Lohn! drückt eine der klarsten und augenscheinlichsten Wahrheiten aus, und ist zu einer Regel des Lebens geworden, die jedermann für sich in Anspruch nimmt, und Niemand gegen den Andern ohne den Vorwurf der Ungerechtigkeit verletzt. Es scheint, daß die Korinthier diese Regel gegen den Privatlehrer Dionys getreulich erfüllt haben; dasselbe Lob erwerben sich aber die Teutschen des neunzehnten Jahrhunderts ihren Schulmeistern gegenüber nicht, indem notorischer Massen kein Gewerbe in der Welt ist, das kärglicher belohnt würde, als das unsrige, während man zugleich mit jedem Tage die Zumuthung an uns steigert, und in sehr kostbaren Phrasen von der Bedeutung spricht, die wir im Staat und in der Kirche einnehmen, selbst wenn unser Wirkungskreis auch nur den kleinen Raum einer Filialschule umspannte. Mit dieser Bedeutung hat es allerdings seine Richtigkeit, und das Gefühl derselben kann uns stärken und erheben, wenn uns die Welt vernachläßigt, obgleich ein nicht geringes Maß praktischer Philosophie dazu gehört, gleichmüthig, getrost und stolz zu seyn, während man hungert und friert. In dieser Art von Philosophie muß Dionys, unter der Leitung seines Meisters Plato, glückliche Fortschritte gemacht haben. Wie hätte er sonst in seiner dürftigen Schulstube zu Korinth die Prachtsäle seines Palastes in Syrakus vergessen können? Er ist dadurch ein Vorbild und Muster aller Schulmeister in allen Zeiten geworden. Und das gereicht ihm zu gedoppeltem Ruhme, da es nicht scheint, daß ein Schulmeister, der das umgekehrte Schicksal hätte, und also von dem Katheder auf einen Thron empor stiege, ein Vorbild für die Könige werden dürfte.

Großherzogthum Hessen.

Es giebt Leute in Teutschland, welche an dem Gedeihen des konstitutionellen Systems, das uns die Zeit als Ersatz langer Aufopferungen und Leiden und als Belohnung einer wohl bewährten Treue gebracht hat, verzweifeln, weil seine Entwicklung und das Hervorbrechen seiner Früchte nicht so schnell und kräftig erfolgt, als sie erwarteten. Dann giebt es wieder andere Leute, welche dieses langsame und gehemmte Fortschreiten des besagten Systems mit Vergnügen bemerken, und darin die Vorboten seines nahen gänzlichen Untergangs sehen. Jene sind gute Patrioten, welche diese Erscheinung beklagen, weil sie Besorgnisse für die theuersten Interessen der Nation in ihnen erregt; diese aber sind Egoisten, welche sich derselben Erscheinung freuen, weil sie ihnen die Hoffnung gewährt, ihre selbstsüchtigen Ansprüche, die das Aufkommen zeitgemäßer Verfassungen vernichtet hat, wieder geltend machen zu können. Die Besorgnisse der Einen und die fröhlichen Erwartungen der Andern müssen aber berichtigt und gemildert werden, wenn irgend im teutschen Vaterlande eine Regierung und eine Ständeversammlung treu und einverständlich und auf dem Wege der Gesetze für das allgemeine Beste zusammen wirken, und dadurch der Welt den Beweis ablegen, daß die representative Verfassung weder ein leeres Blendwerk, noch ein lähmender Zaum der rechtmässigen Regentengewalt, sondern eine sichere Schutzwehr aller bestehenden Rechte und ein kräftiges Mittel zur Erfindung guter und heilsamer Gesetze und zur Förderung der bürgerlichen Tugenden sey. Diesen erfreulichen Anblick hat uns der letzte Landtag des Großherzogthums Hessen gegeben, über dessen Leistungen der Staatsminister von Grolmann am 1. März dieses Jahres, als er den Ständen im Namen des Regenten den Schluß der Sitzungen ankündigte, treffliche Worte gesprochen hat, die von jedem konstitutionellen Manne nicht anders als mit dem höchsten patriotischen Interesse vernommen werden konnten.

Nichts ist in unseren Tagen den Feinden des

Repräsentativsystems erwünschter, als Spannungen und Mißhelligkeiten zwischen den Regierungen und den Repräsentanten des Volks, weil, an wem auch deren erste Schuld liegen mag, sie immer dazu benützt werden können, um den täuschenden Beweis zu führen, wie bedenklich und nachtheilig das konstitutionelle System für die Würde, das Recht und die Wirksamkeit der Regentengewalt sey. Der Landtag des Großherzogthums Hessen hat aber den besagten Herren diesen Triumph nicht gewährt, im Gegentheile ertheilt der Minister den Ständen, nach dem ausdrücklichen Auftrage des Fürsten, das Zeugniß: „ sie haben glänzende Beweise hoher Uneigennützigkeit und ächter patriotischer Gesinnung gegeben, — sie haben die Gegenstände umsichtsvoll, gründlich und erschöpfend berathen, — der bessere Theil der Menschen werde ihren redlichen Bemühungen die gerechte Anerkennung nicht versagen, — sie haben den Dank, die volle Zufriedenheit und das landesväterliche Wohlwollen des Regenten verdient." — Dieses Zeugniß ist auf gleiche Weise ehrenvoll für die Stände und für den Regenten, weil es unter beyden ein Einverständniß voraussetzt, das nicht hätte zu Stande kommen können, wenn das allgemeine Staatswohl von dem einen oder dem andern Theile besondern Standesinteressen oder egoistischen Zwecken nachgesetzt worden wäre. Es enthält aber auch eine siegreiche Widerlegung derjenigen, die da behaupten, daß zwischen der monarchischen Gewalt und der Volksrepräsentation kein anderes, als nur ein feindseliges Verhältniß bestehen, und daß die Mitwirkung des Volks zur Gesetzgebung und Verwaltung nicht eingeräumt werden könne, ohne daß die Regierung sich ewiger Herabwürdigung und Kränkung aussetze.

Das besagte Einverständniß ist aber besonders noth in der gegenwärtigen Zeit, wo die Anhänger des Absolutismus überall lauren, um Anklagen gegen die konstitutionelle Staatsordnung in der Art ihrer Erscheinung zu finden

und jedes freymüthige Wort für Verletzung der Majestät, jede Aeusserung des Mißvergnügens von Seiten der Höfe aber für einen Ruf um Hülfe erklären. Wie könnte man diese Anschwärzungen besser zu nichte machen, als durch redliche Aufrechthaltung der Harmonie und des Friedens? Und es müßte noch immer für verdienstlich gelten, dieses Ziel zu erreichen, selbst wenn es auch nur um den Preis augenblicklicher Verläugnung und Entsagung geschehen könnte. Dieses Verdienst haben sich die Stände von Hessen erworben, wie denn der Minister von ihnen bezeugt, „sie haben in ihrem Benehmen die Ueberzeugung „ausgedrückt, daß Stände nur dann ihre grosse „Bestimmung zu erreichen vermögen, wenn sie „heilig und hochachtend den Thron und seine un„antastbare Rechte, sich einträchtig mit der Re„gierung verbinden, um das allgemeine Wohl „zu berathen und zu befördern. Diese Ein„tracht, fährt dann der Redner fort, bauet Hüt„ten und verbreitet Segen auf der Erde; denn „segnend sieht die Vorsehung auf ein Land herab, in welchem alles Heilige geachtet wird, in „welchem die Stimme der Zwietracht verstummt, „und in welchem der Zerstörungssucht unberufener Neuerer der Zutritt zu der Berathung des „gemeinen Wohls verschlossen bleibt."

Da durch die Wirksamkeit des Landtags in der Gesetzgebung manches Treffliche geleistet, die Jagdfrohnen aufgehoben, in dem Steuersystem die endliche Gleichstellung der Provinzen bewirkt und die Interessen des Handels berücksichtigt, auch die Regierung in den Stand gesetzt wurde, ihre alten Wünsche für die Herstellung grosser Strassen zu realisiren, so kann man seine Ergebnisse gewiß nicht für unbedeutend halten. Indeß ist auch hier, so wie überall, noch viel zu thun, und unmöglich konnten die erzielten Leistungen allen Ansichten genügen und alle individuellen Interessen befriedigen. Es giebt keine menschliche Anstalt und keine menschliche Bestrebung, die das Eine und das Andere vermöchte;

wer aber billig richtet, wird dankbar annehmen, was redliche Thätigkeit bewirkt, und ohne Murren entbehren, was die Ungunst der Zeit und das Sträuben der Umstände dem treuen Fleiße verweigert. Mit Recht verweist deßhalb der Minister die Stände auf den Beyfall des bessern Theils ihrer Mitbürger, und derselbe wird ihnen gewiß auch nicht entgehen.

Frankreich.

Diejenigen berufenen und unberufenen Sprecher, welche sich in Frankreich gegen die spanische Expedition erklärt haben, beschlossen die lange Reihe der rechtlichen und politischen Gründe, aus denen sie sich gegen die Sache erklärten, gewöhnlich mit einem Appel an den französischen Ehrgeiz, indem sie bemerkten, Frankreich könne, nachdem es durch die Restitution wieder in die Reihe der Mächte eingetreten sey, ohne Verletzung seiner Würde, keine Befehle von der heiligen Allianz annehmen und sein Heer als die Avantgarde derselben gebrauchen lassen. Diese Bemerkung ist auch von Seiten der Cabinette nicht unberücksichtigt geblieben. Denn obgleich unverkennbar war, daß die Unternehmung gegen Spanien in Gemäßheit eines gemeinsamen Beschlusses der grossen Verbündeten erfolgte, so wurde sie doch in den öffentlichen Erklärungen als lediglich von dem Willen des französischen Hofes ausgegangen und blos seine Interesse berührend dargestellt, und die Mitwirkung der Verbündeten nur in dem Falle zugesagt daß die Monarchie in Frankreich ihrer Hülfe gegen den Andrang der in der Halbinsel siegreichen Democratie bedürfte. Indessen wußte das Publikum wohl, wie es mit der Sache daran war, besonders seitdem ein französischer Minister das bedeutsame Wort ausgesprochen hatte, daß Frankreich nur die Alternative bleibe, entweder im Süden die Revolution zu bekämpfen, oder im Norden sie zu vertheidigen.

Die Expedition konnte für das neue Frankreich sehr nachtheilig werden, wenn es entweder durch plötzliche Niederlagen oder durch allmählige Erschöpfung in den Fall kam, die Hülfe seiner Bundesgenossen aufzurufen. Denn es hatte von nun an der Coalition, durch die seine Wiederherstellung bewirkt ward, auch seine Erhaltung zu verdanken, und es verlor gänzlich den Charakter der Selbstständigkeit und die politische Bedeutung, in die es, seit dem Congreß von Aachen, auf der Linie der großen Mächte eingetreten war. Dieser Gesichtspunkt konnte in dem Cabinette der Tuillerien, so groß auch in dieser Sache der Einfluß des Parteygeistes auf seine Entschließung seyn mochte, nicht vernachläßigt werden. Es fiel aber überall in den Verdacht dieser Vernachlässigung, weil die öffentliche Meynung sich in ganz Europa gegen die Expedition erklärt hatte, und in ihr nur Bedenklichkeiten und Gefahren sah. Diese Meynung beruhte auf falschen Voraussetzungen von dem Geiste und der Macht der Spanier, und die Erfolge bewiesen, daß in dieser Beziehung die französischen Minister richtiger gesehen und richtiger gerechnet hatten, als die ganze Welt. Wenn sie dieser Berechnungen sicher waren, durften sie die Unternehmung nicht ablehnen; sie mußten die Aufforderung zu ihr als ein erwünschtes Ereigniß betrachten; sie mußten sie mit der höchsten Energie ausführen. Denn wenn sie gelang, so hatte das bourbonische Frankreich den glänzensten Beweis geführt, daß ihm seine alte Stellung gebühre, und von nun an konnte seine Politik wieder selbstständig seyn. Das staatsrechtliche System, das man zu bekämpfen auszog, war in dieser Rücksicht nur eine Nebenfrage; das eigentliche Problem war das, einen grossen kriegerischen Akt, ohne Mitwirkung fremder Kräfte und mit dem entscheidensten Erfolge auszuführen, und dadurch der Welt darzuthun, wie sicher und fest man stehe, und was man, um seine Ansprüche auf

dem politischen Schauplatze geltend zu machen, vermöge.

Frankreich hat dieses Problem so rasch und vollkommen und in einer so zuversichtlichen und kräftigen Haltung gelöst, daß ihm darüber die Bewunderung und die Achtung des gesammten Zeitalters zu Theil geworden, selbst ohne Ausnahme derjenigen, die der Sache der Spanier den Sieg gewünscht hatten. Dadurch hat es in dem Systeme von Europa, in dem es seine Stelle siegreich wieder eingenommen, seinen Sporn verdient; es hat sich das Protektorat über die Halbinsel erworben, es hat seine politische Meynung im Widerspruche gegen England behauptet; es hat dargethan, daß es nicht ein Schutzstaat der heiligen Allianz, sondern ein selbstständiges Mitglied derselben sey.

Es ist kürzlich bemerkt worden, „diese Resultate seyen als ein Glück für den Continent zu „betrachten, indem — nicht nach revolutionären, „sondern nach den alten Ideen, vom Gleichgewicht „der Staaten, — ein mächtiges Frankreich „zur Erhaltung vieler andern Gleichgewichte un„entbehrlich sey.“ Diese Bemerkung enthält einen tiefen und wahren Sinn, und wer denselben faßt, muß sich des Glückes freuen, das Frankreich durch die spanische Expedition geworden, selbst wenn er auch das unmittelbare Resultat derselben beklagen sollte. Denn ein Bund der Mächtigen hört in demselben Verhältnisse auf für die Mindermächtigen furchtbar zu seyn, in dem die einzelnen Glieder desselben durch das Gewicht und die Entwicklung ihrer eigenen Kräfte, den Charakter der Selbstständigkeit behaupten.

Bücher-Anzeige.

Bey J. E. Schönbrod, Kanzley-Buchdrucker und Buchhändler in Ellwangen, sind zu haben:

Hammers, C. F., neue Charte von Teutschland, oder die teutschen Bundes-Staaten nach ihrer Bildung vom Jahre 1814. 1 fl. 12 kr.

Hammers, C. F., neue Charte der europäischen Türkey mit einer Uebersichtstabelle. 1 fl.

Zur Empfehlung dieser beyden herrlichen Blätter erlaube ich mir das Urtheil eines Kenners hier anzureihen: „Oben angeführte Charten von Hammer sind mit „vorzüglichem Fleiße ausgeführt und verdienen wegen „Reinheit des Stichs und Richtigkeit der Angaben „allgemein empfohlen zu werden.

Prof. A. Schabel.

Bodent, Augustin, Königl. Württemberg. Schulinspektor ꝛc., die erste und heiligste Geschichte der Menschheit, Jesus von Nazareth; historisch-kritisch, mit stetem Rückblicke auf griechische, römische und jüdische Religionsgeschichte. gr. 8. 2 fl.

Bayer, J., der Katholik in der Andacht am Morgen und Abend, bey der heil. Messe, deren Ceremonien ausführlich erklärt sind, bey der heil Beicht, Kommunion und bey anderen Gelegenheiten. 8. Auf schönes Schreibpapier 1 fl.

Jais, P. Aegid., Gast- und Gelegenheitspredigten, die Alle verstehen, und die Meisten brauchen können. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8. fl. 30 kr.

Kempis, Thomas v., die vier Bücher von der Nachfolge Jesu Christi, mit Anwendung und Gebeten, aus dem Französischen des Abbé Berault von L. v. M. Mit 7 prächtigen Kupfern. Neue verbesserte Auflage. Velinpapier. 12. 2 fl. 24 kr.

Eben dasselbe mit teutschen Lettern. Mit 7 prächtigen Kupfern. Velinpapier. 12. 2 fl. 24 kr.

Sammlung der auserlesensten Gebete, oder der Tag des Christen, aus dem Französ. des Abbé Fleury übersetzt von L. v. M., mit 8 schönen Kupfern. Velinpapier. 12. 1 fl. 36 kr.

Wolf, L., Predigten auf die Feste des Jahres und auf verschiedene Gelegenheiten. 2 Theile. Neue Ausgabe. 8. 1 fl. 30 kr.

Billiges Anerbieten.

Um den Wünschen der vielen neuen Abnehmer zu Pahl's Neuer National-Chronik:

„daß sie sich gerne auch die älteren, vom Jahre 1820 „an herausgegebenen, Jahrgänge dieser vortrefflichen „Zeitschrift anschaffen würden, wenn sie, zusammen ge„nommen, nicht eine bedeutende Summe ausmachten;“

entsprechen zu können, erlasse ich dieselben von jetzt an bis zu Ende Juny dieses Jahres in nachbemerkten äußerst niedrigen Preisen:

Die Jahrgänge 1820 bis 1822 jeden zu Netto 1 fl. 30 kr. Den Jahrgang 1823 aber zu Netto 2 fl. — Zusammen alle diese vier Jahrgänge gegen baare und Postfreye Geld-Einsendung zu Netto 6 fl. 30 kr. — Mit dem 1. July dieses Jahres tritt der alte Preis, nach welchem gerade das Gedoppelte zu bezahlen ist, wieder ein.

Ellwangen, im März 1824.

Schönbrod'sche Buchhandlung.

Berichtigung.

Nr. 15 S. 235 Z. 10. ist statt brittische Colonie zu lesen brittische Industrie.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



8. May. 19. 1824.

Welch' Getümmel
Strassen auf! Dampf wallt auf:
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Gasse lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile,
Kochend wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern, unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet!

Schiller.

Der Brand zu Hof, im Vogtlande.*)

Es war am vierten September vorigen Jahres, Morgens zwischen neun und zehn Uhr, als in der blühenden, gewerbthätigen, freundlichen Stadt Hof die Feuerglocke ertönte. Die erschreckte Inwohnerschaft sah das kleine, in der Nähe des Marktplatzes liegende Haus des Glasermeisters Gypser in Flammen. Schon bey dem ersten Nothgeschrey war das Innere des Hauses überall entzündet. Die 9 Feuerspritzen der Stadt, zum Theil in dem nahen Rathhause aufbewahrt, kamen augenblicklich herbey. Da gerade Wochen-Markt war, fehlte es auch nicht an Menschen, um die Macht des Feuers zu dämpfen. Aber schnell war das Schindeldach des Hauses in Flammen, die ein heftiger Nordwestwind anblies, und auf die rechts und links zunächst stehenden, gleichfalls mit Schindeln bedeckten Häuser und Hintergebäude verbreitete. Vom Sturm ergriffen theilte sich das hoch auflodernde Feuer nach allen Richtungen in diesem Quartiere der Stadt aus; bald aber überflog es die breite Hauptstrasse, und in wenigen Minuten sah man es auf mehreren weit entfernten Punkten über die durch die Hitze des vorigen Monats gedörrten Schindeldächer aufschlagen. Während man an zehn Orten zu löschen suchte, rief man aus zwanzig andern um Hülfe. Von Entsetzen über die furchtbar schnelle Verbreitung der Gefahr ergriffen, verliessen die Stadtbewohner die Brandplätze und eilten ihrem bedrohten Eigenthum und

*) Auszüglich mitgetheilt aus der Schrift: Beschreibung des grossen Brandes in Hof am 4. September 1823, von K. G. H. Meyer, Hospitalprediger daselbst. 8. Hof, 1824.

ihren Familien zu. In der schrecklichen Verwirrung fand die polizeyliche Macht keinen Gehorsam mehr. Als nun in kurzer Zeit nicht nur die Hauptstrasse auf beyden Seiten, die Orla und die grosse Klostergasse im Brande standen, sondern auch schon die Thürme der Hauptkirche und des Rathhauses in den Laternen und Glokkenstühlen das Feuer aufgenommen hatte, sank der Glaube an die Möglichkeit der Rettung immer tiefer. Der Rauch und die Gluth verjagten auch die Kühnsten unter den Löschenden, und oft so schnell, daß man z. B. die bey der Hauptkirche arbeitende Feuerspritze den Flammen überlassen mußten.

Unterdessen waren viele Menschen mit ihren Löschgeräthschaften vom Lande herbey gekommen, und der Kampf mit dem zerstörenden Elemente wurde mit verstärkter Kraft und vermehrten Hülfsmitteln begonnen; aber die Macht des Brandes drängte die Löschenden auf allen Seiten immer weiter zurück, so daß gegen 4 Uhr Nachmittags der Kern der Stadt bereits von den Flammen ergriffen war. Schrecklich wogte das Feuermeer über die Strassen einher, sie, wie mit einem Gusse überschüttend, und von dem Ungestümm des Windes oft mit einem Stosse über 6 — 8 Häuser verbreitet. Die sprühende Gluthmasse, in welche man die geliebten Wohnungen verwandelt sah, wirkte so fürchterlich, daß, mit Ausnahme der Backsteine, jede Steinart berstete, das Wasser in den Brunnenkästen zum Sieden kam, in einer Mühle die Räder im Wasser verbrannten, und vielleicht keine zehn Gewölbe übrig blieben, die noch haltbar waren. Das Flugfeuer ergoß sich so strömend, daß es in dem eine starke halbe Stunde entfernten Dorfe Leimitz drey Mal zündete. Aus mehreren Gebäuden wurden Papiere von den Dampfwolken bis nach Asch und Roßbach in Böhmen (5 — 6 Stunden weit) getragen. Das Prasseln der Flammen auf einem eine halbe Stunde im Umkreise fassenden Fläche, das Krachen der einstürzenden Thürme und Häuser, die dicken empor steigenden Rauchmassen, das Rollen der Rettungswägen, das Gewühle der Arbeitenden, das Jammergeschrey der Verunglückten, — dieß Alles stellte ein Bild der Noth und der Verzweiflung dar, das jedes fühlende Gemüth mit Schauer erfüllte.

Unter den zerstöreten öffentlichen Gebäuden wird vor allen die Hauptkirche, ein prächtiges Denkmal des altteutschen Baugeschmacks, beklagt. Das Einstürzen ihres Daches und ihrer zwölf Säulen, das in einem Augenblicke erfolgte, erschütterte die Gegend, wie ein Erdbeben. Zum Theil schon zerschmolzen, stürzte die grosse 72 Zentner schwere Glocke in dem Thurm auf ein Gewölb herab und zertrümmerte. So ward auch das Rathhaus, ehedem eine Zierde der Stadt, zur Ruine. Von den königlichen Gebäuden aber hatte blos das Postamt das Schicksal des Abbrennens; das Hallamt dagegen, das Landgericht, das Rentamt und das Salzmagazin wurden gerettet, und gewährten zum Theil Anhaltspunkte, aus denen, bey vermindertem Sturm, der weitern Ausbreitung des Feuers gesteuert werden konnte. Doch dauerte die Arbeit der Löschenden 2 Tage und 2 Nächte fort, ehe man sich für ganz sicher halten konnte. Einige wenige Personen wurden leicht beschädigt, eine Dame brach den Arm, zwey Personen aber verloren das Leben. Diese waren der alte Thürmer Klaus mit seiner Frau. Er verweilte zu lange in seiner hohen Wohnung und als er flüchtete, brannte schon die unterste Treppe. Er suchte nun einen Ausweg in die Kirche, fand aber keinen, und blieb endlich durch den Rauch erstickt, in einem an die Kirche angebauten Treppenthurme liegen. Seine Frau, weiter unten gegen die innere Kirche zu, verbrannte fast ganz zur Kohle. Der noch rüstigere Sohn aber erstieg ein Fenster in dem Treppenthurm, und sprang, etwa ein Stockwerk hoch, unbeschädigt auf die Strasse herab.

Man sah während dieser Jammerstunden die

herrlichsten Züge von Unerschrockenheit, Aufopferung und Treue. So blieb eine Magd, Margaretha Günther, in dem untersten gewölbten Stocke eines brennenden Hauses, gegen den Willen ihrer Herrschaft, bis dasselbe nieder gebrannt war, vertheidigte die daselbst befindlichen Waaren gegen das eindringende Feuer, und rettete sie glücklich. In nasse Tücher gehüllt sah man Personen in brennende Gewölbe eindringen und die Flammen tödten. Unvergeßlich müssen auch den Hösern die vielen edeln Menschen aus den benachbarten Sächsischen, Preussischen und Reussischen Städten und Dörfern, so wie aus dem Inlande bleiben, denen hauptsächlich das Verdienst gebührt, die Altstadt und die Vorstadt gerettet zu haben. Und wie könnte der Dank für die den Unglücklichen so reichlich erwiesenen Wohlthaten je in ihnen erlöschen? Kaum graute der erste Morgen nach dem Schreckenstage als in langen Zügen die Wägen herbey kamen, die den Hungernden Lebensbedürfnisse brachten. Die durch ihren Handel weit verbreiteten Verbindungen der Innwohnerschaft erweckten ihr besonders eine Menge Wohlthäter, und man kann in Wahrheit sagen, daß nie in Teutschland eine abgebrannte Stadt so außerordentliche Unterstützungen erhalten hat, als Hof. Ein rührendes Beyspiel herzlicher Theilnahme gaben unter Andern das 13. Linien Infanterie-Regiment und die zwey Schwadronen des dritten Chevauxlegers-Regiments zu Baireuth, welche eine ganze Ration Brod den Verunglückten überliessen. Besondere Ansprüche auf die Dankbarkeit der letztern erwarben sich viele einzelne, durch ihren Rang und durch ihre Denkungsart erhabene Personen, welche entweder durch ansehnliche Geschenke, oder durch ihren Eifer im Sammeln von Beyträgen, ihren Edelmuth bewährten. Besonders setzten sich die Städte München, Augsburg, Nürnberg, Erlangen, Baireuth, Dresden, Leipzig, Altenburg, Frankfurt am Mayn und Straßburg durch ihre Freygebigkeit in den Herzen der Höfer ewige Denkmale. Aber wie bedürftig dieser Wohlthaten war die unglückliche Stadt? Gegen dreyhundert Wohngebäude, von meistens bedeutendem Umfange, sind vernichtet. Die Summe, mit welcher dieselben in der Brandassecuranz versichert sind, kömmt einer Million Gulden sehr nahe; ihre Wiederherstellung wird aber das Gedoppelte kosten. Noch grösser ist der Verlust an Waaren, Vorräthen und Mobilien aller Art. Er ist auf mehr als 2 Millionen Gulden berechnet. Unter den Kaufleuten, welche ihre Wohnungen verloren, etwa 31 an der Zahl, ist der Verlust der meisten sehr groß, da ihre Gewölbe ausgebrannt sind, und nur wenige ihre Lager assecurirt hatten. Auch in den abgebrannten 7 Mulzhäusern und 4 Bräuhäusern giengen ansehnliche Vorräthe zu Verluste. Nicht zu berechnen ist hierbey der Schaden, welcher aus dem durch den Brand und seine Folgen entstehenden verminderten Betrieb der Gewerbe für eine geraume Zeit hervor gehen wird.

Ueber die erste Entstehung des Feuers ist man im Ungewissen. Es hatte sich das Gerücht allgemein, auch in öffentlichen Blättern, verbreitet, daß das Unglück mit Firnißsieden in dem Hause des Glasermeisters Oppser angefangen habe. Nach der genauesten Untersuchung ist aber der letztere von aller Schuld frey gesprochen worden, indem sich nicht nur keine Beweise für jene Entstehungsursache ergaben, sondern auch mehrere Zeugen aussagten, daß sie drey Häuser auf ein Mal hätten brennen sehen, und nicht angeben könnten, welches zuerst gebrannt habe.

Eine zur Regulierung des Bauplans für die Wiederherstellung der Stadt hat die abgeordnete Königl. Regierungscommission mit Zuziehung der Stadtbehörden, eine Bauordnung entworfen und nach geschehener Genehmigung von der Kreis-Regierung zu Baireuth bekannt gemacht, die sich durch Gründlichkeit und Umsicht auszeichnet. Durch ihre Vollziehung wird die Stadt nicht nur

gegen künftige ähnliche Brandfälle so viel möglich gesichert seyn, sondern auch solider und schöner aus ihrer Asche hervor steigen.

Die Landökonomie im Geiste der Zeit.

(Eingesandt.)

Der kürzlich ans Licht getretene neue Wirthschaftsplan eines Herrn Albert in Anhalt-Köthen scheint mit Begierde aufgefaßt zu werden. Plane machen ist im Geiste der Zeit; wer macht nun nicht Plane? Der oben genannte schlägt in mein Fach ein, die Aufforderung des Prospektus aber an die Gesetzgebung, „bey einem so bedeutenden Schritte zur Restauration „der ökonomischen Verhältnisse nicht gleichgültig „zu bleiben," (S. 6) berechtigt jeden Kenner zur ernsten Prüfung, unbeschadet der Autorität des Hrn. Adam Müller, der sich vermöge seines Tons und seiner (S. 18) gloriirten Bedeutsamkeit, als eine wichtige Person ankündigt. Indeß denke ich, wenn ich eine Schrift lese, nie an die Person, sondern ausschließlich nur an die Sache; und da strebt mein ganzer Sinn zuerst den Zweck des Autors zu ergründen, dann aber zu beurtheilen, auf welchem Wege er ihn erreichen will. Das erste ist eine schwere Kunst in dieser Zeit der Täuschung, wo die Geisterhöhe nach der Feinheit der Sophismen abgemessen wird. Minder mühsam aber ist es die rechte Bahn zu halten, bey den lustigen und sogenannten genialischen Absprüngen eines Projektemachers.

Der Zweck des mit einem Titel belohnten Wirthschafters im Geiste der Zeit ist von seinem viel bedeutenden Protektor wiederhohlt rund und unumwunden ausgesprochen worden, „die mo„narchische Haltung von Europa, sagt der„selbe, welche den eigentlichen Vorzug unseres „Welttheils ausmacht, beruht auf der Erhaltung „des grossen Grundbesitzes. Diesen zu „garantiren, heißt um Adel und Thron kein ge„ringes Verdienst erwerben." (S. 22, 24) Was benachtheiligt nun den grossen Grundbesitzer? „Seine Schulden, seine Abgaben, seine Produk„tionskosten." Ueber die zwey erstern Punkte schienen die Reformatoren sich zu beruhigen, als ob in der Haltung des europäischen Systems von selbst dazu Rath würde; in Ansehung des letztern aber läuft ihre Absicht darauf hinaus, „alle „zur Exploitirung eines grossen Grundbesitzes er„forderlichen Dienste und Arbeiten der Profes„sionisten, Wirthschafts- und Feldarbeiter ohne „Geld sich zuzueignen." Hat man denn die Gesetzgebung auf seiner Seite, nun so wird auch Rath zu diesen und jenen Concessionen, die die literarische Wohlanständigkeit vorläufig einräumen muß.

Der Albertische Plane ist nicht neu, sagt Hr. Adam Müller, „es ist nur das wieder „aufgefundene und restaurirte Dienstverhält„niß." Und darin hat er vollkommen recht. Alle Barbaren, die die policirten Länder Europa's überwältigen, Germanen, Franken ꝛc. befolgten das Albertische Dienstsystem; es hat sich in den alten, von den letztern eroberten Wohnsitzen der Sassen, bis in unsere Zeiten herein erhalten; Dienstleute ohne Geld. Die Kost muß man natürlich dem Arbeiter, wie dem Zugvieh reichen, man sey rauher oder verfeinerter Barbar; die ersprießlichste Methode aller dieser Barbaren, mit Einschluß der Westindischen Pflanzer, war aber immer die, dem Arbeiter sein Stück Landes zuzutheilen, auf dem er seine Maniocs oder Kartoffel anbauen kann. Die Burgunder und Westgothen liessen deßhalb den Eingesessenen ein Drittel des urbaren Bodens. Aerger aber machten es die Franken, die alles nahmen, und die Eigenthümer auf irgend eine Steppe hinaus warfen, um dort sich zu nähren und zu fröhnen. So ist im Norden noch bey jedem grossen Grundbesitze ein sogenanntes Wendfeld (d. i. Wendenfeld, Sklavenfeld,) welches den unwirthbarsten Boden enthält.

Daß man hin und wieder von diesem System abgegangen ist, tadelt und beklagt Adam Müller (S. 18 19) mit Argumenten und in einem Tone, von welchem man nicht einsieht, wie beyde nicht füglicher gegen das Prinzip dienen könnten, das er aufstellt. Sagt er doch: „der grosse Grundbesitzer macht kein Geld wie fängt er's an, um zu Geld zu kommen?" Die Anwort ist: „es in alle Wege im Sacke „zu behalten, dem Taglöhner ꝛc. nichts zu bezahlen." Wie erröthet er nicht, bey einem System, das durch „die bloße Begierde oder Geldbegierde des „Menschen (Grundherrn) beseelt wird, in wel„chem blos seine Laster, nicht aber seine Tugen„den Platz finden, und welches Sparsamkeit, „Zucht und Frugalität meisten Theils, den gött„lichen Segen aber gänzlich und überall außer „Acht läßt." (S. 19) Was sagt dieß anders, als: Geldgierde macht lasterhaft; jedoch muß dieß dem Grundherrn übersehen, dem Arbeiter dagegen nie eingeräumt werden. „Was ist, „wird S. 20. gefragt, überhaupt das Geld in „den Händen des Miethlings?" So soll auch Landwirthschaft „auf persönliche, unbezahlbare (zu verstehen, unbezahlte) Hülfeleistungen, nicht „aber wie eine Wechselbank auf Geldzahlen und „Geldempfangen beruhen."

Daß nach diesen Prinzipien die hin und wieder statt gefundene Aufhebung der Personaldienste scharf mitgenommen wird, versteht sich von selbst. „Man hat, heißt es S. 18, an die Stelle der „edelsten aller irdischen Beschäftigungen, aller „ächten Freyheit, ein indisches Plantagen„und Comtoirwesen, eine Geldmaschinerie, eine „Erndtefabrik gesetzt, indem man Geld- und „Lieferungscontrakte abgeschlossen, alle natürli„chen Empfindungen von dem Geist des Gelds „und des Luxus hat ersticken lassen, woraus „(S. 22) Zersplitterung alles grossen Grund„Eigenthums erfolgen muß."

Der „hochverdiente Albert" allein weiß hierzu Rath. Geldsklaven weiß er zu Menschen, zu wahren Ackersklaven — nicht doch, zu Staatsgenossen zu machen, und so der wahren Freyheit einen grossen Dienst zu leisten. Er geht mit seinem Beyspiele voran, und giebt seine Tabellen, im guten Glauben an den Zeitgeist,

der im Punkte des Gelds, wo es auf's Dupiren ankommt, mehr auf die Verwirrung der Köpfe, als auf das rationelle Facit und auf Consequenz ankommt. Solche Schwindler lassen sich sogar durch das bethören, was (nach S. 8) sie zum Nachdenken bringen sollte, und dessen überzeugende, faktische Proben, unter andern die dänischen Staaten liefern. Der hohe und rasch wachsende Wohlstand des platten Landes datirt sich daselbst notorischer Massen von dem Beginn der dem Hrn. A. Müller so herzbrechenden Zertrümmerung des grossen Eigenthums, und von der Umwandlung der Albert'schen Staatsgenossen in Geldsklaven. Dabey hat noch das, was vom grossen Grundeigenthum übrig geblieben, beträchtlich gewonnen. Eine gleiche Probe hat vor 40 Jahren Mecklenburg bestanden, wo die sogenannten Staatsgenossen in den Domänen dem Pächter zum Ruin gereichten, und der Kammer jährliche Zuschüsse kosteten, seitdem aber, da sie zu Geldsklaven gemacht worden, das Einkommen der Kammer auf's sechsfache erhöhten, und die schweren Zeitläufen überstanden, ohne von irgend einem Zufalle herunter gebracht zu werden.

Einem jeden seine Meynung ohne Hader! Ich für meinen Theil bekenne mich für einen Idioten in den Modedoctrinen der Zeit; Prinzipien halte ich für schwache Fundamente des praktischen Lebens; dagegen ist die Geschichte meine Leuchte, sie, die mir überall dasselbe sagt, sich nie widerspricht und keine Exemtionen gestattet. Sie legt das Zeugniß ab, daß alle Staaten und Völker so lange groß, herrlich, blühend und tugendhaft waren, als jede Familie ihr eigenthümliches, allen andern an Rechten gleiches Grunderbe hatte, daß der Verfall mit der Cumulirung der Grunderben anfieng, und daß die Einführung des grossen Grundeigenthums ihn vollendete. Geschah dieß in Republiken, so entstanden Triumvirs; geschah es unter den Valois, so lös'te sich alles in Anarchie auf. Nur unter den Bourbonen behauptete sich das grosse Eigenthum. Denn da repräsentirten die Magnaten die Nation, den Staat; alles übrige ist Knecht, Sklave, Nichtsbedeutend, wie unter Germanen, Franken, Russen.

Ist das große Eigenthum fundirt, oder im Werden, so gesellt sich ihm sein Zeitgeist zu. Sein Genie ist nach Horaz:

ut facias rem,
si possis recte, sin non, quo cunque modo! *)

*) Ueber die Bedeutung des Worts res haben die Ge-

zu teutsch: Geld, Geld und nichts als Geld, gleichviel mit Ehre oder Unehre. Dreiste fordere ich die Zeugen der Wahrheit auf, sie mögen sich ansspeechen, ob alle Factionen, Antagoniren und Tendenzen der Zeit etwas anderes im Auge haben. Monarchisten und Demokraten, Mystiker und Nationalisten, Servile und Constitutionelle, — was wollen sie mit all' ihrem Treiben am Ende anders, als was der Pomegyrist des Raben sich ausdachte, um den Käfer zu bekommen. Der Pomegyrist des Hrn. Albert erblickt in dem geringen Volke seinen Raben, dem er das Geld abschwatzen will. Unter den Augusten bestebt hin und wieder das si possis recte; aber auf diese folgen Tibere und Nerone; wie könnte je die Geschichte sich widersprechen?

Der Raum gestattet hier nicht, das Irrige in den Tabellen und Angaben des Hrn. Albert nachzuweisen, und eben so wenig die Inconsequenzen seines Beschützers aus einander zu setzen. Aber das darf und soll gesagt werden, daß beide spornstreichs rückwärts eilen, und daß ihre Plane für das ohne sie von allen Parteyen zertretene Volk unheilbringend sind, indem die unvermeidlichen Mißbräucke, durch die Gesetzgebung, d. i. die Gewalt gedeckt, solches den unterdrücktesten Nationen gleich machen müßten. Und wozu solche Künsteley, wo doch die geraden Wege, um zum Bessern zu gelangen, offen vor uns liegen? So Jemand nicht will arbeiten, sagt die Schrift, der soll auch nicht essen. Feder-Industrie und Soldatenspiel sind keine Arbeit. Man entschlage sich ihrer, und es ist allem abgeholfen. Bey Amerika's Umwandlung und Englands Absonderung von Europa auf den alten Preisen der rohen Produkte zu bestehen, ist eine Albernheit. Nie kann Kunstfleiß bey dem vorherrschenden System des grossen Grundeigenthums prosperiren. Alles aber kommt ins Geleise, wenn Pachte und Abgaben nach den bestehenden Preisen abgemessen werden.

Ich habe lange genug gelebt, um mich noch des Geistes zu erinnern, der in den Tagen des großen Friedrichs waltete. Damals lebte in London ein Mann der, vermittelst des Hungertods von 100,000 Hindu's, eine Million Pfd. Sterl. erworben hatte. Im Leben haßte ihn der Pöbel und als er starb, wollte sich Niemand finden, der ihn zu Grabe getragen hätte. Zu gleicher Zeit fand sich in einer großen teutschen Stadt ein General, der in dem Rufe stand, daß er sich in einem Feldzuge viel Geld gemacht habe. Er hatte gleiches Schicksal mit dem Engländer. Man mußte weit her ein Commando Soldaten erbieten, um seinen Leichnam aus der Welt zu schaffen. Wo war in Friedrichs Heeren ein General der sich Geld gemacht hätte? die jetzige nur dem sinnlichen Genusse lebende Generation nimmt das anders. Das quocunque modo ist bey ihr zur Maxime geworden, die, da sie Jedermann übt, auch Niemand mehr entehrt. R.

gisten nicht den Horaz befragt. Bey diesem hat es gleichen Sinn mit dem französischen fortune, alles was den Wohlstand erhält oder vermehrt. In diesem Sinn kann ohne moralische Injurie ein Mensch eine res heissen, und alle sind es, die durch ihre Dienste Jemand nützlich sind. Facere rem, faire sa fortune und Geldmachen sind völlig synonime Ausdrücke.

Ueber Salats Denkwürdigkeiten *) betreffend den Gang der Wissenschaft.

I.

Aus einem Schreiben an den Verfasser aus Wien (von einem Universitätsprofessor, der sich dem Verf. bisher als einen strengen Prüfer bewiesen hatte).

Verehrtester S.!

So würde ich Sie anreden — aus vollem Herzen —, wenn ich von Ihnen auch nur die „Denkwürdigkeiten" kennte. In Verbindung mit solcher Feinheit ist der Muth, welchen die Herausgabe dieses Buchs beweis't, wohl ungemein. Ich habe keine Worte, um Ihnen den Grad der Begeisterung anzugeben, in welche mich — zwar noch nicht das erste aber wohl das zweyte Lesen dieses Buchs, versetzte. Sie erscheinen mir wie ein Stephanus mit verklärtem Antlitze; mögen die nun folgenden Steinwürfe, ohne zu treffen, vorüberfliegen. Träfen sie aber auch, und könnte der Kelch nicht vorübergehen, der nassen Augen, meine ich, würde ich zur Hälfte kaum mir bewußt werden beym unverwandten Anschauen dieses leuchtenden Antlitzes. Möchte ich nur dann nicht zum Stillsitzen, wie ein Toggenburg verdammt seyn! — Daß Sie mir aber ja nicht den Kopf schütteln, als sey ich berauscht und übertreibe. Ich sehe dennoch einen Mangel, über welchen ich unverhohlen mit Ihnen sprechen will. Die oft wieder-

*) S. den vorigen Jahrgang dieser Blätter S. 640.

fehrenden Vorwürfe der Unwissenheit (p. 11, 36, 37, 50, 79, 110, 104, 169) sind auffallend und besonders von einem Manne von Ihrer Bildung. Zwar kann sich, wer mit Unwissenheit, Rohheit ic. zuerst um sich schleudert, nicht über das Zurückschleudern beschweren (p. 62. 19), allein jener erste wurde doch für einen Hottentoten (p. 318.) erklärt, und wenn mit einem solchen Hottentoten und dessen Verwandten ein auch so zart und fein fühlender Mann, wie S. Jahrelang zusammen kömmt: sollten nicht diesem letztern ebenfalls ein Menschliches begegnen und ihn etwas von jenem störenden Außen anfliegen können? — Dieses so eben gerügte Menschliche verschwindet übrigens freylich gegen das an dem Werke zu Lobende, wie ein Tropfen im Meere."

II.

Aus der Münchner politischen Zeitung 1823. Beylage Nro. 250. „An das Publikum: ein Wort gegen zwey Lästerschriften."

In zwey anonymen Schriften, die gegen meine „Denkwürdigkeiten, betreffend den Gang der Wissenschaft und Aufklärung, erschienen sind, findet sich eine Reihe von Entstellungen und Erdichtungen. Es mag die Zeit kommen, wo ich solche Behauptung (nicht ohne Nachdruk, aber ruhig und einfach) beweisen werde. Jeder Wahrheitliebende, dem je diese Erscheinungen bekannt wurden, mag indeß vergleichen; denn in der genannten Schrift findet sich die Widerlegung bereits, und zwar in Betreff der Erdichtungen sowohl als der Entstellungen, wenigstens mittelbar und zum Theil sogar ausdrücklich. — Einen Schritt gegen die Verbreitung der Pasquille bey irgend einer Behörde zu thun, fand ich unter meiner Würde und auch als Privatmann keineswegs nöthig: das gerade Gegentheil von dem, wessen mich die Ungenannten keck beschuldigen, ist ja überall, wo ich als Pfarrer und Professor (so lange!) gelebt habe, wohl bekannt. Aber dem Amte und dem Berufe des öffentlichen, akademischen Lehrers, war ich, wie es schien, gegen das „Calumniare audacter, semper aliquid haeret," diese Erklärung schuldig.

Landshut den 19. Okt. 1823.

J. S. k. G. R. und Prof.

III.

Aus der, in München erscheinenden, Zeitschrift „Eos" wo ein Aufklärling gegen die gedachte Schrift Lärm geschlagen hatte.

Erklärung.

Indem ich das Buch „Denkwürdigkeiten" ic. schrieb, ermunterte mich der Gedanke: Recte faciendo neminem timeas.

Und nachdem dasselbe erschienen war, stärkte mich der andere: Conscia mens recti famae mendacia ridet.

Uebrigens ist es die Wissenschaft, worauf es in dieser Schrift zuvörderst ankommt, die Wissenschaft in Ansehung des Höchsten und Wichtigsten. Dann aber sprechen — Thatsachen: und welche?!

J. Saiat ic.

Zugabe.

Was die unter Nro. 1. gerügten Vorwürfe der Unwissenheit betrifft; so kann der Verf. zu seiner Entschuldigung nur Folgendes anführen:

1) Diese Sprache war Retorsion; und 2) aus dem in der Vorrede angegebenem Grunde sollte — in dem Aufsatze, der schon 3 bis 4 Jahre früher geschrieben war — Nichts abgeändert werden.

Uebrigens sind dem Verf. auch von Socher und Wessenberg freundliche Urtheile, über die „Denkwürdigkeiten" ic. sowohl als die „Versuche über Supernaturalismus" ic. zugekommen.

Nassau.

Wenn gleich die neue Beschreibung des Herzogthums Nassau, die der fleißige und gewandte Statistiker Demian gegeben, *) den Anforderungen nicht genügt, die in unsern Tagen die Wissenschaft und das Zeitbedürfniß an ein Werk dieser Art machen, so hat er doch in derselben viele neue und schätzbare Notizen, zum Theil aus Originalquellen und eigener Localkenntniß, zur Kunde eines teutschen Bundesstaates geliefert, der für den denkenden Beobachter des Lebens und seiner Erscheinungen manches eigenthümliche Interesse darbietet. Dieses Interesse liegt zum Theil schon darinn, daß dieser Staat in seiner itzigen Gestalt eine Hervorbringung und Zusammenbildung der von uns erlebten Zeit ist, die, während sie anderswo nur abschnitt und anfügte, hier im eigentlichen Sinne eine neue Schöpfung aus größten Theils neuen Bestandtheilen hervorbrachte. Denn nachdem die ansehnlichen Besitzungen der damals in drey Zweigen blühenden Walramischen Linie des Hauses Nassau jenseits des Rheins durch französische Waffenmacht verloren gegangen waren,

*) Handbuch der Geographie und Statistik des Herzogthums Nassau von J. A. Demian 8. Wiesbaden, 1823.

die Ottoische Linie aber alle ihre Rechte und Güter in den vereinigten Niederlanden und später auch noch, auf das Machtgebot des zürnenden Napoleons, ihren gesammten Besitzthum in Teutschland eingebüßt hatte, war es, als die Zeit der Versöhnung kam, nicht mehr möglich alles Entfremdete, in seinem frühern Bestande, wieder herzustellen; aber beyde Linie konnten sich hierüber trösten, da sie mit so großem Zuwachse an Land und Leuten aus den langen Stürmen hervor giengen; der Walramischen wurde noch das schätzbare Glück zu Theil, daß sie die Besitze ihrer Väter und die alten Stammlande ihres Hauses, zwischen dem Mayn und dem Westerwalde behauptete oder wiedererlangte, mit der sie dann viele ehemalige Maynzische, Trierische, Pfälzische, Hessische, Wiedische, Anhalt-Bernburgische rc. Gebiete vereinigte. So bildete sich das itzige Herzogthum Nassau. Mit dem Herzoge Friedrich August, der am 24. März 1816 starb, erlosch der Zweig von Usingen und der gesammte Staat, einem Haupte unterworfen, sah nun, bey seiner geographischen Rundung, auch die volle Einheit der Verwaltung in sich hergestellt.

Was in solcher Weise die Politik und die in der Geschichte waltende Nothwendigkeit zusammen fügte, erwuchs zu einem räumlichen Ganzen, dem an Schönheit und Ertragbarkeit des Bodens, so wie an Mannigfaltigkeit der die Bedürfnisse eines civilisirten Volks befriedigenden Produkte keines der teutschen Länder gleicht. Wer, gleichgültig gegen den eiteln Glanz überwiegender Macht und unzugänglich für ihre Versuchungen, doch der Versuchung nicht widerstehen könnte, in einem irdischen Paradiese zu herrschen, wo der Reiz und die Fülle der Natur allen Wünschen eines zarten Gefühls und eines edeln Willens entgegen kommen, der müßte dieses Land zu seinem Sitze wählen. Es ist das Italien des Nordens.

Wie dieses hat es auch seine Alpen und seine Appenninen, in den herrlichen Gebirgen des Taunus und des Westerwalds, die auf einzelnen Punkten 2600 Fuß über die Meeresfläche emporsteigend, auf ihren Spitzen und Hervorragungen die herrlichsten Aussichten gewähren, in ihrer Gestaltung die kühnsten Naturbilder darstellen, mit schönen Waldungen bedeckt und von fetten Thälern durchbrochen sind, in ihren Inngeweiden aber einen reichen Schatz mannigfaltiger Metallerze und Mineralien enthalten. Aus ihren Steinbrüchen sind die schön bearbeiteten 32 Marmorsäulen gefördert, die den prachtvollen Kursaal in Wiesbaden schmüken; ihr Inneres aber enthält die Zubereitungsstätte der Mineralwasser, die, an Menge und Gehalt, die vorzüglichsten Teutschlands sind, jährlich eine große Zahl von Ausländern an ihren Quellen versammeln, und einen ausserordentlichen Gewinn gewährend, in alle Gegenden von Europa, selbst bis nach Afrika und in beyde Indien versandt werden. Wiesbaden, Selters, Fachingen, Ems, Schwalbach, Schlangenbad sind ausgezeichnete Namen in der Hydrographie unsres Erdtheils.

Steigt man denn von diesen Gebirgen herab, in das niedrigere Land, das niegends weite Plänen, sondern unaufhörlich wechselnde Höhen und Thäler, und in ihnen die reizendsten und überraschendsten Ansichten darbietet, so fühlt man sich entzückt, von so viel Schönheit und Milde, so wie von dieser Uippigkeit des Ertrags, wo man hier in weit verbreiteten Waldungen von Obstbäumen wandelt, in denen auch Mandel und Kastanien reichlich gedeihen, dort am Fuße der herrlichen Rebenhügel, auf welchen der Ausstich der Rheinweine, der Hochheimer, Rüdesheimer, Johannisberger, Markebrunner und Aßmannhäuser wachsen, und hier in seiten Getraidefeldern, triefend von Segen und erfüllt mit allen nützlichen Erzeugnissen der Pflanzenwelt, welche der Pflug und die Hacke, mit fleißiger Hand geführt, der Erde abzugewinnen wissen. Damit es diesem glücklichen Lande aber auch nicht an Gelegenheit ermangle, den Ueberfluß seiner Producte auszuführen, hat ihm die Natur drey Wasserstraßen gegeben, die es mit vielen andern Ländern und mit dem Ocean in unmittelbare Verbindung setzen, die Lahn, die es, vierzehn Stunden ob ihrer Mündung schon schiffreich, in seiner Mitte durchströmt, den Mayn, der seine Südgrenze berührt, und der Rhein, der sich bogenförmig um seine Westgrenze krümmt.

Die neueste Geschichte des Herzogthums Nassau, sein Verfassungswesen und die in seiner Verwaltung durchgeführten Einrichtungen und Reformen haben in unseren Tagen oft den literarischen Fleiß auf eine anziehende Weise beschäftigt. Aber die obigen Andeutungen beweisen, daß eine physische Geographie dieses Landes, mit den erforderlichen innern und äussern Hülfsmitteln bearbeitet, eine nicht minder interessante Aufgabe und deren tüchtige Lösung ein Verdienst um das Publikum seyn müßte.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



15. May. 20. 1824.

Wer trozt verweg'ner der Gefahr,
Und wessen Werk ist schöner?
Wer giebt dem Pflüger seine Schaar,
Die Axt dem Taglöhner?
Wo ist ein Volk, wo ist ein Land,
Das nicht der Hammer unser Hand
Mit Segen überschüttet?

Hiemer.

Die Berg- und Hüttenwerke im Kocherthal.

Der Kocher, dessen eine Quelle an dem östlichen Fuße der schwäbischen Alp hervor strudelt, bezeichnet die Gränze dieses Gebirges und scheidet es, durch ein enges Thal, von den gegen über sich erhebenden Höhen des Härtfeldes, an dessen Abhang seine zweyte Quelle entspringt; da aber wo die vereinigten Gewässer, nach kurzem Laufe, aus der Bergschlucht, in das offenere Gelände hervor treten, liegt die Stadt Aalen, einst eine der unmittelbaren Städte des teutschen Reiches, nun aber seit dem Sturm, der ihre meisten Schwestern ergriffen, dem wirtembergischen Staate zugethan, dem sie längst, nicht nur durch ihre geographische Lage, sondern auch durch mannigfaltige Berührungen des gesellschaftlichen Lebens verwandt war. Sie hat in dem langen Laufe ihres historischen Daseyns nie durch politische Bedeutung in dem Verbande der republikanischen Gemeinheiten, dem sie angehörte, sich empor gehoben, und ein rechtliches Regiment und den durch fleißige Gewerbthätigkeit erzielten Wohlstand ihrer Bürger, in bescheidener Genügsamkeit, immer als das schönste Ziel ihres Strebens geachtet; keine ausgezeichnete Thatsache hat ihr eine Stelle in der allgemeinen Geschichte gegeben; keine sonderliche Gunst der Natur erschien auf der fleißig gebauten und benützten Oberfläche ihres kleinen Gebiets; aber diese Gunst ist ihr zu Theil geworden, in dem reichen Schatze von Eisenerzen, der in dem tiefen Grunde ihrer Umgebung, zu beyden Seiten ihres Flusses, liegt, und die für ausgezeichnet geachtet werden muß, da der Gebirgszug, der in ihrem Thale sich schließt, beynahe überall dieses Minerals entbehrt.

An dem linken Ufer des Kochers, nahe bey der Stadt, erhebt als Hervorragung des Hauptgebirges sich ein freyer, freundlicher Hügel, der Burgstall genannt, einst — wie schon sein Name andeutet und viele gefundene Denkmale beweisen — ein Castell in der grossen Befestigungslinie, mit der die Römer ihre Eroberungen in Germanien umgürtet hatten. Um diesen Hügel her aber öffnen Stollen und Schachte das Innere der Erde, und 50 — 60 Knappen

fördern das Stuferz zu Tage, das in demselben verborgen liegt. Die Geschichte giebt keine Kunde von der Zeit, in der der Bau dieser Gruben begann; längst war aber Wirtemberg, auch während des Bestandes der Unmittelbarkeit der Stadt Aalen, in ihrem Besitz und ihrer freyen Benützung, und das Mineral, das sie lieferten, ward in den Guß- und Hammerwerken im Brenzthale, zu Königsbronn, Itzelberg, Heidenheim, Mergelstetten, in Metall verwandelt und verarbeitet. Zuerst geschieht dieser Werke im Jahre 1360 in einem Lehnbriefe Erwähnung, den Kaiser Karl IV. dem Grafen Ulrich von Helfenstein, dem damaligen Inhaber der Herrschaft Heidenheim, ausgestellt. Nachher gelangten sie in die Hände von Privatbesitzern; das volle Eigenthum desselben erwarb im Jahr 1598, der Herzog Friedrich I. von Wirtemberg kaufsweise. In der über diesen Kauf gefertigten Urkunde werden als eine Zugehörde jener Hüttenwerke auch die Erzgruben im Burgstall ausdrücklich genannt. *)

Diesen Gruben gegen über, am andern Ufer des Kochers, zieht sich die westliche, bis auf ihre Gipfel mit Laubwaldungen bedeckte Wand des Härtfeldgebirges hin, eine halbe Stunde unter der Stadt eine Winkelspitze bildend, von der sie ihren Zug gegen Osten nimmt. In dieser Spitze tritt ein Cap des Gebirges hervor, der Braunenberg genannt, der, 2282 Pariser Fuß über die Meeresfläche emporsteigend, und kahl auf seinem Gipfel, eine anziehende und weite Aussicht über die Thäler und Waldhügel des Kochers, der Lein und der Jaxt beherrscht. Am Abhange dieses Berges öffnen sich die Stollen, aus denen 60 Bergleute jährlich etwas über 100,000 Centner zu Tage fördern. Der Eisenstein bricht in mehrern 4 — 6 Schuh mächtigen Flözen, welche in dem unter dem Jurakalkstein liegenden Sandstein und Schiefergebirge vorkommen. Er beträgt bey dem Ausbringen im Grossen etwa 30 Procent, und wird durch Schramm- und Schwingarbeit gewonnen, und auf einer, in einem gegen 100 Lachter langen Förderungsstollen angelegten Eisenbahn, auf welcher der Hund, mit einer Last von 20 Centner mit der Schnelligkeit eines Pfeils lauft, hervor geschafft. *) Wann der erste Bau dieser Gruben begonnen worden, darüber schweigt die Geschichte; aber seit Jahrhunderten waren sie, mit den dazu gehörigen Gußöfen und Hämmern, ein Eigenthum des fürstlichen Stifts Ellwangen, und erst im Jahr 1802, als auch dieser uralte kirchliche Staat dem Schicksale der Secularisation erlag, giengen sie mit ihm in den Besitz von Wirtemberg über.

*) S. Memmingers Würtemberg. Jahrbuch, 3ter und 4ter Jahrgang, S. 323 ff.

Kaum eine Viertelstunde tiefer im Thale besteht das Schmelzwerk Wasseralfingen, anderthalb Stunden den Kocher abwärts aber das Hammerwerk Abbtsgmünd, mit 4 Groß-Feuern und 1 Kleinfeuer, und eben so weit aufwärts das von Unterkochen, mit 2 Groß-Feuern und 1 Kleinfeuer, das hauptsächlich viel Drahtzaineisen von vorzüglicher Güte liefert, und auch ein Blechwalzwerk hat. Alle diese Werke werden von dem Flusse getrieben, von dem sie im Gegensatze gegen die im Brenzthale, die Kocherthalischen heissen.

Das Schmelzwerk in Wasseralfingen ist das wichtigste unter ihnen, und hat seit dem Jahre 1811 so viele Verbesserungen und Erweiterungen erhalten, daß es unter die ausgezeichnetesten Werke dieser Art in Teutschland gehört, so wie es denn auch die Hauptgiesserey des Königreichs ist. Es hat zwey Hochöfen, einen Cupoloofen, eine Erzpoche, eine mechanische Werkstätte mit Schlackenpochwerk, Bohr- und Drehmaschine, Schlosser-, Schreiner- und Ciseleur-Werkstätte, eine Kleinformerey und eine Emaillirhütte. Während früher so oft über Schwere, Unbeholfenheit und Mangelhaftigkeit der hiesigen

*) Memminger a. a. O., 1823. I. S. 85.

Gußwaaren geklagt wurde, werden dieselben jetzt mit einer Leichtigkeit, Zierlichkeit und Vorzüglichkeit geliefert, die diesem Hüttenwerke die rühmlichste Anerkennung und eine ausserordentliche Verbreitung seiner Produkte verschafft haben. Es fertigt auch nicht nur Oefen und Platten und alle Arten von Kochgeschirr, dessen Emaille sich eben so sehr durch Dauer, als Unschädlichkeit auszeichnet; sondern auch wirkliche Kunstwerke von hoher Vollkommenheit, Uhren, Gefässe, Bildnisse rc. rc. Im Jahr 1816, gieng aus demselben ein Gußstück hervor, das vielleicht das größte und vollendeteste ist, das je eine Eisengiesserey in Teutschland lieferte. Es ist das kolossale Wirtembergische Wappen. Der als Schildhalter dazu gehörige in einem Stücke und hohl gegossene Löwe wiegt allein 7000 Pfund. Der andere Schildhalter, ein Hirsch, ist von gleicher Art. *)

Diese die rein menschliche Idee des verbessernden Fortschreitens so schön realisirenden Reformen, bey deren Erwähnung dem vielseitig verdienten Hüttenverwalter Faber du four die ausgezeichnete Ehrenmeldung gebührt, schränkte sich aber nicht blos auf Vervollkommnung der technischen Einrichtungen, ihres Betriebs und ihrer Erzeugnisse ein; sie erweiterten sich auch auf die geistige Bildung der in den Berg- und Hütten-Werken arbeitenden Mannschaften, indem sie dieselben nach alter löblicher Sitte in einen zunftmäßigen Verband vereinigten, und in Tracht, Sprache und Gesittung ihnen die Eigenthümlichkeit gaben, die in der Natur ihres Berufes liegt. Ein jedes Jahr wiederkehrendes Gewerksfest — gottesdienstlich begonnen und in brüderlicher Freude vollendet — stärkt und belebt die sittlichen Gefühle des Vereins. Ein schönes Denkmal ist dem letzten Jahrstage durch die von dem würdigen Pfarrer Dillenius zu Ober-Bebingen in der Stadtkirche zu Aalen abgelegte und nun durch den Druck vervielfältigte Predigt gesetzt worden; *) — ein ermunterndes und kräftigendes Erbauungsblatt für die wackern Leute, denen der Berufe geworden, den Segen der Erde in ihrem Innern zu suchen, und durch die Macht des Feuers und des Hammers ihn zu veredeln. Mit Geist und Wärme ist ihm dieser Beruf in seiner höhern sittlichen Bedeutung dargestellt, die Ansprache, die aus ihm an ein religiöses Herz ergeht, entwickelt und in edeln und rührendem Tone das Wort des Dichters commentirt:

> In der Erde Gründen
> Spur von Gott zu finden,
> Ist des Bergmanns Pflicht;
> Der auf steilen Wegen,
> Für die Welt zum Segen
> Kluft und Gang durchbricht;
> Wo die Macht und volle Pracht
> Von des Schöpfers grossen Thaten
> Kundbar sich verrathen!

*) S. Memmingers Beschreib. von Wirtemb. zweyte Auflage, S. 338.

*) S. Gmünd, im März 1824, 16 S.

Portugal.

Als sich der Infant Don Miguel am 27. May vorigen Jahres an die Spitze des 23zigsten Linien-Regiments stellte, und die Abschaffung der Verfassung proclamirte, während die Cortes den oft geschworenen Eid „Constitution oder Tod!“ — wiederhohlten, hieng die Entscheidung des Zwiespalts nicht mehr von rechtlichen Discussionen ab, sondern von der Ueberlegenheit, die in diesem kritischen Augenblicke die eine Partey über die andere behauptete. Alle Nachtheile waren auf Seiten der Cortes, und zwar durch ihre eigene Schuld. Sie kannten weder den Geist des Volks, noch den der Truppen, den zu prüfen und zu bearbeiten die höchste Aufgabe ihres Berufes gewesen war, und indem sie

sich dem Wahne überliessen, in den der Mensch beym redlichen Streben auf einen edeln Zweck so leicht verfällt, daß die gute Sache einen unüberwindlichen Schutz in sich selber habe, vernachlässigten sie die Maßregeln zur Befestigung ihres Werks, während der Gegentheil die Seinigen mit Klugheit, Thätigkeit und Energie betrieb. So fiel die Constitution eben so schnell wieder zusammen; als sie entstanden war; der Ruf: „Es lebe der absolute König!" schallte durch das ganze Reich; und die Herren, welche zuvor so entschlossen auf der Alternative „Verfassung oder Tod!" bestanden waren, liessen sich nun ein Drittes gefallen, nämlich die Flucht nach England.

Die Reaktion, die mit einem so glücklichen Ergebniß endigte, war das Werk des Infanten, der Königin und der zahlreichen, aus aristokratischen und hierarchischen Elementen zusammengesetzten Partey, die sich an jene Häupter angeschlossen hatte. Der Antheil des Königs an der Unternehmung war nur ein passiver. „Weil ihr es denn so wollt, sprach er, so mag der absolute König leben." Es bestand hier keine Verabredung und keine Hinterlist; und nie würde der Monarch sich in Plane ergeben haben, die sich mit der Redlichkeit, die in seinem Charakter ist, nicht vereint hätten, oder durch die er gezwungen worden wäre, Grundsätze und Zusagen zu verläugnen, die ungezwungen, wiederhohlt und feyerlich von ihm ausgesprochen worden waren. Aber er sah sich in der Nothwendigkeit, von einem System abzutreten, das von aller Welt verlassen war, und sich an die Macht anzuschliessen, die, nachdem sie die unbeschränkte Gewalt erlangt hatte, ihn zu sich einlud.

Eine solche Gewalt zu üben, war aber auch nicht in seinem Sinne. „Die Gesinnungen meines Herzens, erklärte er den Bürgern von Lissabon, widerstreben dem Despotismus und der Unterdrückung. Die Rechte der Bürger sollen eine so sichere Gewähr erhalten, als die der Krone." Dieselbe Versicherung erneuerte er in einem Circular an die auswärtigen Cabinette. Der Junta, die er zur Ausarbeitung einer Verfassungsakte nieder gesetzt hatte, ertheilte er die Instruktion „das neue Grundgesetz nach rechtlichen Prinzipien zu bearbeiten, die Ausübung der obersten Gewalt und die gesetzmässige Sicherheit des Volks in Einklang zu bringen, und den Weg zu bahnen, auf welchem durch allmählich fortschreitende Verbesserungen die Staatsverwaltung einen Grad der Vollkommenheit erhalte, wie er bey menschlichen Einrichtungen nur immer möglich ist." Diese Zusagen kamen aus dem Herzen des Königs. Was hinderte ihn seine Ueberzeugung zu verbergen? Konnte er, der an der Spitze der Sieger stand, nicht mit einem Schlage Alles vernichten, was seit der Revolution geschehen war? Aber die Erfolge bewiesen, daß die Könige, wenn der Strom der Parteyen sie fortreißt, so wenig Meister der Ereignisse bleiben, als in demselben Falle die Völker. Die, welche die Umkehr der Dinge bewirkt hatten, glaubten, daß durch sie nur ihr Wille geltend gemacht werden müßte. Nach ihrem Sinne bestand das Königthum nur rechtmässig, als unbeschränkte Gewalt. Das Wort Constitution galt einem Verbrechen gleich. Alles was durch die Cortes gebaut wurde, ward der Zerstörung geweiht. Sie und ihre Freunde empfanden, oft auf die empörendste Art, die Rache der Sieger. Die Bande der Gesellschaft lösten sich immer mehr. Die Mißverständnisse, die Verlegenheiten der Regierung und die Aeusserungen der herrschenden Unzufriedenheit häuften sich. Der Zustand des Reichs stellte ein trauriges Bild von Zerrüttung, Noth und sittlichem Verderbniß dar.

Wie durchgreifend die Reaktion, in Vernichtung Alles dessen wirkt, was in der Zeit der Verfassung zur gesetzlichen Gültigkeit gekommen, ist besonders aus dem königlichen Dekrete vom 18. Dezember, das aber erst am Ende des M'

bekannt gemacht worden, ersichtlich. Es werden durch dasselbe alle von den Cortes eingeführten Neuerungen aufgehoben, und verfügt, daß die sämmtlichen Urkunden, welche auf die abgeschafte Verfassung und deren Grundlagen, oder auf die derselben geleistete Eide Bezug haben, vertilgt, aus den Büchern, in die sie eingezeichnet sind, heraus gerissen und dadurch jede Erinnerung an „jenes unheilschwangere Ereigniß" ausgelöscht werden sollte. Dieses Dekret ist vom Könige unterzeichnet; aber indem es Handlungen, denen er früher seine Billigung ertheilt hatte, für verabscheuungswürdige Verbrechen, und Gesetze, die durch seine Sanktion geheiligt worden, für Produkte einer unseligen Zeit und eines zerstörenden Geistes erklärte, sieht man, daß er, als er es unterzeichnete, noch immer unter dem Einflusse einer Macht stand, die seinen Willen und seine Gefühle unterdrückte, und ihm Schritte abnöthigte, die ihn in Widerspruch mit sich selbst setzen und ihm das öffentliche Vertrauen rauben mußten.

Dieser Macht hat die öffentliche Stimme in Portugal den Tod des Marquis Loulé schuld gegeben, dessen Leichnam in den ersten Tagen des März, in dem Schlosse Salvaterra, mit den deutlichsten Spuren gewaltsamer Ermordung, gefunden wurde. Er war der vertraute, innige Freund des Königs, bekannt als ein Mann von Ehre und Rechtlichkeit, ein Gegner der harten, zerrüttenden Maßregeln des herrschenden Absolutismus, und deßhalb von den Anhängern des letztern gehaßt. Sein Tod machte die tiefsten Eindrücke und erregte die größte Erbitterung, da das Publikum ihn als einen Angriff auf den König und als das Signal zur Ausführung eines Planes betrachtete, der nur durch wiederhohlte ähnliche Verbrechen gelingen konnte und einer drohenden Zukunft entgegen führte. Der allgemeine Unwille sprach sich in den stärksten Erklärungen aus.

Bald darauf erfolgte aber eine ministerielle

Revolution, die, da sie der guten Sache der Mäßigung und des Friedes neue Hoffnungen darbot, den Unwillen über jene Mordthat milderte. Man wußte, daß der Kriegs-Minister, Graf Pamplona, in dem Staatsrathe wiederhohlte Entwürfe zu einem Amnestiegesetze vorgelegt hatte, durch das endlich der fortdauernden Reizung ein Ende gemacht und die Ruhe hergestellt und gesichert werden sollte. Aber er scheiterte mit allen seinen Anträgen an dem Widerstande, den der Minister des Innern, Gomez de Oliveira und der der Justiz, de Castro, ihm leisteten; wie denn diese beyden Geschäftsmänner als die Häupter der Partey des Infanten im Staatsrathe und als die Urheber aller der willkührlichen Maßregeln bekannt waren, die seit dem Umsturze der Verfassung ergriffen worden waren. Dadurch sah sich Pamplona und mit ihm der Minister der auswärtigen Geschäfte veranlaßt, dem Könige zu erklären, daß sie in dem Falle seyen, ihre Entlassung zu geben, wenn ihre beyden besagten Collegen nicht von den Geschäften entfernt würden. Dieser Schritt hatte die bezielte Wirkung. Die Verfechter des Absolutismus wurden in den Pensionsstand versetzt, ihre vereinigten Ministerien aber einem ehrwürdigen Greise von loyaler Gesinnung, Oliveira Leite de Barros übertragen. Man bemerkte, daß dieser Minister-Wechsel, nicht ohne Mitwirkung des Marschall Beresford erfolgte, der, nachdem seit dem Sturze der Verfassung eine andere die Absichten der Königin und des Infanten unterstützende Macht den Einfluß Englands in die portugesischen Angelegenheiten ganz abgeschnitten hatte, sich für den Fall, daß die Dinge sich nicht wenden werden, zu seiner Abreise gerüstet haben soll. Indeß knüpften alle Gutgesinnten grosse Hoffnungen für das Beßte des Königs und der Nation an dieses Ereigniß; die Erfüllung derselben ist aber nur dann zu erwarten, wenn die Partey der Mäßigung die Vortheile, die sie erlangt hat, gegen die Ränke und das Streben ih-

rer Gegner wird zu behaupten wissen; wozu jedoch ein hohes Maß von Umsicht, Entschlossenheit und Energie erforderlich ist.

Ohnehin ist es eine äusserst schwere Aufgabe, in einem Staate, in dem die moralischen Kräfte in solcher Aufregung und alle bürgerlichen Verhältnisse in solcher Zerrüttung sind, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen; diese Aufgabe ist aber hier um so schwieriger, da der öffentliche Haushalt sich in der jämmerlichsten Hülflosigkeit befindet. Es scheint, um dieser Noth zu steuern, nur ein Mittel vorhanden zu seyn, nämlich das, daß sich der Staat die Quellen von Brasilien wieder eröffne; aber das Vertrauen, das auf dieses Mittel gesetzt wird, ist ein thörichter Traum. Die Bewohner der portugisischen Colonieen jenseits des Meeres haben ihre Unabhängigkeit unwiderruflich ausgesprochen, und wie könnten sie sich versucht fühlen, den Einladungen des Mutterlandes zur Versöhnung entgegen zu kommen, da sie dadurch die unaussprechlichen bürgerlichen und commerciellen Vortheile verlieren würden, die ihnen ihre Selbstständigkeit gewährt. Kaum war die Gegenrevolution geschehen, so schikte der König Commissäre nach Rio-Janeiro mit Vollmacht und Instruktionen, um die Zwietracht zwischen beyden Ländern beyzulegen. Aber die Regierung von Brasilien verwehrte den Gesandten allen Verkehr mit dem Regenten, knüpfte die Erlaubniß an das Land zu gehen, an die Bedingung, daß dieselben erst im Namen des Königs die Unabhängigkeit und Integrität des Kaiserthums anerkennen sollten, befahl den Commissären den Hafen binnen 48 Stunden zu verlassen, und nahm die Corvette in Beschlag, auf der sie angekommen waren. Am 19. Dezember v. J. langten sie auf einem Paketbot wieder im Tajo an. Die Erfolglosigkeit dieser Mission war voraus zu sehen. Mit ihr sind die letzten Hoffnungen, das zerrissene Band zwischen der Mutter und der Tochter wieder anzuknüpfen, untergegangen. Den Zorn der erstern aber drückt

die Zeitung von Lissabon aus, indem sie heftige Artikel gegen den Kaiser von Brasilien aufnimmt, und ihn nicht nur einen Meineidigen, einen Undankbaren und einen Aufrührer, sondern sogar auch einen Jakobiner nennt.

Zeitungsfehde über die Wahlen der französischen Deputirten.

Ein Pariser Correspondent der Allgemeinen Zeitung äussert sich in Nro. 84. dieses Blattes über die Art, wie die französische Regierung bey den letzten Wahlen den Grundsatz geltend gemacht, „daß jeder Staatsdiener, der nicht für das Ministerium stimmen würde, abgesetzt seyn solle." Er sagt in thatsächlicher Beziehung über die Sache selbst nichts Neues. Denn die ganze Welt weiß, mit welcher Strenge jener Grundsatz durchgeführt wurde und wie er seine Anwendung nicht nur auf Präfekte, Steuereinnehmer, Militärs und absetzbare Gerichtspersonen, sondern auch auf solche Beamten gefunden, deren Stellen nur mittelbar von der Regierung abhängen; überdieß hat man die Rundschreiben der Minister und der Präfekte, in denen die wählenden Staatsdiener unter Androhung der Entlassung ihre Instruktionen erhielten, in den Zeitungen gelesen. An diese Thatsachen knüpft nun der besagte Correspondent ein sehr verständiges und gemässigtes Resonnement, und er vermeidet sorgfältig das Urtheil zu wiederhohlen, das die das Verfahren der Regierungen mit dem Maßstabe des Rechts und der Sittlichkeit messende öffentliche Meynung in ganz Europa über sie ausgesprochen hat. Nur leise erlaubt er sich die Bemerkung, daß man es vor einigen Jahren nicht versucht haben würde, einem Familienvater seinen Platz zu nehmen, weil er ein Recht, das seiner Natur nach frey ausgeübt werden soll, frey ausgeübt hat.

Sollte man glauben, daß diese so schonende

Darstellung einer Taktik, die man, wenn man sie mit ihrem rechten Namen nennen will, unwürdig und skandalös heissen muß, ihrem Verfasser den Titel „eines unzufriedenen Nachzüglers „der Revolution" zuziehen konnte? diesen Titel hat ihm aber ein Correspondent des österreichischen Beobachters im Tone der höchsten Entrüstung beygelegt, und dabey zugleich unverholen seine Meynung über die Sache dahin ausgesprochen, „daß man jedes Ministerium, wel„ches anders verfahren wäre, als das franzö„sische, einer hochverrätherischen Nachläs„ßigkeit beschuldigen müßte, und daß dem letztern „nichts vorzuwerfen sey, als daß es den richti„gen Grundsatz, nach welchem es bey den eben „vollendeten Wahlen im Einzelnen gehandelt, „nicht zugleich im Ganzen und Allgemeinen durch „eine königliche Ordonanz ausgesprochen habe." Nach diesem Glaubensbekenntnisse ist es freylich nicht zu verwundern, wenn der Correspondent des österreichischen Beobachters seinem Collegen in der Allgemeinen Zeitung seine Darstellung des französischen Wahlgeschäfts höchlich verübelt, und ihm ein ungeheueres Verbrechen daraus macht, daß er das ministerielle Verfahren als ein klug durchgeführtes Wagestück der regierenden Immoralität erscheinen lasse. Diesen Ausdruck hat der letztere nicht wirklich gebraucht; indem aber der erstere seinen Sinn in denselben übersetzte, hat er sich das Verdienst erworben, die Sache mit ihrem rechten Namen genannt zu haben. Denn eine Regierung, welche ihre Diener in die Alternative setzt, entweder gegen ihre Ueberzeugung zu handeln, oder ihre Aemter und Besoldungen aufzuopfern, verzichtet dadurch offenbar auf den Ruhm der Moralität.

Diesen Verzicht schiebt der Einsender des Oesterreichischen Beobachters mit einer unbeschreiblichen Keckheit allen Regierungen von Europa auf den Hals, und er glaubt in seinem Wahne, ihnen damit einen Dienst zu leisten.

„Es habe nun, versichert er, der mit den übri„gen politischen Unordnungen in Europa einge„schlichene Unterschied von Staats- und Her„rendienst, wornach es gestattet gewesen, mit „der Hand dem Könige, und mit dem Herzen „und Munde dem ärgsten Feinde des Königes „zu dienen aufgehört, und nicht mehr gebe es „ausser dem religiösen Gewissen ein anderwei„tes, zartes politisches Gewissen, dessen Frey„heit die Regiernngen in ihren Dienern zu „respektiren hätten." — Wer hat je einen solchen Unterschied in diesem Sinne angenommen? Wer hat es je für erlaubt gehalten, daß der, der dem Könige Treue geschworen, mit dem Herzen und mit dem Munde den Feinden des Königes diene? Wer hat je behauptet, daß diese Treue durch die politische Meynung des Dieners bedingt sey? — Wohl lehren und behaupten wir, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen, daß die Pflicht des Gewissens höher stehe, als die Dienstpflicht, und daß die letztre in keinem Falle die Verbindlichkeit enthalten könne, zu verläugnen und zu verrathen, was die redliche Ueberzeugung als recht und gut erkennt; und unerschütterlich ist diese Lehre in der vernünftigen Natur des Menschen begründet, und alle gesetzmässig handelnde Regenten haben von jeher sie bekannt und geübt. Nach jener Theorie aber hat der Diener der Regierung keine Ueberzeugnng, kein Gewissen und keinen freyen Entschluß mehr, er ist ein blindes Organ ihres Willens; es bleibt ihm kein Verdienst, als das des Sklaven; er muß befolgen, was ihm geboten wird, wenn es ihn auch die Verläugnung der heiligsten Gefühle kostete und die Welt darüber zu Grunde gienge. Welch' eine Verblindung, die sich beredet, und welche Frechheit, die sich gebärdet, als unterstütze sie die Sache der Thronen durch eine Theorie, die aus der in Constantinopel, Teheran geltenden Praxis abgezogen ist! —

Indessen muß man zur Steuer der Wahrheit

sagen, daß der Mann, der diese Theorie predigt, das Verdienst der Consequenz hat. Er bemerkt ausdrücklich, der Staat und die salus publica seyen unbestimmte Gedankendinge, denen mehr zu gehorchen oder zu dienen, als seinem Herrn man nicht verpflichtet werden könne. Aus dieser Prämisse ergiebt sich ganz folgerecht die Reihe der Schlüsse, die mit einem Vorwurfe für das französische Ministerium endigen, daß es in dem Wahlgeschäfte nicht allgemeiner und schärfer durchgegriffen habe. Aber wie weit ist es mit einer Zeit gekommen, unter deren Doktrinen jene Prämisse öffentlich und in solchem Tone des Triumphs erscheinen darf? Unser Mann spricht von den gezwungenen Zeiten herrschender, sittlicher und ehrenhafter Gesinnung. Aber wohl ihm, daß sie vorüber sind! Wer hätte es in ihnen wagen dürfen, den Staat und die salus publica für Gedankendinge zu erklären, und im Gegensatze mit ihnen das willkührliche Herrscherthum und die scharfe Scheidung der Menschen in Herren und Knechte als nothwendige und legitime Realität? Wer hätte behaupten dürfen, daß es keine Staatsdiener sondern nur Fürstendiener gebe, und daß die Rechts- und Pflichtverhältnisse der letztern nicht anders beurtheilt werden dürfen, als unter Voranstellung eines blinden, aller Selbstständigkeit des vernünftig freyen Menschen entsagenden, sich in alles ergebenden und alles leistenden Gehorsams? — In der Periode Napoleons fehlte es in Teutschland nicht an Anmaßungen und Schritten der Gewalt, die die Absicht hatten, den Staatsdienst zur Leibeigenschaft und Frohne herabzuwürdigen; um deßwillen war aber nicht verboten, über sein Recht und seine Würde öffentlich Zeugniß abzulegen. „Nicht — so sprach damals ein teutscher Schrift„steller — steht der wahre Souverain auf „einer einsamen Höhe über den blind Gehor„chenden, sondern im Centrum des freyen Ge„tümmels stolzer Diener, gehorsam den bil„ligen liebevollen Gesetzen der Vergangenheit,— „lenkend die muthigen Begierden der Jugend und „der Zukunft, steht der bescheidene Herr„scher. Er ist lenksames Kind dessen, was ge„wesen; schützender, sorgender, schaffender Ge„mahl dessen, was ist; Vater des noch ungebor„nen, was seyn wird. In diesem Sinne ver„mag jeder, ohne seine von der höhern Ordnung „ihm angewiesene Stelle zu verlassen, Mittler „des Ganzen zu werden, wenn er dienend „zu herrschen lernt.“ Diese Worte müssen als eine bedeutende Autorität wirken. Denn nicht ein „Nachzügler der Revolution“ hat sie ausgesprochen, sondern Adam Müller*), also ein Mann, der als Orakel und Meister von denen geachtet wird, die uns n[illegible] mit der Lehre überraschen, daß ein Beamter, der in den Wahlen der Repräsentanten seine Stimme nicht den ministeriellen Candidaten gebe, dadurch der Absezung schuldig werde.

Was aber den Freund der Wahrheit und der Menschheit am meisten entrüsten muß, ist die Dreistigkeit, mit der die Prediger dieser Lehre und des Systems, auf dessen Boden sie aufgegangen, sie als den nothwendigen Gegensatz der revolutionären Irrwahne und als den Stützpunkt der monarchischen Gewalt ankündigen; so wie es das Herz des wahrhaften Patrioten nur verwundend berühren kann, daß es dieser Dreistigkeit immer weniger an geneigten Hörern und Zustimmung fehlt. Doch es finden Recht und Wahrheit, wie auch der Augenblick sie verdunkeln, immer wieder ihre Zeit, und so sind wir auch der sichern Zukunft gewiß, die die Gewebe der täuschenden Sophistik und des verführerischen Truges zerreissen wird. Warnend aber steht vor der Gegenwart die Geschichte und bezeugt durch hundert Beyspiele, wie diejenige den König gedient haben, die sie verleiteten, die vernunftmäßige Gewalt in eine willkührliche und das von Gott gegebene Regierungsrecht in ein wildes Herrscherthum zu verkehren. Und wie hätte Karl I. und Jakob II., jener als er das Blutgerüst bestieg, und dieser, als er aus der Einsamkeit von St. Germain nach dem verlornen Throne zurück blickte, die noch für ihre wahren Freunde halten können, die ihnen durch Rath und That hülfreich gewesen waren, das Parlament servil zu machen und die Diener der königlichen Macht zu feigen und gewissenlosen Sklaven?

*) S. dessen Vorlesungen über teutsche Wissenschaft und Literatur u. s. w. Dresden, 1806, S. 184.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



22. May. 21. 1824.

Es ist kein schön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten seh'n, der klug regiert;
Ein Volk zu seh'n, wo Jeder stolz gehorcht,
Wo Jeder nur sich selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Göthe.

Der König Maximilian Joseph von Baiern.

An dem Tage, an dem die Baiern das Vierteljahrhundert der Regierung ihres geliebten Königs feyerten, erinnerte sich der verdiente Professor Buchner in Regensburg, aufgefordert, in dem dortigen Lyceum auszusprechen, was in aller Herzen war, daran, daß die schönste Lobrede guter Fürsten ihre Thaten seyen, und daß es, wo diese zeugen, nicht der Nachhülfe rednerischer Kunst bedürfe, um die Namen der Gefeyerten zu verherrlichen. Diese Erinnerung aber, so wie das Erzeugniß das aus ihr hervor gegangen, ist des Redners würdig, der als Historiograph seines Vaterlandes längst die Achtung aller derjenigen hat, deren Liebe die Alterthümer und die Geschichten des teutschen Volkes und seiner verschiedenen Stämme sind.*)

Erweiterung des Staatsumfangs um mehr als ein Drittel, — Purification desselben von allen fremdartigen Gebietstheilen, — Erhebung des Landes zu einem selbstständigen europäischen Staate, — Sicherung desselben durch die Bildung eines Achtung gebietenden Kriegsheers, — weise Leitung der äusseren Verhältnisse, — gänzliche Reorganisation der Verwaltung, der Staatsökonomie und der Justiz, — eine dem Geist der Zeit angemessene Umgestaltung des Cultus und der öffentlichen Erziehungsanstalten, — Entfesselung des Geistes von jeder Art des Gewissenszwangs, — Förderung schöner und nützlicher Künste und Wissenschaften, — Zurückgabe der bürgerlichen Freyheit an alle Bewohner des Landes, — gleiche Vertheilung der Staatslasten auf die Schultern aller Bürger, und die Sicherstellung aller dieser Güter und Rechte durch die heilige Akte der Constitution — das sind die hervorragenden Züge in Maximilians Regentenleben. Schon ihre Aufzählung ist hinreichend, um die glänzende Stelle zu bezeichnen,

*) Ueber die Wiederherstellung des baierischen Königsthums durch den König Maximilian Joseph. Eine historische Abhandlung, vorgetragen am Tage der Feyer allerhöchst dessen 25jährigen Regierungs-Jubiläums von A. Buchner, Professor 2c. 4. Regensburg, 1824, 14 S.

die ihm in der Reihe der Fürsten seines Hauses und unter den gekrönten Häuptern gebührt, die die Teutschen mit Stolz und Triumph, die Ihrigen nennen.

Im Jahre 1792, indem die Kriege begannen, die nachher Europa umgekehrt haben, betrug die Anzahl sämmtlicher Bewohner der vereinigten pfälzischen und baierischen Lande 2,300,000 Seelen. Als Maximilian die Regierung antrat, waren die überrheinischen Provinzen der französischen Republik einverleibt, und die Volkszahl des gesammten Kurstaats auf anderthalb Millionen herunter gesunken. Gegenwärtig aber zählt Baiern 3,600,000 Einwohner. Hierbey lagen die Gebiete, aus denen der Kurstaat bestand, nicht nur im ganzen südlichen und westlichen Teutschlande, sondern auch in Holland, in den Niederlanden und in Frankreich zerstreut; die beyden Hauptländer aber, Baiern und Pfalz, waren übersät mit einer so grossen Menge inclavirter geistlicher und weltlicher Fürstenthümer, Grafschaften und Herrschaften, daß man kaum irgend zwey Meilen gehen konnte, ohne auf einen ausländischen Schlagbaum zu stossen. Jetzt reist man von Passau bis Aschaffenburg und von Lindau bis Hof, 60 Meilen in die Länge und in die Breite, ohne einer andern Farbe als weiß und blau zu begegnen. In gleichem Verhältnisse mit dem Staatsumfange hat sich auch der Bestand seiner Wehranstalten vermehrt. Bey Maximilians Regierungsantritte zählte das baierische Heer 6000 Mann; als die Schlacht von Austerlitz Baierns Selbstständigkeit entschied, standen 20,000 Mann im Felde; den Sieg von Abensberg erfochten 30,000 Baiern. Im Jahre 1815 marschirten deren 60,000 nach Frankreich, die beyden Kaiser von Rußland und Oesterreich aber, als sie bald nachher das Königreich durchreisten, sahen eine Landwehr von 150,000 Mann unter den Waffen.

Die Vergrößerung der Macht gewährt denen, denen sie gelingt, nur dann einen wahrhaften

Ruhm, wenn das, was mit Weisheit und Gerechtigkeit erworben worden, auch mit Weisheit und Gerechtigkeit verwaltet wird. Diesen wahrhaften Ruhm haben seine Zeitgenossen dem Könige Maximilian längst zuerkannt; in noch höherem Maße wird er ihm von der Nachwelt werden, wenn die Stimme des Vorurtheils, des Neides und des aller Belehrung unempfänglichen und in seiner Versteinerung unverrückt auf dem Wahnbegriffe der Stabilität bestehenden Starrsinns verstummt ist. Wie fand Maximilian das Land seiner Väter, als er nach Karl Theodors Tode die Regierung übernahm? — die meisten Aemter waren erblich. Grafen und Freyherrn, und wenn sie nicht mehr lebten, ihre Wittwen und Kinder waren die Inhaber der Pfleg-, Kasten-, Forst-, Salz-, Mauth- und anderer Aemter; statt ihrer aber führten Commissäre, die von ihnen ernannt waren, die Geschäfte. Empfehlungen, Protektionen, Heirathen, am meisten aber das Geld entschieden über die Anstellungen. Nur durch Zufall geschah es, wenn hin und wieder ein Landgericht mit einem tüchtigen und rechtschaffenen Manne besetzt ward. Da die Landrichter keine Besoldungen hatten, sondern diese, größten Theils aus Naturalien bestehend, von den Erbpflegern bezogen wurden, so mußten sie ihre jährlich 4—5000 fl. betragenden Einkünfte aus den Gerichtssporteln zu erhohlen suchen, und von denselben mußte auch ihr Schreiber- und Dienst-Personal erhalten werden. Wie bey den landesherrlichen Pflegen, so sah es auch bey den geistlichen und weltlichen Herrschafts-Verwaltungen aus. Die Beamten derselben standen unmittelbar unter den Landesregierungen, welche in Gerichts-Sachen zugleich die Stellen der zweyten Instanz bildeten; das Personal der letztern aber war wieder größten Theils aus solchen Individuen zusammen gesetzt, denen nicht nur ihre Herrschafts-Gerichte eigenthümlich, sondern auch die landesherrlichen Pflegen als Erblehn angehörten. Einige

wenige ihrer Collegen, welche sich Räthe von der gelehrten Bank nannten, hatten die Ehre ihnen gegenüber zu sitzen und Statt ihrer die schweren Arbeiten zu verrichten; sie selbst, da aus den Aeltesten und Vornehmsten von ihnen nicht nur der geheime Rath und das Ministerium, sondern auch die Landschaft und das Revisorium größten Theils gebildet war, waren die Herren des Landes, die Bewohner desselben aber waren ein aller bürgerlichen Freyheit beraubtes Dienstvolk. — Maximilian hat sich ein glänzendes Verdienst erworben, indem er diesen Unfug, wie auch der aristokratische Egoism sich sträuben mochte, mit der Wurzel ausriß, und den Grundsatz geltend machte, daß alle Staatsanstellungen von dem Regenten ausgehen, und in denselben blos Fähigkeit und Rechtschaffenheit, mit Ausschluß jeder andern Rücksicht, die Bestimmungsgründe seyn müssen.

In der Finanzverwaltung, in der unter dem Regierungsvorfahrer nicht mindere Mißbräuche herrschten, wurde die gleichmäßige Vertheilung der Staatslasten als Regel festgestellt. An die Stelle der ehemaligen Hofkammer trat das Ministerium der Finanzen, besetzt mit Männern von ausgezeichneter Tüchtigkeit. In den Kreisen wurden besondere Finanzkammern angeordnet; und auf dem Lande selbstständige Rentämter geschaffen, welche nach Aufhebung der veralteten Landschaften auch die Steuern einzogen. Die Controlle leitet eine eigene, vom Ministerium unabhängige Central-Behörde, der oberste Rechnungshof; unter ihm arbeiten in den Kreisen die den Finanzkammern zugetheilte Rechnungscommissariate. Die ganze Verwaltung wurde durch diese Verbesserungen des Organismus planmäßiger, consequenter und kräftiger. Aber auch in Beziehung auf die Leistungen und Abgaben, wenn man sie mit deren Stand vor 30 Jahren vergleicht, wurde sie mildernd. Viele persönliche Frohndienste und drückende Feudallasten verschwanden; andere erhielten bedeutende Minderungen. Augsburg entrichtete während ihrer Selbstständigkeit jährlich an direkten Abgaben 108,827 fl. Nürnberg 119,611 fl. Regensburg 74,470 fl. nun aber bezahlt die erste Stadt nur 50,869 fl. Die andere 44,075 fl. die dritte 24,600 fl.

Die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Rechtsgesetze und die unparteyische Justiz-Verwaltung ist hergestellt und gesichert worden, durch die Begründung eines selbstständigen Richterstandes, und durch eine solche Stellung desselben, daß er für sein Urtheil Niemand als Gott und seinem Gewissen verantwortlich ist. Die Kreis-, Stadt- und Landgerichte sprechen in erster Instanz; über ihnen stehen neun Appellationsgerichte und das nicht nur in Baiern sondern in ganz Teutschland hochgeachtete Obertribunal. Das die Menschheit selbst im Verbrecher ehrende Strafgesetzbuch ist ein ruhmvolles Denkmal legislatorischer Weisheit; das allgemeine Civilgesetzbuch aber, das seit Jahren diese Weisheit beschäftigt, wird den Namen Maximilians neben dem eines Justinian verewigen.

Was nun weiter unter dieser glänzenden Regierung geschehen ist zur Förderung der Landes-Cultur und der geistigen Bildung des Volks, für die Herstellung und Sicherung der bürgerlichen und religiösen Freyheit, für die Entfesselung und freye Entwicklung der Geister, für Belebung der Künste und Wissenschaften, für allgemeine Volksaufklärung, für Veredlung des Gottesdienstes, für die Hebung des Ackerbau's, besonders durch Vertheilung der Staats- und Gemeindegründe, für Vervollkommnung der mechanischen Künste und Handwerker, für den Aufschwung der Gewerbe durch Lösung ihrer Fesseln, für die Herstellung der öffentlichen Sicherheit, — und wie der König diesem verdienstlichen Wirken die Krone aufgesetzt, durch die Promulgation der Verfassungsakte, die allem Rechten und Heilsamen, was durch ihn gestiftet worden, dau-

ernde Gewährschaft verleiht, und die Willkühr für immer verbannt, — dieß Alles bedarf nur angedeutet zu werden, um die Empfindungen zu rechtfertigen, mit denen die Baiern das Fest ihres Maximilians gefeyert haben, dieses Regenten, dessen Name in der Geschichte seines Volkes für immer in scharfmarkierter Eigenthümlichkeit da stehen wird, nicht nur weil mit ihm eine neue Periode der Größe und des Ruhms für Baiern begonnen hat, sondern weil er in diese Periode mit einem Geiste eingetreten ist, der die Zeichen und die Forderungen derselben verständig deutete und männlich erfüllte, und mit einem Gemüthe, in dem bey solchem glücklichen Emporstreben nie das Gefühl erlosch, was es der Menschheit schuldig war.

Ueber einen Text von Krug.

Es giebt Leute, die es für bedenklich halten dürften, einen Text von Krug zu commentiren, indem dieser berühmte Schriftsteller in dem Geschrey der Liberalität ist, und zwar nicht nur als ein Mitsprecher oder Nachzügler seiner Partey, sondern als ein Verfechter und ein Haupt derselben. Wer aber irgend den Schein gewinnt, daß er in einem friedfertigen Verhältniße mit dieser Partey stehe, oder wer auch nur den Namen einer ihrer Antesignanen nennen hören kann, ohne sich zu kreuzen und zu segnen, der ist in Gefahr, den Ruf eines guten Bürgers zu verlieren, und in die Register der geheimen Polizey als ein solcher eingetragen zu werden, der mit Ketzern Gemeinschaft hat, oder gar als ein Stück von Jakobiner. Ein solches Prädikat kann in manchen Verhältnissen des Lebens, für den, der es erlangt, schädlich werden oder gar auf dem Wege zu seinem Glücke ihm als ein Schlagbaum entgegen stehen, den zu übersteigen, oder unter welchem hindurch zu schlüpfen auf gleiche Weise unmöglich ist. Aber nicht Jedermann nimmt es auf sein Gewissen, seine Gefühle für die Gunst der Mächtigen aufzuopfern, und Protektionen, huldvolle Gesichter und Auszeichnungen um den Preis seiner Ueberzeugung einzuhandeln. Darum giebt es auch noch Leute, die den Muth haben, den Glauben der Liberalen zu bekennen, und sogar einen Text von einem Schriftsteller zu commentiren, der in den Schulen der Servilen nicht nur als ein apogryphischer, sondern sogar als ein ketzerischer verschrieen ist.

„Das bekannte französische Ultrablatt, die „Etoile — so erzählt Krug *) — habe die „neue Entdeckung gemacht, daß es in Irland „unter den Protestanten mehr Wahnsinnige gebe, „als unter den Katholiken, und ziehe daraus die „wichtige Folgerung, daß es mit der lutherischen „Ketzerey bald aus seyn werde. Man sage, die „Congregation zu Montrouge, einem Dorfe „bey Paris, wo sich ein Jesuitercollegium befindet, „habe deßhalb bereits ein Te Deum angestimmt, „und der Großinquisitor in Madrid habe da„zu mit allen Glocken läuten lassen. Der Mufti „in Constantinopel aber soll geäussert haben, „der Wahnsinn, mit welchem die Christen einan„der verfolgten, lasse hoffen, daß sie sich näch„stens alle werden beschneiden lassen. Die Mes„serfabriken in Damaskus seyen deßhalb schon „mit Anfertigung der Beschneidungswerkzeuge be„schäfftigt, und in Mecca werden neue Gast„höfe erbaut, um die europäischen Pilgrims„Caravanen beherbergen zu können.“

Man kann heut zu Tage über politische und kirchliche Dinge nichts sagen und nichts schreiben, ohne in dem einen Ohre Töne des Beyfalls und des Lobs, in dem andern aber heftige und bittere Kritiken oder wohl gar Bannflüche zu vernehmen. Wie hätte der wackere Krug, mit den allegirten Bemerkungen, diesem Schicksale entgehen können, zumal er in ihnen eine Saite berührt,

*) In der Leipziger Litteratur-Zeitung 1824. Nro. 21.

die seit einiger Zeit straffer angezogen ist, und stärker schnarrt, als jede andere? Viele Leser fanden in jenen Bemerkungen einen lustigen Schwank, in der ein abgeschmacktes Mährchen, das einem elenden Journale aufgebunden worden, glücklich benützt ist, um das System lächerlich zu machen, das dieses Journal verficht. Andere aber schrieen über den frechen Muthwillen, mit dem die Satyre hier einen sehr ernsthaften Gegenstand zum Ziele ihres Spottes gemacht, und über den Leichtsinn der teutschen Censoren, der mit dem Heiligen auf solche Weise spielen lasse. Wir glauben, daß beyde Parteyen unrecht haben, daß die Bemerkungen des Leipziger Philosophen in ernstem Sinne aufgefaßt und gemeynt seyen, und daß, wenn in der Sache irgend ein Aergerniß erregt worden ist, solches einzig dem lügenhaften Berichte zur Last fällt, den die Etoile von dem Wahnsinne der protestantischen Irländer gegeben und den Folgerungen, die sie daraus abgeleitet hat.

Daß religiöse Meynungen, zumal solche, die von Mystikern und Schwärmern gepredigt werden, den Leuten die Köpfe verdrehen oder ihnen gar die vollkommene Qualifikation zum Irrenhause geben, ist nichts neues, und es giebt keine Kirchengenossenschaft, selbst die katholische nicht ausgenommen, die nicht diese Erfahrung in ihrer Mitte gemacht hätte. Der religiöse Wahnsinn findet sich aber immer nur bey einzelnen Individuen, als Folge einer persönlichen Verirrung, die durch heftige Erregung der Phantasie oder durch mißverständliche Auffassung der gepredigten Lehre entstanden ist, und nie erscheint er als charakteristisch in der Gesammtheit einer kirchlichen Gesellschaft, oder als ansteckend unter den Bekennern eines Glaubens. Es ist deßhalb möglich, daß es unter den Protestanten in Irland verhältnißmäßig mehr Narren giebt, als unter den Katholiken; aber daraus folgt noch nicht, daß der Grund dieser Erscheinung in dem Dogma dieser Narren liege, weil sonst derselbe Erfolg sich überall zeigen müßte, wo an dieses Dogma geglaubt wird, was doch notorischer Massen nicht der Fall ist. Indessen faßte die Etoile, die um das gedoppelte Verdienst ringt, ultrarojalistisch und ultramontanisch zu seyn, die Erscheinung als Wasser auf ihre Mühle auf, stellt den Wahnsinn der Irländer als eine Wirkung ihres religiösen Bekenntnisses dar, und insinuirt, im triumphirenden Tone, als unvermeidliches Ergebniß dieser Thatsache, ihren Lesern die Versicherung, daß es mit der lutherischen Ketzerey nächstens an allen Orten und Enden der Welt ein erfreuliches Ende nehmen werde.

Jene Darstellung ist eine Lüge, und die Folgerung, die aus ihr gezogen worden, eine Albernheit, über die die vernünftige Welt lacht. Da aber viel fehlt, daß die ganze Welt vernünftig wäre, so giebt es auch in allen Ländern Zeitungsleser genug, die den Bericht der Etoile von dem in Irland unter den Protestanten seuchenhaft gewordenen Wahnsinn ohne den mindesten Zweifel an seiner Aechtheit aufgenommen, und in das Todesurtheil über den Protestantismus, das an seinem Schlusse ausgesprochen worden, von ganzem Herzen eingestimmt haben; diese Zeitungsleser aber sind vor allem unter den priesterlichen Klassen zu suchen, deren unmittelbarer und nächster Beruf darin besteht, das System des Ultramontanismus aufrecht zu erhalten und zu verbreiten, und ihr Leben in dem verdienstlichen Werk der Bekämpfung und Ausrottung der Ketzer zu verwenden. Es enthält deßhalb keine innere Unwahrscheinlichkeit, wenn erzählt wird, daß auf die Anzeige der Etoile, die Congregation von Montrouge ein Tedeum gesungen, und der Großinquisitor zu Madrid mit allen Glocken dazu habe läuten lassen; im Gegentheil müßte man es für unbegreiflich und für unmöglich halten, wenn behauptet würde, daß man bey jener erfreulichen Nachricht von der Verrückung der protestantischen Irländer und von dem demnächst bevorstehenden Garaus des Lu-

therthums, in dem Collegium zu Montrouge und in dem Inquisitionspalaste zu Madrid gleichgültig geblieben wäre.

Unterdessen waren die besagten Freudenbezeugungen etwas zu voreilig, und wenn die böse Welt sich darüber lustig machte, so fällt die erste Schuld des gegebenen Aergernisses doch gewiß auf den Redakteur der Etoile zurück, der es hätte vermeiden sollen, dem Muthwillem der Lacher durch die Mittheilung abgeschmackter Nachrichten einen so willkommenen Dienst zu leisten. Ohnehin ist seine Ankündigung von dem nahen Erdbeben, welches das Sodoma der protestantischen Kirche verschlingen soll, das Produkt eines verbrannten Kopfes, das selbst denkende Katholiken, die es von Herzen gut mit ihrer Confession meynen, als eine erbärmliche Fehlgeburt betrachten müssen. Denn wie in der physischen, so besteht auch in der moralischen Welt das Leben in der Reaktion der Gegensätze, und so lange es einen Katholicismus giebt, muß es auch einen Protestantismus geben. Keiner von beyden könnte deßhalb untergehen oder erlöschen, ohne daß der andere in gänzlicher Nichtigkeit erstarrte; wohl können und müssen sie ihre Formen und ihre Erscheinungsweise mannigfaltig ändern; aber immer wird der Geist bleiben, der ihrem Leben seine Richtung giebt.

Ich weiß nicht, auf welches Zeugniß sich das bey dieser Gelegenheit mitgetheilte Gerücht von den Hoffnungen gründet, mit welchem der Mufti in Constantinopel einem in Kurzem erfolgenden allgemeinen Uebergange der Christen zum Islam entgegen sieht. Sey es aber nun durch den Oesterreichischen Beobachter, oder durch den Spectateur oriental, oder durch eine noch verdächtigere Mittheilung nach Europa gekommen, so muß man doch gestehen, daß die Hoffnungen, denen seine türkische Heiligkeit sich überläßt, weit mehr Schein und innern Zusammenhang haben, als der Traum von dem bevorstehenden Umsturze des Lutherthums, indem auf der einen Seite die Zwietracht, die unter den Christen herrscht, auf der andern aber die freundschaftliche Aufmerksamkeit und Ergebung, die sie seit dem Ausbruche der griechischen Insurrektion der osmanischen Pforte bewähren, eben so wohl ihren Abfall von der Religion der Liebe und des Friedens, als ihre Hinneigung zum Türkenthum andeuten. So klar nun aber auch diese Andeutungen seyn mögen, so halten wir es doch noch für etwas zu rasch, daß man in Damaskus bereits die Scalpelle für die allgemeine Christenbeschneidung bereitet, und in Mecca neue Gasthöfe für die abendländischen Pilgrime erbaut. Indessen wäre es ungeziemend, wenn wir um deßwillen über die Türken spotten oder uns über sie erheben wollten. Denn es ist ja notorisch, daß der Fanatismus im Occident noch weit lächerlichere Streiche gemacht, und daß er zu allen Zeiten das Blut der Unglaubigen nicht blos mit Scalpellen vergossen hat. —

Von den Gefahren der Preßfreyheit.

„Indem Frankreich, so hat kürzlich ein sehr verständiger Mann gesagt, mitten in den Ungewißheiten eines auswärtigen Krieges eine gemäßigte Preßfreyheit bestehen ließ, und die Opposition die Tribune nicht verschloß, offenbarte es einen versöhnenden Geist gegen die Liebhabereyen der Zeit, und was mehr sagen will, die Regierung beurkundete dadurch das Gefühl ihrer Stärke und Würde; indem sie nicht vor dem Rauschen jedes liberalen Blattes zitterte." Diese Worte sind nicht zu übersehen; noch weniger die Sache, die sie aussprechen. Selbst die Freunde der freyen Presse räumen ein, daß es Zeiten gebe, die eine Beschränkung derselben rechtfertigen; namentlich würde die Regierung ihren Tadel nicht auf sich ziehen, die, im Kriege mit einer andern Macht begrif-

sen, ihren Schriftstellern und zumal ihren Journalisten verbothe, Ansichten und Gerichte in Umlauf zu bringen, die dazu dienen könnten, die Bereitwilligkeit der Nation in ihren Leistungen für die Sache des Staats zu schwächen oder irre zu machen, und die Gesinnungen der Bürger zum Vortheile des Feindes zu stimmen. Wenn deßhalb Napoleon, seine Spießgesellen und Schergen in den Kriegen, die er führte, die Journale unter einer strengen Wache hielten, und jedes zweydeutige Wort furchtbar an dem rächten, der es ausgesprochen hatte, so murrten und seufzten wir wohl über diese Maßregeln der unterdrückenden Gewalt; aber wir sahen in ihnen doch nur Uebertreibungen einer Vorsicht, die wir unter den gegebenen Umständen an sich für zulässig hielten. Ganz anders benahm sich die bourbonische Regierung, als sie ihre Heeres-Macht über die Pyrenäen sandte, um die Verfassung der Cortes zu stürzen. Nicht nur eine gemässigte Preßfreyheit ließ sie bestehen; im Gegentheile bezeugten die Liberalen Journale unter ihren Augen laut und mit aller Kraft der Beredtsamkeit: der Krieg, den sie beginne, sey ungerecht und unpolitisch, und eine Verletzung der französischen Ehre; durch ihn setze sich die Regierung in Widerspruch mit den erhabensten Ideen des Jahrhunderts und mit den Fortschritten der Menschheit; sie würdige sich herab zu einem Organ fremder Gewalt; sie provocire Europa, den Kreislauf der Revolution auf's Neue zu beginnen; es drohe die Gefahr, daß sie das Unternehmen erfolglos und mit Schmach endigen, oder wohl gar für die Ungerechtigkeit desselben mit ihrem Untergange büssen werde. Als nun der Krieg wirklich ausgebrochen war, so fuhren jene Journale in ihrer Weise fort; alle Gerüchte, die den französischen Waffen nachtheilig waren, wurden mit Emsigkeit von ihnen wiederhohlt, alle Vortheile, durch diese Waffen erlangt, bezweifelt oder in Schatten gestellt, die Tapferkeit und die Kriegskunst der Spanier mit Eifer gepriesen, jeder ihnen aufgehende Schein der Hoffnung mit glänzenden Farben ausgemahlt, und was die amtlichen Blätter über den Stand der Dinge meldeten, mit beissenden Kritiken begleitet oder als Stimme einer bethörten Partei dargestellt.

Die französische Regierung aber schwieg zu allem, was in dieser Weise geschrieben ward, gleich als ob sie ohne alle Kunde davon wäre, und widerlegte die Opposition, die sich gegen sie erhoben hatte, durch den glänzenden Erfolg, den ihre Waffen, alle Warnungen und Weissagungen der liberalen Journalisten verhöhnend, in raschem siegreichem Zuge bewirkten.

Die Ultra's in allen Ländern besonders, aber die, welche einer Regierung zunächst standen, begriffen diese Langmuth nicht; sie sahen in ihr das Zeichen einer Schwäche, der es an Muth gebrach, die Hand an ihre Gegner zu legen; sie beschuldigten die Minister einer schweren Verletzung ihrer Pflicht, indem sie so verderbliche und gefährliche Einwirkungen auf die Meynung der Nation zu hemmen versäumten. Sie erprobten hierdurch die Beschränktheit und die feige Engherzigkeit ihrer Weltansicht. Erinnerten sie sich nicht mehr, welche Eindrücke es auf's Publikum machte, als die Furcht vor Napoleons Polizey-Wächtern alle Völker zum Verstummen gebracht hatte, und die öffentliche Blätter keine andere Töne mehr gaben, als die, welche die Organe der despotischen Gewalt ihnen eingeblasen hatte? Da sagte sich es Jedermann in's Ohr und in aller Herzen ward es lebendig empfunden, daß nur das Bewußtseyn des Unrechts und die Furcht vor der Stimme der Wahrheit der freyen Rede solche Schranken setzen könne. Den nämlichen Vorwurf, und zwar nicht minder unverdienter Weise hätten die besagten Ultra's der französischen Regierung zugezogen, wenn es ihnen gelungen wäre, sie zu ähnlichen Maßregeln gegen die liberalen Blätter zu verleiten.

Diese Regierung kannte ihr wahres Interesse besser, und sie hatte dasselbe zu fest aufgefaßt,

als daß die Einflüsterungen der Einseitigkeit oder das Dringen der Leidenschaft ihr es hätten entrücken können. Sie ließ die Liberalen reden und schreiben; zugleich aber setzte sie mit sicherm Tritte den Gang zu ihrem Ziele fort. Wie hätte sie das Gefühl ihrer Stärke und Würde glänzender an den Tag legen, wie ihre Gegner tiefer beschämen, wie ihr Vertrauen auf den Geist der Nation und der Armee schöner bewähren können? — Der Erfolg gab diesem Verfahren die herrlichste Bestätigung. Wie auch die Journalisten den Lauf der Dinge darstellen mochten, ihre Worte verklangen spurlos; die Resultate des Feldzugs aber lieferten den vollständigsten Beweis von der Tüchtigkeit der Berechnungen, denen man gefolgt war.

Die französische Regierung hat sich hierdurch die gerechtesten Ansprüche auf den Dank aller Liberalen in allen Ländern erworben. Denn durch sie ist nun der einleuchtendste Beweis hergestellt, daß die Furcht, welche die Widersacher des Lichts überall gegen die Preßfreyheit erregen, der Gespensterfurcht gleiche, und daß man, wo Consequenz, Festigkeit und verständige Combination ist, nie in die zweydeutige Nothwendigkeit komme, den Gang des öffentlichen Urtheils zu hemmen. Der Eindruck, den diese Erscheinung gemacht hat, kann nicht vergessen werden; durch sie ist der Sache der Liberalität ein unaussprechlicher Dienst geleistet worden; wo aber irgend ein Gouvernement durch die Anwendung der alten Kappzäume, Hemketten und Schlagbäume Aufsehen erregt, wird sich das Publikum von ihm die Bemerkung erlauben, es fehle viel, daß es mit dem französischen auf gleicher Höhe der Prudenz stehe.

Literatur.

Bey der anmaßenden Keckheit, womit auf dem Markte der teutschen theologischen Literatur, hier trotziger Ultramontanismus und dort schwindelnder Mysticismus das Wort führen, muß es dem nüchternen Freunde religiöser Wahrheit und Bildung wohlthun, wenn er in solchem Irrgerede die Stimme eines Weisen vernimmt, dem in seinem Verstande klar und in seinem Gemüthe lebendig geworden, was des Geistes Gottes ist. Als einen Weisen von diesem Charakter kennen wir längst den ehrwürdigen Kajetan Weiller, wie er denn in seinem geistigen Wirken, als Lehrer und Schriftsteller, immer dem Grundsatze getreu geblieben, daß das Wahre nur auf dem Wege vernünftig begründeter Erkenntniß und das Gute nur unter der Leitung eines reinen Willens zu finden sey. Diesen Grundsatz spricht er wiederhohlt in der unten genannten kleinen Schrift *) aus, die, obwohl ein treffliches Wort gesprochen zu seiner Zeit, und reich an lichtvoller und heilsamer Lehre, doch nicht so bekannt geworden zu seyn scheint, als sie es in der That verdient. Indem er von der Bemerkung ausgeht, daß bey dem gegenwärtigen Stande geistiger Entwicklungen und Bedürfnisse eine wissenschaftliche Anerkennung der Natur des Christenthums mehr als je nöthig sey, und daß alles, was jetzt bestehen soll, unausweichlich vor der Wissenschaft, in ihrem gegenwärtigen entwickeltern und festern Charakter bestehen müsse, spricht er den geraden Gegensatz des Mysticismus aus. Keine Herrschaft über die Gewissen, keine kirchliche Despotie über die Geister, kein Pfaffenthum und keine Unduldsamkeit kann aber bestehen vor seinen Lehren, daß Verfolgungen, um religiöser Meynungen willen, auf einer aus dem Heidenthum in das Christenthum übergegangenen Maxime beruhen, daß das Wesen des Christenthums in heiliger Liebe bestehe und Wortbekenntnisse und andere Aeußerlichkeiten zu seiner Darstellung nicht genügen, daß die Katholicität des Christenthums in der Erhabenheit über alle Formen und in der Verträglichkeit mit allen liege und daß der Katholicismus in seiner bestimmtesten Bedeutung, nicht ein örtlicher oder zeitlicher, sondern ein allgemeiner sey. Man sieht wie vernunftmäßig und christlich diese Lehren sind, wie die Zeit ihrer Darstellung bedürfe, und wie fruchtbar sie werden können, um die Kinder des Lichts zu ermuthigen und zu befestigen, diejenigen aber, die aus Schwärmerey oder Selbstsucht, die Religion der Liebe in ein zweyschneidig Schwerd verwandeln wollen, zum Verstummen zu bringen. Zugleich ist aber auch unverkennbar, so wie für jeden Freund der Wahrheit und des Friedens unaussprechlich tröstlich, daß die katholische Kirche, so lange noch solche Stimmen in ihr erschallen, nicht in die Entwürdigung zurück sinken könne, die die Siege des Obscurantismus ihr bereiten müßten und daß die Einheit im Geiste unter den Bekennern der verschiedenen Confessionen, bey allen äussern Trennungen, nicht aufhören werde, wenn ihnen nur die Katholicität gemeinsam bleibt, in die dieser geistvolle Denker den Charakter des Christenthums setzt.

*) Der Geist des ältesten Katholicismus, als Grundlage für jeden spätern. Ein Beytrag zur Religionsphilosophie. 8. Sulzbach, Seidel 18[illegible].

Anzeige von neuen Landkarten.

Bey J. E. Schönbrod, Kanzley-Buchdrucker und Buchhändler in Ellwangen, sind wieder die so beliebten Hammer'schen Landkarten angekommen und zu haben: nämlich

Hammers, C. F., neue Charte von Teutschland, oder die teutschen Bundes-Staaten nach ihrer Bildung vom Jahre 1814. — 1 fl. 12 kr.

Hammers, C. F., neue Charte der europäischen Türkey mit einer Uebersichtstabelle. — 1 fl.

Zur Empfehlung dieser beyden herrlichen Blätter erlaube ich mir das Urtheil eines Kenners hier anzureihen:

„Oben angeführte Charten von Hammer sind mit „vorzüglichem Fleiße ausgeführt und verdienen wegen „Reinheit des Stichs und Richtigkeit der Angaben „allgemein empfohlen zu werden.

Prof. A. Schabel.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



29. May. 22. 1824.

> Man sah der Teutschen Geld nach Frankreich karren,
> Das Uebrige fog ein der Britten Gier;
> Uns blieben, nebst dem Ruhm der guten Narren,
> Kartoffel, Juden, Demuth und — Papier.

Zeit- und Gewerbsansichten des Papier-Fabrikanten von Siebersreute.

Pfeffel hat schon vor mehreren Jahren sein Zeitalter das „papierene" genannt. Dieses Prädikat kann einen vielfachen Sinn haben, weßwegen derjenige, den der Dichter aussprechen wollte, mit vollkommener exegetischer Evidenz schwer nachzuweisen seyn dürfte. Indeß ist so viel gewiß, daß jenes Prädikat keine Lobrede der Periode seyn sollte, der sie beygelegt ist. Unsere Väter haben von eisernen, ehernen, silbernen und goldenen Zeitaltern gesprochen; Pfeffel sucht das unserige herab zu würdigen, indem er das Papier dem Metalle entgegen setzt. Dieser Gegensatz kann aber nicht für entehrend gelten, da die ganze Welt weiß, daß das Papier, in so ferne es als Zeichen der Münze dient, nicht nur die Stelle der edeln Metalle vertritt, sondern sie so gar oft noch an Werth übertrifft. Ich anerkenne, so wie das gesammte Publikum, Pfeffels Verdienste; aber es ist unverkennbar, daß er in jener Charakteristik seiner Zeit die Schuld eines verfehlten Witzes auf sich geladen hat.

Wenn aber, wie denn das auch in der That der Fall ist, das besagte Prädikat einem Jahrhundert zur Ehre gereicht, so hat auf diese Ehre das unserige gewiß die größten und die gerechtesten Ansprüche, indem die Consumtion des Papiers in demselben größer ist, als in irgend einem vorhergegangenen, und notorischer Massen mit jedem Tage steigt. Würdet ihr unser Jahrhundert das silberne oder das goldene nennen, so würde die Welt sagen, daß ihr desselben spottet, und das Volk von allen Klassen würde euch beschuldigen, ihr macht seine Armuth zum Ziele eures Hohns. Aber wenn ihr ihm den Titel lasset, womit es der blinde Dichter von Colmar beehrt hat, so gebt ihr ihm seinen rechten Namen.

Und dieser Name ist ein glänzendes Zeichen der Virtuosität, durch welche das Jahrhundert, das denselben verdient, alle vorhergegangenen übertrifft! Denn das Papier ist das Schifflein, worauf alle wissenschaftliche Bildung schwimmt, und die Basis aller Literatur und Kunst; es vermittelt den Handel unter den entferntesten Ländern der Welt; es ist das unentbehrlichste Organ der Staatsverwaltung und der Kriegführung; was irgend durch Kirchen und Schulen Heilsames gewirkt wird, geschieht durch seine Dazwischenkunft;

ja es giebt beynahe keine Thätigkeit des Lebens von geistigerer und edlerer Natur, die seiner nicht bedürfte. In welcher Erlahmung lag die Welt, ehe dieses treffliche Mittheilungsmittel der Gedanken erfunden war? Da gab es keine Buchhändlermesse, keine Almanachs, keine Journale und keine Zeitungen. Die Verliebten, welche ein weiter geographischer Raum trennte, konnten ihre Leiden nur den Wänden ihrer Kammern klagen. Die Treue der Verträge hieng an der wankenden Bürgschaft des Worts. Die Finanziers entbehrten der reichen Quelle des Stempels und der herrlichen Kunst, die die Lumpen in Geld verwandelt. Eine Menge Menschen versanken in dem Sumpfe des Pöbels, die jetzt die Manipulirung des Papiers vermittelst des Gänsekiels zu angesehenen, reichlich besoldeten Herren creirt.

Daraus muß Jedem, der ein Auge hat, um Verdienst und Schein zu unterscheiden, die Würde und die politische Bedeutung der Künstler ersichtlich werden, welche dieses nützliche Artefact, das das Fundament des Staats und der Kirche ist, und das allen Parteyen, den Aufklärern und den Finsterlingen, den Liberalen und den Servilen auf gleiche Weise dient, hervor bringen. Dem Verdienste gebührt aber sein Titel. Die wackeren Leute in Siebersreute und die Herren in der nächsten Stadt nennen mich den Papiermüller Enzian. Das muß ich für eine nicht geringe Ehrenverletzung halten. Denn man ist sehr wenig, wenn man nichts ist, als ein — Müller. Indessen verzeihe ich dem Unverstande meiner Dorfsgenossen bereitwillig diesen terminologischen Fehler; aber ich muß ihn für unverzeihlich bey den Herren halten, die ohne das Fabrikat, das ich hervor bringe, ihr Brod eben so sauer verdienen müßten, als die armen Kothsassen zu Siebersreute, und die, wenn mit einem Male alle Papierfabriken von der Erde verschwänden, an demselben Tage sammt und sonders zu Bettlern würden.

Jedoch das Schicksal ist gerechter gegen unser Einen als die ungerechte, in ewigen Widersprüchen mit sich selbst befangene Welt; während alle Gewerbe über Noth und Mangel schreyen, überhäuft es das Unserige mit Segen. In der That ist die Papierfabrikation, in der jetzigen magern und öden Steppe des gewerbschaftlichen Lebens, beynahe noch der einzige Industriezweig, der kräftig und fröhlich blüht, und seinen Pflegern reichliche Früchte bringt. Nie war der Absatz unseres Fabrikats grösser; nie standen die Preise desselben höher; nie waren die Aussichten auf einen immer lebhaftern Schwung des Geschäfts günstiger; und nie mehrte sich der Vorrath unseres Materials, nämlich der Lumpen, stärker und schneller. Können die Zeichen für ein Gewerbe günstiger stehen? Und muß man es nicht für eine Art von Wunder oder für das Merkmal einer unsere Zunft übernatürlicher Weise schützenden Protektion halten, daß die Plusmacher unserer Zeit, deren scharfen Teleskopen doch nichts entgeht, was irgend Gewinn und Nutzen bringen kann, jene Zeichen nicht beobachtet, und was sich daraus von selbst hätte ergeben müssen, die Papierfabrikation zu einem Staatsmonopol gemacht haben. Es giebt kaum einen Gegenstand, der durch ihre Industrie zu einem so hohen Ertrage gebracht werden könnte; und um so unbegreiflicher ist, daß sie ihn bisher übersehen haben, da das Papier in den Etats der Regierungen einen so grossen Ausgabeposten ausmacht. Vielleicht war es aber ein Gefühl von Dankbarkeit, das, so fremde es auch sonst den besagten Herren seyn mag, diese schonende Rücksicht gegen unsere Kunstgenossenschaft erzeugt hat. Nachdem von ihnen das Geheimniß erfunden und so glücklich und umfassend geübt worden war, das Papier in Geld zu verwandeln, so mußten sie doch einige Verbindlichkeit gegen die wackern Arbeiter anerkennen, die ihnen den Stoff zu ihrem Zauberwerke lieferten, das sie nicht nur gewöhnlichen finanziellen Verlegenheiten entriß,

sondern sie in den Stand setzte, jeden Augenblick so reich zu seyn, als sie wollten. Man hat gesagt, daß die ungeheuren Anstrengungen der Staaten und Völker, die die Geschichte der dreyletzten Decennien zur interessantesten Periode der Weltgeschichte machen, ohne die neuen Erfindungen der Assignaten, der Mandaten, der Banknoten, der Staatsobligationen, der Einlösungsscheine, der Tresorscheine ꝛc. nicht möglich gewesen wären. Niemand wird die Richtigkeit dieser Behauptung bezweifeln; aber Jedermann muß auch anerkennen, daß alle diese Operationen hätten unterbleiben müssen, wenn ihnen nicht die Erfindung der edelsten Kunst, die wir treiben, vorausgegangen wäre.

Die Staatsregierungen haben uns aber noch Verbindlichkeiten anderer Art, die nicht geringer sind, als die genannten. Ist nicht das Artefakt, das wir hervor bringen, das Element ihrer ganzen Thätigkeit, das Medium all' ihres Wirkens und das Depot und die Gewährschaft aller ihrer Produktionen? In der alten Welt bedurfte man freylich in der Staats- und Rechts-Verwaltung dieses Mittels nicht; alle Entscheidungen und Befehle wurden mündlich gegeben und straks vollzogen, und was das treue Gedächtniß nicht behielt, überließ man seinem Schicksale. Das waren die Zeiten der Unkultur und der einfachen Verhältnisse; aber die Verwaltungsweise, die in ihnen vielleicht zureichend war, konnte den Zeiten der Civilisation nicht mehr genügen. So wurde das Papier die Basis der Staatsadministration und der Gänsekiel ihr Hebel; alle Thätigkeit derjenigen aber, die mit ihr beschäftigt waren, reducirte sich auf die Manipulation des besagten leichten Instruments, und es ist damit so weit gekommen, daß nun der Gemeindeschreiber eines mittelmässigen Dorfs eine weit grössere Summe von Buchstaben und Zahlen producirt, als einst der Kanzler des mächtigen Kaisers Karls, des Grossen. Es giebt Leute, die diese Art von Geschäftsbehandlung unzweckmäßig finden; einige machen sie sogar zum Gegenstande ihrer Satyren. Aber unser Einer ist der Meynung, daß die Regierungen, das Metier, das sie treiben, besser verstehen müssen, als die Regierten, und daß sie ihre Aufmerksamkeit der Innung nicht entziehen dürfen, die ihnen das Material liefert, um in der beliebten Weise ihr Werk fortsetzen zu können. Was würde, wenn diese Lieferung aufhörte, aus der unermeßlichen Zahl von Menschen werden, deren Existenz absolut durch sie bedingt ist?

Indem ich mich darauf beschränke hier nur die politische Wichtigkeit unseres Gewerbes anzudeuten, schweige ich von dem vasallitischen Verhältnisse, indem die Schriftsteller und die Journalisten, die Buchdrucker und die Buchhändler, die Originalverleger und die Nachdrucker zu uns stehen, und von der Bedeutung, die wir in der literarischen Welt behaupten, das ohne uns in die erbärmlichste Lethargie versinken würde. Indeß mag das Gesagte seinem apologetischen Zwecke genügen; zugleich mag aber auch der Stoff, aus dem wir unser Artefakt verfertigen, warnend seyn, daß wir uns nicht in Uebermuth überheben. Diese Warnung geht jedoch nicht nur uns, sondern die meisten andern Stände der Gesellschaft an, indem sie dieselben erinnert, die ursprünglichen Elemente einer der wichtigsten und umfassendsten Thätigkeiten des Lebens seyen nichts als — Lumpen.

Miscellen.

1.

„Wie ein Paar eigensinnige Greise — sagt ein neuerer Reisebeschreiber, indem er den Rheinfall bey Schaffhausen schildert — die mit ihren veralteten Vorurtheilen gegen den Zeitgeist anstreben, stehen zwey scharf ausgezackte Felsentrümmer mitten in der wilden Fluth. Umsonst

ist ihr Widerstand; sie reißen nur die tobenden Wellen, die sich laut heulend an ihren Wänden brechen, und sie über kurz oder lang in den Abgrund stürzen werden.*) Dieß Bild ist sehr bezeichnend; seine lebendige Darstellung aber finden wir in der vor unsern Augen sich ergebenden Geschichte des Tages. Nur sind es nicht blos eigensinnige Greise, die wir gegen den Strom der geistigen Cultur ankämpfen sehen; vielmehr haben sich zu den Kämpfern Menschen von allen Altern, Geschlechtern und Ständen gesellt, indem es nicht das eingewurzelte Vorurtheil ist, das die Mehrheit auf ihre Seite trieb, sondern Kastengeiz, Eigennutz, Eitelkeit und die Sucht, den Mächtigen zu gefallen. Aber wie günstig auch da und dort und in manchen Augenblicken die Zeichen für die Heroen der Finsterniß stehen mögen, sie werden doch nicht im Stande seyn, den Strom der Cultur zu brechen, der eben so mächtig ist, als irgend eine Kraft in der physischen Welt. Die Felsen im Rheinfalle stellen ihnen ihr Prognostikon. Von Jahr zu Jahre vermindern die stürzenden Fluthen ihre Massen; endlich aber kommt die Zeit, da der Strom sie nieder reissen und ihre Trümmer in sich begraben wird.

2.

Wo irgend die Rede von den Gräueln ist, welche der Fanatismus, versetzt mit Wahn und Aberglauben, angerichtet hat, wird des armen Urban Grandier gedacht, der in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts als Kanonikus zu Loudun lebte. Einige Klosterfrauen in dieser Stadt waren von mehreren Teufeln besessen. Es versteht sich, daß die Polizey ein solches Aergerniß nicht unbemerkt lassen konnte, zumal, da nicht die Besessenen, sondern die bösen Geister, die in ihnen ihr Wesen trieben, aussagten, auch der Kanonikus stehe im Bunde mit den Mächten der Finsterniß und treibe

*) P. Rosenenwalls mahlerische Ansichten und Bemerkungen rc. II. 249.

Zauberey. Es wurde ein Gericht zur Untersuchung der Sache niedergesetzt, welches am 18. August 1634 sein Erkenntniß dahin ertheilte, daß Grandier, als der Zauberey überwiesen, Kirchenbusse thun, und lebendig verbrannt werden sollte. Dieses Urtheil wurde auch, dem Beschuldigten zur wohlverdienten Strafe, der Welt aber zum abscheulichen Exempel auf der Stelle vollzogen. Uns, die wir im Besitze der helleren Ideen sind, welche die auf dem Wege der Bildung fortschreitende Vernunft zu Tage gefördert, schaudert vor diesem schrecklichen Justizmorde und wir preisen unsere Zeit glücklich, in der ein solches blutiges Skandal nicht mehr möglich wäre. Allerdings glauben wir nicht mehr an teuflische Obsessionen und Circumsessionen, und wenn es gleichwohl ab und zu noch Hexenprozesse giebt, so endigen wir sie doch nicht mehr mit dem Scheiterhaufen. Aber wenn wir auch in dieser Beziehung unserer Zeit sicher sind, so haben wir doch keine Bürgschaft für die Zukunft; im Gegentheile erregt es uns jene nicht geringe Besorgnisse für diese. Denn wenn der vereinten Wirksamkeit der kirchlichen und politischen Finsterlinge ihr Werk gelingt, so muß sie am Ende zu einem Systeme führen, in dem Teufeleyen aller Art, Hexenprozesse und Scheiterhaufen eben so wesentlich sind, als die Geistesunterdrückung und die Ketzerverfolgungen, die bereits in manchen Ländern recht glücklich begonnen haben. Ohnehin macht sich die Politik aus dem Aberglauben nicht viel, so lange er ihre Kreise nicht störend berührt, und wo sie seiner für ihre Zwecke bedarf, säumt sie nicht ihn für sich zu benützen. Dieß war auch der Fall bey dem armen Grandier. Er hatte die Cordonniere de Loudun geschrieben, und sich darin sehr anzügliche Aeusserungen gegen den Cardinal Richelieu und seine Familie erlaubt. Die Unterrichteten von seinen Zeitgenossen aber wollten wissen, diese Schrift habe an seinem Unglück mehr Schuld gehabt, als die Teufel von Loudun.

3.

— Ueber die Frage von der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Preßfreyheit theilen sich die Richter in drey Parteyen. Die eine behauptet, daß die Freyheit der Presse die Aegide der Nationalfreyheit, der Sicherheit der Bürger und der Festigkeit der Regierung sey; die andere, daß dieselbe jedem Lande verderblicher werde, als die Pest; die dritte endlich, daß sie zwar von Nutzen sey; aber nur unter einer strengen Censur.

Was die letztere Meynung anbelangt, so ist sie längst schon von Figaro treffend charakterisirt worden, indem er sagte: „Wenn ich nur „in meinen Schriften nichts über die Regierung, „noch über die Religion, noch über die Politik, „noch über die Sittenlehre, noch über dienende „Beamte, noch über angesehene Gesellschaften, „noch über die Opern und andere Schauspiele, „kurz wenn ich Nichts über Etwas verhandle, „so kann ich unter der Aufsicht zweyer oder dreyer „Personen alles frey drucken lassen. Um diese „angenehme Freyheit zu benützen, habe ich mich „entschlossen, eine Zeitschrift, unter dem Titel: „Unnützes Journal heraus zu geben." In England herrscht die Preßfreyheit im ausgedehntesten Sinne, und doch giebt es kein Land, wo jeder Bürger einer so grossen Sicherheit und eines solchen Schutzes der Gesetze genösse, und wo die Regierung eine solche Festigkeit hätte, als dort. Ueberall, wo eine strenge Censur besteht, haben die Sophisten, durch ihre Schriften der Religion und der Moralität am meisten geschadet; nirgends aber wird durch Missionen und Bibelanstalten mehr für Religion und Moralität gewirkt, als in England. Es bringt auch keinen Nachtheil, wenn daselbst die Fehler in der Staats-Verwaltung und die Prinzipien der Regierung getadelt werden; vielmehr dieser Tadel dient oft dazu, die Nebenbuhler Großbritanniens irre zu leiten." — — Sollte man glauben, daß diese Apologie der freyen Presse in einem amtlichen, in der Hauptstadt des russischen Reiches erscheinenden Blatte steht? Und doch ist es so. Sie findet sich nämlich in der Neuen Petersburger Zeitung, die unter dem Titel: „die Nordische Post von dem Ministerium des Innern herausgegeben wird; aber freylich nicht im Jahrgange 1824, sondern im Jahrgange — 1816.

4.

„Der König von Frankreich — pflegte Kaiser Maximilian I. zu sagen — sey ein König der Esel; denn was er seinen Unterthanen auflege, tragen sie schweigend; — der König von England sey ein König der Menschen, indem sie nur dann gehorchen, wenn das Rechte und Billige von ihnen gefodert werde; der römische Kaiser aber sey ein König der Könige, indem die Reichsstände seinen Verfügungen nur dann nachkommen, wenn es ihnen beliebe." — Ohne Zweifel wollte der geistreiche und patriotische Max mit diesen Worten die Würde bezeichnen, die dem Oberhaupte des heiligen römischen Reiches inne wohne. Aber nicht alle Regenten der Erde theilen sich in den Sinn seiner Rede, indem uns die Geschichte aller Zeiten eine Menge gekrönter Häupter nennt, die ihren höchsten Ruhm und den Triumph ihrer Herrschaft darein setzten, Könige der Esel zu seyn.

5.

In allen protestantischen Ländern Teutschlands besteht das Herkommen, daß man von verschiedenen kirchlichen Gesetzen, namentlich von denen, welche die Verwandtschaftsgrade unter Eheleuten, die Alters-Verschiedenheit derselben, die Trauungen in geschlossenen Zeiten rc. rc. Dispensationen gegen bestimmte Taxen ertheilt. Der gesunde Menschenverstand bemerkt hiergegen, daß, wenn die Abweichung von jenen Gesetzen etwas Unrechtes sey, sie durch Geld nicht zum Rechte werden können; seyen sie aber an sich etwas erlaubtes, so habe die Taxe keinen Grund. Man muß gestehen, daß dieses Dilemma ganz bündig schließt, und daß gegen das-

selbe nichts einzuwenden ist. Man ist auch der Wahrheit das Zeugniß schuldig, daß man seine Bündigkeit in den meisten kleinen Territorien des alten teutschen Reichs anerkannte. Man wußte in denselben nichts von Taxen. Was man für Zuläßsig hielt, gab man umsonst; das Unzuläßige aber blieb unbedingt verboten. Die Regierungen der grösseren Territorien aber setzten sich über diese Aengstlichkeit hinweg, und die Finanzlers beschwichtigten die Gewissen, durch die Bemerkung, der Staat handle hier vermöge der ihm gebührenden Vollmacht, die Last der direkten Abgaben durch solche zu erleichtern, deren Entrichtung von dem freyen Willen der Contribuenten abhänge. Diese Bemerkung ist ein leeres Sophisma; wir aber, so lange die Sache besteht, haben sehr unrecht, über den Ablaß zu schreyen, durch den im Zeitalter der Reformation die römische Geistlichkeit sich entehrte. Denn was sind unsere kirchlichen Dispensationstaxen anders?

Holland und die Holländer.

(Eingesandt.)

Das Land, welches zwischen den Mündungen der Ems und der Schelde, durch menschliche Anstrengung allmählich den Wellen entrissen worden, stand schon im Laufe des Mittelalters durch Kunstfleiß, Handel und Schiffahrt in hoher Blüthe und war die Niederlage grosser Reichthümer. Seine Bewohner, in stetem Kampfe mit dem Meere und durch die Armuth des demselben abgewonnenen Bodens gezwungen, alle ihre Kräfte auf den Erwerb zu richten, den ihnen dieser versagte, erschienen weit seltener, als die anderen teutschen Völkerschaften jener Zeit, auf den Schauplätzen der Kriege und der Fehden; aber ihr Charakter erstarkte in der steten Arbeit, die sie dem Weltmeere entgegen setzten, in den Gefahren, die sie auf seiner Oberfläche erstanden, in ihrer regen Gewerbthätigkeit und im Anblicke des

Segens, den ihnen ihr Fleiß gewährte, und es erwuchs in ihnen ein lebendiges Gefühl für Freyheit und Vaterland. Dieses Gefühl achteten die Grafen, die die verschiedenen Theile des Landes inne hatten; die Stände schützten die hergebrachten Rechte gegen Gewalt und das Eigenthum gegen willkührliche Ansprüche; die Regierungen waren gesetzmäßig und milde. Auch als das Ganze an Burgund und später an Habspurg fiel, blieben die alten Freyheiten aufrecht, und die Antastungen, die Karl V. sich gegen dieselben erlaubte, wurden nur ertragen, weil der Monarch die Eindrücke derselben durch den Glanz seiner Regierung milderte und die Gemüther durch seine schmeichelnden Manieren gewann. Aber als der stolze Tyrann Philipp, jede Rücksicht auf den Geist der Nation vernachläßigend, sich alles für erlaubt hielt, und dann durch den Henker Alba den begonnenen Widerstand zu zähmen suchte, begann, von kleinen Anfängen, die man verachtete, der Kampf um Unabhängigkeit und geführt durch die Helden Wilhelm und Moritz von Oranien gelangte er zu Erfolgen, die bey Vergleichung der gegenseitigen Macht, die Unternehmer selbst nicht für möglich gehalten hatten. Dieser Kampf ist die heroische Periode in der Geschichte der Niederländer, und wenn es irgend einen Ruhm durch unbezwingliche Beharrlichkeit in der Vertheidigung des Rechts, durch Freyheitsliebe, durch Muth und Aufopferung giebt, so ist er in ihm diesem Volke geworden; wie denn in den Annalen dieses Kampfes Charaktere und Züge zum Vorschein kommen, bey deren Anblick man sich in die schönsten Zeiten der alten Republiken zurück versetzt glaubt.

Aber oft ist es geschehen, daß die Völker die tapfer und edel errungene Freyheit nicht in demselben Geiste zu erhalten wußten. Zwar stand die junge Republik, als der Friede von Münster ihr auch das völkerrechtliche Anerkenntniß gegeben hatte, auf einer hohen Stufe von Macht

unter den europäischen Reichen, und sie behauptete sich auf derselben geraume Zeit durch glänzende Kriegsthaten, durch die Ueberlegenheit ihrer Marine und durch den Reichthum, den der Handel in ihrem Innern anhäufte. Aber da, während andere Mächte durch thätige Benützung ihrer Kräfte sich erhuben, der Krebs des Partheygeistes an den edelsten Theilen der Republik nagte, das allgemeine Interesse bey den Einzelnen seine Bedeutung verlor, die Kraft der Bürger im Treiben der Selbstsucht und des Eigennutzes sich verzehrte, und das vaterländische Gefühl in den Bestrebungen kleinlichter Leidenschaften untergieng — so sahen wir, wie Feigheit und Verrath das Land den Franzosen überlieferten, da es denn alle Entehrungen und Qualen der unterdrückenden Uebermacht duldend, fremdem Willen mit dem Blute seiner Kinder und seinem Golde dienstbar und seines Handels und seiner Colonien verlustig, endlich eine Domäne des Geschlechtes wurde, dessen Haupt Europa als sein Eigenthum betrachtete und zuletzt, auch noch der scheinbaren Selbstständigkeit beraubt, die Zahl der Departements des grossen Kaiserreiches vermehrte. So endete der Verein der batavischen Provinzen, nachdem er zweyhundert Jahre früher, durch die Kraft der edelsten bürgerlichen Tugenden gegründet worden war, in Schmach und Vernichtung.

Wie könnten wir den Holländern Vorwürfe darüber machen, daß sie einem Verhängnisse unterlegen sind, dem sich zu erwehren wir selbst weder die Kraft noch den Muth gehabt haben? Auch kann die Schuld der Unterjochung von Europa, die durch die französische Republik begonnen und dann durch den Diktator, der in ihr sich erhoben, vollendet ward, nicht den kleinen Mächten zur Last gelegt werden, die der Mittel eines kräftigen Widerstandes entblößt, in der Zeit der Gefahr von den grossen ihrem Schicksale überlassen wurden. Würde Pichegrü über das Eis in das Innere von Holland

eingedrungen seyn, wenn die Oesterreicher nicht zuvor aus den Niederlanden zurück geschlagen worden wären? Hätte Napoleon seinen Bruder Ludwig mit der Republik ausstatten und dann dieselbe Frankreich einverleiben können, wenn nicht der ersten Maßregel der Friede von Preßburg und der zweyten der Friede von Wien voraus gegangen wäre?

Aber die Mächte und die Völker haben ihre Ehre gerettet, durch den Muth, mit dem sie das Joch des gemeinsamen Unterdrückers zerbrochen; nur daß die Holländer sich nicht mit ihnen in diese Ehre theilten. Wir wissen, daß es unter ihnen einzelne Männer gab, die für die allgemeine Sache begeistert und für die Wiederherstellung der Selbstständigkeit besorgt und thätig waren; aber sie vermochten nicht diese Begeisterung mitzutheilen, und unbeweglich blieb die Masse des Volks, während die Ereignisse so dringend mahnten. Niemand wagte es die Handvoll Franzosen, die im Lande lagen, anzugreifen. Erst als die Spitzen der russischen und preussischen Heersäulen die Gränzen überschritten, hatte man den Muth, die Zeichen der fremden Hohheit zu zerstören. Aber den Ruhm, die von den Franzosen besetzten festen Plätze zu nehmen, wollte man den heran dringenden Siegern nicht verkümmern.

Keine holländische Armee erschien auf dem Schauplatze. An freywilligen Beyträgen war ein Bettel von 2,700,000 Gulden zusammen gekommen. Die wiedererlangte Freyheit des Vaterlands sollte kein Werk der eigenen Anstrengung sondern das Geschenk fremder Großmuth seyn. War es ein Wunder, wenn bey dem Anblicke dieser Erscheinungen, in dem erschlafften, herzlosen, feigen Geschlechte die Welt nicht mehr die Enkel anerkannte, die der Macht von Spanien achtzig Jahre lang Widerstand geleistet haben, um die Freyheit des Vaterlandes zu retten und zu befestigen?

Der Graf Gysbrecht Karl von Hogen-

Hory und die ihm gleichgesinnten Patrioten, hatten wohl die Absicht, diesen entscheidenden Augenblick zur Wiederherstellung eines zeitgemäßen republikanischen Systems und zur Erweckung eines regen bürgerlichen Lebens zu benützen. Aber sie scheiterten mit allen ihren Planen hier an der allgemeinen Indolenz und dort an der Wirksamkeit der die entgegengesetzte Partey unterstützenden auswärtigen Politik; und als denn Kemper und Schelten das Wort ausgesprochen hatte, „Wilhelm I. sey dieses freyen Landes „souveräner Fürst!" sah man plötzlich die Ereignisse, durch einen Akt der Ueberraschung, an ihrem Ziele angelangt. Die, welche diesen Gang der Dinge nicht gewünscht oder nicht erwartet hatten, sprachen laut ihre Mißbilligung aus, und es war solcher eine große Zahl. Aber wie mochten sie das Schicksal, wie die Höfe anklagen, die dieses Resultat herbeygeführt hatten? Ist es doch unverkennbar, daß ein Volk mit Unrecht über die Einmischung der Fremden klagt, so bald es in entscheidenden Augenblicken versäumt, seine Angelegenheiten selbst zu ordnen.

Es lag in dem Plane der Mächte, daß von den größeren Republiken, die im Zeitalter Napoleons untergegangen waren, keine wieder hergestellt werden sollte. So hatte Holland gleiches Schicksal mit Venedig und Genua; der Thron aber, der dort errichtet wurde, fiel dem Prinzen von Oranien zu, weil man in ihm einen Vereinigungspunkt der Parteyen erblickte und die englische Politik, so wie die Gunst von Rußland seine Erhebung wollte. So entschied der Wille der Macht; daß die Entscheidung dem Wohlstande der Nation zuträglich werde, läßt die Weisheit der Regierung hoffen, zumal, wenn es ihr gelingt, der Nation den bürgerlichen Charakter wieder zu geben, der in der neuern Zeit im schmählichen Treiben des Eigennutzes untergegangen ist.

Literarische Erkundigung.

(Eingesandt.)

Den Freunden der Kunst und Literatur ist, wenigstens aus Meusels Künstler-Lexicon, die treffliche Sammlung von ikonographischen und Kupferwerken und anderen Kunstgegenständen bekannt, die der am 16. Nov. 1815 verstorbene Pfarrer Burk zu Weiltingen unweit Dinkelsbühl, besessen hat. Man wünscht, zum Behufe eines literarischen Zwecks, zu wissen, ob diese Sammlung nach dem Tode des wackern Besitzers zerstreut, oder ob sie irgendwo vollständig aufbewahrt sey. Die erbetene Auskunft könnte dem Anfrager am besten durch diese Blätter gegeben werden.

F. L.

Billiges Anerbieten.

Um den Wünschen der vielen neuen Abnehmer zu Pahl's Neuer National-Chronik:

„daß sie sich gerne auch die älteren, vom Jahre 1820 „an herausgegebenen, Jahrgänge dieser vortrefflichen „Zeitschrift anschaffen würden, wenn sie, zusammen ge„nommen, nicht eine bedeutende Summe ausmachten;"

entsprechen zu können, erlasse ich dieselben von jetzt an bis zu Ende Juny dieses Jahres in nachbemerkten äußerst niedrigen Preisen:

Die Jahrgänge 1820 bis 1822 jeden zu Netto 1 fl. 30 kr. Den Jahrgang 1823 aber zu Netto 2 fl. — Zusammen alle diese vier Jahrgänge gegen baare und Postfreye Geld-Einsendung zu Netto 6 fl. 30 kr. — Mit dem 1. July dieses Jahres tritt der alte Preis, nach welchem gerade das Gedoppelte zu bezahlen ist, wieder ein.

Ellwangen, im May 1824.

Schönbrod'sche Buchhandlung.

Bücher-Anzeige.

Bey Joh. Evang. Schönbrod, Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker zu Ellwangen, ist angekommen und zu haben:

Unruh, Raimund, Dr. und Prof., Lehrbuch der Geometrie, nebst ihrer ausgedehnten Anwendung auf die Lösung geometrischer Probleme. Vorzüglich für Schulen. Mit 4 Steindruck-Tafeln. gr. 8. 1824. 2 fl. 24 kr.

Rudhart, Ignaz, Dr. rc., Die Geschichte der Landstände in Baiern. Zwey Bände in 4 Büchern. Neueste unveränderte Ausgabe. 8. 2 fl. 24 kr.

Theophrast's Charakterschilderungen; übersetzt und erläutert von J. J. Hottinger. Verm. und verb. Auflage. Mit 1 Kupfer. 8. 2 fl. 24 kr.

Söltl, J. M., Dr. und Prof., Heinrich der Vierte, Kaiser und König der Teutschen. In vier Büchern aus den Quellen dargestellt. gr. 8. 1823. 1 fl. 36 kr.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen



5. Juny. 23. 1824.

O Mensch! nicht Geld, nicht Lust, nicht Ruhm
Beziele, — nein dein Heiligthum
Sey Recht, sey Ordnung, Freyheit, Pflicht,
Das Leben lasse, diese nicht.

Lavater.

Das Herzogthum Lauenburg.

Am neun und zwanzigsten September des Jahres, sechszehnten Hundert, neun und achtzig starb, auf seiner Herrschaft Reichstadt in Böhmen, der Herzog Julius Franz von Sachsen-Lauenburg, aus dem uralten Stamme der Askanier, nachdem seine Väter sein Herzogthum seit dem dreyzehnten Jahrhundert inne gehabt hatten. Da mit ihm sein Geschlecht in männlicher Linie erlosch, so traten die kurfürstlichen, herzoglichen und fürstlichen Häuser Sachsen, Braunschweig - Lüneburg, Mecklenburg, Holstein, Anhalt und die Krone Schweden mit Ansprüchen Theils auf die Gesammtheit, Theils auf einzelne Parcellen der von ihm hinterlassenen Lande auf. Braunschweig-Lüneburg unterstützte seine Ansprüche durch die Behauptung, daß der nieder-sächsische Besitzthum des verstorbenen Herzogs zu der ihm gebührenden Erbschaft Heinrichs, des Löwen, gehöre, der denselben den Slaven mit Schwert und Bogen abgenommen, und unter Berufung auf einen im Jahre 1396 geschlossenen Vertrag. Obgleich Kur-Sachsen durch die Darlegung einer Anwartschaft von 1507 und einer Erbverbrüderung von 1671, diese Gründe nicht zu entkräften vermochte, so setzte es sich doch in den Besitz des erledigten Herzogthums; aber der Herzog Georg Wilhelm von Lüneburg-Zelle entfernte in seiner Eigenschaft als Kreis-Oberster die fremden Truppen aus dem Lande, das er mit seinen eigenen besetzte, und schloß im Jahre 1697 einen Vertrag mit dem Kursächsischen Hofe, in dem derselbe seine Ansprüche gegen eine Summe Geldes und dem Vorbehalt der Mitbelehnschaft aufgab. Seit dieser Zeit blieb Lauenburg bey dem Hause des ersten Erwerbers und theilte in den Stürmen, die in der Periode Napoleons den hannöver'schen Kurstaat ergriffen, mit demselben gleiches Schicksal. Als aber nach der Zertrümmerung der französischen Uebermacht die Verhältnisse der durch dieselbe verletzten Staaten und Teutschland aufs Neue geordnet wurden, trat Hannover, in dem Vertrage vom 29. May 1815, das Herzogthum Lauenburg mit Ausnahme des kleinen auf dem linken Elbe-Ufer liegenden Theils an Preussen ab; Preussen dagegen überließ, in dem Vertrage vom 4. Juny 1815, diese Erwerbung dem Könige von Dänemark, wobey es sich jedoch von derselben das zwischen der Elbe und Mecklenburg liegende

Amt Neuhaus und einige enclavirte Dörfer vorbehielt. Schweden hatte nämlich in Gefolge der Besitznahme von Norwegen seinen Antheil an Pommern an Dänemark abgetreten, das denn für diese ihm entlegene Provinz das seine teutschen Staaten berührende Lauenburg, mit einer den Ertragswerth der Tausch-Objekte ausgleichenden Summe von 2,600,000 Thaler, annahm.

Wie das Land, nach diesen Veränderungen, nun unter dänischer Souveränität besteht, umschreibt es 19½ Quadratmeilen, von 34 000 Menschen bewohnt, welche Bevölkerung vermöge seiner Ertragbarkeit als gering erscheint, was eine Wirkung des zu wenig vertheilten Grund-Eigenthums ist. Während die Elbe seine Westgränze bezeichnet, durchfliessen es zwey gleichfalls schiffbare Ströme, die Steckenitz und Wackenitz, deren der erstere die Elbe mit der Trave verbindet, und dadurch eine Wasserstrasse in die Ostsee bildet. Der Boden ist meistens flach, in manchen Gegenden fruchtbar, aber auch häufig von Sand- und Heidestrichen durchzogen. Er gewährt, sammt dem Vieh, das er nährt, den Bewohnern ihren Haupterwerb. Auch die Forsten, besonders der grosse Sachsenwald, nehmen weit verbreitete Strecken ein, und liefern an Holz einen bedeutenden Ausfuhrartikel, der aber durch die schlechte Bewirthschaftung, die schon vor der französischen Waldverheerung anfieng, in der neuern Zeit sehr vermindert worden ist. Die dänische Regierung wird sich ein grosses Verdienst erwerben, wenn sie der bisherigen Willkühr der Besitzer steuert, und die vielen Blössen durch Nachpflanzung wieder ertragbar macht. Die gewöhnlichen Handwerke und die Tuchweberey ausgenommen, wird kein Zweig der Industrie in bemerkbaren Umfange betrieben.

Der Staat ist im Besitze vieler und grosser Domänen, die aber unter den hannöver'schen Regierung auffallend niedrig verpachtet waren; doch hatte sie zum grossen Vortheile des Landbau's schon angefangen, die erledigten Pacht- und Amtsvorwerke in Erbpacht zu geben. Noch immer verschlingt der Amtsbauetat jährlich über 20,000 Rthlr. Das Vorwerk Kittlitz, das 1480 (kalenbergische) Morgen groß ist, ertrug nicht weiter als 150 Rthlr. welche Rente sich dann schon sehr erhöhen würde, wenn man das Gut nur mit Holz überpflanzte. So rentirte auch das Vorwerk Lauenburg auf den Morgen nicht weiter als einen halben Rthlr., durch die Vererbpachtung dagegen wird der Ertrag um das Vierfache erhöht, der Staat erspart die Baukosten und der Bürger gelangt zu grösserem Wohlstande. Auch die Moore wurden unter der hannöverschen Regierung sehr schlecht bewirthschaft. Ungefähr 1500 Arbeiter nähren sich auf denselben und mit der Spedirung des Torfs nach Hamburg. Würde man aber die Moore abwässern und allgemein besaamen, so fänden noch ein Mal so viele Menschen auf ihnen ihr Brod, und das Dominialeinkommen erlangte eine bedeutende Erhöhung.

Die Lage des Bauern im Lauenburgischen ist besser, als in den meisten andern teutschen Ländern. Seine Abgaben sind sehr mäßig; die Frohndiensten zu den Vorwerken werden meistens durch Dienstgeld geleistet; der Mühlenbau ist gegen einen mäßigen Kanon aufgehoben; die in den adelichen Gerichten sitzenden Bauern finden bey Bedrückungen von Seiten der Regierung immer bereite Hülfe. Was dieser Einwohnerklasse am meisten schadet, ist das häufige Frachtfahren, wodurch sie ihr Vieh zu Grunde richtet, den Güterbau vernachläßigt und den Dünger verliert. Um diesem grossen Uebel zu steuern, wäre nichts wirksamer, als die Verbesserung und Austiefung des Steckenitzkanals und der Delvenau. Die Güterfahrt nach Hamburg und Lübeck gienge dann ausschliessend zu Wasser und die zu Land hätte ein Ende.

Es ist jetzt kein Winkel Teutschlands, selbst Mecklenburg nicht ausgenommen, wo der Unter-

than geringere Staatsabgaben entrichtete, als Lauenburg. Zoll und Licentfreyheit hatte das glückliche Land von jeher und hat es noch. Die französische Grundsteuer hat aufgehört. Die ordinäre Contribution beträgt 11,969, Stempel 1800, Domänen 136,612, Elbezoll 33,499. Zusammen 183,840 Rthlr. Der reine Ueberschuß ist 130,000 Rthlr.

Die Stände Lauenburgs sind mächtiger, als in den meisten andern teutschen Ländern. Sie sind aus der Ritterschaft und den 3 Städten zusammen gesetzt, und repräsentiren das ganze Land. Ueber ihre Gerechtsame hat ihnen der Herzog Georg Wilhelm von Lüneburg-Zelle am 15 September 1702 einen Revers ausgestellt, der, wie die Confirmation desselben vom 21. Juny 1765 in der Finalakte des Wiener Congresses Art. 29 für unverletzlich erklärt worden ist. Die wesentlichsten unter diesen Gerechtsamen sind die Concurrenz bey der Gesetzgebung und die Steuerbewilligung; auch üben die Stände die Gerichtsbarkeit über die Hörigen. Jede Stadt hat nur eine Stimme, und jeder Besitzer der 22 Rittergüter ebenfalls; aber nur der volljährige Besitzer darf auf dem Landtage stimmen; und der Besitzer mehrerer Rittergüter hat nur eine Stimme. Der Landesherr erläßt die Gesetze, mit Zustimmung der Stände; diese aber publiciren sie.

In dieser Verfassung, so wie in dem Organismus der Administration hat die dänische Regierung nichts geändert. Das höchste Verwaltungscollegium ist die Regierung in Ratzeburg, mit einem Gouverneur und zweyen Räthen. Von ihr hängt Alles, selbst die Justiz in zweyter Instanz, ab, die Reservate des Hofgerichts ausgenommen. Dieses besteht aus einem Hofrichter, zwey Regierungsräthen, zwey Landräthen, einem herrschaftlichen und einem landschaftlichen Assessor. Es ist die erste Instanz der Ritter- und Landschaft für ihre Person, und die zweyte für alle adelichen Gerichte in Sachen über 50 Mrk. Werth, und die erste, wenn Beamte in Amts- oder herrschaftlichen Angelegenheiten belangt werden. Das Consistorium bildet der Gouverneur, ein Regierungsrath, ein Landrath, der Superintendent, ein geistlicher und ein weltlicher Assessor. Die höchste Justizinstanz ist das Obergericht in Glückstadt. In jedem der 4 Aemter sind mehrere Beamte angestellt, die sich in die verschiedenen Ressorts theilen. — Man sieht, daß es, um dieß kleine Ländchen zu regieren, nicht an einem sehr zahlreichen Personal fehlt.

Die Griechen.

(Eingesandt.)

Seit drey Jahren sind die Augen der Welt auf den Osten von Europa gerichtet, sehnsuchtsvoll dem Ausgange des Kampfs entgegen harrend, der dort sich erhoben hat, und der nicht nur durch seinen heroischen Charakter, sondern noch weit mehr durch die politischen und moralischen Erfolge, die er vorzubereiten scheint, so grosse Interessen darbietet. Noch haben sich aber keine Resultate ergeben, die als sichere Andeutungen der Entscheidung gelten könnten; dagegen sammeln und stählen beyde Theile ihre Kräfte für den vierten Feldzug mit einer Anstrengung, die das Letzte aufbieten und wagen zu wollen scheint. Aber auch diese Rüstungen geben uns noch keine Bürgschaft für den Ausgang, denn hundert Zufälle in den Weg treten können, die sich nicht berechnen lassen. Ohnehin ist nicht zu erwarten, daß ein Kampf durch schnelle Schläge geendigt werden könne, der, so wie dieser, von beyden Theilen auf Leben und Tod geführt wird.

Die Griechen haben bisher bewiesen, wie weit stärker in Kämpfen dieser Art, die moralische Ueberlegenheit ist, als die der Macht. Noch weit glänzender würden sie diesen Beweis hergestellt haben, wenn die Zwiste ihrer Häuptlinge und Parteyen der Concentration ihrer Kräfte

nicht so störend entgegen gestanden wären. Indeß ist für die Sache der Einheit viel gewonnen, wenn die neuerlich verbreitete Nachricht von Kolocatroni's Untergang sich bestätigt. Ist dieser fruchtbare innere Feind der Nation gefallen, so wird die neue Regierung, in ihrem Streben auf Zusammenstimmung, Vertrauen und Energie, das größte Hinderniß überwunden sehen. In jedem Falle aber muß, im Dringen der Ereignisse, das gemeinsame Interesse und der gleiche Zweck die Getrennten immer wieder vereinigen. Welcher Partey der Grieche angehöre, ist er von dem Türken dem Tode und der Gefangenschaft geweiht. Dem Feinde aber, der allen dasselbe Verderben bereitet, müssen alle mit demselben Muthe widerstehen. Wohl mag die Verschiedenheit der Privatinteressen und die Vertheilung der Kräfte der Gleichförmigkeit in den Planen und in den vorbereitenden Anstalten sehr schädlich seyn; aber die Folgen dieses Uebels müssen minder verderblich in einem Kriege werden, den auch der Gegentheil ohne grosse Combinationen und immer nur parteyenweise führt.

Die Pforte hat grosse Hoffnungen auf die Mitwirkung des Mehemed Ali, Pascha von Aegypten, für den beginnenden Feldzug gesetzt, und seine Hülfe in schmeichelhaften und herablassenden Formen gesucht, die in dem Style orientalischer Herrscher unerhört sind. Gewiß konnte auch der Pascha, wenn er mit den angekündigten Streitkräften zu Wasser und zu Lande erschien und dieselben als ein treuer Bundsgenosse verwandte, für die Sache der Griechen grosse Besorgnisse erregen, die durch den Brand, der in den letzten Tagen des März Ali's Kriegs-Vorräthe in Kairo zerstört hat, nur zum Theil beseitigt worden sind. Sind aber die neuesten Berichte aus Aegypten gegründet, vermöge deren der besagte Brand das Werk einer auf Ali's Sturz berechneten Verschwörung seyn und Ibrahim Bey an der Spitze der Mißvergnügten sich der Citadelle von Kairo bemächtigt haben soll; so ist von dieser Seite alle Gefahr für die Griechen verschwunden und der Pascha wird in der Pflicht der Selbsterhaltung seine vollkommene Rechtfertigung finden, wenn er die gegen die Pforte übernommenen Verbindlichkeiten unerfüllt läßt.

Durch die Ankunft des Herrn von Minciaky in Konstantinopel sind den Griechen aber die letzten Sterne der Hoffnung untergegangen, die sie bisher noch an dem nördlichen Himmel zu sehen glaubten, und erfüllt erst noch der Divan die durch den Lord Strangford vermittelte Zusage von der definitiven Räumung der Wallachey und Moldau, so wird die gänzliche Ausgleichung aller sonstigen zwischen Rußland und der Pforte vorwaltenden Mißhelligkeiten nicht mehr ferne seyn. Diese Ereignisse können übrigens dem ernsten Beobachter der Zeitläufe nicht unerwartet seyn. Die Meynung der Cabinette von dem rechtlichen Charakter des griechischen Aufstands ist oft genug ausgesprochen worden; ihr Wille, das sonst behauptete Interventionsrecht hier nicht in Anwendung zu bringen, hat sich als unerschütterlich bewiesen, die Richtung, die die Politik in solcher Weise genommen hatte, konnte kein anderes Resultat ergeben, als das, auf dem sie so lange unwandelbar bestand; und so blieb von Seiten der christlichen Mächte dem Volke der Griechen überlassen, seine Sache ausschließend als seine eigene zu führen, und vom Schicksale zu erwarten, was es in kühnem Muthe ihm anvertraut hatte.

Werden diese Mächte immer in solchem Zustande der Passivität sich halten? Werden sie es auch dann noch, wenn die Pforte im Gefühle unheilbarer Erschöpfung oder durch eine grosse Katastrophe in ihrem Innern ergriffen, Griechenland stillschweigend aufgiebt, oder seine Unabhängigkeit vertragsmäßig anerkennt? — Wir haben kürzlich einige christliche Prinzen nennen hören, welche bestimmt seyn sollen künftig die griechische Krone zu tragen. Diese Stimme kann

aber nur aus den Salons, nicht aus den Cabinetten; diese werden wir erst dann vernehmen, wenn entscheidende Erfolge sie zu der bis jetzt verweigerten Intervention auffordern. Es kann nicht die Frage seyn, ob sie, in so ferne sie zu diesen Erfolgen nichts beygetragen, ein Recht haben, über die Bestimmung ihrer Resultate mitzusprechen; ihr Recht liegt in dem politischen Systeme von Europa, über dessen Festsetzung und Erhaltung sie sich vereinigt haben. Alles kommt nur darauf an, wie sie es gegen die Griechen üben, und Niemand wird sich durch die dagegen erhobenen Zweifel irren lassen, wenn sie diesem Volke, das so tapfer und aufopfernd seine Unabhängigkeit erstritten, dieselbe durch ihren Schutz und durch eine zweckmäßige Verwaltungsordnung, eben so wohl gegen innern Unfrieden, als gegen den Haß der ewigen Feinde des christlichen Namens sichern.

Aehrenlese

aus de la Rochefoucault.

1) Grosse und glänzende Thaten, die das Auge blenden, werden von den Politikern als Ergebnisse grosser Plane vorgestellt; aber sie sind gewöhnlich nur Kinder der Laune und der Leidenschaft. So war der Krieg zwischen Augustus und Antonius, den man ihrem Ehrgeiz zuschreibt, sich zu Herrn der Welt zu machen, vielleicht nur die Wirkung der Eifersucht.

2) Die Herablassung der Fürsten ist oft nur eine Maßregel der Klugheit, um die Zuneigung des Volks zu gewinnen. Man macht diese Herablassung zur Tugend; aber bald geht sie aus Eitelkeit, bald aus Verdrossenheit, bald aus Furcht, gewöhnlich aus allen Dreyen zugleich hervor.

3) Wenn grosse Menschen durch anhaltendes Mißgeschick kleinmüthig werden, so zeigen sie dadurch, daß sie früher dieß Mißgeschick nur durch ihren Ehrgeiz, nicht aber durch Seelenstärke ertragen haben, und daß, eine vorherrschende Eitelkeit abgerechnet, diese Helden um kein Haar besser sind, als andere Menschen.

4) Wenn wir selbst keinen Stolz hätten, würden wir uns nicht über den Stolz Anderer

beschweren. Denn der Stolz ist sich bey allen Menschen gleich, nur daß er in den Mitteln und in der Weise sich zu äussern, sich unterscheidet.

5) So grosse Vorzüge auch die Natur gewähren kann, ist sie es doch nicht allein, sondern mit ihr das Glück, was Helden macht.

6) Der Haß gegen Günstlinge ist nichts anders als, Liebe zur Gunst. Der Unmuth, diese nicht zu besitzen, tröstet und mildert sich durch die Verachtung derer, die sie besitzen, und wir verweigern ihnen unsere Huldigungen, weil wir ihnen nicht nehmen können, was ihnen die Huldigungen aller Uebrigen verschafft.

7) Um in der grossen Welt einen festen Standpunkt zu bekommen, thut man alles, um zu zeigen, daß man ihn bereits habe.

8) Unser Mißtrauen rechtfertigt den Betrug Anderer.

9) Grosse ererbte Namen drücken, anstatt zu heben, diejenigen nieder, die nicht im Stande sind, sie zu behaupten.

10) Mit nichts sind die Menschen freygebiger, als mit Rath.

11) Oefter begeht man einen Verrath aus Schwachheit, als aus Vorsatz.

12) Es ist weit schwerer sich von anderen nicht beherrschen zu lassen, als andere zu beherrschen.

13) Der Ruhm grosser Männer muß immer nach den Mitteln abgemessen werden, durch die sie ihn errungen haben.

14) Die Könige stempeln Menschen wie Münzen; sie geben ihnen den Werth, welchen sie wollen; und man ist gezwungen, sie nach ihrem Curs nicht aber nach ihrem Schrot zu nehmen.

15) So blendend eine That auch seyn mag, so darf sie doch nie für groß gelten, wenn sie nicht der Erfolg eines grossen Entwurfs ist.

16) Es ist weit leichter der Würden werth zu scheinen, die man nicht besitzt, als deren, die man bekleidet.

17) Das Verdienst verschafft das Lob rechtlicher Männer, das Glück das Lob der Welt.

18) Oft belohnt die Welt den Schein des Verdienstes selten das Verdienst, selbst.

19) Beharrlichkeit ist eine Tugend die weder Tadel noch Lob verdient, weil sie nichts ist, als die Fortdauer von Launen und Gefühlen, die man sich weder nehmen, noch geben kann.

20) Es giebt Verbrechen, die durch Glanz, Anzahl und Grösse unschuldig, selbst rühmlich werden. Daher kommt es, daß die Dieberey vor aller Augen, die ungerechte Hinwegnahme von Ländern, Eroberung heißt.

21) Ruhmsucht, Furcht vor Schande, Plan auf höhere Rollen, Verlangen nach einem angenehmen und bequemen Leben, Begierde andere herab zu setzen, — das sind oft die Quellen des Heldenmuths, den die Redner in hohen Phrasen preisen und die Dichter besingen.

22) Wahre Tapferkeit besteht darin, daß man ohne Zeugen thut, was man unter aller Welt Augen zu thun fähig wäre.

23) Unerschrockenheit ist eine ungewöhnliche Stärke der Seele, die über Verlegenheit, Unruhe und Stürme erhaben ist, welche der Anblick grosser Gefahren erregen könnte. Und diese Stärke ist es, welche die Helden in ruhigem Gleichgewicht erhält und ihnen den freyen Gebrauch ihrer Vernunft bey den überraschendsten und fürchterlichsten Vorfällen bewahrt.

24) Nichts schmeichelt mehr unserem Stolze, als das Vertrauen der Grossen, weil wir es für eine Wirkung unserer Verdienste halten; wir vergessen, daß es oft aus Eitelkeit oder Unvermögen, ein Geheimniß zu bewahren, entspringt. So kann man sagen, daß Vertrauen oft gleichsam eine Ermattung der Seele ist, welche die Last, die sie drückt, dadurch zu erleichtern sucht.

25) Man nimmt in jedem Stande eine Miene und eine Haltung an, um kund zu thun, für was man sich angesehen wissen will. So kann man sagen, daß die Welt aus lauter Mienen bestehe.

26) Die Fürsten wegen Tugenden loben, die sie nicht besitzen, heißt ihnen ungestraft Schmähungen sagen.

27) Wenn uns das Glück durch Erhebung zu einem grossen Posten überrascht, und uns nicht erst stufenweise hinan führt, oder wenn unsere Hoffnungen uns nicht schon dahin empor gehoben haben, so ist es fast unmöglich, sich gut in demselben zu erhalten und seiner werth zu scheinen.

Die Polizey im Geiste der Zeit.

(Eingesandt.)

Die Politik, sagten die Weisen der Vorzeit, ist die Wissenschaft den Staat zu gründen, die Polizey die Kunst, ihn empor zu halten. In unserer Sprache hiesse das erstere „eine gute Verfassung entwerfen," das Letztere, „den Wohlstand des gemeinen Wesens durch Verbreitung der Civilisation befördern." Polizey in diesem Sinne wäre demnach ein hoher und würdiger Beruf der Staatsregenten, und nur die tugendhaftesten, uneigennützigsten Bürger könnten in demselben ihnen als Organe dienen.

So war es sonst überall, besonders in Teutschlands freyen Städten wo Bürgermeister und Rath die Polizey in Händen hatten, und was die Hefe und der Unrath im Volke verunreinigen konnten, vermittelst ein Paar Rathsdienern abkehrten. Sorglos und ungehindert lebte da ein jeder in seiner Weise und Unfug in grossen Versammlungen, in Bällen, im Theater ꝛc. gestattet das Publikum selbst nicht, duldete aber auch keinen Schergen neben sich.

Frankreich, das längst den Keim aller socialen Uebel in sich hegte, entwickelte zuerst ein hinterlistiges Verfahren, zum Verderben der in der Ministerialmeynung geächteten Personen, und erfand ein besonderes Institut, auch Polizey genannt, mit einem schlauen, vor allem gewissenlosen Oberhaupte, dem ostensibel die öffentliche Sicherheit und Ordnung kommittiet war, dessen eigentliche Bestimmung aber darin bestund, auf alle Frondeurs Jagd zu machen und den Muthwillen der Epigrammatisten zu zügeln. Ohne einen Schwarm von Spionen konnte das Institut nicht bestehen, sogar auch im Auslande hatte es seine Emissarien. Spione können sich aber nur bedeutend machen, durch die Vielheit beunruhigender Rapporte, mögen sie nun wahr oder erdichtet seyn. Die Bastille lieferte zu ihrer Zeit der Belege viele. Teutschland blieb inzwischen bey seiner alten treuherzigen Weise. Auch England, wo bis zur Stunde alles, was zum Flore der Nation dient, von Privatvereinen besorgt wird, es sey in Abhelfung eines Uebels oder in Förderung eines Guten, übte diese Weise. Zwar haben hier auswärtige Einflüsse und politische Machinationen die Regierung genöthigt, Leute zu bestellen, die Staatsränkemacher zu beobachten, vornämlich in Irland, wo der Fanatismus die Glut anschürt, und die zur innern Sicherheit durchaus nothwendige Fremden-Akte zu geben, die recht verstanden allein die Intriganten des Auslands zum Ziel hat. Aber von der in Frankreich beliebten Weise wurde nichts erborgt.

Mit Napoleon beginnt eine neue Periode nicht nur für Frankreich, sondern für die Menschheit. In welche Extreme sich aber auch Frankreich geworfen, das Genie der Nation wird es immer wieder in das alte Geleise zurück treiben. Nicht dasselbe wiederfährt dem Teutschen, der vermöge seines Charakters unbeweglich steht, und einmal zu Boden geworfen, unbeweglich liegen

bleibt. Napoleon hat die Welt zu Boden geworfen. Mögen ihm die Las Casas und Montholons Altäre des Ruhms errichten; sein Genie ist der Welt kein Räthsel mehr. St. James kannte ihn längst als einen inkonsequenten Staatsmann *) weit unter den grossen Eroberer früherer Zeiten, und der spanische Krieg machte ihm den ganzen Ruhm streitig, auf den er stolz war. Nicht durch ihn ward die Nation siegreich sondern durch sich selbst. Wo das point d' honneur, d. i. das über Freyheit und Leben despotisirende Barbarenvorurtheil, nach gewissen Regeln zu morden und sich morden zu lassen, eine Nation allmächtig beherrscht, da muß nach innen und nach aussen vorgehen, was die Marats und die Robespierre's ausführten. „Wer zu den Waffen ruft, dem folgt die Menge."

Es blieben so an diesen Namen blos *) die Unthaten geheftet, unter denen in Frankreich die Menschheit seufzet, als da sind der jeden Keim der bürgerlichen und Privatfreiheit tödtende Criminal-Coder, das unerträgliche Beamtenjoch, um den kaiserlichen Despotismus zu behaupten, das Erpressungssystem, der Soldatenzwang, die Vergiftung aller humanen und politischen Institutionen, deren die Völker sich erfreuten. Doch ich beschränke mich auf Gegenstand von dem hier besonders die Rede ist.

Napoleon erfand eine zweyfache Polizey, an deren einen Zweig er sich selbst als Oberhaupt stellte. Es war die für die Sicherheit seiner Person wachende sogenannte hohe Polizey. Die andere blieb was sie vormals war, jedoch in unmittelbarer Abhängigkeit von jener. Hunderttausende von Spionen der erstern bedeckten Frankreich, oder schlichen durch die Welt, und ungeheuere Summen wurden zu ihren Besoldungen und zu Bestechungen verwendet. Alle Bösewichte, Glücksritter und Verräther fanden hier Zugang, Schutz und Belohnung. In sichtbarer Gestalt trat die niedere Polizey auf; unter tausendfachen Masken die Hohe. Bey jenen galten noch einige Rücksichten der Humanität; bey dieser war alles menschliche und sittliche Gefühl erloschen. Das ist das Bild, das Napoleon heißt, und Horaz hat die Devise darunter geschrieben: Seditione, dolis, Scelere atque libidine et ira! welche Devise sein unpartheyischer Geschichtschreiber einst commentiren wird.

*) War diese Kenntniß eine richtige? A. d. R.

*) Blos? A. d. R.

Die Welt hat, dem Worte „Restauration" zum Hohne, Napoleons Polizeyinstitut beybehalten, und noch florirt es sogar da und dort auf teutschen Boden, und an einigen Orten noch unerträglicher, als einst in dem Wirkungskreise des Erfinders. Das letztre erklärt sich aus der Verschiedenheit der Nationalitäten. Je gemeiner der Franzose ist, desto mehr treibt ihn seine Eitelkeit für etwas Bedeutendes zu gelten, und die freye Lebensart giebt bey ihm den Rang. Er ist daher manierlich und höflich, auch wenn er seinen Verhafteten Stricke und Handschellen anlegt. Der Teutsche dagegen ist rauh, selbst in der Aeußerung sanfter Regungen der Cordialität; um so viel mehr wenn er der Autorität seine Hand leihet. Eine Geschäftsperson, ein Beamter glaubte seiner Würde alles zu vergeben, wenn er einem verdächtigen oder angeklagten Unbekannten ein freundlichen Wort zuspräche; im Namen der Regierung handelnd; kleidet nur strenger Ernst. Selbst verworfene Subjekte in der französischen Polizey wollen sich dennoch im Lichte der gens comme il faut behaupten; eben diese Subjekte aber im teutschen Polizeydienste, angemahnt von ihrem Bewußtseyn und zu unbehülflich im Handeln, trachten ihre Schande durch brutales Auftreten zu verdecken, und durch Dreistigkeit den Vorwurf zu intimidiren. Wer unter französischer Herrschaft gelebt hat, wird beydes in seinen Erfahrungen bestätigt finden.

Das was nun heut zu Tage Polizey genannt wird, hat nicht einen Schein dessen mehr was der Urbegriff des Worts ausspricht, es tritt ihm vielmehr überall feindselig entgegen. Frankreichs Gerichtssäle wiederhallen von der Concurrenz der Polizey in allen Verbrechen. Da sagt ein freymüthiges Blatt: „Uebt je die Polizey einen vorbeugenden Einfluß? Ruft sie zur Sittlichkeit zurück, den, der in Versuchung ist, von ihr abzuweichen? Erleichtert sie dem Dürftigen die Mittel, durch Arbeit seinen Unterhalt zu finden? Geht sie mit Rath und That dem Verzweifelnden zur Hand? Ergreift sie den, der noch mit einem Fusse auf dem Boden stehend, den andern über den Abgrund ausgestreckt hat? Nichts von alle dem, wohl das Gegentheil, und weit entfernt zu bessern, ist unser Polizeysystem auf Demoralisirung des Volks berechnet. Würden dagegen die Summen, die dieses Institut kostet zum Gemeinwohle angelegt, wie vielen Verbrechen könnte durch sie vorgebeugt werden" — „Vormalige Polizeydiener, bemerkt dieses Blatt weiter, haben ihren Beruf aufgegeben, aus Ab-

scheu gegen die Missethaten, die er mit sich brachte." — Was kann anders erwartet werden von so vielen Individuen, die in diesem Kreise der Verwaltung als Werkzeuge gebraucht werden? Vermöge der Natur der Sache sollte man hier nur die einsichtvollsten und rechtschaffensten Bürger Staate verwenden; aber an ihrer Stelle sehen wir Taugenichtse, Banquerouteurs, Gauner, Emporkömmlinge aus dem Pöbel, der alle Bubenstücke fähig ist; wie sich solches namentlich in einer wegen ihrer Polizey berüchtigten teutschen Stadt neuerdings auf mancherley Weise ergeben hat.

Aus welchem Gesichtspunkte man nun auch die Sache betrachte, so erscheint das sogenannte Polizeywesen der Zeit, wo es in dieser Ausartung befangen ist, als ein mit dem öffentlichen und besonderen Wohl der Völker unerträgliches Institut. In der besagten Stadt ist es eine blos sich selbst verantwortliche Gewalt bey vorkommenden Vergehungen, Richter in eigener Sache und auf dem monströsen Grundsatze „der polizeylichen Ueberzeugung" beharrend muß vor ihm die entgegengesetzte Evidenz verstummen. Dazu liegt in seinem Hintergrunde stets die Finanz. Denn da seine Organe grossen Theils auf ihre eigene Industrie angewiesen sind, so artet der lucri bonus odor leicht in Presserey und Erpressung aus, besonders wenn das Kopfgeld auf Dienstboten, Hunde und Fremde, die hundert Tausende nicht gewährt, deren man bedürfte, um den zahlreichen Troß zu besolden.

Unter diesen Umständen konnte nicht fehlen, daß das an sich ehrenvolle Wortes „Polizey" aller Welt ein Gräuel wurde, und der Anblick eines Sturmhuts jedermann mit Abscheu erfüllte. Unglücklicher Weise aber fiel der Haß gegen dieses Unwesen auf die Staatsregierungen zurück, und es eröffnete sich in ihm eine Hauptquelle des herrschenden Mißvergnügens, indem das Gefühl sich unwiderstehlich aufdrang, wie zwecklos eine Anstalt sey, die den rechtlichen Mann belästigte, dem Uebelthäter aber wenig beschwerlich, ja oft gar ihm behülflich war. So hat es z. B. sich ergeben, daß eben die den unverdächtigen Reisenden chicanirenden Päße-Visitatoren privatim Paßbureau's errichteten, in welchen natürlich die Taxe mit dem Grade der Gefährlichkeit steigen mußten, und das schöne unschuldige Mädchen, von den Wächtern der sittlichen Ordnung dem Paphischen Dienste geweiht und dann der zerstörten weiblichen Natur die weite Welt zum Hospital angewiesen wurde. Diese und ähnliche Gräuel aber fanden ihre Straflosigkeit in dem Vorurtheile, daß ein Polizeybedienter „impeccabel" sey. In Gemäßheit dieses Vorurtheils geschah es auch, daß, während man den, der die Hohheit und Unabhängigkeit des Staats thätlich gefährdete, in Ketten warf, die Repräsentanten der Souveränität die dem Polizeypersonal zur Last fallende Majestätsverbrechen selbst abzubüßen sich dargeboten haben, statt daß solche an dem Schuldigen gebührend geahndet und dadurch den Verletzten Genugthuung gewährt worden wäre.

Die erhabenen Pacifikatoren der Welt, nach Napoleons Sturze, bezweckten in dem Worte Restauration nicht nur die Befugnisse der Souveräne, sondern auch die der Völker. Wo von deren verletzten Rechte es sich handelte, galt Restauration gleich mit Vernichtung des Unrechts. Obenan stand wohl die Abolition der französischen Polizey. Die Gensdarmerie-Paraden mit den empor gehaltenen Stricken, Ketten und Schellen hatten einen zu gehässigen Eindruck hinterlassen, der Sturmhut erbitterte. Was die Zeit forderte, stand Hohen und Niedern klar vor Augen. Was hatte die Welt bethört? Vor allem die von den Franzosen erlernte Kunst alle öffentliche Institutionen auf das Lucrative zurückzuführen. Die Polizey war in eine Silbermiene verwandelt worden; der edle Begriff aber, den dieses Wort ausdrückt, erlosch. Wäre dem abzuhelfen und wie? Das zeigt uns ein allen Völkern vorleuchtendes Beyspiel.

Gilt es öffentliche Ordnung, Ruhe und Sicherheit, so ist das in England bestehende Institut der Constables das unbedingt zweckmässigste. Es kostet den Staat keinen Heller; der rechtliche, mit den Lokalen und Usuellen vertraute, für den Bestand der gesetzlichen Ordnung persönlich interessirte Bürger ist der natürliche Polizeybediente; vor seinem Stabe beugt sich die ganze Nation, Niemand darf das Vertrauen, das zu diesem Amte ihn ernennt, zurück stossen; die auf solche Weise constituirte Autorität ist die natürliche Richterin in jedem vorkommenden Falle. Dieß Institut ist monarchischen Staaten angemessen; für die freyen Städte Teutschlands sollte man es für unentbehrlich halten. Indessen fordert die Constituirung einer solchen Autorität Maßregeln, deren Auseinandersetzung die Gränzen dieser Blätter überschreitet; die aber denen gerade entgegen gesetzt sind, nach welchen manche Polizeybehörde Teutschlands, soll man sagen organisirt oder verkrüppelt ist, und zwar in allen ihren Erscheinungen, im Wechsel des Directoriums, in der Persönlichkeit der Agenten, und in Ungebühr des Treibens.

T.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen



12. Juny. 24. 1824.

Dein Wort bleibt uns'res Herzens Trutz
Und deiner Kirche wahrer Schutz.

Nikol. Selnecker.

Die evangelische Kirche.

Claus Harms hat in seinen berüchtigten fünf und neunzig Thesen viele widersinnische und abgeschmackte Dinge gesagt; aber wie der Diamant im Kehricht glänzt in denselben manches geistvolle und ächt evangelische Wort, wie unter andern der Ausspruch: „die Abhängigkeit „der Kirche von der Staatsgewalt sey ein „bey der Reformation in der Eile gemachter und „noch zu verbessernder Fehler." Man hat in diesem Ausspruche einen Laut des mystischen Sinnes zu hören vermeynt, der den Menschen allen Verhältnissen der Zeitlichkeit zu entreissen und alle gesellschaftliche Formen in der theokratischen aufgehen zu lassen strebt; und man hat sehr unrecht gehabt. Denn jener Ausspruch drückt eine Forderung der reinen, nüchternen, streng nach klar begriffenen Grundsätzen richtenden Vernunft aus, die die Reformation so lange für ein unvollendetes Werk halten muß, als die Kirche, die ihr ihre Entstehung zu verdanken hat, in ihrer innern Bildung und Verwaltung irgend einer äussern, von ihr wesentlich geschiedenen Gewalt unterworfen bleibt.

Die Unzulässigkeit dieser Unterwerfung ist in unsern Tagen wiederholt zur Sprache gekommen, und mehrere protestantische Theologen haben mit Geist und Eifer das Recht ihrer Kirche auf Selbstständigkeit reclamirt. Die Verfechter der unbedingten Gewalt und die armen Tröpfe, die jede Betastung des Herkömmlichen und Bestehenden für ein Verbrechen halten, haben aber in diesen Reklamationen eine Regung des unsrer Zeit eigenthümlichen revolutionären Geistes gesehen, der, nachdem er des Unheils so viel in der bürgerlichen Gesellschaft angerichtet, sich nun auch an der kirchlichen versuche und in derselben Grundsätze geltend zu machen beabsichtige, die für ihren Frieden eben so störend, als ihrem Sinne nach unerhört seyen. Durch die letztere Behauptung haben sie einen Beweis ihrer Unwissenheit abgelegt. Denn lange vor der Zeit, in der man das Spucken des revolutionären Gespenstes wahrnahm, das in unsern Tagen vielen Leuten so bange macht, als ehemals die Furcht vor dem Teufel, fand das von Hugo Grotius, Carpzow, Stryck und andern gelehrte System von der durch die Reformation auf die Staatsgewalt rechtmäßig übergegangenen Episcopalgewalt den lebhaftesten Widerspruch, und schon Puffendorf, Gundling und Pfaff, bestanden darauf, daß die Staatsgewalt von der Kirchengewalt wesentlich verschie-

den sey, und diese ursprünglich in der Kirche, als einer freyen, selbstständigen Gesellschaft beruhe; Georg Ludwig Böhmer aber, der in diesem Fache die Autorität eines classischen Schriftstellers in Teutschland behauptete, baute sein kirchenrechtliches Lehrgebäude auf die Grundlagen, die Staatsregierung und die Kirchenregierung seyen verschiedener Natur; die Majestäts-Rechte des Landesherrn über die Kirche haben nicht den Zweck der Kirchengesellschaft und die Bestimmung der Mittel für diesen Zweck zum Gegenstande, sondern allein das äussere Verhältniß der Kirche zum Staate und zu seinem Zwecke; und wenn auch die Kirchenregierung dem weltlichen Staatsoberhaupte übertragen werde, so bleiben doch die mit den weltlichen Hoheits-Rechten vereinigten Kirchenregierungsrechte von jener immer verschieden, und seyen kein Ausfluß der Staatsgewalt, sondern beruhen auf dem besondern Rechtstitel der Uebertragung *)

Der Besitz der Kirchengewalt ist aber den Regenten nirgends auf dem letztern Wege zu Theil geworden; sondern er ergab sich aus dem Gange der Umstände, die zu benützen das Streben auf Erweiterung der Macht nicht versäumte. Da man sich durch die Reformation der Unterordnung unter die bisherige Hierarchie entzogen hatte, trat für die getrennten Gemeinden das Bedürfniß einer neuen Bildung ihres gesellschaftlichen Organismus ein. Durch sie selbst konnte dieß Bedürfniß nicht erledigt werden; auch hatten ja wohl, die Erledigung desselben zu vollbringen, die Fürsten den nächsten Beruf, durch deren Macht und Unterstützung die Ketten von Rom gebrochen worden waren; und da ein Mal der Begriff vorwaltete, daß das gestürzte Episkopat durch ein anderes ersetzt werden müßte, konnte man kein Arg darin finden, wenn die Autorität, der man die Gründung der neuen Ordnung verdankte, sich auch an die Spitze derselben stellte. So kam im teutschen Rechte der Grundsatz zur gesetzlichen Geltung: daß der Landesherr der oberste Bischof der protestantischen Landesgemeinde sey, und die Reformation begnügte sich nicht damit, den entfremdeten Scepter von den Altären hinweg zu nehmen, und den Fürsten zurück zu stellen; sie gab auch den Krummstab in ihre Hände. Gewiß war die Gabe in gutem Glauben verliehen und angenommen; aber die Treuherzigkeit der Gebee und Empfänger hatte nicht berechnet, daß auf solche Weise für die Kirche die Gefahr entstand, mit dem Verluste ihres über alles Zeitliche erhabenen Charakters zu einem Werkzeuge dieses Zeitlichen herab zu sinken, und der Macht dienstbar zu werden, deren Willkühr sie sich ausgeliefert hatte.

Indem die evangelischen Gemeinden sich in dieses Verhältniß ergaben, verläugneten sie den Grundsatz wieder, von dem ihre Stifter, indem sie die Reformation erregten, ausgegangen waren. Denn gerade in dem hierarchischen Systeme, das im Laufe der Jahrhunderte sich gebildet hatte, sahen sie die Quelle und den Stützpunkt des Verderbens und der Ausartungen der Kirche, und sie glaubten nur dadurch den bestehenden Uebeln steuern zu können, daß sie jenes System stürzten, und die freye, gesellschaftliche Verbindung, wie sie in den Urzeiten der Kirche bestanden, wieder herstellten, eine nach aussen hin freye und unabhängige Gemeinschaft, in ungekränkter Uebung ihrer Autonomie, ohne Rang-Unterschiede, lediglich wirkend durch geistige Mittel und erhalten durch den in ihr lebenden thätigen Gemeinsinn. Aber statt diese richtige und ihrem Sinne nach ächt evangelische Idee durchzuführen, liessen sie die Vereinigung des Pontifikats mit der Diktatur geschehen, wodurch unvermeidlich die Selbstständigkeit des kirchlichen socialen Körpers verloren gieng, und eine Unterordnung des letztern entstand, in dem sein Geist erlöschen

*) G. Böhmer princip. jur. canon. §. 24.

mußte. Dadurch geschah es, wie Bäumer *) sagt, „daß die Gemeinde nur dem Namen nach existirte, und keinen gesetzlichen Weg, kein Organ mehr hatte ihre Ideen kund zu thun; daß sie immer nur hörend, nie thuend, immer nur administrirt, nie administrirend war; daß ihre Glieder, von oben herab regiert, das Bewußtseyn ihrer Mitgenossenschaft an dem grossen, heiligen Bunde verloren; daß sie sich in Sekten, Partheyen und abgesonderte Kirchen spalteten, weil sie das Bedürfniß lebendig fühlten, mit andern in einer selbstständigen und freyen Gemeinschaft zur Beförderung christlicher Zwecke zu stehen, welches Gefühl in der evangelischen Kirche, bey dem Mangel aller Verfassung nicht befriedigt werden konnte."

In der That wird auch jenen Sekten und Partheyen überall bereitwillig eingeräumt, was man der grossen verfassungslosen Kirche überall verweigert. Kein Organ der Regierung hält sich ermächtigt in das Innere ihrer Tempel einzutreten; keine fremde Hand darf ihre heiligen Bücher berühren; ihre Lehren und ihre Gebräuche sind lediglich in ihrer Ueberzeugung und in ihren Traditionen gegründet; sie gehorchen keinem Gesetze als dem selbstgegebenen, und erkennen keine Autorität als die selbst gewählte; dabey geben sie aber dem Kaiser, was des Kaisers ist und anerkennen das Recht der Aufsicht, das ihm über alle im Staate bestehenden Corporationen gebührt. Und nicht nur sind dieser Art von kirchlicher Selbstständigkeit die besagten kleinen Partheyen theilhaftig; ihrer genießt auf gleiche Weise, und als unzertrennlich von ihrem Geist und Wesen, die grosse katholische Kirche; ja sie wird unter uns sogar einer ausser christlichen Parthey, nämlich den Juden, bewilligt. Wie könnt ihr behaupten, die bischöfliche Gewalt sey in der Souveränität enthalten, während die Souveränität diese Gewalt nur über eine einzelne Kirche ausübt?

Indem wir die Vereinigung des Staats- und Kirchenregiments, in dem Grundsatze, auf dem sie beruht, für gänzlich unstatthaft, folgewidrig und verwerflich erklären, läugnen wir nicht, daß durch sie, unter frommen und gewissenhaften Fürsten, oder in Ländern, wo die mit Weisheit und gemeinsamem Rathe entworfenen Gesetze mächtiger waren, als die Regentengewalt, für die Erhaltung und Veredlung der Kirche, für die Förderung ihrer Zwecke und für die Anregung und Kräftigung des christlichen Lebens, in wahrhaft evangelischem Geiste, viel Gutes und Treffliches bewirkt und an der Ausbreitung des Reiches Gottes auf der Erde — die das höchste Ziel aller kirchlichen Anstalten und Bestrebungen ist, — redlich gearbeitet worden sey. Aber fehlerhafte Institutionen werden nicht dadurch besser, wenn die gute Gesinnung der Menschen, die sie handhaben, ihren Verderbnissen vorbeugt; und dann sterben die Menschen und die Institutionen bleiben. Und es sey der Krummstab in der Hand des gewissenhaftesten Regenten, so wird doch nie verhindert werden können, daß sich in Priestern und Laien der Begriff befestige, die Kirche sey nichts weiter, als ein Polizeyinstitut oder ein Angebäude des Staates, und wie in der bürgerlichen, so sey auch in der kirchlichen Gesellschaft, zur Erreichung ihrer Zwecke, der Zwang zuläßig, durch den die Macht bey denen, die sie sich unterworfen hat, ihren Willen geltend macht. Dieser Begriff ist aber eine Quelle grosser Uebel, indem durch ihn das Heilige, das die Würde und Seligkeit des Menschen bedingt, zum Gemeinen herab sinkt, das Edle der moralischen Motive und der selbstständigen Ueberzeugung im rohsten Materialismus untergeht, und der Charakter der Geistlichkeit im Treiben auf Zeitliche Mittel und Zwecke erlöscht. Diese Uebel hat die Zeit begriffen; deßhalb fordert sie für die Kirche das Recht der selbstständ-

*) S. dessen Schrift: Die Presbyterialverfassung in ihrer Begründung und in ihrem Werthe. 8. Hamm, 1823.

digen Gesetzgebung und Verwaltung zurück, das eine in ihren Begriffen minder klare Zeit dem weltlichen Arm überlassen hat.

Das Kirchenthum in Frankreich.

„Jeder Franzose, sagt die Constitutions-Urkunde, bekenne und übe seine Religion mit gleicher Freyheit, und erhalte für seinen Gottesdienst den nämlichen Schutz; jedoch sey die katholische, apostolische und römische Religion die Religion des Staats." Diese Bestimmung besteht aus zwey Sätzen, von denen der eine einen vernünftgemässen und fruchtbaren Sinn, der andere aber einen grossen Unsinn enthält. Ueberdieß stehen beyde Sätze, wie man auch den letztern deute, mit einander im geraden Widerspruche, so daß der Eine den Andern aufhebt.

Wer kann etwas Vernünftiges dabey denken, wenn gesagt wird, diese oder jene Religion, sey die Religion des Staats? — Kann der Staat eine Religion haben? Kann er bestimmen, was in Ansehung der übersinnlichen Welt gelehrt und geglaubt werden soll? Kann er den Bürgern Vorschriften über die von ihnen zu leistende Verehrung Gottes geben? Kann er ihnen die Wege in ihre überirdische Zukunft vorzeichnen? — Maßt er sich aber dieß Alles an, und betrachtet er sich als den Herrscher über die Gewissen, oder macht er irgend eine Confession zur Bedingung der bürgerlichen Rechte, wie kann er jeder Religionsübung gleiche Freyheit gestatten, wie jedem Gottesdienste den nämlichen Schutz? —

Alle diese Fragen kamen in Beziehung auf den angeführten Artikel der französischen Charte zur Sprache. Das Zeitalter fand ihn mit den Begriffen, die in ihm herrschend geworden, unverträglich. Der Ernst und die Satyre versuchten sich mit gleichem Glücke an ihm; die Bedenklichen aber verkündigten, man habe sich diese Zweysinnigkeit erlaubt, um dem Prinzip des ausschliessenden Cultus im Staate vor-

läufig einen Halt in der Verfassung zu geben, und bald werde man sich des zweyten Satzes in dem besprochenen Artikel bedienen, um den ersten ausser Kraft zu setzen.

Diese Verkündigung ist in der Sitzung der französischen Pairskammer vom 30. April genau in Erfüllung gegangen, als der Gesetzesentwurf, nach welchem die in den Kirchen begangenen Vergehen in Zukunft mit einer strengern Strafe, als bisher, belegt werden sollten, zur Berathung kam. Hier äusserte nämlich der Cardinal de la Fare: „man müsse sich wundern, daß die blos geduldeten Glaubensbekenntnisse der Staatsreligion immer gleichgestellt werden. Die Billigkeit fordere, daß man einen Unterschied zwischen beyden mache. Ob denn nach dem neuen Gesetze, ein in einer katholischen Kirche begangenes Vergehen, nicht strenger bestraft werden sollte, als wenn dasselbe in einer protestantischen Kirche, einer Synagoge oder selbst in einer Moschee, wofern eine solche in Frankreich bestünde, wo ja auch der muhamedanische Gottesdienst nicht ausgeschlossen sey, verübt werde? Nimmermehr könne der Titel Staatsreligion, der doch der katholischen Religion in Frankreich zukomme, die Würde dieser Religion, die Achtung, in der man sie bey dem Volke erhalten müsse, mit dieser zuweit getriebenen Toleranz bestehen. Somit schlage er vor, daß ein besonderes strengeres Gesetz zur Bestrafung der Vergehen in katholischen Kirchen, also gegen die Staatsreligion, und ein zweytes milderes zur Bestrafung der in den Kirchen anderer Religionen begangenen Vergehen erlassen werde."

Diese Erklärung des Cardinals giebt uns einen sehr bestimmten Aufschluß über eine dunkle Stelle der Charte. Nach seinem Sinne ist der Begriff der Staatsreligion mit dem, den man früher an den Ausdruck „herrschende Religion" zu knüpfen pflegte, gleichbedeutend. Daraus ergeben sich von selbst die Folgesätze:

daß nur die Staatsreligion rechtlich und verfassungsmäßig in dem Staate bestehe, — daß alle Confessionen, die sich neben ihr eingeschlichen nicht auf gleichen rechtlichen Bestand, sondern nur auf Duldung Anspruch zu machen haben, — und daß diese geduldeten Confessionen der Staats-Religion gegen über in gleiche Kategorie fallen, sie mögen nun christliche oder nicht christliche seyn. Diese Deutungen tragen keinen neuen Sinn in die Worte des Cardinals; sie sind ausdrücklich in denselben enthalten. Uebrigens ist es nicht die Stimme eines einzelnen Mannes, die in diesem Geiste den besagten Artikel der Charte commentirt; mit ihm stimmt in dem neuern Frankreich alles — wo nicht mit dem Herzen, doch mit dem Munde — was sich über seine den Ideen der argen Zeit geleistete Entsagung ausweisen, seine Anhänglichkeit an die Grundsätze der Restauration darthun, und sich dem Hofe und der Regierung gefällig machen will.

Indessen hat die Sache ein grosses praktisches Moment, das in den Gliedern der von der Staatsreligion dissentirenden Gemeinden tiefe Betrachtungen erregen muß. Diese Gemeinden sind nur geduldete; Duldung aber giebt kein Recht; sie wird nur freywillig gewährt, und kann also auch, durch denselben Akt des freyen Willens verweigert werden. Wir wissen, wie in Frankreich das Edikt von Nantes, das zum Beßten der Hugenotten gegeben worden, wiederrufen wurde. Sollte nicht auch aus gleichem Grunde der Berechtigung der den Protestanten in der Charte zugesicherte Schutz wiederrufen werden können, so bald die Regierung, unter Hinweisung auf den Grundsatz von der bestehenden Staatsreligion, die Charte dahin interpretirt, es sey den Protestanten nichts weiter zugesagt, als Duldung?

Ob eine solche Interpretation von der Regierung zu erwarten sey? — Darüber mag uns eine Thatsache aus der neuesten Zeit Auskunft geben. Der Graf Lambrechts hatte in seinem Testamente eine Summe von 2000 Franken als Preis für das beßte Werk ausgesetzt, das innerhalb zwey Jahren über die Lehre von der freyen Ausübung der verschiedenen Religionen erscheinen würde. Dieser testamentlichen Verordnung verweigerte der Minister des Innern seine Anerkenntniß, gewiß aus keinem anderen Grunde, als aus dem, weil er die Discussion einer Lehre für bedenklich hielt, über welche die Regierung sich die Entscheidung auf dem gesetzlichen Wege vorbehalten hatte.

Müssen wir nicht, indem wir die hierarchische Macht und den Fanatismus in Frankreich so kühn und siegreich einher schreiten sehen, unser gutes Teutschland drey Mal glückselig preisen, wo das Recht des Bürge[rs], unabhängig von seinem religiösen Bekenntniß, durch feyerliche und unwiderrufliche Verträge und Constitutionen gesichert ist, und wo der Begriff desselben so fest und allgemein Wurzel geschlagen hat, daß man das alberne Gerede von einer Staatsreligion nur mit der Gefahr wiederhohlen könnte, vor allem Volke zum Spott und zur Verachtung zu werden? —

Civilisation.

(Eingesandt.)

Civilisation — dieses hoch empor gehobene Feldzeichen der Zeit, — was ist sie, was bedeutet sie u. worin besteht ihr Wesen? Es muß der Mühe werth seyn über diese Fragen auf das Klare zu kommen, da die Sprecher unserer Zeit so einstimmig und zuversichtlich versichern, „die Civilisation habe sol„che Fortschritte gemacht, daß es von nun an un„möglich sey, daß die Menschheit stille stehe, „noch weniger daß sie wieder zurück gehe.“ Oft ist auch dieses imposante Wort ausgesprochen worden, um die Machthaber zu schrecken, und den Muth zu erheben, der sich beeifert, die Völker dem goldenen Zeitalter entgegen zu führen. Troz der Armseligkeit meines Geistes an Spiz-

findigkeit, wage ich es, mit meinem Bißchen gesunden Menschenverstand und historischen Gedächtnißwerke diesen magischen Ausdruck zu enträthseln.

Indem ich etwas dieser Art unternehme, ist es immer mein Erstes, daß ich das Zeichen mit dem Bezeichneten, das Wort mit dem Gegenstande zusammen halte. Bey dieser Operation erscheint mir in dem vorliegenden Falle Civilisation als das Zeichen eines solchen Zustandes in irgend einem gegebenen Staatsverein, wo jedes Individuum gilt, was es werth ist; wohlverstanden in moralischer Rücksicht. Denn in der Welt der Wilden, der Barbaren und der Thiere gilt jeder nur, was er vermöge seiner Faust, seiner Hörner und seiner Klauen werth ist. Unter einem civilisirten Volke giebt nur das Talent, d. h. der geistige Charakter des Individuums den Rang, und diesem Range sind die Vortheile und Nachtheile gemäß, die der Staat jedem Einzelnen gewährt. Als implicirte Folge ergiebt sich hieraus eine absolute Gleichheit im Genusse natürlicher Rechte, eine relative aber in Ansehung derjenigen Rechte, die die Eminenz des geistigen Charakters vor sich haben.

Liegt nun das Wesen der Civilisation in der Anerkenntniß des Talents und seiner Rechte, so ist vor allem eine feste Bestimmung seines Begriffes nöthig. Dieser kündigt sich als ein höherer Entwicklungsgrad der Fähigkeit an, wodurch der Mensch sich der Gottheit annähert, nämlich der Vernunft. Was dieses formell nichts bedeutende Wort *) sagen will, lernt man kunstmässig; in anderen Sprachen geben die Worte ratio, raison, reason ꝛc. den Begriff: die moralischen Dimensionen so richtig zu ermessen, als ob sie in Zahlen angegeben werden. Die Vernunft praktisch genommen, d. h. in Verbindung mit den Leidenschaften, macht den Charakter.

*) [illegible] A. d. H.

Folglich würde, in Beziehung auf den Staat, das Talent in dem Charakter des Bürgers beruhen, und dieser seinen Rang in der Gesellschaft bestimmen.

In welche Periode und in welchen Staat ich mich versetze, so sagt mir die Geschichte ohne Ausnahme, daß nur in Völkern von Charakter Civilisation statt hatte. Wo war richtiger, als in Minos, Lykurgs, Platons Staaten das Verhältniß der Bürger bestimmt, wo die Leidenschaften Geiz, Uebermuth, Wollust, Trug, Lüge, minder zulässig, wo, mit einem Worte mehr Charakter im Volke? So verhielt sich's auch in Rom, vor dem Falle von Karthago. Weiter sagt mir die Geschichte, daß der Fall der Völker immer nach dem Grade ihrer Charakterlosigkeit erfolgte; die letztere aber besteht in meinem Sinne, in dem Uebergewichte der Leidenschaften über die Vernunft. Wo dieses Uebergewicht statt findet, fehlt es nicht an Inconsequenzen aller Art in der Höhe und in der Tiefe, in den Cabinetten und an den Schreibpulten. Was gestern als unverletzlich proklamirt worden, fällt morgen als Unsinn in die Acht, und umgekehrt. Dessen ungeachtet entsagt die Eitelkeit nie dem Anspruch auf Talent, und in dem Maße, in dem die Leidenschaften ausarten, setzt man dasselbe in die Virtuosität, die in den Künsten der Gewandtheit und der List sich erweist; man erscheint inbrünstig im politischen, wie im religiösen Tempel, hebt die Hände hoch auf, ruft laut, daß die Welt es hört: Gott! Vaterland! Freyheit! Menschenrechte! und spricht bey sich selbst mit Horaz:

O pulchra Lucina
Da mihi fallere, et justum sanctumque videri!

Es bildet sich dann eine neue Sprache; die Worte verlieren ihre ursprüngliche Bedeutung, daß da

*) D. i. „O schöne Göttin der Diebe! lehre mich die Welt betrügen, und fromm und gerecht vor ihr zu gelten."

mihi fallere erfindet Doppel- und Trippelsinne, Pfiffigkeit gilt für Aufklärung, Spitzfindigkeit für Staatskunst, Verschrobenheit für Philosophie, und im Worte Civilisation ist das ganze Possenspiel der Eitelkeit begriffen, mit Inbegriff all' der losen Künste, die da geübt werden, um leere Köpfe zu desennuyiren; abgestumpfte Sinne zu rütteln, der thierischen Evidenz sanft zu thun und den herrschenden Sybaritismus zu vermanigfaltigen.

In dem Rom, in dem noch einiger Charakter war, hielt der alte Cato ein Bage, angefüllt mit tausend Sklaven, die nach unsern Begriffen lauter Leute von Talent waren, namentlich Mahler, Bildhauer, Baumeister, Fabrikanten, ja Philosophen und Rhetoren; denn nach damaligem Kriegsrechte waren alle gefangenen Krieger Sklaven, und da jene oft Bürger waren, fanden sich unter den besiegten nicht selten Leute von ausgezeichneter Tüchtigkeit. Cato verdingte seine Sklaven als Jugendlehrer und machte sich durch diese Spekulation ein grosses Vermögen. Wo war nun die Civilisation, in Cato's Sklavenbehälter oder in dem Volke Roms? In dem heutigen Sinne des Wortes gewiß in dem Bagne, wenn gleich hier so wenig, als in manchem anderem Volke Europens von irgend einem rechtlichen Socialverhältniß die Rede seyn konnte.

Was nun das Axiom der oben genannten Sprecher anbetrifft, „daß nämlich die Menschheit eine Höhe erstiegen habe, von der sie nicht mehr zurück gehen könne," so bezeugt die ganze Geschichte, daß alle existirenden Staaten ihre Perioden des Steigens und des Sinkens hatten, und daß alle unter gleichen Sympotemen ihrem Ruine entgegen gegangen sind. Kein heutiger Moralist schildert mir so treffend sein Zeitalter, als Horaz das seinige. Und damals war doch noch ein August, der mit Agrippa und Mäcen darüber zu Rathe saß, ob die Republik wieder herzustellen sey, und man hatte noch Ehre davon der Tugend zu huldigen. Dennoch achteten diese Patrioten die Bürger für zu verdorben, als daß ihnen der Zaum der Alleinherrschaft hätte abgenommen werden können. Aber sie waren in der That minder verdorben, als wir, minder engherzig, geizig und treulos. Wer in diesem Rom unter August hätte es gewagt, laut werden zu lassen, was der oben angeführte Satyriker dem Heuchler aus der Miene las? Unter uns dagegen werden laut und selbst in öffentlichen Schriften die Doctrinen empfohlen: daß das Zeitalter nicht gestatte, nach den Regeln der Ethik und der religiösen Moral zu leben, — daß Reciprocität in den Pflichten weder zu erwarten noch zu leisten sey, — daß man sich jedes Mittel, um Geld zu machen erlauben dürfe, indem dieser Zweck alle Mittel heilige, — daß der, der zu einer edeln großmüthigen Handlung sich hinreissen lasse, die Anforderungen der Zeit nicht verstehe. Was aber hiebey als befremdend scheint, ist die Wahrnehmung, daß die Kinder dieser Zeit, bey aller Schlauheit und Spitzfindigkeit, doch an Geist nicht gewonnen haben. Wie könnten sie sonst vergessen, was Südsee, Assignate, Mandate 2c. zu bedeuten haben? Es gebräche ihnen also sogar an gemeinem Verstande?

Die Frage wäre nun, auf welcher Stufe des Sinkens sich die Zeit, nach der Analogie anderer gestürzter Völker, befinde? Um in der Weise von Sparta, Athen, Rom zu sinken, müßte man Spartaner, Athenienser, Römer gewesen seyn. Das war, mit Gunst, der moderne Europäer nie; höchstens ein wenig in den Insel- und Seestaaten. Dagegen fügt er sich genau in die Zeiten des griechischen Kaiserreichs. Sehe ich z. B. in den Cabinetten, in den Tribunalen selbst in den Bureau's der Beamten auf jedem Gesichte die Worte geschrieben: „ich bin der Fürst!" ja sagt man diese Worte sogar ausdrücklich dem, der sich auf den Fürsten beruft, in's Gesicht, so, finde ich die Periode des Arcadius und Honorius repristinirt. Dubitare, an dignus sit, quem princeps elegerit, pro crimine majesta-

tis habendum. Ihr klagt über die gemißbrauchte Macht des Absolutismus; seht ihr nicht, daß die papierenen Majestäten viel mächtiger sind, als die Regenten. Wenn ihr den Fürsten verunglimpft, das wird man überhören, aber sagt ein Mal ein derbes Wort gegen seine Diener?

Ist dem also, so werden Gothen, Hunnen und Saracenen erfordert, um das verfallene Menschenthum wieder aufzufrischen.

A.

Ankündigung.

Der Gesang, wenn er seine ganze Wirkung thun soll, muß nicht nur melodisch, sondern auch harmonisch ausgeübt werden. Da aber in einer gemischten kirchlichen Versammlung viererley Stimmen angetroffen werden, deren verschiedener Tonnmfang nicht allen die Hervorbringung einer und derselben Melodie gestattet, so ist der vierstimmige Kirchengesang anstatt des einstimmigen, ein allgemeines natürliches Bedürfniß; in der evangelischen Kirche, die alle ihre Glieder ohne Unterschied zum selbstthätigen, geistig freyen Gottesdienst vereinigt, erscheint derselbe als symbolisch-nothwendig. Luther empfahl ihn zuerst, und zeigte durch sein in 4 Stimmen gebrachtes erstes evangelisches Gesangbuch den Weg zum Ziele. Von ihm und aus seiner Zeit stammen diejenigen Melodien welchen noch jetzt mit Recht ein ausgezeichneter Vorzug eingeräumt wird; aber Unkirchlichkeit und Künsteley entfernten von dem gegebenen trefflichen Vorbilde, und nur in der Schweiz gelang es, daß der vierstimmige Choralgesang zum allgemeinen Gebrauch wurde. Indeß wurde das Bedürfniß desselben immer lebendiger gefühlt; immer dringender ergiengen die Aufforderungen von Seiten warmer Verehrer der Religion zu seiner Einführung: würdige Kirchenvorsteher machten mit derselben glückliche Versuche; es ward allgemein anerkannt, wie viel durch diese Reform der öffentliche Gottesdienst an Würde und geistiger Wirksamkeit gewinnen müsse. Um zu ihr auch in ihrem Theile beyzutragen, haben sich die Herrn Kocher zu Stuttgart, Silcher akademischer Musikdirektor in Tübingen und Frech, Musikdirektor am Schullehrer-Seminar in Eßtingen, zur Herausgabe vierstimmiger Choral-Melodieen vereinigt. Als Vorbereitung zu diesem Vorhaben wurden erst von ihnen ausser beliebten und passenden neuen eben jene alten Choral-Melodien, in welchen wahre Andacht lebt und in rein kirchlichem Tone sich ausspricht, nach den einfachsten Grundsätzen für 4 Stimmen so bearbeitet, daß sie von zahlreichen Gemeinden gesungen werden können. Um aber ihre Ideen im Leben zu erproben, suchte Jeder derselben das musikalische Publikum seines Wohnorts zu gewinnen, mit Liebe und Eifer bildeten sich zahlreiche Chöre aus allen Ständen, und so gieng aus fortgesetzten bewährten Versuchen, so wie aus ihren gemeinschaftlichen Bestrebungen und wechselseitigen Prüfungen das Werk hervor, das sie dem Publikum mitzutheilen entschlossen sind, und das aus 200 Melodieen in 4 besonders ausgesetzten Stimmen mit beygedrucktem Texte von ungefähr 250 der schönsten Lieder bestehend, in 2 Lieferungen in gr. 8. erscheinen wird. Der Subscriptionspreis für das Ganze ist 1 fl. 54 kr. wovon die eine Hälfte mit 57 kr. bey der Unterzeichnung, die andere bey der Ablieferung des ersten Heftes zu entrichten ist. Mit der Erscheinung der ersten Lieferung, welche die Festlieder und die zur Reichung der Sakramente gehörigen, enthält und die sie im August d. J. ausgeben zu können hoffen, tritt der Ladenpreis von 2 fl 24 kr ein. Zu neun Exemplaren wird den Sammlern der Unterzeichnung das zehnte frey gegeben. Subscriptionen nehmen die Verfasser und die Metzlersche Buchhandlung in Stuttgart an.

In Gefolge des in Nr. 1e. dieses Blattes enthaltenen Aufrufs hat der Unterzeichnete für die Geßnersche Familie in Rothenburg an der Tauber erhalten: aus Stuttgart von H. F. H. 2 fl. 42 kr. von F. R. R. S. 2 fl. 42 kr. von F. W. 10 fl. 48 kr. und aus Calw von Hr. 1 fl 21 kr. Gott vergelte den edlen Gebern diese reichlichen Gaben, durch welche die Empfängerin mit dem gerührtesten Danke erfüllt worden ist.

Gmünd den 24. May 1824.

M. Ricker, q. Pfarrer.

Billiges Anerbieten.

Um den Wünschen der vielen neuen Abnehmer zu Pahl's Neuer National-Chronik:

„daß sie sich gerne auch die älteren, vom Jahre 1820
„an herausgegebenen, Jahrgänge dieser vortrefflichen
„Zeitschrift anschaffen würden, wenn sie, zusammen genommen, nicht eine bedeutende Summe ausmachten;"

entsprechen zu können, erlasse ich dieselben von jetzt an bis zu Ende Juny dieses Jahres in nachbemerkten äußerst niedrigen Preisen:

Die Jahrgänge 1820 bis 1822 jeden zu Netto 1 fl. 30 kr. Den Jahrgang 1823 aber zu Netto 2 fl. — Zusammen alle diese vier Jahrgänge gegen baare und Postfreye Geld-Einsendung zu Netto 6 fl. 30 kr. — Mit dem 1. July dieses Jahres tritt der alte Preis, nach welchem gerade das Gedoppelte zu bezahlen ist, wieder ein.

Ellwangen, im Juny 1824.

Schönbrod'sche Buchhandlung.

Berichtigung.

S. 299 Z. 10 u. 11 statt Pomegyrist zu lesen Panegyrist
— — — 11 statt Käfer — Käse.
— 305 — 15 — strudelt — sprudelt.
— 307 — 7 von unten nach Centner — Erz.
— — — 3 — Jurakniſtein — Jurakalkstein.
— 310 — 8 nach ist — in ihm.
— 318 — 3 von unten nach Konstantinopel — und.
— 320 — 32 statt König — Königen.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen



19. Juny. 25. 1824.

Aller Lande Nuz und Wohlfahrt steht am höchsten in ordentlicher Regierung, und alle Regierung soll auf Gottesfurcht, Ehrbarkeit und Vernunft gehandfestiget und gegründet seyn.

Christoph, Herzog zu Wirtemberg.

Ueber Souveränität und Despotismus.

Als Napoleon die teutschen Fürsten, um sie und die Kraft ihrer Länder seiner Herrschaft dienstbar zu machen, von ihrem Kaiser los riß und in einen Bund vereinigte, dessen Leitung er sich vorbehielt, verkündigte er ihnen, sie seyen von nun an der Fülle der Souveränität theilhaftig. Die ernsten Beobachter der Zeitläufe verstanden den geheimen Sinn dieser Verkündigung und beklagten im Stillen seine Richtung, indem die Auflösung gesetzlicher Beschränkungen der Regentengewalt keine heitere Zukunft eröffnen konnte, wenn an die Stelle der letzteren eine wehrlose Unterordnung unter willkührliche Gewalt trat. Es gab aber Höfe und Regierungen, welche durch den Titel der Souveränität sich diese Gewalt selbst verliehen glaubten, und im Freudentaumel über das gemachte unerwartete Glück, sie also übten, als achteten sie sich aller frühern Verträge und Ordnungen entbunden, und aller vernunftmäßigen Pflichten gegen ihre Landesinsassen los und ledig; solcher Uebung der schrankenlosen Machtvollkommenheit wurden denn auch mehrere Schriftsteller dienstfertig, indem sie mit vollem Munde die Worte „Selbstherrschaft", „unbedingte Obristhoheit", „unabhängige Allgewalt" aussprachen, und an sie die Lehre knüpften, die neuen Autokratoren seyen von nun an für ihre Regentenhandlungen Niemand verantwortlich, als sich selbst.

In dieses Mißverständniß haben sich jedoch nicht alle teutsche Regierungen getheilt. Die Fürstin Pauline von Lippe Detmold erklärte in der Proclamation, worin sie ihren Unterthanen ihren Beytritt zu dem Rheinischen Bunde kund that, ausdrücklich: „Die zugestandenen Souveränitätsrechte müssen für ein rechtliches Gemüth eine vermehrte Verpflichtung seyn, zur Ausübung der Gerechtigkeit, Billigkeit und Milde" und sie bewies durch diese Erklärung, daß der durch die Auflösung des Reichs in ihrer Person erhöhte Regentencharakter von ihr auf seiner edelsten und fruchtbarsten Seite aufgefaßt worden war. Denselben Sinn erwiesen die Fürsten des teutschen Nordens beynahe ohne Ausnahme, indem sie eine Pflichtverletzung darin sahen, den erlangten Vorzug zur Unterdrückung wohlbegründeter Rechte und Freyheiten ihrer Länder zu benützen, und ungeärgert durch die gegebenen Beyspiele, mit Gewissenhaftigkeit die Verträge, Gesetze und Institutionen aufrecht erhielten, die bisher ihren Unterthanen Schuz und Gewährschaft für ein verfassungsmäßiges Regiment verliehen

hatten. Diesen Fürsten wurde, als die Zeit der Gewalt abgelaufen war, der Ruhm der wohlbewährten Treue und Consequenz, und sie sahen durch den Sieg des Rechts ihr unwandelbares Verharren bey demselben auf das herrlichste belohnt. Die Andern aber konnten der Demüthigung sich nicht entziehen, viele Verordnungen und Anstalten, die sie in der Zeit der Willkühr getroffen, wieder aufzuheben, gewaltsam entrissene Nutzungen und Rechte den Verletzten zurück zu geben, und sich der neuen Ordnung der Dinge zu fügen, in der die Staatsgewalt nicht mehr anders als in dem Charakter der Gesetzmäßigkeit anerkannt ward.

Nachdem der Begriff der Souveränität diese faktischen Berichtigungen erhalten hatte, hätte man nicht glauben sollen, daß die Verwechslung desselben mit dem Begriffe des Despotismus länger bestehen könnte; aber früher, als man unter den gegebenen Umständen erwarten konnte, trat sie auf's Neue ein, und sie scheint beharrlich zu werden, durch die nun von so vielen Stimmen laut gepredigte und von der Macht kräftig unterstützte Lehre, daß die monarchische Herrschergewalt nur dann in ihrem ursprünglichen und rechtlichen Sinne realisirt sey, wo sie unbedingt ausgeübt werde, daß das Recht der wahren Souveränität darin liege, Alles zu dürfen, was man kann, und daß es, um dieses Recht herzustellen, gestattet sey, aller Gesetze und Verbindlichkeiten, die dasselbe beschränken, selbst der beschworenen, sich zu entschlagen.

Schon vor dreyßig Jahren hatte Fichte gelehrt: „Jeder Einzelne, der in den Staat trete, müsse von der Unmöglichkeit überzeugt werden, daß er je dem Gesetze zuwider behandelt werde; diese Unmöglichkeit sey aber nicht vorhanden, wenn der Verwalter des Gesetzes nicht selbst zur Rechenschaft gezogen werden könne. Eine Verfassung, wo die Verwalter der öffentlichen Macht keine Verantwortlichkeit haben, sey eine Despotie. Weßwegen in jeder vernunft- und

rechtmäßigen Staatsverfassung das Fundamentalgesetz bestehen müsse, daß die executive Gewalt, welche die richterliche und ausübende unter sich begreift, einer und anderer Seits das Recht der Aufsicht und Beurtheilung, wie dieselbe verwaltet werde, das Ephorat, getrennt seyen. Diese Ansichten hat das Zeitalter nicht gebilligt, weil sie, indem sie über die höchste Staatsgewalt noch eine höhere setzen, sich selbst widersprechen, und in der Anwendung versucht, einen Zustand innerer Zwietracht in der Gesellschaft erzeugen müßten, den nur der schrankenlose Despotismus überwinden könnte. Dieselbe Mißbilligung muß aber dem diametralen Gegensatz dieser Lehre zu Theil werden, welcher die absolute Gewalt als das nothwendige Prinzip des Regentenrechts betrachtet, und den besagten Despotismus, als begründet in der Natur der gesellschaftlichen Unterordnung gesetzlich einführen will. Indem das Zeitalter, immer auf den Extremen sich gefallend, diese schroffen Gegensätze darstellte, bezeichnete es zugleich den Weisen und Redlichen im Volke die Mitte, auf der das Wahre zu suchen und zu finden stand.

Es ist nicht schwer einzusehen, wie die Vernunft, die höchste Gesetzgeberin für alle Verhältnisse des sittlichen Lebens, dieses Wahre bestimmt, indem es aus ihren allgemeinsten und klarsten Grundsätzen hervor tritt. Sie kann der Staatsgewalt nicht die Freyheit geben, ungerecht zu seyn, oder den Beherrschten die gesetzmäßigen Garantieen des Rechts zu entziehen, weil sie dadurch mit sich selbst in Widerspruch käme; eben so wenig aber kann sie, um die Achtung für das Recht in der Staatsgewalt zu erhalten, ihr Beschränkungen auflegen wollen, die es ihr unmöglich machen müßten ihre Bestimmung zu erfüllen, weil sie um ihre Zwecke zu erreichen, nie solche Mittel zugeben kann, die dieselben zerstören würden. Sie beschützt auf gleiche Weise die Regentenmacht gegen das Anwogen roher Volksgewalt, und das Volk gegen die Mißhandlungen der Will-

führ. Sie will so wenig den Despotismus, als die Anarchie, so wenig das unterdrückend Herrscherthum, als die Anmassungen der Aristokratie. Nur in der Verfassung erkennt sie ein rechtliches Fundament, in der Gesetze und Institutionen eine sichere Bürgschaft dafür gewähren, daß der Staat verbleibe, was er seiner Natur nach seyn soll, eine zur Aufrechthaltung des Rechts und der sittlichen Ordnung bestehende, von der menschlichen Art nothwendig postulirte gesellschaftliche Anstalt. So spricht die Vernunft ihr Gesetz in Ansehung dessen aus, was nach ihr in der organischen Bildung der Staaten Rechtens ist; die Anwendung dieses Gesetzes aber ist die Aufgabe der Menschen, und wie sie auch in derselben irren und fehlen, wie sie von Vorurtheilen, von Leidenschaften und von der Macht des Schicksals von dem vorgesteckten Ziele, der Realisirung der vernunftgemässen Idee des Staates, zurück gestossen werden mögen; so bleibt das Gesetz doch in seiner unverletzbaren Heiligkeit, und nie wird es, sey es von den Gewalthabern oder von den Beherrschten übertreten, ohne daß die Erfolge, oft durch schreckliche Erfahrungen, sein Daseyn wieder in Erinnerung bringen.

Die Geschichte der Staaten zeigt uns, wie von jeher das Streben der Menschheit darauf gegangen, diese Grundsätze der Vernunft in sich zu verwirklichen. Dem Despotismus ist nirgends Anerkenntniß geworden, als unter den Völkern, die entweder durch Barbarey oder durch moralische Erschlaffung die Würde ihres Geschlechts verloren hatten. Und wenn je in Zeiten grosser Noth oder schwerer Verwicklungen die Garantieen des Rechts einer Dictatur zum Opfer gebracht wurden; so geschah es immer unter dem ausdrücklichen oder stillschweigenden Vorbehalt dieses Rechts selbst, oder in der Erwartung, daß nach vorüber gegangener Gefahr auch die gegen dieselben genommenen ausserordentlichen Maaßregeln wieder aufhören werden. Dieses Sträuben gegen unbedingte Autokratie tritt besonders in

der Geschichte der christlichen Völker, die auf den Trümmern des römischen Reichs in den Ländern von Europa ihre Macht gegründet haben, als charakteristisch hervor. Ihr Leben bewegte sich in einem ununterbrochenen Kampfe für die Erhaltung der hergebrachten Freyheit. Der Begriff unbeschränkter Gewalt war ihnen fremd; die Versuche, sie zu erlangen, endigten gewöhnlich schon in ihren ersten Anfängen. Die Könige waren in allen grossen Geschäften, in der Gesetzgebung, in der Erhebung der Mannschaften und der Abgaben, in der Verwaltung — an den Rath, in vielen an den Willen ihrer Stände gebunden. Die kleinsten Länder hatten ihre Ordnungen, die sie gegen die Verletzung der alten Rechte schützten. Gegen das Unrecht ward offener Widerstand für erlaubt gehalten. — Als es nun den grossen Herrschern immer mehr gelang, diese Schranken zu brechen, hauptsächlich weil die Nationen erkennen lernten, wie verderblich für ihre Ruhe und Unabhängigkeit die gemißbrauchte Macht der Aristokratie geworden, so blieben doch Grundgesetze, Institutionen, selbst mehr oder minder kräftige repräsentative Körper, und überall der Begriff, der in einem civilisirten Zeitalter sich nicht verdrängen läßt, daß die Macht der Regierung gegeben sey, um des Volkes willen, und daß sie gemißbraucht werde, wenn sie in den zerstörenden Strom der Willkühr sich werfe. Und so befestigt und in dem Denksysteme der Zeit vorherrschend ist dieser Begriff, daß selbst in diesen letzten Tagen die Regierungen, welchen es gelang, die ihnen aufgedrungenen Constitutionen wieder zu stürzen, immer mit der Erklärung anfiengen, sie fordern keine unbedingte Gewalt, und sie werden statt der von ihnen gestürzten Verfassungen andere geben, die der Herrschaft des Rechts festere Bürgschaften gewähren, als jene.

So vereinigt sich die Stimme der Vernunft mit dem Zeugnisse der Geschichte um die Lehre, die für die Fürsten nicht minder gefährlich ist, als für die Völker, zu widerlegen, daß die Fülle

der Souveränität nur dann hergestellt sey, wenn sie in der Gewalt und in den Formen des morgenländischen Despotismus erscheint!

Bemerkungen über eine staatsrechtliche Frage.

Bey der Discussion des Gesetzesvorschlags über die siebenjährige Dauer und Integralerneuerung der französischen Deputirtenkammer wurden auch in der Pairskammer verschiedene Bemerkungen über die Frage gemacht, wie eine Revision der Charte überhaupt oder einzelner Artikel derselben statt finden könne? Die Frage ist wichtig; die meisten Constitutionen aber, an denen unsere Zeit so fruchtbar gewesen, haben für gut befunden sie zu umgehen. Wenn indessen, wie nicht zu zweifeln ist, der Grundsatz vorangestellt werden muß, daß jede Verfassung, selbst auch die octroyrten, den Charakter eines Vertrages habe, und auf gleiche Weise für die contrahirenden Parteyen verbindlich sey; so ergiebt sich von selbst der Folgesatz, daß nicht anders als wieder auf dem vertragsmäßigen Wege Aenderungen darin vorgenommen werden können. Diese Ansicht fand auch in der Pairskammer die ihr gebührende Unterstützung, indem mehrere Mitglieder den Grundsatz aufstellten, daß die Charte nur durch eine besondere, eigens zusammen berufene Revisions-Versammlung, auf Antrag des Königs und unter Zuziehung der Pairskammer, modificirt werden könne. Man erkennt hierin eine richtige Auffassung der Verhältnisse. Die Initiative zu einer Aenderung in der Verfassung muß von dem Könige ausgehen, da ihm dieses Recht in Hinsicht auf alle gesetzlichen Gegenstände eingeräumt ist. Aber die Kammern könnten sich nicht in einen Antrag dieser Art einlassen, weil sie dadurch ihre Vollmacht überschritten, die ihnen ihren Wirkungskreis nur innerhalb der Gränzen anweist, die durch die Charte gesteckt sind. Käme es deshalb auf eine Modifikation der letztern an, so könnte diese nur durch eine Revisionsversammlung erfolgen, die von dem Volke neu gewählt und ausdrücklich zu diesem Zwecke ermächtigt wäre.

Es scheint nichts klarer, consequenter und einleuchtender als diese Ideen. Aber sie wurden bey weitem nicht von allen Mitgliedern der Pairs-Kammer begriffen, indem, im schneidenden Widerspruche mit denselben, sich andere Stimmen dahin vernehmen liessen: „Modifikationen „in der Verfassung müssen ausschlußweise von „der constitutionellen Gewalt angewendet werden. Diese constitutionelle Gewalt stehe weder den Kammern, noch einer „Revisions-Versammlung, sondern dem Könige „allein zu. Denn derjenige, der die Charte „zu geben, berechtigt gewesen, könne auch allein „die Veränderungen in derselben vornehmen, „welche als zweckmäßig befunden würden. Dieß „sey um so richtiger, als die Charte keiner Meldung von irgend einer Revision thue, und also „vorausgesetzt werden müsse, daß der König „sich das Revisionsrecht stillschweigend vorbehalten habe."

Cicero hat bemerkt, es sey kein Unsinn zu erdenken, den nicht irgend ein Philosoph behauptet habe. Dasselbe kann man von den ultracistischen Publicisten des neunzehnten Jahrhunderts behaupten. Aber der Unsinn der Philosophen ist bey weitem nicht so gefährlich, als der der Publicisten. Jener bleibt in den Schulen und in den Büchern; dieser findet oft seinen Weg, durch die Cabinette, in die Welt. Diese Bemerkungen finden wir in den Aeusserungen bestätigt, welche die Ultra's in der Pairs-Kammer bey Gelegenheit der Frage von der Septennalität gemacht haben.

Die Idee von der in der königlichen Würde liegenden ausschliessenden constitutionellen Gewalt und die aus derselben abgeleiteten prak-

tischen Resultate bedürfen keiner nähern Beleuchtung; sie sind das Ergebniß einer Sophistik, deren Trugschlüsse, bey der ersten Berührung des geraden Sinnes, wie Seifenblasen zerplatzen. Was will diese Sophistik euch insinuiren? — Bey Errichtung und Aufhebung von Verfassungen haben die Völker keine Stimme; sie seyen lediglich das Werk königlicher Gnade; die Regenten können sie nach Gefallen octroyren und desoctroyren; jeden Augenblicke stehe es in der Macht der Könige vom constitutionellen System zum absoluten zurück zu kehren und ihre Parlamente aufzulösen; jede königliche dem Volke gegebene und sogar beschworne Zusage sey widerruflich. Das Alles liege in der Natur der constitutionellen Gewalt!

Das ist aber ein wohl zubeachtendes Zeichen dieser unbegreiflichen, sorglichen Zeit, daß solche Behauptungen ausgesprochen worden sind, nicht in einem Irrenhause, nicht in der Mitte von Asien oder Afrika, und nicht im Staats-Rathe zu Konstantinopel, Teheran und Marocco; sondern in dem höchsten Senate einer grossen, tapfern, geistvollen, hochgebildeten europäischen Nation, im Vaterlande von Montesquieu und Rousseau!

Betrachtungen eines einsamen Denkers über Welt und Zeit.

1.

Es ist in uns allen das Bewußtseyn vorhanden, daß in dem, was da ist und geschieht, eine unsichtbare Macht wirke, und daß die letzten Zwecke, die sie zu erreichen strebt, nicht in der Sinnenwelt liegen. Deßhalb fühlen sich edle Seelen, durch eine unwiderstehliche Sehnsucht, unaufhörlich erregt, die Spuren jener unsichtbaren Macht zu verfolgen und ihr Daseyn und ihr Walten in der Natur zu erkunden; für ihr Nachdenken aber giebt es keine würdigere und

keine wichtigere Aufgabe, als die, das Widerstreitende in der Natur durch die Hinweisung auf den in ihr herrschenden Geist zu vermitteln, und das Unbegreifliche in der sichtbaren Welt durch das Licht zu erhellen, das der Vernunft in der unsichtbaren scheinet.

2.

Viele kräftige, gewaltige, durch Gedanken und Thaten hoch ausgezeichnete Männer haben mit ihren Wohlthaten und mit ihren Schrecken, mit ihrem Ruhme und mit ihrer Schmach das von uns erlebte Zeitalter erfüllt. Sie waren Gesandte Gottes an die Menschheit, von ihm ausgestattet und geschützt, daß sie seinen Willen thun. Diese göttliche Sendung war am meisten an demjenigen erkennbar, der, indem er in dem Labyrinth und in den Stürmen dieser Zeit, die Zügel ergriff, um die Bewegung des Ganzen zu lenken und dann schmählich von seiner schwindelnden Höhe herab stürzte, ein warnendes und demüthigendes Beyspiel des Unbestands der menschlichen Größe geworden ist. Lange hielt er die Welt in Erstaunen hin durch die Kühnheit seiner Ideen und seines Willens, durch seine unwiderstehliche Gewalt über Umstände und Menschen, durch die Sicherheit seiner Entwürfe und Unternehmungen, durch seinen stolzen Glauben an das eigene, alles könnende Vermögen, und durch die ungeheueren Erfolge, die seine nie rastende Kraft errang. Diese Kraft war ihm, dem Einzigen, gegeben, hier zum Glücke und dort zur Züchtigung der Völker, diesen zum Falle und jenen zum Auferstehen; allen aber damit sie in dem grossen Drama seines Lebens erkennen, daß außerordentliche Anlagen, dem, dem sie verliehen worden, nur dann zum Segen gereichen, wenn er sie mit Weisheit und Mäßigung gebraucht.

3.

Die Regierungen durften sich nicht mehr darauf beschränken, blos des Vorhandenen zu pflegen; die alles erschütternde Zeit hatte ihnen das grössere Problem gegeben, das Zerstörte wieder

herzustellen, die übrig gebliebenen Reste des Alten zu verbessern, und die neuen Bauten zu befestigen. Dadurch hat die Routine ihren Werth verloren; man bedurfte Arbeiter von geistiger Selbstständigkeit und Kraft. Die alten Formen wurden zerschmissen und neue geschaffen; das ganze bürgerliche Leben erhielt eine veränderte Gestalt. Dadurch kam in der Geschäfftswelt die geistige Tüchtigkeit wieder zur Bedeutung; das Verdienst gewann die Hoffnung seine Krone zu erlangen; die Beschränkung und die Armseligkeit mußten in die niedrigen Kreise zurück weichen, die ihr Element sind; mit heftigem Drange wirkte auf die öffentlichen Verwalter das Bedürfniß der Zeit, um sie zum Verzicht auf die alte Erstarrung und Geistlosigkeit zu nöthigen. Dieser Lauf der Dinge war eine erfreuliche Erscheinung, für den Geschäftsstand, weil er ihn zu grösserer Würde verhalf, und für die Welt, weil er das Leben erkräftigte und veredelte. Es sind auch seine heilsamen Wirkungen in der Behandlung der Geschäfte und in dem Geiste der Beamten übrig geblieben, und sie erweisen sich noch immer in mancher schönen Frucht. Dagegen ist aber auch überall bemerkbar, wie, seitdem das Bedürfniß des selbstständigen Arbeitens minder dringend mahnt, Erschlaffung eintritt, die Routine wieder an die verlorne Stelle rückt, und der bevormundende Dicasterialgeist der Nullität und dem Verdienste gleiche Bahn öffnet, auf dem die erstere das letztere gewöhnlich überlangt; woraus wir ersehen, daß die Zeiten der Ruhe für die Entwicklung und das Gedeihen des geistigen Lebens oft ungünstiger sind, als die Zeiten grosser Erschütterung.

4.

Selten war es der Wille der Machthaber — die, wie weise sie auch seyen, doch nie unabhängig werden, von der Macht des Vorurtheils, der Neigungen und der Schmeicheley — gewöhnlich aber die Noth, welche das persönliche Verdienst zum Einfluße auf die öffentliche Angelegenheiten erhob, und die Vortheile verschwinden machte, welche die Geburt auf der Dienstlaufbahn gewährte. So geschah es auch in unseren Tagen, daß dem Bürgerstande und dem Adel dieselbe Schranke eröffnet ward, um um denselben Preis der Tugend zu ringen. Dieß war für die Gesellschaft ein grosser Gewinn, ohne daß die würdige Glieder der privilegirten Stände einen eigentlichen Verlust dadurch erlitten hätten. Denn diese haben ja schon längst sich des unhaltbaren Vorrechts begeben, ihre Ansprüche auf ausgezeichnete Aemter auf etwas anderes, als auf innere Würdigkeit zu gründen; und der Glanz, den ihnen ihre Stellen ertheilen, wird nur um so reiner seyn, wenn diese Würdigkeit als nothwendige Bedingung der Beförderung geltend ist; so wie sie auch hoffen dürfen, daß ihre Nachkommen mit desto grösserem Eifer nach persönlicher Vortrefflichkeit streben werden, wenn ihnen den Abgang derselben kein äusserer Stempel mehr ersetzt. Vielleicht ist gerade hier dem Adel der Weg eröffnet, auf dem er für so manches Unrecht, das die Zeit an ihm verübt, den vollgültigsten Ersatz finden kann. Denn sein verlorenes Eigenthum wäre für nichts mehr zu achten, wenn der Verlust ihm neue stärkere Antriebe zur Erwerbung des innern Werthes gäbe, ohne den doch in keinem Adel Bestand und Würde seyn kann.

5.

Um das Leben der Natur aufzureitzen und zu erfrischen, unterbrechen Stürme, Erdbeben, Überschwemmungen, Hochgewitter und Feuerströme, die aus dem Innern der Erde sich ergiessen, ihren Gang. Nicht anders verhält es sich in der moralischen Welt. Damit die Kraft des Menschen in gleichförmiger Thätigkeit und träger Ruhe nicht erlahme, trifft sie der Sporn der Gefahren, der Entbehrungen und des Schmerzens, und daß die Völker und die Generationen nicht in ähnliche Erschlaffung versinken, erfolgen Revolutionen, welche ganze Erdtheile umkehren und

in fürchterlichen Zerstörungen dahin fahren, das alternde Leben verjüngend. In Gemäßheit dieses Gesetzes der ewigen Weisheit geschah es, daß der macedonische Alexander Asien eroberte, daß die Römer die Welt unterjochten, daß die aus ihren Wäldern hervor brechenden Barbaren des Nordens ihre Wohnsitze in Süden aufschlugen, daß die Araber ihre Waffen bis an die Gränze von Indien und die Säulen des Herkules trugen, daß Karl der Grosse, seine Herrschaft vom Ebro bis an die Raab ausdehnte, daß ein christlicher Priester die alte Macht von Rom wiederherstellte, daß die Völker des Occidents, mit unermeßlichem Menschenaufwande, sich zwey Jahrhunderte hindurch abmühten, um das heilige Grab zu erobern, daß einige kühne Abentheuerer eine neue Welt jenseits der westlichen Meere entdeckten, und daß ein armer Mönch, mit der Bibel in der Hand, die Völker erregte, um das von dem christlichen Rom ihnen aufgelegte Joch zu zerbrechen. Aber es ist auch in Gemäßheit dieses Gesetzes geschehen, daß in unseren Tagen ein grosses, geistvolles, Volk, seiner bisherigen Verfassungsformen überdrüssig sich erhub, um für sein gesellschaftliches Leben neue Institutionen und neue Bürgschaften zu erkämpfen, und daß es durch diesen Kampf, in mannigfaltigem Wechsel der Ereignisse, alle civilisirten Völker der Erde erschütterte, und dem Zuge der Menschheit, in ihrem Laufe durch die Zeit eine neue Richtung gab. Wir haben gesehen, wie die Gründung der grossen Reiche in der alten Welt, die Wanderungen der Völker, das Emporkommen der geistlichen Macht, die heroischen Abentheuer der Seefahrer, die Reformation — in öffentlichen Verhältnissen, im Geiste der Nationen, in den Sitten fortgewirkt haben, bis auf diesen Tag, wie denn die Geschichte der Menschheit ein Strom ist, in dem jede Welle die andere drängt, und den zu hemmen oder zu unterbrechen, keine menschliche Macht vermag. Deßhalb ist es ein grosser Irrthum, zu glauben, daß die von uns erlebte Revolution spurlos vorüber gehen werde, und eine noch grössere Thorheit, die Vernichtung ihrer Wirkungen versuchen. Wer kann das Geschehene ungeschehen machen? Was aber ein Mal geschehen ist, erweis't unaufhörlich seine Kraft im ewigen Laufe der Dinge.

6.

Wie die Völker der alten Welt haben auch wir, in blutigen Empörungen, Schutz für das Recht gesucht, gegen die Unterdrückung und gleich ihnen machen wir noch immer die Entscheidung der Streitigkeiten unter den Staaten von dem zufälligen Erfolge der Waffen abhängig. Aber zwischen unserer Weise zu handeln und der ihrigen, ergeben sich bedeutende Unterschiede, die den eigenthümlichen Charakter der Zeiten bezeichnen. Die Alten haben die entthronten Regenten geblendet, oder zu Tode gepeinigt; wir trösten sie für den Verlust der Herrschaft durch alle Bequemlichkeiten des Privatlebens. Sie haben die bürgerlichen Kriege durch die Vertilgung der Besigten geendigt; wir endigen sie durch Verzeihung und lassen die Rache höchstens die Häupter des Widerstandes treffen. Sie haben die Gefangenen in die Sklaverey geführt, wir lassen sie, ihrem Ehrenworte vertrauend, zu ihren Herden zurückkehren. Sie haben die durchzogenen Länder verwüstet und ihre Bewohner vertrieben; wir sorgen im Rücken unserer Heere für die Blüthe des Ackerbau's und der Gewerbe und verwehren den Ueberwundenen die Flucht. Sie haben die eroberten Städte zerstört, wir geben ihnen Sicherheit und Ordnung. Sie hielten Raub und Mord, verübt an dem wehrlosen Bewohner des feindlichen Landes für die Befugniß des Siegers; wir bestrafen diese Verbrechen mit dem Tode. — Darum sehen wir in den Ländern von Europa, nachdem sie drey Decennien hindurch der Schauplatz ungeheuerer Kämpfe gewesen, nirgends Entvölkerung, nirgends einen verlassenen Boden, selten eine Brandstätte, noch seltener die Trümmer früherer Pracht. Was war der größte Theil

von Teutschland nach dem dreyßigjährigen, ja was noch nach dem siebenjährigen Kriege der Theil von Preussen, den die Russischen Heere durchzogen hatten? — Wir sehen hier das Werk der Civilisation, durch die unserem Auge der Anblick des zwecklos vergossenen Blutes und der unnützen Zerstörung unerträglich geworden, die das Ungestümm der Leidenschaften gemildert, und uns empfindsamer, sanfter und klüger gemacht hat. Aber noch ist es der Civilisation nicht gelungen, die Wurzel der Gräuel auszureissen, die die Geschichte der Menschheit entehren, nämlich den Wahn, daß die Gewalt der Richter seyn könne, wenn die Frage über Recht und Unrecht strittig ist. So lange dieser Wahn besteht, ist das Prinzip d.. Barbarey noch immer unser Gesetz, und wir sind nicht sicher, daß nicht frühe oder spät die rohe Sitte wiederkehre, die die Civilisation gemildert hat.

Literatur.

(Eingesandt.)

Es ist schon verschiedene Male in diesen Blättern von der Allgemeinen teutschen Erziehungsanstalt die Rede gewesen, welche unter der Leitung ihres würdigen Vorstehers Fröbel, zu Keilhau, in dem Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, blühet. Eine von dem letztern kürzlich heraus gegebene fortgesetzte Nachricht theilt dem Publikum interessante Notizen über ihren jetzigen Zustand, und über die ..rt, wie sie durch Unterricht und Erziehung ihre Zwecke zu erstreben sucht, mit. An den beyden neu eingetretenen Lehrern Herzog aus Lucern und Schönbein, aus Metzingen, in Wirtemberg, von denen jener Geschichte und altteusche Litteratur und dieser Naturkunde vorträgt, hat das Institut schätzbare Aquisitionen gemacht. Die Anzahl sämmtlicher Zöglinge ist 32. Unter ihnen finden sich 8 lehrende. Immer mehr bildet sich die Anstalt zu dem aus, wozu der Stifter sie erhoben wünscht, zu einem alten teutschen gemeinsamen Werke, zur Einigung für Eintracht, und zur brüderlichen und schwesterlichen Handreichung, zur Hervorförderung und Darstellung dessen, was uns allen, dem ganzen Volke, wie jedem Einzelnen desselben so noth thut, einfache, von Gott selbst uns vorgezeichnete Erziehungsweise des teutschen Geistes und teutschen Gemüths. An die in der fortgesetzten Nachricht speciel gegebene Rechenschaft über die Bestrebungen und Leistungen der Anstalt knüpfen sich viele tiefgeschöpfte, edle und fruchtbare Ideen, so daß die Lektüre derselben jedem der sich um die grosse Sache der Erziehung interessirt, lehrreich und ermunternd seyn muß.

Bücher-Anzeige.

Bey Joh. Evang. Schönbrod, Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker zu Ellwangen, ist angekommen und zu haben:

Daisenberger, J. M. neue Auswahl der schönsten Stellen und Aufsätze, aus meist klassischen Auctoren; zum Gebrauche für Stammbücher, Vorschriften ꝛc. ꝛc. Verbesserte, vermehrte und verschönerte Auflage. 8 2 Theile. Der zweyte Theil auch unter dem Titel: Regeln für feinere Lebensart, für Gesundheit, Klugheit, Vergnügen, Weisheit und Wohlstand. 1 fl. 24 kr.

Erzählungen und Denksprüche, lehrreiche, für Jünglinge und Mädchen, zur Bildung des Herzens und guter Sitten. 8. 36 kr.

Hauber, M., k. b. Hofprediger und Schul-Inspektor. Materialien zum Schön- und Recht-Schreiben; ein Sittenbüchlein für fromme und fleißige Kinder. 8. Gebunden 12 kr.

Sammlung einiger kurzer Geschichten für Kinder, und Kinderfreunde, nach der Geschichte des jungen Heinrich von Eichenfels. Enthält: Die Fischer-Familie; — Die Leiden der Familie Lampert; — Die Vereinigung; — Bertha, das Landmädchen. 12. 12 kr.

Schmid, Joh. N.p., Pfarrer, Kurze Vorträge über die Pflichten der christlichen Gerechtigkeit. Als Handbuch für Prediger und Katecheten; so wie auch als ein nützliches Lehr- und Erbauungs-Buch für den gemeinen Mann. Zwey Theile. 8. 1 fl. 45 kr.

Schreiber, A., Großh. Bad. Hofrath, Vom Geschäftsstyl, und dem mündlichen Vortrage. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Schricker, C. W., Anleitung, wie bey dem Schlachten des Rindviehes, der Schafe und Schweine zu verfahren und durch welche Kennzeichen die geschlachteten Thiere zu erkennen sind, um mit Bestimmtheit angeben zu können, ob das Fleisch von gesunder oder kranker Beschaffenheit ist. 8. broschirt 12 kr.

Siedentopf, G., Uebungen in teutscher Schrift. 1tes Heft quer Fol. 12 kr.

Strasser, N. A., Schullehrer-Klugheit, oder die vorzüglichsten Regeln der Pädagogik und Methodik. Ein unentbehrliches Handbuch für Bürger- und Landschullehrer. 8. 48 kr.

Trauer- und Gedächtniß-Rede bey dem Ableben Ihrer Durchlaucht, der Fürstin Marie Louise Wilhelmine zu Wied, geborne Gräfin von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, den 19. und 23. November 1823, nebst einigen kurzen Lebens-Nachrichten, und zwey Liedern von ihr. Herausgegeben von Joh. Jak. Metz, Kirchen-Rath und Pfarrer zu Neuwied. 8. broschirt 27 kr.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



26. Juny. | 26. | 1824.

O seliges Gemüth, in des Empfinden
 Religion der Gottheit Fülle goß,
Dem kein Gedank', im Wahn sie auszufinden,
 Mit Dämmerung den Weg zum Himmel schloß!
Es gleicht des Baches silberhellen Gründen,
 In die der Widerschein des Himmels floß,
In dessen Raum, wie eng auch seine Gränzen,
 Der Sonne Licht, der Sterne Heere glänzen!

Chr. Schreiber.

Ueber Ignaz Lindl und sein Glaubensbekenntniß.

Die Religionsveränderungen, welche in früherer Zeit unter den Vornehmen und Geringen im Volke statt hatten, waren meistens das Werk des Eigennutzes, der das Glück, das die angeborene Kirche nicht gewährte, in einer fremden suchte, indem er heuchlerisch sich zu ihrer Fahne schlug. Man sah deßhalb in dem Charakter eines Proselyten etwas Zweydeutiges, und selten zog Jemand von Bedeutung denselben an, ohne daß er nicht für gerathen gehalten hätte, sich gegen den Verdacht zu rechtfertigen, den er nach seinem eigenen Gefühle, dadurch erregt hatte. Nur zu oft fand auch dieser Verdacht, durch die Preise, die den Ueberläufern zu Theil wurden, und durch die Haltung, die sie in der gewählten Genossenschaft annehmen, die vollste Bestätigung. Bey den Ueber[illegible] neuesten Zeit, die, um der sonstigen [illegible]amkeit der Personen willen vor dem großen Publikum zur Sprache kamen, fand der Argwohn eigennütziger Absichten seltener statt; wie denn selbst diejenigen, mit welchen die Convertiten in ein feindseliges Verhältniß getreten waren, ihre Handlung gewöhnlich aus der Verschrobenheit ihrer religiösen Begriffe, aus einem verkehrten Bildungsgang, aus dem Uebergewicht der Phantasie und des Gefühls über den Verstand und aus schwärmerischer Verstimmung erklärten. In alle diese geistige Fehler kann der Mensch ohne sein Verschulden fallen, und er kann durch sie zu falschen Schritten verleitet werden, ohne daß sie ihm, da er bey ihnen immer redlich seiner Ueberzeugung folgte, zum Verbrechen gemacht werden dürften. Wer gewissenhaft die Wahrheit sucht, hat das Gesetz erfüllt, wenn er gleich am Ende des Wegs statt ihrer einen Irrwisch erhascht.

Man hat diese Bemerkungen für mehrere Convertiten unserer Zeit, welche Kirche sie auch verlassen haben mochten, geltend gemacht. Sie müssen aber vorzugsweise dem Priester Ignaz Lindl zu statten kommen, da von ihm bekannt ist, wie

er, früher lebte und wirkte, im freudigen Bekenntniß seiner Ueberzeugung keine Gefahr gescheut, und unbekümmert um die Niederlagen, die sein äusserer Mensch erleiden mochte, den Kampf mit den geistlichen und weltlichen Mächten fortgekämpft, in denen er die Gegner dessen erkannte, was ihm als Wahrheit erschienen war. Auch ist von allen, die sein mündliches oder schriftliches Wort übernommen haben, selbst wenn sie sich nicht in seine Ansicht theilten, dasselbe als ein Zeugniß eines warmen, lebendigen religiösen Gemüths geachtet worden, das für keine der Verführungen zugänglich ist, durch welche die Welt ihre Kinder berückt, und im festen und freudigen Gang zum Ewigen, alles Zeitliche verachtet.

Unterdessen konnte sein Uebertritt in die evangelische Kirche, bey der Richtung, die sein geistiges Leben genommen hatte, Niemand unerwartet seyn. Schon vor vier Jahren, als er sein Vaterland verließ, um in den neuen Wirkungskreis einzutreten, den ihm der Kaiser Alexander angewiesen hatte, gieng die Rede durch Teutschland, daß er, berufen zum obersten Hirten sämmtlicher katholischer Gemeinden des russischen Reiches, eine Reform beziele, vermöge deren in der ihm anvertrauten Kirche, mit Beseitigung alles dessen, was menschliche Bestimmung der Lehre und den Gebräuchen angebildet, der reine Geist des Urchristenthums wieder hergestellt werden soll. Diese Rede hätte weder Verbreitung noch Glauben finden können, wenn nicht vorher schon Lindl als ein Mann bekannt gewesen wäre, der das Wesen und die Kraft des Christenthums von jeder kirchlichen Form unabhängig achtete, und keine Quelle der christlichen Erkenntniß anerkannte, als die, die in den biblischen Urkunden fließt, deren Buchstabe durch die innere Offenbarung der Gnade in der Tiefe des menschlichen Gemüths erst Verständniß und Leben gewinnt. Indem Lindl in der That sich als ein solcher Man erwies und durch diese Ansichten jede äussere Autorität in Sachen des Glaubens, werde sie nun von einem Individuum oder von einer Corporation angesprochen, verwarf, hat er sich längst faktisch von der römischen Kirche losgesagt, und sie von ihrer Seite, mit höchster Schärfe und Strenge ihre Ansprüche behauptend, hat auch ihn nicht mehr, als den Ihrigen erkannt.

Da sich Lindl ein Mal berufen hielt, dem Publikum Rechenschaft über die Motive seines Uebertritts zu geben, so wäre zu wünschen gewesen, daß er dieß in der Form einer umständlich entwickelten Darstellung seines bisherigen religiösen Denkens und Strebens und des Wegs, auf den er zu seinen jetzigen Ueberzeugungen gelangt ist, gethan hätte. Denn nur dadurch konnte er seinen Lesern wahrhaft lehrreich und anziehend werden, und ein begründetes Urtheil über seine Person und den von ihm gemachten Schritt vorbereiten. Aber diese Manier ward nicht von einem Meister der Schule beliebt, die, was der Mensch an Erleuchtung und Besserung gewinnt, auf dem natürlichen Wege schlechterdings für unerreichbar hält und lediglich als ein Werk der Gnade betrachtet, und wo ein solcher Gewinn zu Stande gekommen, nur von den Wundern redet, die Gott unter seinem Volke gethan. Solche Rede fügt sich am besten in die ascetische Form, und so hat auch Lindl für gut befunden, sich über seinen Uebergang in die evangelische Kirche in einer gedruckten Predigt zu erklären, die unter dem Titel „Mein Glaubensbekenntniß" kürzlich bey Tauchnitz in Leipzig erschienen ist, ohne daß jedoch in derselben bemerkt wäre, wo sie oder ob sie überhaupt irgendwo abgelegt worden sey.

„Verfolgt und verstoßen von der römischen Kirche," sagt er, bin ich verpflichtet, mich öffentlich zu verantworten, gegen Jeden, der Rechenschaft [illegible] Hoffnung, die in mir ist. Dazu verbi[illegible] mein Gewissen, meine jetzige Lage, die Oeffentlichkeit der Sache, die mich

auch in den entlegensten Winkeln der Erde nicht verborgen seyn ließ, die Wahrheit selbst und die Reinheit des seligmachenden, unvergänglichen Evangeliums. — Wenn mich Jemand fragen würde, warum bist du in unsere Mitte gekommen? so könnte ich ihm keine andere Antwort ertheilen, als diese: „Freund! mein Gewissen giebt mir Zeugniß, und der Herr wird es offenbaren, aus keiner andern Ursache, als um des Evangeliums willen.“ Ist das ein Verbrechen vor der Welt, so muß ich auch mit Luthern sagen: „Hier stehe ich! Gott helfe mir! Ich kann nicht anders! Ich muß das Evangelium predigen. Wehe mir, wenn ich es nicht thue! Doch ich schäme mich auch dessen nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht, alle, die daran glauben.“ So glaube ich, und glaube mit der ganzen Kirche Jesu, daß Niemand einen andern Grund legen kann, ausser dem der schon gelegt ist, und welcher ist Christus. Sein Wort, enthalten in der Bibel, ist die einzige Regel meines Glaubens, die einzige Richtschnur meines Lebens, der einzige Grund meiner Hoffnung, der einzige Trost meines Scheidens aus dieser Welt. Auf diesem Grunde ist die evangelische Kirche gebaut. Darum schliesse ich mich freudig an sie an, und erkläre hier öffentlich, daß ich seit der Zeit, als mich die römische Kirche blos der Predigt des Evangeliums wegen ausstieß, nicht mehr ihr angehört habe, und nie mehr ihr angehören wolle, sondern entschlossen sey, so lange ich lebe, bey der wahren evangelischen Gemeinde zu bleiben, die im eigentlichen Sinne des Wortes die allgemeine Kirche Christi auf Erden ist. Im Schooße dieser heiligen Kirche will ich leben und sterben. So wahr mir Gott helfe!“ — Diese Worte bewähren einen frommen, treuen und standhaften Sinn, dessen Ruf, wohin er auch treibe, zu folgen, sich jeder Redliche verpflichtet achten muß, und der einen Glauben verräth, dem zu leben, Niemanden das Recht abgesprochen werden kann. Daß jener Sinn

und dieser Glaube, in dem auf das Göttliche gerichteten reinen Gemüth, in jeder christlichen Gemeinde wurzeln, leben und gedeihen könne, werden nur die bestreiten, die am Buchstaben klebend, das Wehen des Geistes nicht empfinden; aber gerade diese sind es auch, die oft den Redlichen zwingen, aus einer Gemeinde in die andere zu flüchten, um in der letztern die Freyheit und den Frieden zu suchen, die in der erstern hierachische Gewalt, Unduldsamkeit und Frivolität ihnen verkümmern oder gar entziehen. Uebrigens erhellt aus Lindl's „Glaubens-Bekenntniß“ klar genug, daß es nicht das Studium derjenigen protestantischen Theologen ist, die unter uns für klassisch gelten, wodurch er zum Austritt aus seiner Kirche vermocht worden, und weder in dieser noch in seinen andern Schriften findet sich eine Spur derjenigen Bildung, die empfängliche Schüler in den Schulen eines Jerusalem, Spalding, Nösselt, Morus, Plank, Ammon, Reinhard rc. erhalten haben. Man sieht, er ist auf seinem eigenen Weg gegangen, und die Mittel welche menschliche Wissenschaft zum Verständniß des Göttlichen gewährt, verschmähend, durch frommes Forschen in der Schrift, durch fleißige Lektüre alter und neuer Asceten von mystischer Richtung und durch die in tiefen Gefühlen sich verlierende Contemplation bey seinem Ziele angekommen. Dieser Gang und diese Stimmung ist aber nicht nur aus seiner Art die biblischen Urkunden zu erklären, und aus seiner Ansicht der Dogmen, unter denen er das von der in der Tiefe des menschlichen Herzens verborgenen natürlichen Feindschaft gegen Christum voranstellt, sondern auch aus seinem Ton und seiner Manier sichtbar, die ganz die Farbe der pietistischen Erbauungs-Bücher aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts tragen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Nachtrag zu dem Artikel „Civilisation" in dem vorletzten Blatte.

[Eingesandt.]

„Tag für Tag erscheinen Bücher über die Sitten der Zeit. Dieß scheint voraus zu setzen, daß der Charakter der Zeit neue und auffallende Züge haben müsse, die das Interesse des Beobachters erregen, und ihm Stoff zum Nachdenken gewähren."

„Die Sitten des Tags haben nichts gemein mit denen der Republik, nichts mit denen des Kaiserreichs; nur ein gemeinsamer Zug ist unter ihnen geblieben: Die Sucht nach Geld und nach Stellen, die Geld geben."

„In den Menschen, welche die Revolution anfiengen, war eine Art von Begeisterung; es war die Begeisterung, oder wenn man will, die Wuth des Verbrechens. Dennoch mochte man sie nicht mit der Verachtung anschauen, welche der Ehrlosigkeit und Niedertracht gebührt. Erst dann ward die Revolution verächtlich, als sie dem grossen Haufen in die Hände fiel, das heißt, als diejenige Volksklasse sich ihrer bemächtigte, die in allen Lebensthätigkeiten nur ihre groben Gelüste zum Ziel hat. Da mußte der Streit über die Beute anheben; ein Jeder mußte den Platz dessen behaupten, den er gestürzt hatte; der letzte Zweck aller war, so schnell als möglich reich zu werden.

„Da geschah, was stets eintritt, nach einem heftigen politischen Fieber. Die Leidenschaft ermattete; ein Jeder dachte nur an sein eigenes Interesse; die Männer der Revolution glichen dem Krieger, der, in der Absicht sein Blut für das Vaterland zu vergiessen, in die Schlacht geht, nach der Schlacht aber sich mit dem Raube des Besiegten beschäftigt. Das war die Zeit der Ränkemacher, der Lieferanten, der Menschen, die die Kunst verstehen, Alles, und wäre es auch das Unglück des Vaterlandes, zu ihrem Vortheile zu benützen. Es war nichts Ungewöhnliches, daß Minister und Mitglieder des Direktoriums an den Contrakten der Oberlieferanten Theil hatten, oder sich für dieselben einen schimpflichen Weinkauf voraus zahlen liessen."

„So verfiel die Nation unter das Joch einer fast allgemeinen Habsucht und eines empörenden Individualisms, als Bonaparte eine neue Ordnung der Dinge schuf, und sich an die Spitze derselben stellte. Er verabscheute die Lieferanten und hielt nicht auf Ränkemacher; aber er verstand, seine Leute zu nehmen, wie sie wollten genommen seyn. Alle erblickte er dahin gerissen, die Einen von dem Streben, ihre durch die politischen Ereignisse verfallenen Glücksumstände wieder herzustellen, die Andern von der Sucht, sich zu bereichern; beyde erlaubten sich jedes Mittel. Edle Gefühle waren durchaus erloschen; höchstens fanden sie sich noch in der Armee, die, den Boden behauptend, für das Vaterland zu fechten vermeynte, oder in den Vendeern, die das Vaterland in den durch die Zeit geheiligten Verhältnissen sahen, und die Asche ihrer Väter vertheidigten."

„Bonaparte, betroffen von dieser heillosen Richtung der Gemüther, bestimmte sich ihr einen Schimmer zu geben. Er überließ denen, die ihr Glück an das Seinige knüpften, die Plünderung der Welt; die Beute erschien als der Preis des Ruhms; die Reichthümer wurden mehr ein Gegenstand des Wetteifers, als der Scheelsucht. Wie hätte man geringe schätzen können, was als Belohnung der Großthaten angeboten war, die Europa in Erstaunen setzten? Es war aber nicht zu verkennen, daß in dem Thun der Männer, die Bonaparte'n dienten, überall das Privatinteresse und derjenige Individualitätsgeist durchschaute, der das untrügliche Merkmal der Verdorbenheit der Charaktere ist, und der Vorbote des Einsturzes der Reiche."

„Die Bourbons erschienen, und mit ihnen rechtlicher Sinn und uneigennützige Gefühle. Es schien, als ob im Schmuck alter Ehre und alter

Weisheit das vormalige Frankreich wieder erstânde. Bonaparte, gestürzt vom Gipfel des Ruhms, wurde zum Abscheu; dasselbe wurden die Werkzeuge seiner Willkühr, die auf Kosten der zertretenen Völker sich bereichert hatten; dem Blendwerk eitler Grösse entfiel seine Hülle; die Uneigennützigkeit kam wieder zu Ehren. Da erklärte der Monarch, daß die Mitglieder beyder Kammern keine Gehalte beziehen sollten. Man erkannte die Würde, die darinnen ist, wenn Männer auftreten, die dem Staate und dem Fürsten um der Ehre willen dienen, die diesem Dienste anklebt. Aber das Ministerium entsprach nicht den Erwartungen Frankreichs und den Absichten des Königs, indem es sich zu derjenigen Haltung des Eigennutzes neigte, die herabstimmt und entwürdigt, statt einher zu treten, in der Haltung der Pflicht, die dem Mann keine Aufopferung zu theuer macht, und ihm nichts gestattet, als was mit der Ehre verträglich ist. Die Kammer von 1815 sprach sich für die Meynung des Volkes aus; sie wollte mit Nachdruck den Sieg der Uneigennützigkeit; sie gab sich selbst zum Vorbilde; da wurde sie aufgelöſt. Die Abgeordneten, die an ihre Stelle traten, dachten nur an ihren persönlichen Vortheil und an das Gedeihen ihrer Familien. Aufs Neue übte der Individualism sein unglückliches Spiel, und bannte die Gewissen unter die Willkühr der Minister, welche verkäufliche Leute bedurften, um zu herrschen, und wenn sie denen, die man für Geld haben kann, zwar nicht nachgiengen, sie jedoch erwarteten. Und diese ließen nicht lange auf sich warten."

„Es könnte nun die Frage entstehen: ob gegenwärtig es in gleicher Weise bey uns zugehe? Dieß zu erwägen, achten wir uns nicht berufen, nicht ein Mal es auszuforschen. Wir wollen nicht annehmen, daß ein Ministerium je im Sinne haben könnte, eine Stimme seiner Machtvollkommenheit zu verdanken, wenn sie durch sonstige, nicht gar ehrenvolle Mittel, nicht zu erhalten wäre. Allerdings hat die Staatsklugheit den Privatvortheil zu berücksichtigen; aber die Rücksicht auf die Pflicht bleibt die Stütze der Verwaltung, und nie darf ausser Acht gelassen werden, daß die Meynung allein die Meynung vertheidigen soll, und daß das Gewissen sich ermannt, wenn es widerstreben darf. Alles was sich schmiegt und biegt, giebt keinen Halt und keinen Stützpunkt. Diese Wahrheit werden wir oft aufrufen, indem ihre Erinnerung zu keiner Zeit nützlicher war, als in der wir leben."

Sind diese Ideen etwa irgend einem teutschen Blatte, von dem Geschlechte der Liberalen, enthoben? Unmöglich! Der Teutsche steht immer auf den Extremen des Lobs und des Tadels, und eine solche beissende Würze kann nicht aus seiner Feder fliessen, ohne zu beleidigen. Also vielleicht aus irgend einem französischen Oppositionsblatte? Nein; sondern aus einem Blatte, das in der Welt der Liberalen so verrufen ist, daß, wenn es so fort genannt worden wäre, manche Leser den Artikel mit Unwillen möchten überschlagen haben, nämlich aus der Quotidienne Nro. 136 vom 15. May dieses Jahres. Ohne in die Kritik der Wendungen einzugehen, die der Parteygeist diktirt hat, soll diese Darstellung blos als ein vollgültiger Beleg dienen, für das, was im Artikel „Civilisation" gesagt ist. Der Individualism stürzte das Kaiserreich; das gegenwärtige Ministerium hat ihm einen Schwung gegeben, und sogar die Gewalt in's Spiel gebracht, wo wenig ehrenvolle Mittel nicht zureichten. Dieß versteht jeder Beobachter des neuesten Wahlverfahrens. „Die Consequenz ist „unbedingt; die Rücksicht auf den Privatvortheil „(la morale des intérêts) ist das untrügliche „Merkmal der Verdorbenheit der Charaktere und „der Vorbote des Einsturzes der Reiche; die „Rücksicht der Pflichten aber (la morale de de„voirs) ist die Stütze der Staatsverwaltung, und „besteht da, wo das Gewissen widerstrebt,

„wo Ministermeynung nicht die patriotische Mey„nung despotisirt, wo Meynung allein gegen Mey„nung auftritt.“

Obiges soll Lehre und Warnung an seinem Orte seyn. Der Individualitätsgeist hat seinen Thron unerschütterlich befestigt; die Sucht nach Geld hat die Liebe zum Vaterland, zur Tugend, zur Sittlichkeit, ja den Sinn für die Natur in dem Grade vertilgt, daß dem Beobachter nichts übrig bleibt, als die Charlatans zu persifliren, die der Menschheit weis machen wollen, sie sey auf der Bahn des socialen Bessern auf den Punkt gekommen, auf dem keine rückgängige Bewegung statt finden könne. Aber der politische Fall ist gleich dem der Körper; er geht in immer wachsender Schnelle bis in den Abgrund, der das byzantinische Kaiserthum verschlang; das letzte aber, was die Nationen einzubüßen haben, ist die öffentliche Treue (la foi donneé et recue.)

Endlich um bey Gelegenheit den Dünkel — nicht herab zu stimmen, das läßt sein Starrsinn nicht hoffen, — sondern blos verdrüßlich zu machen, bemerke man, daß die Farben auswärtiger Blätter in einem reinen Lichte erscheinen, während die teutschen auf ihre ein Mal gewählte Farbe einen peinlichen Anstrich aller übrigen kunst- und charakterlos auftragen, in der Verlegenheit die groben Grundzüge nicht blos zu geben. Und wo ein solcher dennoch hervor sticht, darf man sicher auf eine nachfolgende verschobene Schmeicheley rechnen, die in eventum die mißfällige Blöße bedecken soll: — et rebus et ordine dispar.

A.

Rückblick in die Geschichte von Portugal.

(Ein Stoff zu Parallelen.)

Als der König Johann von Portugal, aus dem Hause Braganza, den die Nation, nach Zertrümmerung des spanischen Joches, auf den erledigten Thron gerufen hatte, im Jahre sechszehnhundert sechs und fünfzig, nach einer sechszehnjährigen Regierung starb, war sein zweyter Sohn, Don Alonzo, seit dem Tode des Kronprinzen Theodors der gesetzmäßige Erbe des Reichs, erst dreyzehn Jahre alt, weßwegen seine Mutter Louise Guzmann, geborne Herzogin von Medina Sidonia an die Spitze der Geschäfte trat. Schon unter dem Könige Johann hatten sich die Jesuiten eines grossen Einflusses zu bemächtigen gewußt; sie eigentlich regierten das Reich; in dem Besitze solcher Macht befestigten sie sich noch mehr unter der vormundschaftlichen Regierung. Aber die Umgebungen des Prinzen, seine mit jugendlicher Heftigkeit erklärte Abneigung gegen den Orden und sein bey grosser geistiger Beschränkung ungestümm einher fahrender Trotz, erregten Besorgnisse in den frommen Vätern. Ihr Interesse forderte die Fortdauer der Regentschaft, und da die Reitze der Gewalt mehr über die Königin vermochten, als das mütterliche Gefühl, war es leicht diesen Zweck bey ihr zu erreichen, indem ihr bewiesen ward, Alonzo sey der Regierung unfähig, und sie beschwere ihr Gewissen, wenn sie das Scepter dem überreiche, der es gegen die Diener des Altars mißbrauchen werde. So gieng die Zeit vorüber, in der der Prinz nach den Gesetzen des Reichs den Thron hätte besteigen sollen, und als denn endlich doch unvermeidlich war, ihm den Titel des Königs nicht mehr länger vorzuenhalten, gestattete man ihm denselben nur ohne die daran geknüpfte Macht, und sorgte dafür, daß er vor der Nation verächtlich wurde. Der Graf Ludwig von Castello Melhor, ein Mann von Tugend und Einsicht und berühmt durch glänzende Kriegsthaten, setzte dem Aergernisse ein Ziel. Er führte den jungen König nach Alcantara und zwang die Vormünderin ihm die Regierung öffentlich und unbedingt zu übergeben.

Um deßwillen hörten die Jesuiten nicht auf, für die Erhaltung ihres verlornen Gewichtes zu wirken. Sie setzten sich in Verbindung mit dem jüngern Bruder des Königs, Don Pedro,

und erklärten ihm, wie unwürdig des Thrones der König sey, und wie sein Gewissen und sein Recht ihn verpflichte, sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen. Dem Volke ward im Beichtstuhle die Meynung beygebracht, den König zu hassen, sey ein verdienstliches Werk vor Gott. Der Pater Vieira weissagte, sein Reich werde nicht bestehen. Uebrigens war Don Pedro, seinem Bruder an Geisteskraft nur wenig überlegen, war mißtrauisch, wohllüstig, andächtig und keiner Leidenschaft Meister. Als er die Gewalt erlangt hatte, gab er seinen Ministern manch Mal Ohrfeigen; dann fiel er wieder vor ihnen auf die Kniee und bat sie um Verzeihung.

„Mittlerweile vermählte sich Alonzo mit Elisabetha von Savoyen, aus dem Hause Nemours. Diese Ehe hatte der weise und redliche Graf von Castello Melhor gestiftet, um den König gegen die Ränke seiner Gegner zu sichern; aber sie gereichte ihm zum Verderben. Kaum war die Königin zu Lissabon angekommen, als die Väter von der Gesellschaft Jesu sich den Zutritt zu ihr eröffneten. Sie gewannen ihr Zutrauen, und entzogen, durch Einflüsterungen und Verläumdungen, ihr Herz dem Gemahle, um es dem Infanten zuzuwenden, für den bald auch die Stimme ihrer Neigung sprach. Die Erbitterung zwischen beyden Brüdern wurde immer unversöhnlicher; Don Pedro aber, da man ihm einbildete, er sey seines Lebens nicht sicher, sah alles, was er gegen den König vornahm, durch die Pflicht der Selbsterhaltung gerechtfertigt. Nun wurde Graf von Castello Melhor, angeklagt, er habe den Infanten vergiften wollen, genöthiget, sich durch die Flucht zu retten; auf gleichem Wege entzog sich Heinrich von Miranda und der Staatssekretair Antons von Sousa Macedo der Gefahr; der erste Kammerherr Manoel Antunas ward aus dem Wege geräumt; das Reich gerieth in eine Bewegung, die der König, aller seiner treuen Diener beraubt, nicht mehr zu leiten vermochte; die Königin begab sich in ein Kloster und erklärte ihr eheliches Band mit einem Manne, der zur Erfüllung der ehelichen Pflicht untüchtig sey, für aufgelöst, ein Arzt, ein Wundarzt und einige feile Dirnen betheuerten, daß Alonzo nicht fähig sey, Kinder zu zeugen; man erregte das Volk, das in wildem Aufruhr die Absetzung des Königs forderte und den Infanten als Regenten des Reichs ausrief. Damit war das Werk der Ränke vollendet. Der verlassene König unterzeichnete eine Urkunde, worin er „in Kraft seiner unumschränkten Gewalt" der Krone entsagte. Der Jesuite Fernandez wollte ihn bereden, daß der Infant, in brüderlicher Gesinnung, nur für die Erhaltung des Reiches aufgetreten sey, daß das Unglück von dem Volke herrühre, und daß die Zeit der Rache schon kommen werde. „Ja – erwiederte der König dem falschen Tröster — für euch wird diese Rache kommen*) und einst wird man erkennen, daß ich ein solches Schicksal nicht verdient habe."

Sieben Tage, nachdem der Usurpation dieser Sieg gelungen war, fiel der Schleyer, der bisher eine wichtige Partie der gespielten Ränke bedeckt hatte. Die Königin gab dem Regenten am Traualtar ihre Hand; diese Verbindung aber, die die kirchlichen Gesetze für eine ärgerliche erklären, wurde von dem Papste bestätigt. Der enthronte Fürst wurde erst nach einer der azorischen Inseln, später wieder nach Portugal zurück geführt, wo er wohlbewacht, in einem kleinen Landhause, in der Nähe der Hauptstadt bis zum Jahre 1683 lebte. Unter der neuen Regierung aber war alle Macht in den Händen des Paters Acunha.

So — sagt Johannes Müller, indem er diese Geschichte erzählt — strafen die Jesuiten durch die Laster ihrer Freunde die Unvorsichtigkeit ihres Feindes!

*) Sie kam 92 Jahre später, da der Jesuitenorden eines Theils an dem gegen den König Joseph Immanuel versuchten Meuchelmords beschuldigt, aus allen portugiesischen Staaten verbannt und seine Güter eingezogen wurden.

Aufruf zur Errichtung einer Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalt für Nichtstaatsdiener.

In welcher jammervollen Lage Wittwen und Waisen von minder vermöglichen öffentlichen Dienern sind, die gesetzlich keine Ansprüche auf Pension an den Staat haben, bedarf keiner besondern Schilderung. Ob nicht diese Diener unter sich eine Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalt mit Genehmigung und unter dem Schutze der Staats-Behörde errichten sollten, kam schon in vielen Zirkeln zur Sprache.

Jeder sprach sich dafür aus, und wünschte, daß sich Jemand an die Spitze stellen möchte, um ein solches unverkennbar wohlthätiges Institut in's Leben zu rufen.

Auf vielseitige Aufforderungen wird daher folgender Aufruf erlassen:

1) Es möchten öffentlich angestellte Diener aller Klassen, deren Hinterbliebenen von dem Staate keine Pension gesetzlich erwarten können, eine Wittwen- und Waisen-Kasse begründen, um mit gemeinsamen Kräften für das Wohl verlassener Wittwen und Waisen zu wirken und ihre Noth zu lindern. Der Unbemittelte wird dadurch die Seinigen von der traurigen Nothwendigkeit gerettet sehen, nach seinem Tode von der Gnade Anderer leben, oder den drückendsten Mangel leiden zu müssen, und der Bemittelte sieht bey der Unsicherheit des Besitzes der Glücks-Güter in dieser Anstalt eine weitere Stütze, auf die sich seine theuersten Angehörigen dereinst verlassen können.

2) Dieses Institut soll zunächst bestimmt seyn, für Oberamts- Unteramts- und ausübende Aerzte, Stadt- und Amtsschreiber, Oberamtspfleger, für Geistliche, deren Wittwen bekanntlich nur kleine Portionen aus der geistlichen Wittwen-Kasse beziehen, für Lehrer an den höhern und niedern lateinischen, so wie für die an teutschen Schul-Anstalten, Kommun-Rechnungsrevisoren, Rechts-Consulenten, Oberamts-Wundärzte, Stadtschultheißen, Stadt- und Stiftungspfleger, für verheurathete Aktuarien und Substituten, für Kanzlisten, niedere Forstbedienstete und überhaupt für solche Personen, deren amtliches Verhältniß von der Art ist, daß die Vorsorge des Instituts seinem Zwecke nach auf ihre Angehörigen ausgedehnt werden kann.

Höhere und niedere Staatsdiener sind willkommen und zur Theilnahme hiemit eingeladen.

3) Wer an diesem Institut Theil nehmen will, ohne jedoch jetzt schon eine rechtlich bindende Verpflichtung zu übernehmen, wird ersucht, seinen Entschluß schriftlich dem Oberamts-Pfleger Osiander in Rottenburg so bald als möglich anzuzeigen.

4) Zur Begründung der Anstalt sind wenigstens 250 bis 300 Theilhaber erforderlich. Melden sich nicht so viele dazu, so wird in der Sache nichts weiter ..geben, im günstigen Falle aber wird der bereits gefertigte Entwurf

der Statuten gedruckt, die Namen der zur Theilnahme sich gemeldeten Individuen darin verzeichnet und jedem Mitgliede ein Exemplar davon zugesendet werden.

5) Jedes vorläufig bezeichnete Mitglied wird dann ersucht, in Beziehung auf den Entwurf seine Bemerkungen, Wünsche und Aenderungen mitzutheilen, und aus der Zahl der Theilhaber sieben Individuen zu bezeichnen, welche ein Committee bilden, um die Statuten, unter Berücksichtigung des Entwurfs und der eingekommenen Bemerkungen definitiv festzusetzen.

6) Die definitive Festsetzung der Statuten muß in kollegialischer Berathung Statt finden. Das Committee hat deßwegen aus der Mitte ein vorsitzendes Mitglied zu ernennen, welches bey Meynungsverschiedenheit und Stimmengleichheit entscheidet.

Nach erfolgter definitiver Festsetzung der Statuten wird das Committee durch die geeignete Staatsbehörde Seine Königliche Majestät bitten, das Institut errichten zu dürfen, die Statuten zu genehmigen, und zugleich eine Staatsbehörde zu bezeichnen, welche über das Institut die Aufsicht führt, die jährlichen Rechnungen prüft und strenge darauf wacht, daß die Statuten pünktlich erfüllt werden. Ist diese allerhöchste Genehmigung erlangt, so wird jedem Mitglied, das sich gemeldet hat, ein Exemplar von den definitiv festgesetzten Statuten mitgetheilt und dann hängt es von ihm ab, an dem Institute nach den nun festgesetzten Bestimmungen Theil zu nehmen oder nicht.

Dieser Weg wird eingeschlagen, um den gefaßten Plan zur Ausführung zu bringen.

Sollten sich 500 bis 600 oder noch mehr Mitglieder melden, so wird es nothwendig werden, daß die auf Grundsätze der Humanität und einer öffentlichen Verwaltung gegründeten Statuten umfassender und die Gränzen schärfer bezeichnet werden, innerhalb welcher sich das Institut bewegt, damit nicht die Kasse bey einer zu wenig umsichtig gefaßten Berechnung der möglichen Wechselfälle zum Nachtheile der Wittwen und Waisen in die Lage kommt, ihre Verpflichtungen unerfüllt zu lassen.

In diesem Falle wird sich das Institut den, auf einen größern Umfang von Theilnehmern berechneten Statuten der Privatwittwen-Pensionsanstalt zu Wien, die sich eines gedeihlichen Fortgangs erfreut, als Muster anzunähern suchen.

Die vorbereitenden Arbeiten werden durchgehends unentgeldlich besorgt. Nur die dereinstigen Druckkosten des Entwurfes der Statuten werden zur Umlage unter die Theilhaber kommen, welche sich vorläufig gemeldet haben. Es wird hierüber öffentliche Rechnung abgelegt und den sich vorläufig Meldenden von dem Erfolge dieses Aufrufes Kenntniß gegeben werden. Kommt das Institut wirklich zu Stande, so werden die sämmtlichen Kosten auf die künftige Kasse übernommen, und um diese zu vermindern, bittet man, die Briefe zu frankiren.

An Männer geht dieser Aufruf, welche ihre Pflichten als Gatten und Väter kennen, und zu erfüllen suchen, besonders aber an minder Bemittelte. Diese werden in gesunden und kranken Tagen sich eines manchen trüben Gedankens entschlagen, wenn sie wissen, daß nach ihrem Tode ihre theuersten Angehörigen in diesem Institute eine Unterstützung finden.

Glücklich ist derjenige, der bey dieser Anstalt nichts nehmen, sondern nur geben darf, um damit die Thränen vieler Wittwen und Waisen zu trocknen.

Geschrieben Rottenburg am Neckar, im Monat May 1824.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen



3. July. 27. 1824.

Haltet nur an gutem Glauben fest, und fest an guter Gesinnung,
denn sie macht im Glücke verständig und sicher, im Unglück
reicht sie den schönsten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung.

Göthe.

Die Griechen.

Der Spectateur Oriental stellt in dem Blatte, in dem er seinen Abtritt von der Bühne ankündigt, Betrachtungen über den Aufstand der Griechen und dessen voraussichtliche Erfolge an, in deren Resultate sich nicht alle seine Leser theilen werden. „Als Griechenland sich empörte, sagt er, waren wie weit entfernt, in den Enthusiasmus derjenigen einzustimmen, die mit einer zu lebhaften Einbildungskraft begabt, hinter den Flammen brennender Städte und Dörfer und den Rauchwolken der blutigen Schlacht, die Jahrhunderte des Themistokles und Leonidas heraufsteigen sahen; wir erblickten hier nur eine Zukunft reich an Jammer, Elend und Verzweiflung. — Jede Revolution führt ein sicheres Uebel herbey und verheißt ein ungewisses Gut. Mit den Fortschritten der Aufklärung scheinen zwey Mächte sich in die Herrschaft der Welt getheilt zu haben, die Menschenliebe und die Politik. Ist der Enthusiasmus der ersten immer schön, so ist die Vernunft der zweiten immer nützlich. Die Menschenliebe, ein Geschenk des Himmels, würde die Geißel der Erde werden, wollte sie je die Weisheit der Cabinette bekämpfen, und mit Gewalt den Scepter der Könige führen. Nach einer langen Reihe von Staatsumwälzungen, und vorzüglich jener der letzten dreyßig Jahre, welche die Welt so sehr in Erstaunen versetzte und aufklärte, sind alle Combinationen, im Guten wie im Bösen, erschöpft, alle Grundwahrheiten anerkannt, und die Monarchen, wahre Väter ihrer Völker, können daher keinen andern Gedanken haben, als das Glück ihrer Unterthanen; wie der Thau von den Wolken, so strömt Segen von ihren Thronen auf die Völker herab. Eine wahre Liebe zum Herrscher schließt alle gesellschaftliche Tugenden in sich; die ersten Reiche von Europa würden zusammen stürzen, wenn sie je diesem geheiligten Grundsatze, der sittlich-constitutiven Base der gesellschaftlichen Ordnung, entsagen wollten."

Es ist nicht zu läugnen, daß der Enthusiasmus, mit dem die Insurrektion der Griechen, zumal in den ersten Zeiten ihres Laufes, in allen christlichen Ländern betrachtet worden, häufig die Standpunkte, aus denen sie hätte beurtheilt werden sollen, verrückt, die Erscheinungen in ein täuschendes Licht gestellt, und Hoffnungen erregt hat, welche von den nüchterneren Beobachtern als träumerisch erkannt, und von den nächsten Erfolgen vereitelt werden mußten

Wenn es aber diesem Enthusiasmus nicht gelang, in seiner Ansicht der Ereignisse das Wahre zu treffen, so mußte man ihn doch für verzeihlich halten, ja man konnte ihm ein gerechtes Lob nicht versagen, da er unverkennbar das Produkt edler Theilnahme an einer Bewegung war, die in redlichem und gerechtem Sinne begonnen, auf den Sieg der höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit abhielte; und gewiß waren diejenigen, die sich von demselben ergriffen sahen, höherer Achtung werth, als die ihnen gegen über stehende, zur Ehre des Zeitalters nichts weniger als zahlreiche Partie, welcher die durch den langen, unerträglichen Druck den Griechen abgezwungene Nothwehr gegen tyrannische Gewalt als eine aller Berechtigung ermangelnde Rebellion erschien, und folgerecht mit dieser Voraussetzung ihren Zeitgenossen einzubilden suchte, daß die Bewegung dieses Volks, auf dem rechtlichen und politischen Standpunkte, eben so wie jede andere Empörung gegen eine legitime Obrigkeit zu beurtheilen sey. Die welche diesen harten Spruch über die Griechen fällten, gaben gewöhnlich dabey zu erkennen, daß sie in demselben von dem Eifer geleitet werden, mit dem sie für die Erhaltung der gesellschaftlichen Unterordnung in den bestehenden monarchischen Staaten erfüllt seyen; aber sie bedachten nicht, daß die Könige unmöglich diejenigen für ihre Freunde halten können, welche die gute Sache der Thronen zu unterstützen wähnen, indem sie das Wort zur Vertheidigung der Tyranney führen.

Die oben allegirten Worte beweisen, daß der Spectateur oriental in die Gesellschaft dieser unberufenen Apologeten der gesetzmäßigen Monarchie gehöre. Er führt eine lange Rede von dem Jammer und dem Elende, das bürgerliche Revolutionen über die Völker bringen. Er erinnert an die traurigen Folgen, die daraus entstehen müssen, wenn philanthropische Gefühle, der Weisheit die ihr gebührende leitende und normirende Macht entziehend, das Uebergewicht

in Bestimmung der socialen Verhältnisse gewinnen. Er bezeichnet Liebe und Treue gegen die Regenten als die „sittlich-constitutive Base" der gesellschaftlichen Ordnung. — Alle diese Lehren sind an sich wahr und begründet; die Zeit fordert, daß man auf sie unaufhörlich hinweise; jedes Volk, das sich von ihnen entfernt, wagt sein Verderben. Aber man macht von diesen Lehren eine falsche Anwendung, wenn man sie mit der Sache der Griechen in Verbindung setzt, mit der sie unter keinem Gesichtspunkte zusammen gedacht werden können. Die Erhebung dieses Volkes war nicht das Werk einer nach Macht und Herrschaft strebenden Faktion, oder ein aufrührischer Angriff auf die rechtlich bestehende und wirkende Staatsgewalt; sie war das Werk der im Leben waltenden Nothwendigkeit, vermöge der jeder Druck Gegendruck erzeugt, und die brennbare Masse zur Explosion kommt, so bald der zündende Funke auf sie fällt. Wo aber diese Nothwendigkeit wirksam ist, sind Berechnungen über das Gute und Böse, was sie zu Stande bringt, vergeblich; so wie ihr selbst, so unterliegt der Mensch auch ihren Erfolgen. Nicht die „Weisheit der Cabinette" ist es, die die Griechen bekämpfen, sondern die ungerechte Raserey einer grausamen Gewaltherrschaft; nicht den „Scepter der Könige" wollen sie führen, sondern den eisernen Treiberstab der Tyranney entreissen. Wo findet sich eine Spur, daß die türkische Regierung die Wahrheiten erkannt hätte, die der Lauf der Zeit seit dreyßig Jahren der Menschheit geoffenbaret hat? Und müssen wir nicht anerkennen, daß derjenige thöricht rede, der indem er mißbilligend des Aufstandes eines christlichen Volks gegen die Türken gedenkt, von „dem Segen spricht, der von den Thronen, wie der Thau von den Wolken, auf die Völker strömt?" — Wenn dieser Segen sich in Fluch verwandelt und der Schutz für Recht und Ordnung, den der Thron gewähren soll,

in eine unerträgliche Bürde; wird dann nicht die Geduld sich erschöpfen, und was die lange getäuschte Hoffnung nicht mehr erwarten darf, die Verzweiflung zu bewerkstelligen suchen? Was die Griechen endlich mit unwiderstehlicher Gewalt zur Empörung fortgerissen und sie bis zur Stunde in derselben erhält, ist aller Welt kund geworden. Warum sind zu gleicher Zeit alle christlichen Völker in Europa, vom Ural bis an die Pyrenäen ruhig geblieben? — Weil sie in ihren Regenten ihre Väter erkannten.

Was der Spectateur oriental an dem Schlusse seiner Betrachtung über die Zukunft der Griechen sagt, kann den Leser zum Theil wieder mit ihm versöhnen: „Möge Griechenlands Loos ohne neue Erschütterungen sich dauerhaft bessern! Die Ueberbleibsel eines Volks von so berühmten Ursprunge, an dessen Wiege, wie an dessen Geschichte, sich so viele freundliche Erinnerungen knüpfen, müssen alle fühlende Seelen, alle erhaben denkende Gemüther interessiren. Lassen wir die Zukunft ruhen, unter ihrem undurchdringlichen Schleyer und vertrauen wir auf die Güte der göttlichen Vorsicht! Sie gießt das Füllhorn ihres Segens über jene Gegenden aus; sie wird die Völker nicht verlassen, die sie bewohnen. Allein der noch glücklichere Zustand, das Resultat der Fortschritte der Civilisation, zu welchem man sich gern empor heben möchte, ist eine langsam reifende Frucht, die man nicht eilfertig pflücken muß, ehe die Zeit ihrer Reife gekommen ist."

Indem wir den Wünschen, die hier für die Griechen ausgesprochen werden, von Herzen zustimmen, anerkennen wir auch den Satz, der denselben angehängt ist, als vollkommen begründet. Die geistige Bildung der Völker wird nicht mit der Fackel des Aufruhrs und dem Schwerte des Kriegers gefördert, und nirgends erscheint sie als eine Hervortreibung gewaltsamer Anstrengung oder augenblicklich wirkender Kraft. Sie ist das Werk der im Stillen arbeitenden Zeit

und treuer, ungestörter Pflege. Aber sie gedeiht auch nur unter dem Schutze gesetzmäßiger, ihren Beruf auf dem sittlichen Standpunkte auffassender Regierungen. Ueberall, wo die zarte Pflanze geblüht und wieder abgefallen, ist es der Despotismus, der ihre Zerstörung verschuldet hat; wo aber rechtliche und väterliche Regenten ihre Pflege übernahmen, hat sie sich entfaltet und die Völker durch den Genuß ihrer Früchte beglückt. Daraus ergiebt sich von selbst, daß Niemand Wünsche für die Civilisation des griechischen Volkes haben kann, ohne zugleich seine Erlösung von der türkischen Knechtschaft voraus zu setzen. Wie könnte der menschliche Geist, unter dem Joche der Barbarey, zu seiner Entwiklung und Würde gelangen? Die Griechen wieder unter dieses Joch zurück treiben, hiesse ihren Stand, auf dem niedrigen Grade von Cultur, auf den sie herabgesunken sind, verewigen.

Der Constitutionel hat letzthin einen Auszug aus einer Denkschrift bekannt gemacht, welche von dem Cabinette von St. Petersburg den übrigen großen Mächten mitgetheilt worden seyn soll, um die endlich Beylegung der griechischen Händel vorzubereiten. Dieses Aktenstück hat keine Art äusserer Beglaubigung; aber auch sein Inhalt kann nur unter der Voraussetzung für ächt gehalten werden, daß die politischen Ansichten des russischen Hofes mit einem Male eine große Metamorphose erlitten haben. Dem sey nun wie ihm wolle, so ist wenigstens so viel gewiß, daß der hier vorgelegte Plan zur Pacification des Ostens, vermöge dessen Griechenland, in drey Fürstenthümer getheilt, sich in Zukunft zur Pforte verhalten soll, wie bisher die Moldau und Wallachey, — den Griechen weder für ihre bürgerliche Interessen noch für ihre geistige Bildung die Sicherheit gewährt, die sie vermöge der Natur der Sache und als Preis ihrer bisherigen Anstrengungen zu fordern berechtigt sind. Diese Sicherheit kön-

27 *

nen sie nur in einer gänzlichen Emancipation und in unbedingter Unabhängigkeit finden. Ob sie die eine oder die andere erlangen werden, das liegt freylich in der Hand der Vorsehung, deren Wege unerforschlich sind. Aber wer auf der Bahn des Sittlichen und Rechten veeharrt, täuscht sich nie, wenn er ihr vertraut!

Ueber Ignaz Lindl und sein Glaubens-Bekenntniß.

(Beschluß.)

Lindl's Geistesrichtung tritt, in ihrer Eigenthümlichkeit, besonders charakteristisch in der Schilderung hervor, die er von dem Verfalle des religiösen Lebens in der von ihm bezeichneten Periode giebt, und die man nicht lesen kann, ohne manch Mal in die Täuschung zu gerathen, man vernehme die Sprache eines Eiferers gegen die Aufklärung aus dem ehemaligen Collegium von St. Salvator in Augsburg oder eines französischen Missionärs vom neuesten Datum. „Das Horn des Unglaubens, versichert er, ragte vorzüglich im letzt verflossenen Jahrhundert, wie noch nie, so lange die Erde steht, (?) mit seiner ganzen angeblich philosophischen Macht, aus der Mitte der Christenheit, schreckbar und gewaltig hervoe, bemächtigte sich fast allee (?) Katheder in hohen und niedern Schulen, drang ohne Scheu in die Palläste der Fürsten und Großen der Erde, *) ja sogar in das Heiligthum der Christentempel, bestieg die Kanzeln pries Christum mit heuchlerischen Worten als den erhabensten Tugendlehrer, als den edelsten Menschenfreund, **) während Er von ihm seiner Gottheit beraubt wurde ***) und stürzte mit seiner gekünstelten, hochfahrenden Beredtsamkeit, in Myriaden von Zuhörern Christum, den Grund des Heils, und legte statt dessen in ihre Herzen die nackte Menschenweisheit, als den allein geltenden Grundstein, auf dem das Gebäude ihrer Seligkeit ruhen sollte. Und so wurde dieser Götze auf den Altar gestellt, und von Millionen angebetet. Dieser fürchterlich reissende Strom des Unglaubens und der falschen Aufklärung schien das ganze Christenthum zu verschlingen, das er auch beabsichtigte. Und wirklich kam es so weit, daß der Wahrheit Grund des Heils nur bey einer kleinen und zwar verachteten Anzahl von Menschen, noch Raum und Platz fand; nur noch die siebentausende beugten auch jetzt nicht ihre Kniee vor dem Baal!

Während die nüchteeen Beobachter der religiösen Stimmung ihrer Zeit, die über dem Bösen, was jede Zeit hervorbringt, nicht ihre guten und erfeeulichen Erzeugnisse übersehen oder geeing schätzen, diese Schilderung übertrieben, carricaturmäßig und höchst ungerecht finden werden, wird es auch an solchen nicht fehlen, die sie als wahr und treffend preisen, und in dem der sie gegeben, einen muthigen Zeugen gegen das herrschende Verderbniß, in jenen nüchternen Beobachtern aber beklagenswerthe Indifferentisten erkennen werden, die an dem Greuel der Verwüstung, die über das Heilige ergangen, gleichgültig stehen, und weder kalt noch warm sind. Dieses harte Absprechen über den moralischen Werth ganzer Zeitaltee und einzelner Menschen ist aber eine von dem Mysticismus unzeetrennliche Eigenthümlichkeit, indem er seiner Natur nach, vermöge der ihm inne wohnenden fortdauernden Offenbarung, sich für unfehlbar, und aus demselben Grunde jede Erscheinung, die nicht mit seinen Ansichten und Gefühlen übereinstimmt, für eine Abweichung von dem Leben halten muß, das aus Gott ist.

Dieses Bewußtseyn von einer so festen und hohen Stellung der geistigen Individualität, hat

*) Wo aber notorischermassen die philosophische Macht nie große Fortschritte gemacht hat. A. d. R.

**) Sollte denn das ein Verbrechen gewesen seyn? — Und war das die Stimme des Unglaubens. A. d. R.

***) Wie wäre das möglich gewesen? B. d. R.

aber auch die Wirkung, daß der Mysticismus, wenn er bis auf diesen Grad gesteigert ist, sich selten in die Ordnungen des kirchlichen Lebens fügt, oder sich dem durch dieselben begründeten gesellschaftlichen Verhältnisse innig anschließt. Mit allem Rechte achtet er diese Ordnungen für menschliche Anstalten, die auf kein ausdrückliches göttliches Gesetz sich gründen; um so leichter aber muß er sich von denselben entbunden halten, da er die Stimme Gottes in seinem eigenen Innern vernimmt, und vermöge des Bewußtseyns der durch die Gnade erlangten höhern Vollkommenheit sich nicht in einem großen kirchlichen Verein gefallen kann, in dem es, eben um seines Umfangs willen, unvermeidlich ist, daß nicht Verderbnisse, Mißbräuche und unwürdige Mitglieder sich finden. Die Beweise hiervon begegnen uns in der Geschichte der protestantischen Kirche, in der, vermöge der in ihr gewährten auf selbstständige Ueberzeugung gegründeten Freyheit des Glaubens, die Bewegung der Geister ungehemmter ist, als in jeder andern, nur allzuhäufig, bald in zahlreichen mystischen Parteyen, die das Skandal einer feindseligen Trennung von der Kirche gegeben und sich in besondere Sekten gebildet, theils in Verbrüderungen und Conventikeln, die, wenn sie es gleich nicht bis zum förmlichen Schisma getrieben, doch einen Staat im Staate errichtet, die Bande der Liebe, die die gesamte Heerde unter sich verknüpfen sollen, zerrissen, und den Frieden der Gemeinden oft auf eine ärgerliche Weise gestört haben.

Wir sagen dieß nicht gegen Herrn Lindl, von dem wir im Gegentheil überzeugt sind, daß der reine Sinn, der in ihm ist, ihn vor den Irrgängen und Ausartungen der besagten Denkart verwahren werde; so sagen wir es auch nicht, als ob wir das Edle, das in dieser Denkart ist, und die gleichfalls edeln Früchte, die sie hervorbringt, verkennten, sintemal wir wohl wissen, daß der Gott, den der Mensch denkt,

nur dann sein eigen wird, wenn er ihn fühlt; aber wir sagen es, weil es so viele Erscheinungen der Zeit dringend auffordern, vor denen Ausartungen dieser Denkart zu warnen, und uns aus der Seele geschrieben ist, was in dieser Beziehung ein teutscher Theologe, der für einen der Repräsentanten der evangelischen Kirche gelten muß, *) erinnert hat. Das sind nämlich seine Worte: „der Neigung des Zeitgeistes zu einer bloßen Gefühlsreligion und Gefühlsreligiosität ist aus allen Kräften entgegen zu wirken; denn der unseligste Selbstbetrug ist nur allzu leicht damit verbunden, und es ist leichter aus der entschiedendsten Irreligiosität in den Zustand der ächten Religiosität überzugehen, als aus dem Zustande jener Selbsttäuschung. Offenbar hat man es mehrfach darauf angelegt, die Leute in dieß religiöse Empfinden hinein zu bringen, und diese Art von Religiosität ist eine ordentliche Modesache geworden; die neuere Aesthetik erklärte sogar das Religiöse für einen Hauptbestandtheil des Romantischen; mit Sorgfalt ist deßwegen ein unzeitiger, ungemessener, unbedachsamer Gebrauch der Mittel zu vermeiden, die in der Regel blos auf die Erregung von Gefühlen berechnet sind, und die Religionslehrer dürfen es nicht so sehr darauf anlegen, ihre Zuhörer in den Zustand eines behaglichen, erweichenden Empfindens zu versetzen, als vielmehr den des feyerlichsten Ernstes in ihnen hervor zu bringen. Sie in die Erfahrungen einer religiösen Mystik hinein führen zu wollen, wäre eben so wenig jetzt an der Zeit. Ohnehin ist die Mystik keine Wissenschaft, sondern ein Gemüthszustand, in den man sich am wenigsten absichtlich hineinarbeiten kann, und durch die Erfahrungen einer unächten Mystik würden sie nur in die Labyrinthe der Schwärmerey hineingezogen werden."

---

*) Plank.



Politische Wahrheiten aus dem achtzehnten Jahrhundert, beherzigenswerth für das neunzehnte. *)

1.

Die Existenz der Staaten wird immer precär bleiben, so lange man nicht auf das kräftigste Mittel zur Beruhigung, beydes der Regenten und der Regierten, auf eine zweckmäßige Erziehung für den Staat bedacht seyn wird. Indessen wanken doch noch nicht alle Thronen, sondern nur die, welche durch ihre Innhaber selbst erschüttert werden, indem gewaltsame Maßregeln ergriffen werden, um sie zu befestigen. Das kühlere Blut des europäischen Nordens hat fast überall die Wallung längst verdunstet, welche die ersten Auftritte und Charaktere der französischen Revolution in ihm erregten. Jetzt nährt die Phantasie nur noch die Gefühle des Abscheu's und der Furcht, wenn sie die spätern Scenen zurück ruft, und die immer mehr um sich greifende Revolutionsflamme mit ihrer staunenden Beobachtung verfolgt. Aber auch selbst diese Gefühle konnten es nicht hindern, daß nicht von jener verzehrenden Flamme einige Lichtfunken im Verstande hängen blieben, und hier manche Gegenden erhellten, auf welchen vorher dichte Finsterniß lag. Dieses Licht im Verstande ist von nun an ewig und unauslöschlich. Es kann nur in dem Falle verderblich werden, wenn man versuchen wollte, es auszulöschen. Eben der kühlere Sinn des nördlichen Europäers erhält mehr Klarheit in seinem Verstande, und bildet ein Festhalten in seinem Charakter aus, das grösserer, wenigstens unaufhaltsamerer Wirkungen fähig ist, als die ungestümme Leidenschaftlichkeit der Bewohner der wärmeren Hälfte. Vielleicht kann dieß mit noch mehr Bestimmtheit in nähere Anwendung auf die Bewohner Teutschlands gesagt werden. Weder im Verstande noch in der Phantasie fassen sie so leicht neue Ideen auf, als ihre südlichen Nachbarn. Allein sie halten fest, was aufgefaßt ist. Nur sehr schwer lassen sie sich nehmen, was sie als ihr Eigenthum erkannt haben. Ihr fester Blick ist, wenn er ein Mal einen Gegenstand ergriffen hat, nicht leicht abzulenken und nicht leicht zu blenden. Dieß recht benutzt, giebt den Monarchieen im Norden Europa's eine Sicherheit, welche die im Süden nie erlangen können. Es macht aber auch ihren Untergang zu einem unvermeidlichen Verhängniße, wenn Einzwängung der Kräfte und Gewaltmaßregeln angewandt werden, um das zu bewirken, was Geistesfreyheit und selbstständiger, fester Bürgersinn zu bewirken allein im Stande sind.

*) Aus dem Versuch über die Erziehung für den Staat, von Chr. Dan. Voß. 8. 2 Theile. Halle, 1779.

2.

Der teutsche Fürst, der seine Bestimmung kennt und sie zu erreichen strebt; dessen Einsicht und Thätigkeit seinen Staatsdienern zum Muster gereicht, und seine Unterthanen zur Hochachtung und Liebe zwingt; der die Kräfte zu entwickeln und zu leiten versteht, die er nicht unterdrücken kann, und auch nicht unterdrücken würde, wenn er es auch vermöchte; der in seinen Unterthanen den Menschen heller noch, als sie selbst erkennt, höher noch als sie selbst achtet, ihre Einsichten schätzt und ihre Wünsche ehrt; auf das Bedürfniß der Zeit achtet, und diesem im Geiste der Zeit abzuhelfen sucht: — der kann mit eben der Ruhe dem kommenden Jahrhundert entgegen sehen, womit er Zuckungen und Erschütterungen beobachtet, unter welchen das scheidende sich seinem Ende naht. Er hat weder zerstörende Grundsätze, noch siegreiche Waffen zu fürchten. Das Band der berichtigten Einsicht, des reinen Patriotismus, der veredelten Humanität verknüpft ihn auf das innigste mit seinem Volke, und gewährt seiner Macht und seinem Throne die Kraft und Unerschütterlichkeit,

welche jedem Zeitstrome, so wie jeder leidenschaftlichen Uebermacht trotzt.

3.

Diejenigen, welche überall von *Feinden des Königthums* reden, und jede freymüthige Aeusserung als einen Aufruf zur Empörung verschreyen, sind die *gefährlichsten Ruhestörer*. Möchten ihnen gegenüber die Regenten des teutschen Vaterlandes immer eingedenk bleiben, daß *Vertrauen und Liebe die schönsten und sichersten Grundpfeiler der Thronen sind!* Möchten sie ihr Mißtrauen nur gegen diejenigen richten, welche Mißtrauen bey ihnen zu erregen suchen! Möchten sie dagegen ihren Unterthanen stets ein offenes Herz und die Ueberzeugung der redlichen Absicht und der erfüllten Pflicht entgegen tragen! Wie bald würden sie erfahren, daß sie nicht verkannt werden! Welches auch das Schicksal anderer Staaten seyn möge; es wird eine ewige Wahrheit bleiben, daß *ein wahrhaft guter Fürst in dem Schooße seines Volkes eben so sicher ist, als ein guter Hausvater in dem Schooße seiner Familie.*

4.

An der Fähigkeit und dem Patriotismus oder der Unfähigkeit und dem Egoismus der *Staatsdiener* hängt, mit unendlich mannigfaltigen Fäden, *das Loos der Staaten*. Die französische Monarchie wäre, wenigstens in diesem Jahrhundert, nicht gefallen, wenn der *Aemterhandel*, und mit ihm eine *durchaus schlechte Verwaltung, ohne alle Fähigkeit und ohne allen Gemeingeist*, seit *Ludwig XV.* Zeiten nicht so allgemein geworden wären.

5.

Die Ereignisse, die Schriften, die Reden, welche die schreckliche Explosion in Frankreich veranlaßt haben, entfesselten plötzlich die sklavische Denkkraft des grossen Haufens, und brachten Begriffe in Umlauf, welche bis dahin nur das Eigenthum weniger gewesen waren. Eine allgemeine *Revolution der Vorstellungen* durch den kultivirten Theil der europäischen Staaten, besonders aber in Teutschland, war eine Folge davon. *Diese* jetzt zu unterdrücken, ist eben so unmöglich, als *jene* zu vernichten, deren Folge sie war. Was geschehen kann und muß, ist, *dafür zu sorgen, daß aus dieser Revolution eine neue und zweckmäßige Ordnung der Dinge entstehe.* Noch liegen die Ideen halb erhellt halb im Dunkel, verworren durcheinander. Daß aus dem Chaos eine neue wohlthätige Schöpfung hervorgehe, das ist das Werk *weiser Regenten*; was hier hervor gebracht wird, ist das sicherste Mittel gegen jene zweckwidrige und verderbliche Entwicklung.

6.

Erziehung und Unterricht haben unser Vaterland, wie alle cultivirte Staaten, der *Barbarey* entrissen; sie haben es der Geistesknechtschaft entzogen; sie haben es von der Verblendung des religiösen Fanatismus geheilt; *sie allein können es auch zu dem Tempel der ächten politischen Weisheit und der Vaterlands-Liebe führen.* Und welcher Regent würde nicht diese Maßregeln seiner würdig und mit seiner edelsten Bestimmung innigst verbunden erkennen? Wenn er die Größe und den Werth seiner Bestimmung wahrhaft empfindet, dann wird er sich grösser fühlen, in der Wirksamkeit eines *Erziehers*, als in der Gewalt eines *Gebieters* der Völker. Wie sehr viel ist es seiner würdiger, Unterthanen zu beherrschen, die den Zweck und Werth des Staates erkennen, sich als *ihm angehörig* betrachten, und durch diese *Erkenntniß ihrer Pflichten* und durch *kräftigen Gemeinsinn* zu der Folgsamkeit gegen die Gesetze bewogen werden, die in ungebildetern Staaten durch Anwendung der *Zwangsmaßregeln* jeder Art doch nur sehr unvollkommen erreicht werden kann.

7.

Die Zeit des blinden Gehorsams ist, wenigstens für unser Vaterland, vorüber; aber die Regenten können dabey nur gewinnen, so bald sie nicht muthwillig auf den Verlust hinarbeiten, oder durch ihre Staatsdiener hinarbeiten lassen. Unendlich mehr, als jeder blinde Gehorsam vermochte, können jetzt Vernunft und Patriotismus bewirken, nur daß jene gelenkt, und dieser geweckt und verstärkt werde. Der Begriff von bürgerlicher Freyheit und der Wunsch nach ihr ist freylich nicht mehr zu vertilgen. Allein warum sollten auch die Regenten dieß wollen, wenn die Vernunft des Unterthanen ausgebildet genug ist, um die Nothwendigkeit einer Regierung und die Vortheile einer monarchischen, eben so deutlich zu erkennen, als er den Wunsch nach Freyheit nur immer empfinden kann. Um diesen durch jene in Schranken zu halten, darf der Regent nur für die Fortbildung und zweckmäßige Richtung derselben Sorge tragen. Je mehr der Geist von seinen Fesseln befreyt wird, desto kräftigere Schranken wird er dem Willen setzen. Die aufgeklärtesten Unterthanen sind immer die folgsamsten, so wie die aufgeklärtesten Regenten stets die mildesten und menschlichsten sind.

Literatur.

Geheime Papiere von Dr. Friedr. Lud. Lindner. Stuttgart, 1824. XVI. und 311 S. — Diese Schrift enthält nichts weniger als Geheimnisse; sie verdankt im Gegentheile ihren Titel dem bloß zufälligen Umstande, daß der Verf. von einem seiner Freunde aufgefordert wurde, sich in Acht zu nehmen, indem seine geheimen Papiere in Beschlag genommen werden sollen. Da nun, wie er versichert, sein Pult nichts enthielt, was das Licht zu scheuen brauchte, so behielt er den in der Warnung ausgedrückten Titel für diese Reihe von Aufsätzen bey, die um so weniger die Aufmerksamkeit derer, die auf Entdeckung der meistens unschuldigen Geheimnisse teutscher Studierstuben ausgehen, erregen können, da sie zum Theil früher schon in allgemein gelesenen Zeitschriften abgedruckt sind. Der Stoff dieser Aufsätze — deren Inhalt im Einzelnen anzugeben, der Raum dieser Anzeige nicht gestattet, — ist durchaus politisch, das heißt, er ergiebt sich aus den grossen Fragen, die jetzt die Zeit beschäftigen und bewegen, von dem rechtlichen Fundamente der Verfassung und Verwaltung und der gegenseitigen Verhältnisse der Staaten und von den Gesetzen, die Sittlichkeit und Klugheit den Gesetzgebern und Administratoren der gesellschaftlichen Vereine als Norm vorschreiben, alles unter steter Beziehung auf die Erscheinungen der Zeit. Der Verfasser bemüht sich, eine selbstständige und neutrale Stellung zwischen den Partheyen der Zeit zu behaupten, und besonders die Verirrungen nachzuweisen, die die einen und die andern sich zu schulden kommen lassen, und er bewährt in diesem Streben einen festen, vorurtheilslosen und folgerechten Sinn, der ihn zu den interessantesten Resultaten führt, ohne daß es ihm jedoch gelänge, sich immer vor Einseitigkeit zu bewahren. Indessen ist der Charakter seiner Grundsätze und Ansichten der einer nüchternen Liberalität, wie sie durch gründliches Studium und ernste Weltbeobachtung sich entwickelt; in ihrer Darstellung aber erscheint die Kraft eines selbstdenkenden, kenntnißreichen und gebildeten Geistes, der die Leser auf gleiche Weise durch das Interesse der Materie und der Form anzieht und fesselt. Wir rechnen deßhalb diese geheime Papiere zu den beachtenswertesten Erscheinungen unserer neuesten politischen Literatur, und wünschen ihnen die möglichste Verbreitung, auf daß der löbliche, vermittelnde Zweck, den sie beabsichtigen, auch so viel möglich erreicht werde.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen



10. July. 28. 1824.

Heil dem Staate, in dem der Bürger der Obrigkeit
und die Obrigkeit den Gesetzen gehorcht.

Solon.

Die Civilisation und die Verfassungen. *)

Durch Ausdehnung der Schiffahrt sind alle Völker der Erde in Verbindung getreten; die Früchte aller Zonen, die Erzeugnisse ihrer Gewerbe werden gegen einander ausgetauscht. Ein unermeßlicher Welthandel ruft alle Nationen zur Theilnahme auf, und kann — ohne diese Theilnahme — nicht bestehen. Nicht blos die Küstenbewohner empfinden das Gedeihen oder die Stockung dieses Handels; die Bewohner der Binnenländer, der Thäler in den vom Meere entfernten Gebirgen leiden, sobald der Handel zwischen der alten und neuen Welt gehemmt wird. Der Weber in den Sudeten, der Eigenthümer der Glashütten in Böhmen verarmt, wenn er seine Leinwand nicht nach Amerika, seine Glaswaaren nicht nach Spanien für den Kolonialbedarf absetzen kann. Durch den Welthandel sind alle Gewerbe gesteigert, ist die Industrie zu einer bisher unerhörten Ausdehnung erhoben worden. Nicht weniger hat der Ackerbau dabey gewonnen, sowohl durch Erhöhung der Frucht-Preise, als dadurch, daß die früher unbebauten Strecken immer mehr bearbeitet werden. Allerdings wurden auch die Bedürfnisse der Menschen durch Ausbreitung des Handels vermehrt. Aber dieß ist kein Unglück, vielmehr die Bedingung der Kultur; denn das unterscheidet den gebildeten freyen Bürger vom rohen Sklaven, daß jener nicht wie dieser in brutaler Genügsamkeit leben will. Kann er durch Arbeit die Mittel der Befriedigung gewinnen, und ist sein Erwerb durch die Gesetze gegen Raub geschützt; so wird er bald mit den größern Bedürfnissen sich zugleich zu einem höhern Grade der Civilisation geleitet fühlen. Mit der größern Regsamkeit des Verkehrs unter den Völkern, erwacht ihr Erfindungsgeist. Für den gesteigerten Bedarf suchen sie durch immer neue Mittel zu sorgen. Kenntnisse vervielfältigen sich. Die Bekanntschaft mit fremden Nationen bringt neue Ideen in Umlauf. Die Wissenschaften finden ein größeres Feld zu bearbeiten; die Künste schnellern Lohn und vielseitigere Aufmunterung. Man betrachte den Zustand der Wissenschaften seit Entdeckung von Amerika, und man wird über den Umfang des neuen geistigen Gebiets der Menschheit in gerechtes Erstaunen gesetzt werden.

Die ein Mal durch den Handel angeknüpfte Verbindung der Völker ist durch glückliche Erfindungen bis ins Unendliche vervielfältigt worden. Unberechenbarer Vorschub ward ihr geleistet durch die Verbesserung der Posten, durch

*) Aus der in dem vorigen Stücke angezeigten Schrift.

die Erfindung der Druckerpresse, durch so vielfältige Maschinen, welche auf leichte Erzeugung der Fabrikate Einfluß hatten. Kein Nutzen dringendes Geheimniß konnte lange verborgen bleiben; das Leben der Künste war öffentlich geworden und fand in dieser Oeffentlichkeit selbst Nahrung für den wachsenden Reichthum der Welt.

Wer möchte glauben, daß für diese neue Gestalt der Welt, wo Alles Leben, Bewegung, Freyheit und Oeffentlichkeit, Geist und Schwung ist, die alten Bande ausreichen könnten, welche die Menschen an die Scholle fesselten? Wer möchte die Staatsanstalten finsterer Jahrhunderte, die Ausgeburten einsamer Gewalt, der Angst und der Noth, für Mittel erkennen, alle Bedürfnisse eines erleuchteten, vielseitig gebildeten, für die Zwecke der Gesellschaft gereiften Zeitalters zu befriedigen? Die Erweiterung des Handels, der Gewerbe, der Künste und Wissenschaften haben die Kräfte der Menschen bis ins Unglaubliche vervielfältigt.

Die Sicherheit aber, welche das Bestehen, das Gedeihen und die Ausdehnung dieser Kräfte fordern, ist dasjenige, was man die neuen Interessen nennen kann; sie umfassen Alles, was mit dem Wohlstand, der Bildung und der Macht der Staaten auf das Innigste zusammenhängt. Die neuen Interessen wollen keine Zerstörung des Eigenthums; sie fordern Erweiterung desselben. Keine Verletzung der Rechte, ihre Befestigung ist der Zweck. Die Menschen und ihre Interessen sollen den wechselnden Launen der Willkühr entzogen und unter unwandelbare Herrschaft der Gesetze gestellt werden Die neuen Interessen verlangen, daß das allgemeine Wohl, bey allen Anstalten der Gesammtheit, eine höhere Berücksichtigung erhalte, als das Behagen der Individuen ihm zugestehen möchte. Die neuen Interessen können mit Recht die allgemeinen genannt werden; denn ihre Begünstigung wird ohne Ausnahme Jedem zu

Gute kommen, und Jeder wird sie für die seinigen erkennen, sobald er bedenkt, daß aller Ertrag des Besitzes dort nothwendig größer wird, wo lebhafter Verkehr die Nachfrage vermehrt. Es ist daher ein Irrthum, wenn z. B. der Land-Edelmann glaubt, er werde ärmer, falls die andern Stände reicher werden. Nur das ist wahr, daß auch er, in dem aufgeregten Leben, gebildeter und thätiger seyn muß, weil ohne Geschick und Fleiß er zurückbleiben würde. Aber Niemand wird fordern, daß durch die Staats-Anstalten Unwissenheit und Trägheit begünstigt, und der Lohn dem Talente und der Thätigkeit erschwert werden solle.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß das Gedeihen der neuen, d. i. der allgemeinen Interessen befördert wird, wenn der Staat allen seinen Bürgern den möglichsten Grad von Selbstständigkeit zugesteht, daß Handel und Gewerbe nur durch bürgerliche Freyheit zum blühenden Zustand erhoben werden können. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Sicherheit des Eigenthums und der Personen die nothwendige Bedingung des allgemeinen Wohlstandes ist, und daß diese Sicherheit nicht möglich sey, wo nicht die Gleichheit vor dem Gesetz Jeden in den Schranken der Ordnung erhält. Nicht minder ist es offenbar geworden, daß bey den vervielfältigten verwickelten Verhältnissen des gegenwärtigen bürgerlichen Lebens, eine Regierung mit dem besten Willen die allgemeinen Bedürfnisse nicht kennen kann, wenn sie sich nicht mit allen Klassen der Bürger in geordnete Verbindung setzt, sie selbst oder ihre Vertreter anhört, und mit Hülfe ihrer Einsicht, ihres Raths und ihrer Zustimmung den Gesetzen Grund, Kraft und willigen Gehorsam sichert. Die Erfahrung hat ferner gelehrt, daß zur Sicherung des Gehorsams gegen die Gesetze, und zur Verminderung der Ungerechtigkeit, wodurch die Würde und das Ansehen der Regierungen gefährdet werden, nichts zweckmäßiger

sey, als wenn die Untersuchungen wegen Uebertretung der Gesetze öffentlich geführt werden, und die mögliche Partheylichkeit der Richter in der ungehinderten Aufmerksamkeit der Bürger eine Kontrolle findet. Auf gleiche Weise hat sich die Oeffentlichkeit auch in der Untersuchung über Staatsangelegenheiten als nützlich erwiesen, sowohl weil dadurch jede einseitige Meynung leicht ihre Berichtigung findet, als auch weil die Geister in Spannung und Thätigkeit gesetzt werden, und die Regierungen nicht minder als die Gesammtheit der Bürger, fortwährend mit dem Zustande des Landes und mit seinen Bedürfnissen bekannt bleiben, wodurch die so wohlthätige Theilnahme am öffentlichen Leben wach erhalten wird.

Diese Erfahrungen können die Freunde der repräsentativen Verfassung allerdings für sich anführen; diese Erfahrungen sind es, welche den Wunsch der Völker für Einführung dieser Regierungsform erklären und rechtfertigen. In der That geht der Zweck des repräsentativen Gouvernements dahin, daß die bürgerliche Freyheit und die Gleichheit vor dem Gesetz als das Grundprinzip der allgemeinen Wohlfahrt anerkannt werde. Kein Staatsbürger soll der Willkühr der Personen, er soll nur dem Gesetz unterworfen seyn. Dem Gesetz und seinen Wirkungen soll sich keiner entziehen. Mit Ausnahme des Staats-Oberhauptes, das, als Repräsentant der Heiligkeit des Gesetzes — zu Folge der Idee von demselben — nie Unrecht haben kann, soll jeder Staatsbürger verantwortlich seyn. Das Gesetz soll keine Emanation der Willkühr, sondern das Resultat einer freyen Berathung der Regierung mit den freygewählten Abgeordneten des Volks seyn. Da auch die Besteuerung Gegenstand der Gesetzgebung ist, so soll keine Auflage dem Volke ohne Bewilligung seiner Abgeordneten aufgebürdet werden. — Die Justiz soll öffentlich verwaltet werden, um der Partheylichkeit der Richter entgegen zu wirken. Die Richter

sollen nach dem Gesetze, nicht nach besondern Spezial-Befehlen sprechen. Das Mittel der öffentlichen Mittheilung der Gedanken, die Presse soll frey und für den Gebrauch derselben jeder Bürger nur nach den Gesetzen verantwortlich seyn; da jedoch die öffentliche Moral, die Ruhe der Bürger, und die Sicherheit des Staates, unter dem Schutz der Gesetze stehen, so soll die Presse so wenig als irgend ein anderes Mittel zur Verletzung der Sitten, der Ruhe und Sicherheit gemißbraucht werden. Ueber die Verletzungen sollen die ordentlichen Gerichte zu entscheiden haben.

Gegen diese Zwecke und Ansprüche der Repräsentativ-Regierung läßt sich in der That nichts Vernünftiges einwenden. Indessen ist häufig, selbst von ihren Vertheidigern, übersehen worden: 1) daß die Repräsentativ-Regierung nur ein *Mittel*, nicht aber der Zweck selbst sey, und 2) daß, wenn dieß Mittel zum Zweck führen soll, es gewisse Bedingungen voraussetzt, die früher erfüllt seyn müssen, ehe das Mittel sich als wirksam ausweisen könne.

Wir erklären uns näher.

Die Repräsentativ-Regierung soll etwas leisten, das durch die Feudalregierung nicht erreicht werden kann. Es ist aber nicht genug, daß Männer von der Tribune schöne Reden halten; die Regierung soll die Kräfte des Landes in Bewegung setzen zum Vortheil der allgemeinen Interessen. Diese Nationalbewegung ist durch das bloße Daseyn einer Deputirten-Kammer noch nicht gesichert. Die Kammer ist nur ein Mittel. Nun kann aber jedes Mittel gemißbraucht werden, um entgegengesetzte Zwecke zu erreichen. Alle äußern Formen dieser Regierung können beobachtet und gleichwohl die Kräfte des Staates, nicht zum Schutz der allgemeinen Interessen, sondern gerade zum Vortheil der Kasten-Interessen verwendet werden. Bey dieser, wie bey jeder andern Regierung, kann die Ausübung der Gewalten nur einer, im Verhältniß zur Masse der Nation, kleinen Anzahl Menschen anvertraut wer-

den; sind diese Menschen, aus irgend einer Ursache, Anhänger der Feudal-Interessen, so werden sie gerade das Gegentheil von dem thun, was durch die Repräsentativ-Regierung bewirkt werden soll.

Dieß leitet uns auf den zweyten Punkt, auf die Bedingungen, welche diese Regierung voraussetzt, um ihren Zweck erreichen zu können.

In dem Repräsentativsystem unterscheidet man dreyerley Gewalten: die gesetzgebende, die vollziehende und die richterliche Gewalt. Letztere soll, der Idee nach, unabhängig seyn, und nicht nach dem Einfluß der vollziehenden Macht, sondern nur nach den bestehenden Gesetzen urtheilen. Die Gesetze gehen aus einer Uebereinkunft zwischen den gewählten und erblichen Repräsentanten und dem Staats-Oberhaupte hervor.

Soll nun, bey also getheilten Gewalten, der Staat in Gang kommen und soll die Richtung dieses Ganges auf Beförderung der allgemeinen Interessen gerichtet seyn; so ist nothwendig, daß die getheilten Gewalten über das Grundprinzip des Staates, d. i. die Herrschaft der allgemeinen Interessen über Kasten-Interessen, einig seyn müssen; denn eine fortwährende Uneinigkeit, besonders eine Uneinigkeit in den Grundprinzipien, würde Anarchie herbeyführen, wenigstens die Regierung in vollkommene Stockung bringen.

Ist irgend eine von den Gewalten entschlossen, den Kasten-Interessen ein Uebergewicht über die allgemeinen Interessen zu geben; so wird es darauf ankommen, welche die mächtigere ist. Beschützt die Regierung die Kasten-Interessen, so ist vorauszusehen, daß sie, bey der ihr zu Gebote stehenden Gewalt, alles anwenden wird, die ganze Repräsentations-Anstalt in ein Werkzeug zur Befestigung der Kasten zu verwandeln; sie wird die Wahlen leiten und verfälschen, um Kastenmänner in die Kammer der Abgeordneten zu bringen; die Pairs, die sie erschaffen kann, werden ihr dabey zu Hülfe kommen; sie wird die Gerichte in Werkzeuge des Partheyhasses, zur Verfolgung der Patrioten, verwandeln. So werden dann die Debatten in der Deputirtenkammer zum Gaukelspiel und die Gerichte zum Unterdrückungsmittel. Die National-Interessen werden ohne Schutz seyn, weil keine wirkliche Gewalt sie gegen Angriffe vertheidigt. Alle Gesetze in einer solchen verfälschten Kammer werden zum Vortheil der Kasten-Interessen gemacht werden; von dem ursprünglichen Zweck der Repräsentativ-Regierung wird keine Rede seyn. — Setzen wir einen andern Fall. Es sey die Regierung oder das Staats-Oberhaupt wohlwollend für die National-Interessen besorgt, aber in der Kammer der Pairs und, aus was immer für Ursachen, auch in der Kammer der Abgeordneten, finde sich eine große Majorität für die Ober-Herrschaft der Kasten-Interessen: so wird aber Mal entweder eine Stockung der Regierung eintreten, oder das Staats-Oberhaupt genöthigt seyn, sich der Majorität anzuschließen und so selbst ein Werkzeug für die Kasten-Interessen zu werden. Denn die ihm zugestandene Auflösung der Kammer ist kein sicheres Mittel; sind die Kastenmänner ein Mal so mächtig gewesen, daß sie die Majorität durch ihre Anhänger besetzten, so kann es ihnen auch ein zweytes und drittes Mal gelingen.

Die Repräsentativ-Regierung setzt also *Einigkeit der Gewalten* in Absicht auf das Grundprincip der neueren Staaten, d. i. die Oberherrschaft der allgemeinen Interessen, voraus. Bey der Uneinigkeit der Gewalten geräth die Regierung entweder ins Stocken, oder sie wird ein Werkzeug der Kasten-Interessen, und dann ist durch die neue Form nichts gewonnen.

Befragen wir die Geschichte. Die Repräsentativ-Regierung zeigte sich in England wirksam und erfüllte ihren Zweck, als Wilhelm von Nassau, die Pairs und das Haus der Gemeinden, durch gemeinschaftliches Interesse gegen die Stuarts und ihre Anhänger in Einigkeit verbunden

waren. Da konnte die Regierung ihren Gang gehen, und die allgemeinen Interessen beschützen. Gegenwärtig ist es anders in England: Die Repräsentation ist nichts als ein Werkzeug der Oligarchie, deren Interesse das vorherrschende ist. Der Nation ist nichts geblieben, als die Freyheit der Presse, welche Institution, zur Zeit der Einigkeit der verschiedenen Gewalten, im Volke wurzeln konnte, so daß es jetzt gefährlich wäre, diese Freyheit der Nation zu rauben. Daß aber selbst diese Freyheit wenig materiellen Nutzen bringe, dafür hat die Oligarchie gesorgt, indem sie sich kühn, wenn nicht frech, über die Stimme der öffentlichen Meynung hinwegsetzt.

Kann nun in einem Lande, wo der Geist der repräsentativen Regierung wirklich mehrere Menschenalter herrschend war, die Nation dennoch wieder unter das Joch der Kasten-Interessen zurückgeführt werden; wie läßt sich erwarten, daß in einem Lande, wo, gleich bey der Einführung der Repräsentativ-Regierung, die vollziehende Gewalt den Händen der Kastenmänner anvertraut werden mußte, die allgemeinen Interessen irgend einen reellen, mächtigen Schutz finden werden?

Dieser allerdings denkbare Fall offenbart eine neue Bedingung, ohne welche die Repräsentativ-Regierung durchaus unwirksam ist: Um der Nation irgend eine Bürgschaft zu sichern, muß diese Regierung eine lange Zeit in ihrem reinen Geiste geherrscht haben, bis gewisse Institutionen gleichsam unvertilgbar geworden sind. Es ist also nothwendige Bedingung, daß die repräsentative Regierung bey ihrer Einführung keinen Feinden derselben irgend eine der verschiedenen Gewalten anvertraue. Es wäre, wenn nicht gerade zu unsinnig, wenigstens unnütz, wollte man die repräsentative Verfassung irgendwo einführen, wo die Feinde derselben im Besitz großer Gewalt sind. Dieß würde zu den unnatürlichsten Verhältnissen führen.

Die Meynung.

(Eingesandt.)

Ein glänzender Redner in der französischen Kammer der Abgeordneten, um die Minister zu schrecken, introduzirt die Meynung gegen das Projekt des Staatsbankerots zu einem Fünftel. Dasselbe geschah gegen die Ausstossung Manuels aus der Versammlung, gegen den spanischen Krieg, gegen die Septennalität, und es geschieht auch in anderen Ländern gegen die meisten Anträge, die der antiministeriellen Parthey mißfallen; so daß es scheint, man verschanze sich überall, wo es an Macht gebricht, oder wo die Argumente nicht bündig schliessen, hinter diesem Bollwerke. Billig fragt man deßhalb, was die Meynung sey, ein leeres oder ein bedeutendes Wort, ein ätherisches oder ein materielles Wesen, ein Hirngespinnst, ein Proteus, eine die Geisterwelt durchdringende und beherrschende unsichtbare Macht? Die Beantwortung dieser Frage bietet mannigfaltiges Interesse dar.

Abstrakt und in subjektiver Beziehung genommen, ist Meynung das unraisonirte Gefühl von Recht und Unrecht, und — da es nicht auf deutlichem Bewußtseyn beruht — wie der Instinkt auf innere Nothwendigkeit, als seinem Prinzip gegründet. Das Thier äussert in seiner Weise standhaft dieses Prinzip, in Gesellschaft lebend, die Gesetze dieser Gesellschaft befolgend, Gutes gegen Gutes, Böses gegen Böses gebend. Noch vielmehr der Mensch! Ihm hat der Schöpfer mit unauslöschlichen Zügen in's Herz geschrieben, was die Urquelle aller socialen Gesetzgebung seyn soll, und in welchem Geiste seine irrdischen Verhältnisse zu ordnen seyen. Diese göttliche Schrift ist eine unläugbare Thatsache in seinem Bewußtseyn.

Hieraus folgt, daß objektiv der Ausdruck oder das efficiente Hervortreten der Meynung eine Gewalt ist, die jeder Abweichung von dem Rechte und dessen Derivaten widerstrebt, gegen alles Willkührliche sich auflehnt, und Scepter

und Diademe als ihrem Gesetze unterworfen achtet. Deßhalb nennt man sie die Königin der Welt.

In der That können aber nur wirklich moralische, klar und richtig denkende und sittlich fühlende und handelnde Menschen und Völker in dem bezeichneten Sinne eine Meynung haben. Wenigstens muß, um die Angelegenheiten des Staats von sich abhängig zu machen, die ponderirende Zahl der Staatsbürger für die Meynung empfänglich seyn. Zwar gab und giebt es noch wohl in allen Völkern Menschen von dieser Tüchtigkeit. Aber wenn ihre Meynung keinen Einfluß gewinnt, wenn sie im Getöse der Menge verhallt, so gilt sie, weit entfernt als Königin aufzutreten, gewöhnlich für leer oder ungereimt und oft wird sie verfolgt, als Widersacherin des Bestehenden und der gesellschaftlichen Interessen.

Dieses letztere möchte als imaginär erscheinen, wenn die öffentlichen Redner, die Gelehrten, die Clubbs rc. die Meynung im Munde führen, durch sie die Willkühr zügeln, und das Unmögliche erzwingen wollen. Denn was erreichen sie? Es muß etwas anderes seyn, was sie Meynung nennen, indem die letztere stets als efficient und als Königin erscheint. Es ist der dem Worte beygelegte Doppelsinn, der das Dilemma löst. Man hat neben dem Uebegriffe des moralischen Sinnes, die Täuschungen oder Ausschweifungen der Einbildungskraft mit demselben Namen belegt. Ja der Sprachmißbrauch hat die letztere Bedeutung so gemein gemacht, daß die ursprüngliche in dichtes Dunkel zurück trat. Denn nicht mehr schöpfen die Menschen aus dem Prinzip des inneren Sinnes, sondern aus dem Zufälligen der Einbildung, die tausend Gestalten schaft, da sie denn nach den Individualitäten überall etwas anderes ist. So erscheinen als verherrschend in verschiedenen Völkern die Meynungen des Papstes, Mahomeds, Luthers, Calvins; in Klassen die Meynungen der Geburt, des Feudalismus, des Zunftgeistes; in Individuen die

Meynungen des Eigennutzes. Und alle diese Meynungen erwachsen auf dem Boden der Selbstsucht, die andern aufzudringen strebt, was ihrem Interesse gemäß ist. So beeifern sich die Anhänger aller religiösen Völker, selbst die Lollards, die Pikards und die Adamiten nicht ausgeschlossen, ihrer Meynung Anhänger zu erwerben und im Geiste derselben ihr Gewissen zu bilden, wie denn das letztere immer durch die erstere seine Richtung erhält. Die Meynung des Negers von seinem Fetisch, und wäre es auch nur eine Fischgräte, ist eben so mächtig, als die des Ultrakatholiken von der Verdammniß der Ketzer, und es ist dasselbe Gewissen, das hier ein Autodafé anordnet und dort sich zu Selbstpeinigungen verurtheilt.

Alles dieses gilt auch von den politischen Opinionen. Jedes Volk hat die seinigen. Daraus ergiebt sich, daß, was der Sprachmißbrauch Meynung nennt, nicht auf dem allgemeinen Gefühle von Recht und Unrecht beruht, und oft nichts weiter ist als Träumerey, Vorurtheil, Irrsal und Wahn. Die Meynung, als Produkt der Vernunft an sich, ist eine und dieselbe; der Wahn aber ist veränderlich im Raume und in der Zeit. Am nächsten ist derselbe dem Gebiete der Vernunft bey sittlich-gebildeten Völkern, am entferntesten von ihm, wo die Moralität versinkt! Das erstere war der Fall in dem tugendhaften Rom, als die Plebejer von ihren gegen die Patricier errungenen Vorrechten keinen Gebrauch machten, und fortfuhren ihnen, wie zuvor, die Staatsämter aufzutragen. Ein Beyspiel des niedrigsten Wahns aber stellte der byzantinische Kaiser dar, der sich täglich die Absolution wegen der Stunden geben ließ, die er den Geschäften gewidmet und den Bußübungen entzogen hatte. Da war die Sittlichkeit in der Möncherey untergegangen.

Wollt ihr den Charakter des Wahns der Zeit bestimmen, so fragt nach ihren Sitten. Aber auch diesem gemißbrauchten Worte muß erst die

ihm gebührende Ehre wieder gegeben werden. Sein Sinn ist ganz verloren, wenn man es, wie häufig geschieht, für gleichgeltend mit Gewohnheit nimmt. Diese ist eine Bestimmung des Handelns nach mechanischen Gesetzen, eine durch oftmalige Wiederhohlung erworbene Fertigkeit. Die Dressur giebt solche dem Thiere; auch der Bär lernt tanzen. Die Dressur des Menschen nennt man Erziehung. Sie macht ihn zum Herrn, zum Knecht, zum Erdwurm, zum Gecken, und giebt ihm seinen angemessenen Theil am Wahne der Zeit. Während es nun die Gewohnheit allein mit den Bestimmungen zu thun hat, die aus materiellen Eindrücken hervor gehen, so beruhen die Sitten auf der Bestimmung durch transcendente Begriffe, die sich an die materiellen Objekte knüpfen. Man könnte sie deßhalb die Metaphysik der materiellen Eindrücke nennen. Allerdings kann dabey eine Art von Gewohnheit gedacht werden, die aber wesentlich von der animalischen Fertigkeit verschieden ist. Deßhalb hat die positive Gesetzgebung wohl Gewalt über die Gewohnheiten, aber keine über das Reich der Sitten, in dem allein die Königin der Welt herrscht. Alle Gewohnheiten können Gegenstände der Gesetzgebung seyn; die Sitten aber sind, wie Cicero sagt extra tabulas publicas. So würde z. B. ein Engländer, der seine Frau mißhandelte, das Scheusal der Nation; in Corsika dagegen sehen die Frauen ein Zeichen der Liebe darin, wenn sie von ihren Männern geprügelt werden. Woher dieser Unterschied? Aus der rücksichtlosen Abmessung der materiellen Kraft einer Seits, und anderer Seits aus dem transcendenten Begriffe von dem Verhältnisse der Kraft zur Schwäche, d. h. der Großmuth. In England ist das Weib seiner Würde sich bewußt; in Corsika ist sie Sklavin aus Gewohnheit.

Abgesehen von England, Holland und Dänemark frage ich nach den Sitten; und ohne Umschweif ergiebt sich die Antwort: selbst ihre Spu-

ren sind überall erloschen. Das scheinen alle Revolutionäre und Contrerevolutionäre zu fühlen und stillschweigend einzuräumen. Mir ist aus der neueren Literatur nicht ein Blatt, nicht eine Schrift bekannt, die das Heil der Staaten auf die Sitten gründete; nicht ein Liberaler, nicht ein Absolutist, der von diesem Prinzip ausgienge. Erwächst hieraus nicht von selbst der Verdacht, es sey in den beyden letztern ein dunkles Gefühl, daß mit den Sitten die Meynung geboren werde, die ihrer Tendenz entgegenstrebt und die Arglist vereitelt. Denn Arglist ist es doch, wenn jede der Parteyen, innerhalb der Verschanzungen des Wahns sich behauptend, nicht diesen, sondern die dazwischen gelagerten Völker durch tödtliche Geschoß zerschmettert.

Aufklärung statt Sitten wollen die einen, Entsagung der Grundsätze der Vernunft wollen die andern; die einen und die andern aber untergraben, indem sie ihre Ansprüche geltend machen, das Glück und den Bestand der Staaten. Daß alle Menschen, reich an abstrakten Ideen, nur mit dem Geiste, nicht mit den Händen wirken, daß das Kind aus der Wiege in die Schule übergehe, daß alle in allem unterrichtet werden, und daß, wie zu Athen, der Sackträger Gesetzesvorschläge zu machen wisse, — das will mit Ungestümm der Aufklärling. Was ist die Folge davon? daß Halbwisserey und schiefe Richtung der Denkkraft die Menschen mit Eigendünkel füllt und mit den bestehenden Verhältnissen entzweyt, daß jeder Wahn, so ungereimt er sey, und jeder Versuch des Verführers sein Glück macht, und daß alles Streben darauf berechnet ist, um den Wettstreit über den Punkt des fallere, justum sanctumque videri mit Jedermann bestehen zu können. Unglücklicher Weise hat auch diese Art von Aufklärerey ihr Gebiet so rasch erweitert, daß kein Comptoir seinen eigenen Augen traut; daß kein Ehrenmann seines Eigenthums sicher ist, und daß ihn nur selten die polizeyliche Sorge hinreichend

gegen die Ränke und Umtriebe des Trugs und der Dieberey zu schützen vermag.

Fast noch unbekümmerter um die Sitten erscheinen die Widersacher dieser Aufklärung, indem sie dem prädominirenden Wahne der Zeit einen Stütz-Punkt in einem noch gefährlichern Wahn geben wollen, der zugleich ihrem Zweck schadet. Wie kann die Geistesbeschränkung den Sieg erwarten, wenn sie mit der Geistesüberlegenheit streitet? Der Jesuit blende die Masse, die Autorität berufe sich in der Uebung des Unrechts auf ihr göttliches Recht; die Binde wird fallen, und das Gesez des Schöpfers wird den Dummen gewaltiger erregen, als den Aufgeklärten, die erregte Dummheit aber wird zur Wuth. Wie Gedankenlos geht man an der Geschichte vorüber, die uns unaufhörlich verkündigt, daß Empörungen und Revolutionen ihr eigentliches Element in der Mitte ungebildeter Völker haben, und daß unter diesen, nicht aber unter den aufgeklärten, das monarchische Prinzip seine empfindlichsten Verletzungen erlitt. Viel leichter spielt der Absolutismus mit den leztern, als mit jenen, und der Mönch lügt, wenn er Bürgschaft für den politischen Gehorsam seines Schöpfenstalls leisten will. Deß ist die Geschichte aller Bauern-Kriege Zeuge!

So ist denn der Troz auf die Meynung heut zu Tage meistens ein leerer Schall. Das ist er auch nicht selten in der Mitte der europäischen Parlamente. Statt der Meynung in unserm Sinne hat der Wahn die Herrschaft usurpirt, und das sittliche Princip aus dem Besitze seiner Macht geworfen. Die Folgen davon treten täglich vor unsere Augen — der Werth des Menschen nicht nach Tugend und Verdienst geschäzt, oft aber als Preis von Reichthümern, die von Blut und Schande triefen, — Toleranz nicht der religiösen Denkweise, auf die jeder sein Recht hat, sondern der Niedertracht und des Lasters, — Ehr- und Herrschsucht strebend nicht der gedrückten Vielheit die Bürde zu erleichtern, sondern ihr eine trügliche Stütze anzubieten, zur Tragung dreyfacher Last, — eitle Vorspiegelungen, um die Regungen des Mißmuths niederzuschlagen und den Ausbruch der Verzweiflung ins Weite hinauszuschieben.

Doch sey der Gedanke fern, daß die Meynung von dem Erdboden gewichen sey. Sie lebt noch in den edlen Gemüthern, in denen der sittliche Sinn lebendig ist, und aus ihnen geht sie in die Welt aus, daß die Menschheit nicht ganz in dem Wahne untergehe. Aber nur dadurch ist unserm armen Geschlechte zu helfen, daß jener Sinn die Herrschaft erlange, über diesen Wahn. Auch unserer Zeit gilt das schöne Wort des Griechen Phocion: „Wenn „ich sehe, daß die Grossen dem Staat um die „Ehre dienen, die Richter ohne Lohn auf ihren „Stühlen sitzen, die Reichen ihre Schätze dem „öffentlichen Bedürfniß darbieten; die Jugend frey„willig zu den Waffen greift, — dann rathe ich „auch zu dem Unternehmen, das macedonische „Joch abzuschütteln!" — Wer liest, der merke darauf! A.

Neue Musikalien.

Bey Joh. Evang. Schönbrod, Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker zu Ellwangen, ist angekommen und zu haben:

Greith, J. F., 12 Walzer für das Piano Forte. Quer-Folio. 1 fl. 12 kr.

Knecht, J. H., Cäcilia, ein periodisches Werk, welches für angehende und geübtere Orgelspieler kleinere und grössere leicht spielbare Orgelstücke verschiedener Art enthält, in sechs Lieferungen, jede Lieferung zu 8 Bogen in Querfolio. 1te — 3te Lieferung. 4 fl.

Lump, J., Prof., Melodien zum katholischen Nürnberger Gesangbuch, für den Vor- und Nachmittägigen Gottesdienst, mit Begleitung der Orgel. 2 fl. 4 kr.

— — Präludien für die Orgel, 1r Theil zum Gebrauche für Anfänger. Querfol. [illegible] fl. [illegible]0 kr.

— — Dasselbe 2r Theil, 1s und 2s Heft, zum Gebrauche für Geübtere. 5 fl. 24 kr.

— — Sammlung mehrerer Zwischenspiele zum Volksgesange, nebst leichten Orgelstücken für Todten-Aemter, und einer kurzen Erklärung aller Uebergänge. Quer-Folio. [illegible] fl.

Salis Gedichte, in Musik gesezt mit Klavierbegleitung von J. F. Greith. 1s und 2s Heft. 3 fl.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen.



17. July. 29. 1824.

Was im Grunde jede Gesellschaft will, was sie sucht, was sie fordert, ist die Herrschaft der Vernunft, der Gerechtigkeit und der verfassungsmässigen Macht. Hier liegt der einzige und letzte Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung der Menschen. Alle Regierungs-Formen, alle Institutionen, alle Bürgschaften sind nur Mittel zu diesem Zweck.

Guizot.

Noch mehr über den Begriff der Souveränität.

(Ein Nachtrag zu dem Aufsatze in Nro. 25. S. 385 — 391.)

Man hätte zur Zeit des Rheinbundes, dessen Stifter seine Mitglieder mit dem Titel der Souveränität ausstattete, in den teutschen Cabinetten, aus der Sprache früherer Verhandlungen, wohl wissen können, daß die Franzosen nicht gewohnt seyen, an jenen Ausdruck den Begriff einer unbeschränkten, oder — wie rheinbündische Publicisten es deuteten — einer über alle Gesetze und Verträge erhabenen Regenten-Gewalt zu knüpfen. Denn in dem diplomatischen Style der Franzosen erhielten die teutschen Landesherren, selbst ohne Rücksicht auf den Umfang ihres Gebietes, immer das Prädikat der Souveränität, ob sie gleich nichts weniger als unumschränkte Regenten waren; wie denn in in dem französischen Original des Regenburger Entschädigungsplans, den das Direktorium der Reichsdeputation am 25. Februar 1802 mittheilte, die teutschen Fürsten, deren Länder in die Entschädigungsmasse fielen, anciens Souverains et possesseurs genannt wurden. So bewilligte auch der Preßburger Friede den Königen von Baiern und Wirtemberg und dem Kurfürsten von Baden die „Fülle der Souveränität" unter ausdrücklichem Vorbehalt ihres staatsrechtlichen Verhältnisses zum teutschen Reiche, welches Verhältniß aber ein untergeordnetes war, indem die in der reichsständischen Landeshoheit liegende Staatsgewalt, wo nicht faktisch doch rechtlich, durch die Reichshoheit mannigfaltige Beschränkungen erlitt. Eben um dieser Unterordnung Willen wurde hier jenes Prädikat wirklich unrichtig gebraucht, und die strengen teutschen Publicisten haben immer mit Eifer gegen dasselbe protestirt; indessen enthielt dieser Gebrauch den klaren Beweis, daß selbst das Volk, zu dessen Sprachdomäne der Ausdruck „Souveränität" gehört, seinen Begriff nicht in der Einschränkung nahm, die man ihm dießseits des Rheins zu geben beliebte. Ohnehin hätte man aus allen französisch-teutschen Wörterbüchern, z. B. aus Schwan, wissen können, daß unter Souverains „im allgemeinen Sinne alle „Regenten, Fürsten und Landesherren verstanden „werden, welche mit den Hoheitsrechten beliehen

„sind, wenn sie auch nicht unumschränkt „herrschen."

Allerdings war die Stellung derjenigen teutschen Fürsten, welche durch die Rheinbunds-Akte ihr Daseyn gerettet sahen, eine ganz andere geworden, als die, welche sie früher als Stände des Reichs behauptet hatten. Durch die Auflösung des politischen Systems, dem sie angehörten, erlosch das Verhältniß der Unterordnung, und der vasallitische Charakter ihrer bisherigen Existenz; dagegen gelangten sie zur reinen Selbstständigkeit, in der ihre Personen sowohl, als die Länder, die sie regierten, von jeder fremden Macht rechtlich unabhängig waren. Sie wurden, was sie im Reichsverbande nie gewesen, im eigentlichen Sinne Souveräne. Aber sie erwarben dadurch keine neue Rechte in Beziehung auf ihr Verhältniß zu ihren Unterthanen, das schon seiner Natur nach durch Verträge mit einer fremden Macht nicht abgeändert werden konnte, und wenn ihre Minister oder ihre Schmeichler behaupteten, „der den Bundes„gliedern gewordene Charakter der Souveräni„tät drücke eine gänzliche Entbindung ihrer Re„gierungsgewalt von den in den Constitutionen „ihrer Staaten liegenden Bedingungen aus, und „ertheile ihnen diejenige Fülle des Herrscherrechts, „welche die Theorie mit dem Namen des impe„rii absoluti oder illimitati bezeichnet," so konnte man in dieser Behauptung nur eines der Mißverständnisse jener Zeit sehen, deren Unhaltbarkeit der ganzen Welt klar einleuchteten, die zu enthüllen man aber nicht wagen durfte, weil sie in dem Interesse der herrschenden Macht ihre Stütze gefunden hatten.

Das Mißverständniß, von dem hier die Rede ist,*) konnte in dem teutschen Bunde nicht

*) Irrige Souveränitäts-Begriffe herrschten aber damals nicht nur in den Kabinetten und unter den Hofpublicisten, sondern auch im Volke. Im Hohenlohischen z. B., als nach der Occupation die neuen Autoritäten eingeführt wurden, setzte ein Dorfschultheiß die Aufschrift auf seinen Kirchenstuhl: „Königlich Wirtem„bergischer Souveräner Staatsschultheiß."

weiter bestehen, indem die Fundamentalakte desselben seinen Gliedern den Charakter der Souveränität ausdrücklich beylegt, (Art. 1.) zugleich aber (Art. 13.) die Bestimmung festsetzt, daß in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen bestehen sollen. Die Urkunde giebt über den Geist und die Formen dieser Verfassungen kein Gesetz; aber wie sich dieselben auch bilden mochten, ja wenn sie den Ständen nur das Recht der Petition und der Begutachtung einräumten, so konnte doch neben ihnen die Regenten-Gewalt nicht mehr als eine absolute betrachtet werden, indem durch sie Statute festgesetzt wurden, welche diese Gewalt nicht mehr verletzen durfte, und in der bestehenden Repräsentation des Volks oder seiner verschiedenen Klassen eine Schutzwehr der öffentlichen und besonderen Rechte gegen die Antastungen der Willkühr sich erhub. Am bestimmtesten aber wurden die Begriffe in den Congreßverhandlungen selbst durch den Hannöverschen Gesandten berichtigt, indem er in der Sitzung vom 20. Oktober 1814 die trefflichen Worte sprach: „die Souveränität „schließt keines Wegs die Idee des Despotismus „in sich; der König von Großbritannien ist un„streitbar eben so gut souverän, als jeder an„dere Fürst, und weit entfernt, daß die Freyheiten „seines Volkes seinen Thron erschüttern sollten, „befestigen sie vielmehr seine Stabilität."

Durch diese Betrachtungen wird uns der Begriff klarer, um den es sich hier handelt. Die Staatsgewalt muß in jedem gesellschaftlichen Vereine, sey er nun monarchisch oder republikanisch konstituirt, durch irgend eine physische oder moralische Person dargestellt, angewandt und ausgeübt werden; sie muß einen Mittelpunkt haben, von wo aus sie sich als etwas für die Anschauung Wirkliches und Wirksames zeigt. Diese Person, indem sie den Staat gegen das Ausland repräsentirt, und in seinem Innern, durch die Vollziehung der Gesetze, seine Bewegung lenkt, ist der Souverän. So wie sich

aber das Charakteristische dieser Person nicht allein in dem äussern Staatsverhältnisse ausdrückt, so geht dasselbe auch nicht durch verfassungsmässige Beschränkungen ihrer Regirrungsgewalt im Innern verloren, in so fern ihr nur die executive Macht bleibt, in der das Wesen der obersten Hoheit im Staate gegründet, und die Kraft seines Lebens organisch konzentriert ist; sie ist, weil durch sie alle im Staate vorhandenen Einzelheiten erst ein lebendiges Ganze werden, und ihre Richtung auf die Zwecke der Gesammtheit erhalten, das Staatsoberhaupt, der Besitzer und Handhaber der höchsten Gewalt; alles, was im Staate besteht, ist ihr gesetzlich untergeordnet. Deßhalb kann es für einen und denselben Staat, in so fern er wahrhaft selbstständig ist, weder ausser noch über dieser Souveränität eine andere geben, selbst nicht im Volke. Zwar ist dieselbe, ihrem Ursprunge nach eine abgeleitete; denn ohne Volk ist kein Souverän gedenkbar. Aber die ursprüngliche Souveränität des Volkes erlöscht in dem Augenblick, in dem es in das bürgerliche Verhältniß eintritt, das seiner Natur nach nur durch den Unterwerfungsvertrag, der jedoch mannigfaltig bedingt seyn kann, aber in jedem Falle mit dem Verzicht auf die im Naturstande liegende Unabhängigkeit anfangen muß, zu Stande kommt.

Es giebt Leute, die in unseren Tagen, mitten in Teutschland, die Irrthümer der Rheinbunds Zeit wiederhohlen. Dadurch wird die Nothwendigkeit herbey geführt, diese Irrthümer zu berichtigen. Aber die Erscheinung selbst ist befremdend, da diese Berichtigung bereits durch Gottes-Urtheile geschehen ist, die noch Jedermann in frischem Andenken seyn sollten. Jedoch leicht vergißt der Mensch die Warnungen des Schicksals, wenn irgend ein Interesse sein Ohr betäubt und seinen Verstand bethört; was aber in diesen Tagen über bürgerliches Recht und bürgerliche Pflicht verlautet, kündigt sich in allen seinen Tönen meistens nur als die Stimme der Selbstsucht und eigennütziger Berechnung an.

Rußlands Macht und Heer.

Ungefähr um die Zeit, in der das griechische Kaiserthum untergieng (1462), erhub Iwan Wasiljewitsch aus dem Stamme Ruriks Rußland aus der Erniedrigung, in die es durch die Herrschaft der Tartaren versunken war. Mit ihm beginnt die Geschichte der neuern russischen Monarchie. Wie alle Gründer grosser Staaten kannte er kein Gesetz, als seinen Willen; aber die Einheit und Untheilbarkeit des Reichs ließ er durch die versammelten Optimaten bestätigen. Die barbarischen Sitten seines Hofs und seiner Völker schreckte die Europäer; doch herrschte er in grossem Ansehen. Durch seine Gemahlin Sophia, einer Enkelin des Manuel Paläologos, hatte er Ansprüche an den Thron von Konstantinopel erworben; seine Stammgüter aber vermehrte er durch viele glückliche Eroberungen, so daß das Gebiet von Moskau bey seinem Tode bereits 24,238 Quadratmeilen umschrieb. Diese Fläche vergrösserte sein Sohn Wasiley Iwanowitsch, indem er sie bis an das Eismeer ausdehnte und Smolensk wieder von Polen abriß, um 13,000 Quadratmeilen. Er nannte sich zuerst Selbstherrscher von ganz Rußland. Seit dieser Zeit blieb das Reich in einem ununterbrochnen, ungeheueren Länderstrecken umfassenden Zuge von Vergrösserung. Als Ruriks Stamm mit Feodor (1598) erlosch, hatte es sich schon, sonderlich durch den Erwerb eines Theils von Sibirien, auf 150,000 Quadratmeilen ausgedehnt, aber unerwartet mehrte sich diese Summe um weitere 100,000 Quadratmeilen, als die noch übrigen sibirischen Völker herbey kamen (1639), und sich dem Zaar Michaila, dem ersten aus dem Hause Romanow, unterwarfen, da er denn Beherrscher des ganzen unermeßlichen Landes zwischen dem Anabara, dem Jenisey, dem Ob und dem Ostocean, bis auf dessen äusserste Nordspitze, wurde. So fuhren die Zaaren fort, ihre Macht in den

mitternächtigen Gegenden von Europa und Asien zu befestigen, aber seit Peter I. nahmen sie ihren Weg gegen Süden und Osten, und indem sie denselben mit gleicher Unwiderstehlichkeit fortsetzten, geschah es, daß, wie nun die Gränzsteine ihres Reiches hier unweit der Marken von Teutschland und dort am Ufer der Donau, am östlichen Abhange des Kaukasus und an den Küsten des Caspischen Meeres erblicken, und daß die Welt, die sie beherrschten, 345,000 Quadratmeilen umschreibt, auf welchen 50 Millionen Menschen wohnen. Die ganze Geschichte des menschlichen Geschlechtes kennt keine Herrschaft, die in einem so schauerlich grossen Umfang in so kurzer Zeit *) sich verbreitet hätte.

Wo aber irgend ein Reich, unter der Leitung kluger und tapferer Regenten, durch Eroberungen sich mehrte, geschah es immer unter den Wechselfällen des Glücks; man erwarb und man verlor auch wieder; der reine Gewinn aber ergab sich erst, indem man den Verlust von der Erwerbung abschrieb. Rußland hat seit hundert Jahren nichts abgetreten; es hat immer nur erobert; alle seine Kriege endigten sich mit einem grösseren oder geringeren Länderzuwachs.

Man nehme, sagt ein englisches Blatt, die Karte der östlichen Halbkugel zur Hand, und verfolge den langsamen, sichern und stetigen Fortschritt dieser Macht. Bey allem Glückswechsel der Staaten kam Rußland immer mit Gewinn davon. Es hat nicht, wie England, durch Eroberung weit von einander entlegener, vom Mittelpunkte der Regierung entfernter Besitzungen seinen Einfluß ausgebreitet, seine Kraft befestigt, seine Gränzen ausgedehnt, seine Aussenwerke verstärkt. Es hängt über Europa und Asien, wie eine umgekehrte Pyramide herein, die alles zu erdrücken droht. Dazu kommt, daß die russische Regierung in den eroberten Provinzen im Ganzen milde ist, und nichts versäumt, was dazu dienen kann, die neue Herrschaft gefällig zu machen. Ueberdieß gewinnt der edle Monarch durch seine unwiderstehliche menschliche Güte aller Herzen. Als er vernahm, wie mißvergnügt die Finnländer über die Trennung ihrer Heymath von Schweden waren, begab er sich selbst in ihre Mitte. Aber er wurde sehr kalt aufgenommen. Eines Tages, als er mit seinem Gefolge über einen See fuhr, bemerkte er, daß einer der Bauern im Boote einen Orden trug. „Wo habt ihr das gewonnen, mein Freund!“ fragte der Kaiser. Der Bauer schwieg; einer seiner Landsleute aber antwortete, jener habe unter Napoleon gedient und das Ehrenzeichen in einer Schlacht erhalten; er werde deßhalb von seinen Landsleuten hoch geehrt und der Finnenkönig genannt. Der Kaiser wandte sich zu einem angesehenen Mann aus seinem Gefolge mit den Worten: nehmen Sie das Ruder und fahren Sie den Finnenkönig an's Land! Dieß Wort wirkte, wie ein elektrischer Schlag. Es lief von Mund zu Mund. Von dem Augenblicke an, in dem der Monarch es ausgesprochen, hatte er die Liebe und das Vertrauen der ganzen Nation.

In gleichem Verhältnisse mit der Ausdehnung des Reichs stieg auch seine Kriegsmacht. Peter I. hatte in den ersten Jahren nach seinem Regierungsantritte ungefähr 10,000 Mann regulirter

*) Es sind kaum zwey Jahrhunderte verflossen, seitdem sich Heinrich IV. mit seinem menschenfreundlichen Entwurfe beschäftigte, durch Gründung eines neuen Staatensystemes in Europa der Welt die Bürgschaft eines ewigen Friedens zu geben. In der Aufzählung der Staaten aber, welche den projectirten Bund bilden sollten, erscheint Rußland nur als eine fast gleichgültige Zugabe. „Ich spreche nicht von Moskowien, sagte Sully; denn neben dem, daß dieser grosse Landstrich wenigstens eben so sehr Asien als Europa angehört, muß man ihn beynahe als ein barbarisches Land betrachten, und in gleiche Klasse mit der Türkey stellen. Will aber der Großfürst von Moskau oder der Czar von Rußland, den man für den alten Knees von Scythien hält, nicht in den Bund treten, so muß man ihn wie den türkischen Sultan behandeln, ihn seiner europäischen Besitzungen berauben, und nach Asien zurück dringen, wo er, so lange es ihm beliebt, seine Kriege mit den Persern und Türken fortsetzen könnte, ohne daß wir uns darein zu mischen brauchten.“ — So sprach man damals von einer Macht, die nun in allen europäischen Verhandlungen die erste Stimme führt.

Truppen; als er starb belief sich aber die Zahl derselben schon auf 108,305 Mann. Diese Zahl erhöhte sich unter der Kaiserin Elisabeth auf 162,750, unter Katharina auf 263,662, unter Paul I. auf 268,715, und unter Alexander I. bis zum J. 1805 auf 428,287 Mann. Man hat den jetzigen Stand der russischen Landmacht auf 800,000 — 950,000, ja sogar auf 1,200,000, Mann angegeben. Diese Zahlen waren vielleicht dem bestehenden System gemäß, aber nicht der Wirklichkeit. Nach einer neuern Berechnung betrug der effektive Stand des Heeres, nachdem einige Monate zuvor 30,000 Mann reducirt, und in die Militärkolonieen verpflanzt worden waren, 677,500 Mann, welche Zahl im Falle des Erfordernisses durch 20,000 Mann reguläre Kosaken erhöht werden kann. Diese Angabe, die man für die richtigste halten muß, bleibt beträchtlich unter den oben bemerkten; aber sie ist noch immer hoch genug, um Rußlands Ueberlegenheit in Vergleichung mit dem Wehrstand der andern europäischen Reiche nachzuweisen.

Das neuerlich eingeführte System der Militärcolonien wird der Kriegsmacht Rußlands eine neue und originale Eigenthümlichkeit und eine Stärke geben, wie sie noch bey keinem Volke der alten und neuen Zeiten erreicht worden ist. Es gehört unter die Erscheinungen der Zeit, die voraussichtlich in ihrer Entwicklung einen universalhistorischen Charakter erhalten werden. Der Engländer Lyall hat von der Einrichtung dieser großartigen Anstalt umständliche Nachrichten ertheilt, die hier zu wiederholen nicht erforderlich ist, da sein Werk bereits ins teutsche übersetzt worden, und mehrere unserer Journale Auszüge daraus gegeben haben. Nach seinem Berichte gedeiht das Werk in schnellem Fortschritte. Im Sommer 1822 waren in Süd-Rußland, in den Gouvernements Cherson, Charkow und Jekatharinoslow bereits 380 Dörfer auf diesen Fuß für die Cavallerie eingerichtet. Es fanden sich in denselben

12 Uhlanen- und 12 Kürassier Regimenter, zusammen 24000 Mann. Gleichzeitig waren im Gouvernement Nowogrod 8 Regimenter Infantrie mit 24,000 Mann organisirt. Dermalen aber dürften diese 48,000 Mann schon auf 80,000 erhöht worden seyn. Man schließe, bemerkt Lyall weiter, aus dem raschen Anfang auf das Kolossale der Vollendung, in so fern, mit Ausnahme der Garden, die ganze Armee auf diesen Fuß untergebracht wird, und man erwägt, daß 6 Millionen Kronbauern im Reiche vorhanden sind. Leicht kann in dieser Weise eine Million stehender Truppen und eine eben so starke Reserve aufgestellt werden, neben der ungeheuern Recrutirungsschule aus den Kantonisten und Knaben der Colonie. In dreyßig Jahren wird Rußland ein Heer von 6 Millionen Menschen haben, die alle in den Waffen aufgewachsen, speciell für den Militärdienst gebildet, ihn auch jeden Augenblick verrichten können. Indessen ist auch das Gefährliche einer solchen ausgedehnten Militärorganisation nicht zu verkennen, wenn irgend ein ehrgeiziger Chef die Idee fassen sollte, seine Gewalt zu mißbrauchen. Anderer Seits wird dadurch der Grund zu einer allgemeinen und sich schneller verbreitenden Cultur, eben so sehr durch den blossen, gleichmässig eingreifenden Elementarunterricht, als durch angewöhnte Zucht und Ordnung gelegt. In der That sind schon jetzt die ehemals düstern, unbelebten Dörfer neu gebaut, in reinliche, aufgeputzte militärische Niederlassungen umgewandelt. Man erblickt Signalposten und Wachthäuser. Zahlreiche Patrouillenstreifen herum. An den Landstrassen bezeichnen hübsch bemahlte Säulen, mit vergoldeten Adlern und zierlichen Aufschriften, die Gränzen jeder Truppen-Abtheilung. Betritt man ein Bauerhaus, so sind Schmutz und Unordnung verschwunden. Militärische Nettigkeit und Genauigkeit herrschen vor. Selbst der Wassereimer hat seinen bestimmten Platz und die Wachsamkeit der täglich inspicirenden Officire weiß die-

sen Ordnungsgeist zur andern Natur zu machen. Die Militärdörfer sind alle verbessert, die Strassen gut hergestellt, zum Theil gepflastert, auf jeder Seite Gräben und Baumpflanzungen; die neuen Häuser, Hofräume, Gärten durch nette Geländer abgesondert.

Preussens Bedeutung in der neueren Geschichte von Europa.

Preussen ist erst im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts durch das Genie seines grossen Friedrichs zu einer europäischen Macht geworden. Da es an materiellen Kräften tief unter den grossen Reichen stand, die es umgaben, so konnte es sich in der errungenen Stellung nur durch den Geist erhalten, der es auf diese glänzende Höhe erhoben hatte. Diese Aufgabe war an sich schwierig, weil ihre Lösung von dem Besitze und der Anwendung von Talenten abhieng, mit deren Austheilung die Natur nichts weniger als freygebig ist; sie wurde es aber noch mehr, da bald nach Friedrichs Tod die Ruhe von Europa durch die Verwicklungen und Stürme gestört wurde, die das Daseyn aller bestehenden Verhältnisse bedrohten, und die Politik mit lauter neuen Problemen beschäftigten. Es war unmöglich, daß Preussen nicht von den furchtbaren Bewegungen dieser Zeit ergriffen wurde. Handelnd und duldend ward ihm in denselben eine grosse Rolle. Seine Geschichte erhielt durch kühne Bestrebungen, durch furchtbare Niederlagen, durch glänzende Siege ein hohes Interesse. Aber die Resultate seiner Anstrengungen und seiner Drangsale ergaben sich nicht nur ihm selbst; sie wurden bald hemmend bald fördernd für den allgemeinen Gang der Ereignisse und entscheidend für das Ziel, an dem die Menschheit am Ende aller dieser Bewegungen anlam. Indeß spielte auch hier, wie immer das Schicksal unwiderstehlich mit den menschlichen Dingen; aus kleinen kaum bemerkten Anfängen giengen die größten Erfolge

hervor; und was scharfsinnige Berechnung und mühsame Thätigkeit bezielte, wurde oft durch die überraschende Dazwischenkunft des Zufalls vereitelt.

„Die neuere preussische Kriegsgeschichte, sagt ein teutsches kritisches Blatt*), zeigt zwey Momente, wo von dem Entschlusse des Heerführers das Schicksal von Europa abhieng. Der erste war am 20. September 1792 bey Valmy. Führte dort der Herzog von Braunschweig den bereits beschlossenen allgemeinen Angriff mit Energie durch und errang er den fast unzweifelhaften Sieg über die einzig bedeutende Armee der Republik, so würde die Geschichte der letztern 25 Jahre ganz anders lauten, und in keinem Falle von dem Uebermasse von Unheil und Erniedrigung zu erzählen haben, welches über Europa ausgegossen ward. Der zweyte grosse Moment zeigte sich am Schluße des Feldzugs von 1812. Erfaßte diesen der General York nicht, so war sein Korps mit den vorhandenen und hervor kommenden französischen und den dann ohne Zweifel zur Disposition Napoleons gestellten preussischen Truppen, die sich in Ost- und West-Preussen befanden, unbedingt stark genug, die Russen hinter dem Niemen festzuhalten. Die Folgen, welche dieß für die Gestaltung der europäischen Staatenverhältnisse haben mußte, liegen zu sehr am Tage, als daß sie einer Erörterung bedürften."

Wir finden in diesen Bemerkungen den historischen Sinn, der auf die Rolle achtet, den die Persönlichkeit der Handelnden in der Geschichte spielt, und die Anhaltspunkte der Fäden, an die sich die grossen Ereignisse knüpfen, nicht in den Raths-Versammlungen der Minister und der Feldherrn sucht; aber wir können sie nicht für gegründet halten. Was auf der einen Seite den Tag bey Valmy betrift, so konnte er nur dann den Ereignissen eine veränderte Richtung geben, wenn er für das unter den Genera-

*) (Jenaische) Allgem. L. Zeit. 1824 E. Bl. Nr 33

Dümourier und Kellermann vereinigte Heer eine Niederlage herbeyführte, durch welche das nachherige französische Uebergewicht in seinem Keime erstickt wurde. Aber wie durfte der Herzog von Braunschweig hoffen, einen solchen Erfolg mit einem Heere, das an allen Bedürfnissen Mangel litt und durch Noth, Hunger und Krankheiten alle moralische Kraft verloren hatte, gegen einen an Zahl und Hülfsmitteln überlegenen, für die Sache, die er verfocht, begeisterten, und durch die Vortheile der Stellung unterstützten Feind, zu bewirken? Gelang es ihm auch denselben zu schlagen, so vermochte er es nur durch Aufopferungen, die seine Macht so sehr schwächten, daß er den Sieg nicht verfolgen konnte, ohne sich der Gefahr auszusetzen, in der Mitte der enthusiasmirten, in Masse zu den Waffen gerufenen Nation abgeschnitten, und vor den Thoren von Paris gefangen zu werden. Daraus ist klar, daß allen Umständen nach die Sachen noch viel schlimmer gegangen wären, wenn der Feldherr der Verbündeten, statt der Canonade bey Valmy, eine Schlacht geliefert hätte; so wie der Zustand, in dem das combinirte Heer aus Champagne zurück gezogen ist, die hinreichende Rechtfertigung für den Herzog von Braunschweig enthält, daß er in dem kritischen Moment, von dem hier die Rede ist, die Partey des Angriffs nicht genommen hat.

So können wir auch den Vertrag auf der Poscherung'schen Mühle nicht für das Ereigniß gelten lassen, an das die Operation der russischen Heere gegen die Weichsel und die Oder als nothwendige Bedingung geknüpft war. Das Korps des General York, mit Einschluß dessen, was Massenbach kommandirte, betrug nicht 20,000 Mann. Wie konnte dasselbe hinreichen, um die andringende, sich täglich verstärkende russische Macht jenseits des Niemens zurück zu halten, da es von den Trümmern der aufgeriebenen Armee nur sehr unbedeutende Unterstützungen erhielt, die aus dem Westen hervorrückende Hülfe aber noch weit von den Vertheidigungspunkten entfernt war? Gewiß war der Entschluß des preussischen Generals der Ausdruck einer allgemein vorhandenen Stimmung; er belebte und stärkte den Muth und die Hoffnung; er beschleunigte den Augenblick, in dem der König das grosse entscheidende Wort aussprach. Aber auch ohne jenen Entschluß wäre dieses Wort doch ausgesprochen worden, und was irgend nachher um das Joch, das Napoleon auf die Hälse der Fürsten und der Völker gelegt, zu zerbrechen geschehen ist, konnte erfolgen, wenn auch der besagte Vertrag nicht geschlossen war.

War es nun aber gleich in diesen beyden Fällen nicht „der Entschluß preussischer Feldherrn" von dem das Schicksal von Europa abhieng, so waren es doch die Entschliessungen des preussischen Cabinetts, die dieses Schicksal bestimmten, und zwar erfolgte diese Bestimmung in zwey Momenten, nämlich i. J. 1794 durch den Frieden von Basel, und i. J. 1813 durch die Vereinigung mit Rußland. In dem ersten Momente übernahm Preussen einen grossen Theil der Schuld von dem Unglücke von Europa; in dem zweyten aber erledigte es sich dieser Schuld, indem es, mit edelm Muthe, die Gefahr eines ruhmvollen Untergangs wagend, das Zeichen zur Befreyung von Europa gab und sie durch seine Anstrengungen entschied. Der Friede von Basel war ein unheilbarer Bruch in der Coalition; er schadete der gemeinen Sache weniger durch das Zurücktreten einer grossen Macht aus der Reihe der Verbündeten, als durch das Beyspiel das er gab, und durch die Erfolge, die er im teutschen Reiche bewirkte; ohnehin hätten die Ereignisse eine ganz andere Gestalt gewonnen. Für die Schuld, die Preussen durch denselben auf sich geladen, hat es seit der Schlacht bey Jena schrecklich gebüßt; vollkommen und ruhmvoll aber hat es diese Schuld am 28. Febr. 1813 durch den Vertrag von Kalisch und durch die Kraft versöhnt, womit es denselben erfüllte. Ohne den Entschluß, den der König an jenem Tage nahm, wäre Europa in Napoleons Ketten geblieben.

Streckverse von Wolfgang Menzel.

[Eingesandt.]

Es gelingt dem Teutschen selten in Gnomen oder Sentenzen zu sprechen, in denen irgend eine originelle Wahrheit wie ein Lichtstrahl hervor blitzt, die dunkeln Partieen des Lebens er-

leuchtet und die Herzen überraschend trifft oder durchdringt. Wohl fehlt es uns nicht an Sinn für diese Fulgurationen des Geistes; aber gewohnt, alle geistigen Uebungen auf dem Wege der Entwicklung und Darstellung zu betreiben, wird es uns schwer, sie in uns selbst hervor zu bringen, und nicht selten enden die in dieser Weise gemachte Versuche mit einem schmählichen Falle in den Sumpf der Gemeinheit und Flachheit. Dieß kann man aber nicht von der reichen Sammlung geistvoller und witziger Sprüche sagen, die unter dem in der Ueberschrift dieses Aufsatzes ausgedrückten Titel im vorigen Jahre zu Heidelberg erschienen sind. Sie gehören zu dem Trefflichsten, was die teutsche Literatur und überhaupt die Literatur aller neuern Völker in dieser Art hat, und zwar auf gleiche Weise durch den reich ausgestatteten, tiefblickenden, immer sicher das Wahre und Rechte treffenden, durch originelle Subjektivität überraschenden Geist, und durch das edle Gemüth, das sich in ihnen bewährt.

Auch über den Wirrwar der politischen Welt läßt der Verfasser die Strahlen seines Lichtes leuchten — wie denn in unseren Tagen jeder Denkende, wohin auch sonst sein geistiges Streben gerichtet seyn mochte, unwiderstehlich in diese Region des Lebens gedrängt wird; — und so werden die Streckverse auch dem Zeitungsleser oder dem Beobachter der Welt und Zeit manche überraschende Ansicht eröffnen, so wie manches Gefühl, was früher schon in ihm vorhanden war, beleben oder verklären. Zwar ist dem glücklichen Versekünstler nicht verborgen, wie die, die jetzt über Regieren und Gehorchen ihre Stimmen erheben, gebunden sind durch mannigfaltige Hemmnisse, wie er denn ausdrücklich bemerkt: „der Preßzwang habe den Adler „der Politik in einen dumpfen Käfig „gesperrt, während er den unschädli„chen Pfau der Poesie auf dem Hofe „frey herum laufen und sein schönes „Rad im Zorn schlagen lasse.“ Indessen bringt ihn jenes Verhaltungs-Verfahren nicht, wie manchen andern dahin, schen zu verstummen, oder seine Gedanken und Empfindungen vor ihrer Eröffnung, nach dem Erfordernisse der Zeit zu beschneiden und zuzustutzen; im Gegentheile spricht er klar und fest und zuversichtlich aus, was in ihm ist, und trägt zum Beyspiel kein Bedenken zu bemerken, es sey „die Volksbe„geisterung in unsern letzten Freyheits„kriegen wie die Jungfrau von Orleans, unter ihrer eigenen Fahne begraben „worden,“ und den Herrn, die nun von den Schriftstellern nichts als lauter Lob und Preis erwarten, ins Angesicht zu sagen, „sooft der „Krebs der Politik seine Schaale än„dere, bleibe er doch ein Krebs“ und un„sere Staaten seyen alte Uhren, die „bald zu frühe, bald zu spät gehen.“

Diese Gnomen sind jedem kundigen Leser verständlich, und jedem wird der Kreis seiner Beobachtungen und der Vorrath seiner in diesem Kreise gemachten Abstraktionen den Stoff liefern, um sie in seiner Weise zu kommentiren. Dasselbe gilt auch von der Bemerkung „daß die Krie„ge der Fürsten nur Gewitter im Win„ter seyen, die den Boden des Volkes „nicht befruchten,“ zu der die gesammte politische Universal-Historie ein langer Commentar ist, und von noch vielen andern Maximen, Einfällen und Gleichnissen, die aber zum Theil in so scharfen Stacheln zugespitzt sind, daß man sie nicht wiederhohlen kann, ohne zum Mitschuldigen an mancher schmerzhaften Verwundung zu werden. Um deßwillen giebt Wolfgang Menzel — wie sehr auch sein Gefühl und sein Urtheil mit der Gegenwart in Zwietracht sind, — die Hoffnung für die Zukunft und für sein Vaterland nicht auf. „Das teutsche Schiff, sagt er „schwankt im entsetzlichen Sturm, „aber Christus ruht schlafend im Schiff.“ Der erste Satz in dieser Sentenz ist übertrieben; aber wer müßte den zweyten nicht unaussprechlich tröstend finden?

Uebrigens werden auch auf die, die jetzt im Geschrey sind und immer mehr darein kommen, daß sie durch verführerische Lehren, kühne Behauptungen und frevelhafte Ansprache an die lesende Menge, dieselbe zum Mißmuthe und zur Untreue zu verleiten, nämlich den Schriftstellern in beyderley Rede, die oben bemerkten scharf zugespitzten Stachel applicirt, und es fällt bey dieser Gelegenheit manches wahre Wort, an das zu erinnern jetzt wohl die rechte Zeit war. Die Beobachtung, „daß wenn im Teutschland ei„ner Kopf habe, er sich auch gleich da„auf stelle“ mag für viele beherzigenswerth seyn, die recht fest auf den Füssen zu stehen glauben; für alle Schriftmänner aber, sie bewegen sich nun in Prosa oder in Versen, ist es die Bemerkung, die von den Lyrikern gemacht wird, „daß sie, wie „Grillen, durch das kurze Gras der „kahlen, von der Cultursense abgemäh„ten teutschen Flur hüpfen.“

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



24. July. 30. 1824.

Uns hilft keine verwandelte Form, uns hilft nur veredeltes Wesen. Es thut nichts, daß ein Volk seine Freyheit proclamire. Wenn es nicht seine Tugenden zugleich proclamiren kann, so ist die Freyheit ein leeres Wort, damit zu spielen, oder ein scharfes Messer, daran zu bluten.

Dräsecke.

Ueber Staatsreformen und Staatsrevolutionen *).

Die schlechthin beste Staatsform ist eigentlich nur ein Ideal, dem die wirklichen Staaten sich zwar annähern, das sie aber nie erreichen können, weil für sie immer nur die unter den vorliegenden Umständen, also verhältnißmäßig beste zu erstreben ist. Aber selbst diese werden sie in keinem gegebnen Zeitpunkte vollständig erlangen. Denn es ist einmal das Loos der Menschheit, in keiner Beziehung etwas Vollkommenes zu leisten. Es sollte daher, wenn irgendwo eine neue Verfassungsurkunde abgefaßt würde, der letzte Paragraph derselben die ausdrückliche Vorschrift enthalten, daß sie von Zeit zu Zeit durchgesehen werden solle, um sie nach den bis dahin gemachten Erfahrungen und den sich daraus ergebenden Bedürfnissen zu verbessern.

Wenn wir aber auch den Fall als möglich setzen, daß einem Staate durch ein besonders günstiges Geschick die beste Verfassung zu Theil geworden, so würde man einen solchen Staat noch immer nicht den besten oder vollkommensten nennen können. Denn dazu würde auch eine jener Verfassung völlig entsprechende Verwaltung gehören. Durch diese muß die Verfassung erst in lebendige Wirksamkeit gesetzt werden. Wenn daher die Verwaltung der Verfassung widerstrebte, indem etwa die verwaltenden Behörden, besonders die obersten, welche die eigentliche Regierung bilden, eine geheime Abneigung gegen die Verfassung hätten und die dadurch bestimmten gesetzlichen Schranken immerfort zu durchbrechen suchten: so würde die Verfassung nur ein todtes Schema seyn, dem es am lebendigen Geiste gebräche. Dieser Geist aber hangt größten Theils vom guten Willen der Menschen ab. Weil nun ein solcher Wille sich nie erzwingen läßt — auch nicht durch Eidschwüre, die ja gebrochen werden können und häufig wirklich gebrochen werden — so sehen wir uns hier zuletzt auf das Gebiet der Freyheit versetzt, welches über alle Berechnung hinaus liegt. Denn für das mangelnde Element der Gewissenhaftigkeit, worin eben die Güte des Willens besteht, giebt es kei-

*) Aus der unten angezeigten Schrift.

Fünfter Jahrgang.

nen Ersatz in der Welt. Es läßt sich nicht kompensiren, sondern immer nur postuliren.

Setzen wir aber das Daseyn desselben in einem Staate voraus, so würde mit demselben auch das Streben nach beständiger Verbesserung der Verfassung und der Verwaltung gegeben seyn; um allmählig eine Ordnung der Dinge herbeyzuführen, bey welcher mit der möglichst freyen Thätigkeit der Bürger die möglichst nachdrückliche Wirksamkeit der obersten Staatsgewalt verknüpft wäre. Das ist es nun eben, was man unter Staatsreformen zu verstehen hat. Sie sind nicht Erzeugnisse einer bloßen Neuerungssucht, vielweniger einer wilden Zerstörungslust, die nichts Festes, Bleibendes, Dauerndes, mit einem Worte nichts Stabiles will, sondern vielmehr der vernünftigen Ueberzeugung, daß bey der nothwendigen Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge, also auch der bürgerlichen Einrichtungen, diese nur allmählig zum Bessern fortschreiten können, mithin bey aller Stabilität doch auch eine gewisse Mobilität statt finden müsse. Eine weise, d. h. nicht bloß starke und kluge, sondern auch gerechte und wohlwollende Regierung wird daher selbst das Prinzip dieser Beweglichkeit seyn; sie wird aufmerksam seyn auf alle Mängel der Verfassung sowohl als der Verwaltung; sie wird, sobald sie dieselben erkannt, auf Entfernung derselben denken; sie wird also auch ermessen, wann es Zeit und welches die Art d. h. die rechten Mittel zu helfen seyen.

Das ist der wahre Sinn der bekannten Foderung, daß alle Staatsreformen von oben herab kommen sollen. Die Anregung dazu kann allerdings auch von unten herauf kommen, indem einzelne Bürger, welche sich durch gewisse Anordnungen und Einrichtungen beschwert fühlen, um Abhülfe ansuchen, oder solche, die durch ihre Einsicht oder Stellung im Staate zum Urtheilen befähigt sind, die Regierung auf das, was einer Reform bedarf, aufmerksam machen.

Aber die Reform selbst soll von Rechtswegen immer von der Regierung ausgehn. Geschieht nun dieß, so muß alles in der Ordnung bleiben; es ist dann schlechterdings unmöglich, daß es von innen — wenn also nicht äussere Feinde mit gewaffneter Hand den Staat anfallen — zu einer bedeutenden Erschütterung, zu Aufruhr und Empörung im Großen, zu plötzlicher Umwälzung des Staats in seiner Verfassung und Verwaltung, mit einem Worte, zu einer Staatsrevolution komme.

Gleichwohl lehrt die Geschichte, daß es zu allen Zeiten solche Revolutionen gegeben, nicht bloß in den neuern, sondern auch in den ältern Staaten. Ja es ist vielleicht kein Staat in der Welt von einigem Umfange und einiger Dauer, der nicht mehrere Erschütterungen dieser Art erfahren hätte. Was ist die Ursache dieser niederschlagenden Erscheinung? Ist es ein böser Geist überhaupt, der die Völker treibt, von Zeit zu Zeit ihr ganzes Wohl auf's Spiel zu setzen und sich mit blinder Wuth in den Abgrund des Verderbens, den chaotischen Zustand einer längern oder kürzern Anarchie zu stürzen? Aber die Geschichte kennt kein Beyspiel von einem Volke, das sich unter einer guten Regierung, gleichsam aus bloßem Uebermuth oder aus Ueberfülle des Wohlseyns und daher entstandenem Ueberdrusse so grosser Gefahr preisgegeben hätte. — Oder sind es etwa einzelne Bösewichter im Volke, die es aufreitzen, um in der allgemeinen Verwirrung ihren besondern Vortheil zu suchen? Solche Bösewichter mag es wohl zu allen Zeiten und unter allen Völkern eben so, wie Mörder und Räuber, gegeben haben. Aber eben darum kann auch in ihnen, wenigstens nicht einzig und allein, die Ursache der Revolutionen gesucht werden. Man kann sie höchstens nur als Gelegenheitsmacher oder als Benutzer einer dargebothnen Gelegenheit betrachten. Die Völker sind im Ganzen viel zu träge Massen, die bey weitem größere Menge von Bürgern ist viel zu sehr wegen ihres Er-

werbes und Wohlstandes bey Erhaltung der Ordnung und Ruhe im Staate betheiligt, als daß es einzelnen Bösewichtern gelingen könnte, die Völker in so gefahrvolle Bewegungen zu versetzen. — Oder sind es etwa die Gelehrten mit ihren neuen Lehren? Das hat man freylich gesagt, besonders in Bezug auf die neuesten Staatsumwälzungen in Frankreich, Spanien, Italien, Portugal u. s. w. Man ist aber nur eine Kleinigkeit, nämlich den Beweis, schuldig geblieben, oder man hat wohl gar den Prozeß mit der Exekution angefangen. Wohl mag es neue Lehren geben, die staatsgefährlich sind. Aber ob sie es seyen — that is the question. Das müßte also doch erst gründlich untersucht und erwiesen werden. Die Lehre des Sokrates wurde auch für eine staatsgefährliche Neuerung ausgegeben; er selbst deshalb verurtheilt. Jetzt denkt die Welt ganz anders darüber; jedermann hält jenen Philosophen für unschuldig; ja die Athenienser selbst hielten ihn dafür kurz nach der Verurtheilung, und setzten ihm Ehrensäulen, um das Unrecht wieder gut zu machen. Auch die Lehre Jesu wurde für eine staatsgefährliche Neuerung ausgegeben; er büßte gleichfalls mit dem Leben dafür, und vielen seiner Anhänger gieng es nicht besser im ganzen römischen Reiche bis zu Konstantin's Zeiten, nach welchen die entgegengesetzte alte Lehre für staatsgefährlich galt und deshalb eben so, wie vorhin die neue, verfolgt wurde. Alle Welt hält jetzt dafür, daß das Eine so falsch und unrecht war, als das Andre, und daß die Uebel, welche das römische Reich zerrütteten, eine ganz andre Quelle hatten. Als späterhin Muhammed in Arabien eine neue Lehre verkündigte gieng es ihm eben so; nur durch Flucht entgieng er dem Tode. Jetzt denken die Araber und viele andre Völker Asiens, Afrikas und Europas ganz anders darüber; und selbst wir Christen gestehn, daß jene neue Lehre wenigstens besser als die alte abgöttische und nicht staatsgefährlich war; ja manche Christen lieben

sogar die Muslim noch mehr, als ihre Brüder, und wünschen jenen Heil und Segen gegen diese, wenn sie auch gänzlich ausgerottet werden sollten. Alle diese unwidersprechlichen Thatsachen beweisen doch offenbar, daß es mit der angeblichen Staatsgefährlichkeit neuer Lehren eine mißliche Sache sey.

Und sind denn die Lehren der heutigen Gelehrten wirklich so neu, als man sagt? Die meisten derselben schreiben sich ja von langer Zeit her und sind als eine Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fortgegangen, besonders die politischen Lehren, auf die es hier eigentlich abgesehen. Jene Lehren trug man sonst sogar in Gesetzbüchern und öffentlichen Staatsschriften vor, und weit stärker als jetzt, ja mit einer solchen Uebertreibung, daß sie dadurch leicht falsch verstanden und angewandt werden konnten. So heißt es in einer Sammlung altspanischer oder westgothischer Gesetze von den Jahren 687 bis 701, auf Befehl des Königs Egiza von der 16. Kirchenversammlung zu Toledo durchgesehn und geordnet, und späterhin unter dem Titel Forum judicum gedruckt, schlechtweg: Rex eris, si recta facis; si autem non facis, non eris (tit. 1. de electione principum, §. 2.). Und dieser Ausspruch wird hier nicht als eine neue Satzung, sondern als ein alter, von den Vätern ererbter Grundsatz angeführt, worauf dann weiter fortgebauet wird, um die Pflichten des Regenten daraus abzuleiten. Auch ist der Grundsatz in der That sehr alt. Er lief schon zu den Zeiten des Horaz im Munde der römischen Jugend um. Denn wir lesen bey diesem Dichter (epp. I, 1. 59. und 60.):

— — — At pueri ludentes, rex eris, ajunt,
Si recte facies — — —

wobey sich der verneinende Gegensatz von selbst verstand. — Diese Sätze wurden späterhin auch wieder in Erinnerung gebracht. Als nämlich im

Jahr 1640 Portugal sich von der ihm unter Philipp II. aufgedrungenen spanischen Oberherrschaft wieder frey machte und das jetzt regierende Haus Braganza in der Person des Königs Johann VI. auf den Thron berief, legten ihm die portugiesischen Cortes jener Zeit eine in lateinischer Sprache abgefaßte und mit dem Bildnisse des neuen Königs selbst geschmückte Staatsschrift vor, worin sie mit dürren Worten sagten, die höchste Gewalt wohne dem Volke inne und werde von ihm dem Fürsten übertragen; diese Uebertragung sey aber nur zeitlich und könne zurückgenommen werden, wenn dieß zur Vertheidigung oder Rettung des Ganzen nothwendig sey oder wenn sich der Fürst der Herrschaft unwürdig mache. Ja, sie behaupteten sogar, daß ein Volk das natürliche und angeborne Recht habe, den Huldigungseid zu brechen und denjenigen Herrschern, welche aufhören gerecht zu regieren, den Gehorsam aufzukündigen. Auf gleiche Weise erklärten sich auch die alten arragonischen Cortes gegen die Könige von Kastilien oder Spanien.

Eine solche Sprache würde man jetzt revolutionär nennen; und sie kann auch wohl so heissen, obgleich die damaligen portugiesischen und arragonischen Cortes nur ihre alten Rechte gegen die neuen Eingriffe der willkürlichen Gewalt vertheidigen wollten, von der sie unter spanischer Oberherrschaft so traurige Erfahrungen gemacht hatten. Soviel aber liegt am Tage, daß die portugiesischen und spanischen Cortes unserer Zeit, wenn sie, derselben Lehre folgend, noch weiter als jene giengen, keiner neuen Theorie huldigten, sondern einer fast zweytausend Jahre alten, die sich aber auch noch viel weiter hinauf verfolgen läßt. Kommt es jedoch bloß auf den Mißbrauch an, den man von gewissen Lehren oder Reden machen kann, wenn man sie falsch versteht und anwendet, so gilt das von allen Lehren und Reden in der Welt, selbst von den biblischen. Wie falsch läßt sich z. B. der biblische

Spruch: „Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen“, verstehen und anwenden! Ist er aber darum revolutionär? Ein Prediger schloß unlängst seine Rede, worin er die Zuhörer zur Wachsamkeit gegen das Böse ermahnt hatte, mit folgenden Worten: „Ziehet an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnt gegen die listigen „Anläufe des Teufels! Denn wir haben nicht „mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit „Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß „dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern „unter dem Himmel. Um deßwillen, so ergreifet den Harnisch Gottes, auf daß ihr, wenn „das böse Stündlein kommt, Widerstand leisten und alles wohl ausrichten, und das Feld „behalten möget!“ — Ein vornehmer Herr, der durch den Ort reis'te und während des Umspannens den Einfall hatte, in die Kirche zu gehen, trat mitten im Laufe jener mit großem Pathos gesprochenen Paränese herein, und da er unglücklicher Weise mehr von der Sprache der Welt als von der Bibelsprache verstand, so glaubt' er mit nicht geringem Erstaunen, einen heftigen Revolutionsprediger zu hören, freute sich aber doch, ihn in flagranti ertappt zu haben. Er hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als Ort und Zeit und Mann in seiner Brieftasche zu notiren und, nachdem er in der Residenz angekommen, jenen Prediger als einen höchst staatsgefährlichen Lehrer zu denunziren, indem derselbe seine Gemeine zum Widerstande gegen die Fürsten und Gewaltigen, welche er Herren der Welt genannt, die in der Finsterniß herrschen, förmlich und feyerlich aufgefordert habe. Der arme unschuldige Prediger, einer der Ruhigsten im Lande, konnte gar nicht begreifen, wie er zu so harter Anklage gekommen, und gerieth in große Angst, als er hörte, daß von Amtsentsetzung und Festungsstrafe die Rede sey. Endlich, als ihm Tag und Stunde genauer bezeichnet worden, besann er sich doch noch glück-

licher Weise, daß er nichts weiter gethan, als die seiner Gemeine aus der Epistelperikope am 21. Sonntage nach Trinitatis wohlbekannten Worte des Apostels **Paulus** aus dem Brief an die Epheser (K. 6. V. 11 — 13.) anzuführen, um seiner Ermahnung mehr Nachdruck zu geben. Man sprach ihn nun freylich von der Anklage frey, gab ihm jedoch die Weisung, daß er sich künftig in seinen Predigten vorsichtiger ausdrücken möchte. Aber so sind die Menschen. Beherrscht sie einmal eine fixe Idee, so sehen sie alles im Lichte dieser Idee und saugen Gift aus den unschuldigsten Reden und Lehren. Möge man es nicht auch aus diesen saugen, die in der redlichsten Absicht niedergeschrieben wurden!

Die wahre Quelle aller Revolutionen, die von **innen** und **unten** kamen, lag in einem Drucke, der so unverträglich schien, daß das Gefühl des Drucks und der Wunsch der Befreyung davon mächtiger ward, als der Gedanke an die Gefahr, der man sich aussetzte. Ist nun eine Mine ein Mal geladen, so darf nur ein kleiner Funke hineinfallen, und die Explosion erfolgt mit unabwendlicher Nothwendigkeit. Da hilft kein Wasser mehr; denn das Feuer hat schon verzehrt und zerstört, was verzehrbar und zerstörbar war. Man kann also der Explosion mit voller Sicherheit nur durch Entladung der Mine zuvorkommen. Man achte also auf die Bedürfnisse der Zeit, reformire, was der Reform bedarf, sey es in der Verfassung oder in der Verwaltung, und es wird nie zu einer solchen Revolution kommen.

Es giebt aber auch Revolutionen, die von außen oder gar von **oben** kommen. Die von **außen** lassen sich freylich nicht anders abwenden, als durch tapfern Widerstand gegen den äußern Feind. Aber dieser Widerstand wird um so leichter seyn, je zufriedener das Volk mit seiner Regierung und seinem Zustande ist. Dann scheut es kein Opfer, dann bietet es alle Kraft auf, um beyde zu erhalten. Was dagegen die

Revolutionen von **oben** betrifft, so nennt man sie freylich in der Regel nicht so; man nennt sie lieber **Reintegrationen** oder **Restaurationen** oder höchstens **Gegenrevolutionen**. Aber auch diese würden nicht nöthig gewesen seyn, wenn man früher an die nöthigen Staatsreformen gedacht und sie mit kräftiger Hand durchgeführt hätte. Uebrigens sind und bleiben auch die Gegenrevolutionen ein großes politisches Unglück; ja sie sind oft noch gewaltsamer und blutiger als die Revolutionen, die ihnen vorhergiengen. Denn es sind damit gewöhnlich die heftigsten Reaktionen verbunden. Dadurch werden die Gemüther immer erbitterter, immer grausamer, bis endlich so viel Blut und Thränen vergossen worden, daß das Volk in eine starre Gefühllosigkeit versinkt und so in seiner Industrie und Civilisation auf lange Zeit hinaus gehemmt wird.

Wir kommen also freylich wieder auf den alten Satz zurück, daß keine Revolution zu fürchten, wo eine gerechte und milde Regierung waltet. Wir freuen uns aber dieses Satzes um so mehr, da wir uns selbst einer solchen Regierung erfreuen und also vor einer Revolution so sicher sind, als man es in menschlichen Dingen nur seyn kann. Der Vortheil ist jedoch in solchem Falle nicht blos auf Seiten des Volks, das nun ungestört in seiner Industrie und Civilisation fortschreiten und so seinen Wohlstand immer tiefer begründen kann. Er ist auch auf Seiten der Regierung und der regierenden Familie. Für diese giebt es ebenfalls nur auf diesem Wege wahre Sicherheit. Denn ach! wie grausam werden oft die enttäuscht, welche im Hochgefühl einer unumschränkten Herrschermacht glauben, durch Bayonnette hinlänglich gesichert zu seyn! Wie oft kehren sich diese um und senken sich in die Brust des Herrschers oder treiben ihn vom Throne! Hat nicht selbst der starke und kluge **Napoleon**, der so sehr auf Waffengewalt vertraute, zwar nicht den Waffen seiner eigenen Soldaten — wie-

wohl er auch von hier aus nicht ganz sicher war — doch den Waffen der fremden unterliegen müssen? Würde es aber wohl diesen so leicht geworden seyn, in das Herz von Frankreich einzudringen und dem gewaltigen Imperator Zepter und Krone zu entreißen, wenn das französische Volk nicht ihn mehr gefürchtet als geliebt, wenn sich es unter seiner Regierung, als einer gerechten und milden glücklich gefühlt, wenn es in ihm nicht den Zerstörer, sondern den Bewahrer der Volksfreyheit und Volkswohlfahrt erblickt hätte?

Sollen wir uns nach allem dem nun noch auf die bedenkliche Frage einlassen, ob ein Volk ein *Recht zum Widerstande gegen eine despotische Regierung*, also auch zum *Aufstande*, also auch zu einer *Revolution* habe, um der despotischen Regierung ein Ende zu machen, sey es durch Annahme einer neuen Verfassung unter demselben Regenten, oder durch Einsetzung eines andern Regenten aus derselben Familie, oder gar durch Berufung einer ganz andern Herrscherfamilie auf den Thron? Diese Frage stellt die Sache allerdings auf eine gefährliche Spitze. Denn wehe dem Volke, bey dem es dahin gekommen, daß diese Frage praktisch gelöst werden soll! Wir sagen *praktisch*; denn *theoretisch* ist sie eigentlich gar nicht zu lösen, weil sie einen Widerspruch einschließt. Der Widerspruch liegt nämlich darin, daß ohne Regierung eigentlich gar keine rechtliche Ordnung der Dinge im Staate möglich ist. Jenes angebliche Recht würde also die Befugniß seyn, eben diese Ordnung der Dinge wenigstens eine Zeit lang aufzuheben. Dabey wäre aber die Herrschaft des Rechtsgesetzes im höchsten Grade gefährdet, nicht nur während jener Zeit, sondern auch für die Zukunft. Denn es bliebe stets sehr zweifelhaft, ob es auch gelingen werde, nicht bloß der gegenwärtigen despotischen Regierung ein Ende zu machen, sondern auch einer künftigen, vielleicht noch despotischern vorzubeugen. Die Erfahrung hat gar oft bewiesen, daß man bey solchen Unternehmungen aus dem Regen in die Traufe gekommen. Gesetzt also auch, man wollte jenes Recht als ein *Recht der Nothwehr* betrachten — was im Allgemeinen alle Staatsrechtslehrer, selbst Herr *von Haller* in seiner Restauration der Staatswissenschaft, gelten lassen — so würde doch immer noch zweifelhaft bleiben, ob eben jetzt der Fall seiner Anwendung gegeben sey.

Bey so bewandten Umständen halten wir die Frage wirklich für theoretisch unauflöslich. Praktisch aber ist sie schon in tausend Fällen durch die That selbst entschieden worden. Wenn nämlich das Unrecht so hoch gestiegen war, daß es entweder dem ganzen Volke oder doch der großen Mehrheit desselben unerträglich schien, so entstand eine Art von Verzweiflung, welche die Menschen antrieb, lieber ihr Daseyn auf's Spiel zu setzen als das Unrecht zu ertragen. Ist aber der Mensch erst dahin gekommen, so sind alle Regeln, die man ihm geben mag, vergeblich. Er greift dann, gleich dem Schiffbrüchigen, nach dem ersten besten Brete, das ihm Rettung zu bieten scheint, wäre es auch noch so schwach oder bereits von einem Andern in Besitze genommen. Und so müssen wir die Beantwortung jener Frage hier gänzlich ablehnen, weil wir uns eben auch nur auf dem Gebiete der Theorie befinden. Es müßte wenigstens ein bestimmter Fall gegeben und zum Beyspiel gefragt werden, ob die *Griechen* das Recht hatten, sich gegen die *türkische* Regierung aufzulehnen. Dann würde zu erwägen seyn in welchem Verhältnisse jenes Volk zu dieser Regierung stand und ob es von derselben in Ansehung seiner Religion, seines Lebens, seines Eigenthums, kurz in Ansehung alles dessen, was dem Menschen das Heiligste und Theuerste ist, wirklich so behandelt wurde, daß es sein ganzes rechtliches Daseyn nicht anders als durch Waffen-Gewalt retten konnte. Diese Frage ist aber, sowohl von Andern als von dem Verfasser selbst so ausführlich beantwortet worden, daß es überflüssig wäre, von neuem darauf zurückzukommen. Ganz neuerlich hat sie auch Herr *von Sturdza* in einer mit so religiösem und legitimen Sinne abgefaßten Schrift bejahend beantwortet, daß wir jeden Leser unbedenklich darauf verweisen können.

Miscellen.

1.

Die Erde ist ein grosses Grab. Ueberall stossen wir auf den Schutt einer untergegangen Welt. Die Muschelschichten in Landgegenden, die weit von der See entlegen sind, die Löcher der *Phaladen* in den hohen Alpen, die eingestürzten, ihres Brennstoffes entladenen Vulkane, die ungeheuern Vorräthe versteinerter Knochen und Pflanzen, die das Innere der Gebirge verschließt, — zeugen von einer Revolution, die die Oberfläche unseres Planeten mit allen darauf lebenden

Geschöpfen in eine Ruine verwandelt, eine Periode seines Daseyns geschlossen und eine neue begonnen hat. Jene Periode ist in einer ewigen Nacht der Vergessenheit begraben; die Geschichte hat keine Kunde von ihr; für das Menschengeschlecht, das auf den von ihr hinterlassenen Trümmern erwuchs, war sie nicht vorhanden. Aber auch in der neuen Welt, die aus dieser Zerstörung hervorgieng, ist kein Bestand; auch sie sehen wir mit Ruinen bedeckt, die ernst und feyerlich von dem Wechsel aller menschlichen Dinge zeugen. Die Trümmer von Palmyra, Balbeck und Persepolis, die Denkmale, die aus dem Lava des Vesuv zu Tage gefördert werden, die Ueberbleibsel griechischer, römischer und arabischer Kunst, die verfallenen Burgen auf unsern Felsengipfeln, die verlassenen Gotteshäuser, die der fromme Geist des Mittelalters gestiftet, — sie alle tragen dieselbe Inschrift: „Vergänglichkeit!" Glaubet ihr, daß diesem Schicksale entgehen werde, was euer Verstand und euere Thorheit, euere Berechnung und euere Eitelkeit stiftet und baut? Auch seine Zeit wird kommen; es wird zerfallen und verödet werden; die Nachwelt wird — mit Ausnahme einiger Forscher, die in der Gegenwart die Zeugnisse der Vergangenheit aufsuchen — gleichgültig an seinen Ueberbleibseln vorübergehen. Aber dieser Unbestand der menschlichen Dinge ist nur demüthigend für diejenigen, die ihren Ruhm in dem suchen, was ihm unterliegt; denn es giebt etwas Bleibendes und Ewiges, nämlich das Geistige, das Weisheit und reiner Wille zu Tage fördern, und das keine Revolution der Welt zerstört. In ihm suchen und finden die Edeln ihres Lebens Ziel und Preis!

2.

Man hat es Napoleon oft zum Verbrechen gemacht, daß in ihm kein Glaube an menschliche Tugend und Würde war. Dieser Unglaube ist, in wem er auch sey, nie zu rechtfertigen; auch wird ein sittlich reines, wahrhaft edles Gemüth sich demselben nicht überlassen. Aber es ist bemerkenswerth, daß wir ihn sehr oft bey den Menschen finden, die in den grossen Kreisen des Lebens wirken. Wer erinnert sich nicht des harten Worts das Friedrich II. zu dem Philosophen Sulzer sprach: „Sie kennen lieber Sulzer „die verwünschte (maudite) Rasse nicht genugsam, „der wir angehören." — Scheint es nicht, daß gerade die, welche in dem lebhaftesten und vielseitigsten Verkehre mit den Menschen stehen, sie am meisten verachten? Und ergiebt sich nicht hieraus die Folge, daß es unserem armen Geschlechte

nicht zum Vortheile gereiche, genau und in seinen Blößen gekannt zu seyn? Wie dem aber auch seye, so ist ein so allgemein ausgesprochenes Urtheil immer ungerecht, weil es den Unschuldigen mit dem Schuldigen verdammt, — und immer inconsequent, weil der, der es ausspricht, sich mit den Verurtheilten in gleiche Verdammniß setzt. Aber die Grossen der Welt haben einige Entschuldigungsgründe für sich, wenn sie in diesen Fehler fallen. Wie zeigen sich ihnen gewöhnlich die Menschen? Als vollendete Egoisten; denen alles Heilige feil ist, um zeitlichen Gewinn, durch jede Art von Lug und Trug buhlend um die Gunst der Machthaber, feige zitternd vor ihrer Gewalt und doch treulos, so bald die Gelegenheit sich ergiebt, jedem Laster schmeichelnd, und jedes Verbrechens mitschuldig, Verräther gegen ihres Gleichen u. Tyrannen gegen ihre Untergeordneten, sorgsam den Thron bewachend, daß kein wahrer und rechtschaffener Mann in seine Nähe komme, sagt, wen die Schuld davon trefft, wenn die Fürsten euer Geschlecht verachten?

3.

Als der grosse Kaiser Friedrich I., von den Welschen der Rothbart genannt, nach Herdern, einer von denen, die wie Säulen in der Geschichte Teutschlands dastehen, seine Genossen auf den Roncalischen Feldern um sich versammelte, sprach er, wie Friedrich von Raumer, der neueste Geschichtschreiber der Hohenstaufen und ihrer Zeit berichtet, folgende Worte zu ihnen: „Zwar ist der Kaiser in so fern über „die Gesetze erhaben, als sie von ihm ihren Ur„sprung nehmen; aber ich ziehe eine Regierung, „wo jedem sein Recht und seine Freyheit unan„getastet bleibt, bey weitem einer solchen vor, „wo der König sich ungestraft alles erlauben darf „und dadurch seinen erhabenen Beruf in eine „willkührliche Tyranney verwandelt. Das Glück „hat meine Gesinnungen nicht verändert. Durch „unsere Unterstützung hat sich das bürgerliche „Recht trefflich ausgebildet; das öffentliche „Recht ist dagegen verdunkelt und bedarf einer „neuen Feststellung. Ehe jedoch über meine und „euere Rechte etwas niedergeschrieben, oder feyer„lich anerkannt wird, müssen wir alle vorsichtig „und gemeinsam prüfen. Denn sobald sie ein Mal „gegeben sind, soll nicht mehr gesprochen werden „über die Gesetze, sondern nach den Gesetzen." Wir finden in diesem Worte die Elemente der staatsrechtlichen Theorie des grossen und guten Kaisers Friedrich. Sie beruhen auf folgenden Sätzen: „der Regent ist nur in so fern über

sie erhaben, als sie von ihm ausgehen, — die Würde des Regenten liegt darin, daß er die Gesetze achtet, — die Meynung ihrer entbunden zu seyn, ist der Charakter der Tyranney, — Verfassungsgesetze müssen erst nach vorausgegangener vorsichtiger und gemeinsamer Berathung des Regenten und seiner Stände gegeben werden, — sind sie gegeben, so gelten sie als Norm für den der im Staate herrscht und für den, der gehorcht." — Diese Bemerkungen beweisen, was übrigens jeder Kenner der Geschichte längst weiß, daß die staatsrechtliche Theorie, die man unter dem Namen der Liberalen verketzert, keine Erfindung der neuern Zeit ist, und daß sie schon im Mittel-Alter selbst von gekrönten Häuptern als die rechte anerkannt war.

4.

Jeder wahrhaft patriotische teutsche Mann, der den Beruf in sich fühlt, über öffentliche Angelegenheiten öffentlich zu sprechen, muß sich verpflichtet achten, auf die Gebrechen seiner Zeit und seines Volks aufmerksam zu machen, und warnend, strafend und ermahnend auszusprechen, was dem Kreise noth thut, indem er seine Stimme erhebt. Aber nicht minder fordert ihn seine Pflicht auf, das Gute, was er an seiner Zeit und an seinem Volke wahrnimmt, laut zu anerkennen, auf daß durch sein Wort die Gemüther ermuntert werden, jenes Gute fest zu halten und immer vollkommener darzustellen. Mit Vergnügen wiederhohlen wir deßhalb, was Johanna Schopenhauer in ihrem Johann von Eyk, über die glückliche Richtung bemerkt, die in unseren Tagen der öffentliche Geist in Teutschland auf vaterländische und nationelle Eigenthümlichkeit in jeder Art von Bildung genommen hat. „Ein schöner Tag — sagt die geistvolle teutsche Frau — ist hell und klar angebrochen, bey dessen Licht wir uns, unsere Umgebungen, ja ich möchte sagen, das Vaterhaus, nach langer Verblendung, wieder erkennen. Die Scheinglorie, welche noch vor wenigen Jahrzehenden alles Ausländische vor unseren Augen umstrahlte, täuscht uns täglich weniger und der geistig untergeordnete Zustand, in den zuerst eigene Schwäche und fremde Verführung, später alles verhöhnende Gewalt uns versetzte, ist auf immer überwunden. Wir sind darum nicht ungerecht, wir ehren auch fremdes Verdienst; wie aber fühlen mit frohem Stolze, daß der Teutsche in allem, was den Menschen erhebt, in jeder Wissenschaft, wie in jeder Kunst, sich ohne zu erröthen, neben alle gebildeten Völker des Erdbodens stellen darf, und es schon seit Jahrhunderten durfte. Herzliche, sonst minder deutlich empfundene Liebe zu teutscher Art und Kunst ist unter uns erwacht und mit ihr ein rühmliches Streben allem nachzuforschen, was die letzte, dunkle, undankbare Zeit mit sich in Schutt und Trümmer hinab gerissen." Das ist ein grosses Lob und unsere Zeitgenossen im Vaterlande haben es durch den Eifer, womit sie die Schlachten des Alterthums erforschen, und durch die Liebe, womit sie alles, was im Vaterhause geistig lebt und aus- und eingeht, umfangen, wohl verdient. Möchten sie auch in die Zukunft desselben würdig bleiben.

Literatur.

Dikäopolitik oder neue Restauration der Staatswissenschaft mittelst des Rechtgesetzes. Von dem Professor Krug in Leipzig. 8. Lpzg, Hartmann. 1824. X. und 420 S. — Der in dem Kreise der Philosophie waltende Conflikt zwischen dem Systeme des Realismus und des Idealismus findet auch in der theoretischen und praktischen Politik statt, und er ist auf diesem Gebiete, zu Mal in unseren Tagen, um so heftiger geworden, da sich die menschlichen Leidenschaften eingemischt haben, die selten oder nie Maß und Ziel halten. Diesen Streit zu vermitteln versucht der Verf. in der vorliegenden Schrift, die nicht die Absicht hat, ein förmliches System der Staatswissenschaft aufzustellen, wohl aber die Haupt-Punkte eines solchen mit prüfendem Blicke durchzugehen, nachdem erst die Grundlage desselben untersucht worden, die der Verf. in dem Rechtsgesetze findet, das jedem vernünftigen in der Gesellschaft lebenden Wesen erlaubt frey zu handeln und die Zwecke und die Mittel seines Lebens frey zu wählen, aber nur unter der Voraussetzung, daß es dabey die persönliche Würde aller übrigen vernünftigen Wesen achte. Man findet auch hier dieselbe gründliche und scharfsinnige Entwicklung, vereint mit der lichtvollsten Klarheit und Bestimmtheit, die das Publikum aus den früheren Schriften des verdienten Verf. kennt; weßwegen dieses Buch nicht nur dem wissenschaftlichen Manne, sondern jedem gebildeten Leser überhaupt, der über die wichtigen staatswissenschaftlichen Fragen, die nun überall an der Tagesordnung sind, eine gründliche und leicht auffaßliche Belehrung sucht, auf das dringendste empfohlen zu werden verdient. Besonders aber wünschen wir, daß es von allen denjenigen Geschäfftsmännern gelesen werden möchte, die noch immer mit Mißtrauen gegen die politischen Lehren erfüllt sind, die in unserer Zeit in den Schulen der Philosophen vorgetragen werden, weil diese Lektüre unfehlbar zu der Ueberzeugung führen müßte, daß jene Lehren nichts weniger als neu und unerhört seyen, und daß ihnen der bedenkliche Charakter durchaus nicht inne wohne, dessen Vorurtheil und planmäßiger Obscurantismus sie beschuldigen.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



31. July. 31. 1824.

Entweihe nicht den Namen, entweihe nicht
Mit jenem schnöden Worte: „Sie ist nicht mehr!"
Dich selbst, du fromme, teutsche Zunge,
Geistesverkünderin dieser Fürstin!

Erinnerung an die Fürstin Marie Louise Wilhelmine zu Wied — Neuwied.

Wenn irgend Achtung und Dankbarkeit den teutschen Frauen ein Pantheon erbauen wird, die ihres Volkes Stolz und ihres Geschlechtes Zierde gewesen sind, so wird in ihm die Büste der am 15. Nov. des vorigen Jahres verstorbenen Fürstin nicht fehlen, deren Name an der Spitze dieses Aufsatzes steht. Aber noch größere Ansprüche an den Dank der Nachwelt, als der Bildner dieser Büste, müßte der treue Erzähler ihres Lebens, Wirkens und Duldens sich erwerben, weil sie in Gesinnung und That, im Glück und Unglück, im Handeln und Leiden, immer edel und musterhaft geblieben ist, — ein leuchtendes und ermunterndes Vorbild in jeder menschlichen Tugend.

Eine Tochter des Grafen Ludwig Ferdinand von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, wurde sie den 13. May 1747 geboren, und am 14. April 1766, mit dem Erbprinzen Friedrich Karl von Wied, vermählt. Der treffliche Fürst Alexander von Neuwied, als Mensch und als Regent hoher Achtung würdig und theilhaftig, und durch Geist und Charakter [des] königlichen Thrones Zierde, wenn das Schicksal ihn auf einen solchen erhoben hätte, — hatte sie für seinen Sohn erwählt, weil er hoffte, daß sie durch ihre Liebenswürdigkeit und ihre Tugenden die seltsamen gemüthlichen Verirrungen, in die der Prinz gefallen war, werde heilen können. Aber die Hoffnungen des Vaters waren eitel, und das eheliche Leben der Fürstin eine Periode schwerer Prüfungen, die zu ertragen oft menschliche Kraft nicht vermögend schien.

Der Fürst Alexander hatte dem Erbprinzen die Nachfolge nur gegen einen die Erhaltung der Familie und des Landes sichernden Revers bewilligt, von dem die Fürsten von Wied-Runkel und Wittgenstein-Berleburg die Gewährschaft übernahmen. Am 7. Aug. 1791 trat derselbe die Regierung an. Aber nun erfolgten Projekte, Verfügungen und Unternehmungen, thöricht und verderblich und den ertheilten Revers gänzlich vernichtend; und auf die Anzeige der Garants, die einen hohen Grad von Geisteszerrüttung auf Seiten des Beschuldigten nachwies, setzte das Reichskammergericht den Fürsten unter Curatel, von der ihn jedoch der Recurs an die Reichsversammlung wieder befreyte. Diese schmerzhafte Erfahrung hatte ihn aber nicht

zu höherer Weisheit geführt. Die verkehrte, in manchen Handlungen als baarer Wahnsinn hervortretende Richtung des Verstandes, die alles zerrüttende Verwaltung, der Einfluß schlechter Menschen, die ärgerlichen Auftritte am Hofe und die unsäglichen Mißhandlungen und Leiden der Familie dauerten fort, bis endlich der Fürst am 20. Sept. 1802, zu Freyburg im Breisgau, eine Akte unterzeichnete, worin er sein Land an den Erbprinzen August Karl abtrat, bis zu dessen Volljährigkeit dessen Mutter die Regierung vormundschaftlich führen sollte. Von diesem Tage an genoß die Fürstin im Kreise ihrer herrlichen Kinder und in der Uebung der edelsten Tugenden des Glücks, dessen sie durch so lange Erduldung unaussprechlicher Widerwärtigkeiten würdig geworden war.

Sie war eine Frau von hoher Bildung und seltenem Reichthum an wissenschaftlicher Erkenntniß, wovon dem teutschen Publikum in vielen gedruckten Erzeugnissen ihres Geistes die Proben vor Augen liegen. Würdevolle Ruhe und Thätigkeit, ungetrübte Heiterkeit bey allen äussern Stürmen, reges Streben und Wirken für die Gründung und Förderung alles Bessern, herzliche Theilnahme an fremder Noth und geräuschloses Wohlthun — verklärten ihr Leben in allen Verhältnissen desselben; diese Würde und Kraft ihres Geistes aber, so wie ihr Frohsinn im Empfangen und Entbehren und ihre besonnene, unermüdbare Thätigkeit für alles Gute, giengen hervor aus ihrem lebendigen Glauben an das Christenthum und aus der steten Richtung ihres Gemüthes auf die übersinnliche Welt. Oft ward von ihr die Frage wiederholt: „Wie mir dann seyn wird, wenn ich entfesselt von der Erde, mich aufschwinge in die Gefilde des höhern Daseyns?" Diese Frage ist ihr nun gelöst.

Die Vorsehung hatte der Fürstin Louise zehn Erben ihren Tugenden beschieden, sieben Prinzen und drey Prinzessinnen. Fünf ihrer Söhne kämpften für Teutschlands Freyheit unter Oesterreichs und Preußens Fahnen; zwey derselben starben den Tod für's Vaterland; keiner hat die Waffen gegen Teutschlands Sache getragen. Sechs ihrer Kinder giengen ihr in die Ewigkeit voran.

Am 19. Nov. v. J. Morgens zwischen 8–9 Uhr wurde ihre Hülle in dem außer der Stadt Neuwied gelegenen Todtenhofe, neben dem Denkmale des Fürsten Alexander, der Erde übergeben. Tausende begleiteten, dankbar und gerührt, und ihr Andenken segnend, sie zu ihrer Gruft. Heitere Strahlen der Morgensonne, die mehrere Tage lang das trübe Wintergewölke nicht durchdrungen hatten, erleuchteten die stille, erhab'ne Scene und blickten freundlich noch einMal in die Friedenskammer der zum Anschauen einer höhern Sonne Berufenen.

Französische Politik.

Als das französische Kaiserreich das System des Uebergewichts realisirt hatte, gab es unter den europäischen Continentalstaaten, keine Gegenseitigkeit mehr. Sie bewegten sich alle nach den Impulsen, die sie aus den Tuillerieen erhielten. Ein solcher Zustand kann nicht dauernd seyn, weil er unnatürlich ist, und weil in keiner Regierung und in keinem Volke das Gefühl erlöscht, daß jede Beschränkung ihrer Selbstständigkeit ein Unrecht sey. Die sämmtlichen Mächte von Europa lehnten sich gegen Frankreich auf, und es gelang ihrer Einmüthigkeit und ihren wohl berechneten Anstrengungen, das System zu zertrümmern, in dem ihre Unabhängigkeit untergegangen war. Frankreich büßte für den Mißbrauch, den es von seiner Ueberlegenheit gemacht hatte, indem es nicht nur alle seine Eroberungen verlor, sondern auch um des politischen Bestandes, den dieser Umschwung der Ereignisse ihm gegeben, sicher zu bleiben, unter den Schutz des Auslandes gestellt ward. Der Congreß von Aachen wies ihm wieder seine Stelle in der Reihe der Mächte an;

aber nach den Erschöpfungen, die es erlitten und nach den Vortheilen, die der Sieg seinen Ueberwindern verschafft hatte, konnte es in seiner eigenen Kraft die erforderlichen Garantieen nicht finden, um sich, mit seinem alten Gewichte in dieser Stelle zu behaupten.

Der vormalige Minister der auswärtigen Geschäfte, Hr. Pasquier, hat in der Rede, in der er in der Pairskammer das Rentengesetz bestritt, über die politischen Verhältnisse, in die Frankreich, seit der Restitution eingetreten, einige sehr anziehende Bemerkungen gemacht. Alle grossen Mächte, sagte er, haben seit dreissig Jahren ihr Gebiet vergrössert. Frankreich allein, in ihrer Mitte, ist ungefähr geblieben, was es war; es hat sogar etwas verloren, die fühlbaren Verluste ausser Europa ungerechnet. Es ist also relativ schwächer geworden; es hat über dieß die Gewohnheiten sehr alter Bündnisse eingebüßt; auch ein grosser Theil dessen, was sich ehemals in seinem Kreise bewegte, ist um viel schwächer geworden, auf einigen Punkten sogar vernichtet. Das Spanien von 1824 ist unläugbar weit entfernt, dem Spanien von 1789 zu gleichen; das nämliche gilt von Italien, der Türkey, Schweden, Dänemark, den Mächten zweyten Ranges in Teutschland. Der Zustand der Gränzen Frankreichs, so wie Ludwig XIV. sie hinterließ, hat sich ebenfalls merklich zu unserm Nachtheil geändert. Frankreich hatte ehemals zwar achtbare, aber im Vergleich schwache Nachbarn, an denen es jederzeit nützliche Verbündete, aber nie Mals gefährliche Feinde finden konnte. Jetzt hat es auf einem weiten Flächenraume zwey Königreiche, die sich am meisten vergrößert haben, Preußen und die Niederlande, zu Gränznachbarn.“ Weiterhin versichert Hr. Pasquier, daß Frankreichs Budget, so ungeheuer groß es auch ist, gleichwohl nicht hinreiche, um einen Militärstand zu unterhalten, der im Falle eines Krieges nöthig seyn könnte, seine Unabhängigkeit zu sichern oder seiner Würde Achtung zu verschaffen, und er leitet hieraus auf eine sehr scharfsinnige Art den Beweis ab, daß der Staat allein von seinem Credit eine wirksame Hülfe erwarten könne, und daß ihm alles daran liegen müsse, diesen Credit für die Zukunft zu schonen.

Wenn diese Bemerkungen gegründet sind, so kann es Frankreich zur Beruhigung gereichen, daß es ein Mitglied des Bundes der grossen Mächte ist, die sich zum Schutze der allgemeinen Ruhe und der bestehenden gegenseitigen Staatenverhältnisse vereinigt, und durch ihre Vereinigung jeder auch schwachen Regierung eine sichere Bürgschaft ihrer Erhaltung und der Integrität ihrer Gebiete gegeben hat. Dieser Bund, da er seiner Natur nach friedlich ist, entfernt alle Besorgnisse, die sonst der Ehrgeiz und die Kriegslust in den minder Mächtigen unaufhörlich rege hielten, und sein friedlicher Charakter nährt und stärkt sich immer mehr, durch die Furcht vor der Rückkehr der Revolutionen, die seit dreyßig Jahren die Staaten von Europa bedroht und umgestürzt haben. Sein Daseyn ist aber nicht schützend und also auch nicht beruhigend für alle Zeiten, und es findet sich keine Garantie weder in seinem Wesen, noch in den Bedingungen seiner Existenz, dafür, daß er jeder Zukunft gewähren werde, was er für die Gegenwart leistet. „Er kann, sagt Hr. Pasquier, nicht ewig dauern. Sollte man nicht wissen, daß die Aufrechthaltung der politischen Systeme viel öfter von den Menschen, als von den Dingen abhängt? Muß nicht die Entfernung der Gefahr revolutionärer Bewegungen, die glücklicher Weise jeden Tag mehr und mehr verschwindet, auch dem gewohnten Spiele der Politik seine alte Unabhängigkeit zurück geben? Hat aber der Bund sich aufgelös't, so wird es nicht an Vorwänden und Gründen fehlen, Spaltungen zu erzeugen, und vom ägeeischen Meere bis zu dem Ocean, der Amerika's Küsten bespühlt werden die erwachenden Interessen der Eifersucht

Stoff und Erregung finden." Gewiß ist die Katastrophe bey weitem nicht so nahe, als der Rednerglaubt, dessen Worte wir wiederhohlen, aber wie entfernt sie auch seyn möge, so muß doch jede Regierung ihre Möglichkeit im Auge behalten, und sich in eine Lage zu setzen suchen, in der sie im Stande ist, in dem Falle einer Veränderung des jetzigen politischen Systems, ihre Selbständigkeit zu behaupten.

Frankreich hat zu diesem Ziele vermittelst der spanischen Expedition einen großen Schritt gemacht. Durch die kraftvolle und glänzende Art ihrer Ausführung hat seine Regierung bewiesen, daß sie des Geistes der Nation sicher sey, daß die bewaffnete Macht in unerschütterlicher Treue ihr anhänge, und daß die Virtuosität des Heers, die in den Zeiten der Republik und des Kaiserthums sich gebildet, von nun an ihr zu Diensten stehe; das Resultat der Expedition aber hat dem Zweige der Bourbons, der in Spanien herrscht, unvergeßliche Verbindlichkeiten gegen den französischen auferlegt, und ein neues festes Siegel auf den Familienvertrag gedrückt. Man kann sich keine Regierung welche es auch sey, stärker verpflichten, als dadurch, daß man ihre Machtvollkommenheit vermehrt, oder eine gegen sie andringende unbefugte Gewalt, sey es nun eine aristokratische oder eine demokratische, niederschlägt; um so stärker muß aber diese Verpflichtung von einem Souverän gefühlt werden, der, wie Ferdinand VII. das Regentenrecht nur dann in seinem wahren und nothwendigen Charakter hergestellt achtet, wenn es aller Schranken, die Herkommen oder Verträge ihm geben können, los und ledig ist. Die Art, in der seit dem Sturze des konstitutionellen Systems die unumschränkte Gewalt in Spanien geübt wird, und die klägliche Zerrüttung, in die dadurch alle öffentliche Verhältnisse versunken sind, verkümmern die Hoffnungen, die der Politik des französischen Hofes in seinem so glücklich durchgeführten Unternehmen aufgiengen. Denn diese Hoffnungen können nur erfüllt werden, wenn Spanien ruhig und gesetzlich geordnet ist, und die Kräfte, die in ihm sind, stärkt und zu benützen vermag; wie denn ein Bundesgenosse, der sein Leben im erschöpfenden Ringen um seine eigene Existenz verbringt, weder Vertrauen noch Furcht erregen kann. Indessen ist es unmöglich, daß dieser Zustand der Dinge in Spanien fortdaure; Frankreich aber muß jedes Mittel anwenden, das ihm zu Gebote stehet, daß die Bewegungen am Ziele der Mäßigung und der Gesetzlichkeit aufhören, weil nur an diesem Ziele der neu erworbene Bundesgenosse wieder mächtig werden kann. Gelingt ihm das, so hat es auch die Bemühungen des brittischen Cabinetts zur Wiederherstellung seines alten Einflusses in Spanien, die unter andern Umständen für sehr bedenklich gehalten werden müßten, nicht zu fürchten, zu Mal voraus zu sehen ist, daß England in Beziehung auf die spanischen Colonieen in Süd-Amerika zu Maßregeln schreiten wird, die es mit deren Mutterlande unversöhnlich entzweyen müssen.*)

So kann und wird Frankreich durch Spaniens Macht sich verstärken; aber seine größte Stärke liegt in ihm selbst und in der Benützung seiner Kräfte. Noch immer ist die Masse von Mitteln vorhanden, durch deren Anwendung Frankreich so oft Europa in Schrecken gesetzt und einige Mal überlegen in ihm geherrscht hat.

---

*) Es ist nicht zu zweifeln, daß England den Einfluß, den es seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Portugal geübt, unter den jetzigen Umständen noch mehr befestigen werde; um so mehr muß Frankreich sorgen, sich Spanien zu erhalten, und dadurch sein Gewicht in der Wagschale von Europa zu verstärken und mit mehr Nachdruck zwischen den beyden Kolossen, England und Rußland aufzutreten. Pariser Berichte melden, daß hierauf der ganze Sinn des Herrn von Villele gerichtet sey, daß er Spanien zu einem vernunftmäßigen Zustande zurückzuführen suche, und daß er ihm eine Charte, eine aufrichtige Amnestie und ein gemäßigtes Ministerium anrathe. Man sieht, daß diese Berichte dem Herrn von Villele eine Politik zuschreiben, die nicht nur für seinen Zweck die richtige ist, sondern auch das Verdienst der Humanität hat.

Noch hat es seinen Boden, seine Meere, seinen natürlichen Reichthum, sein Defensionssystem; und noch hat die französische Nation ihren Geist, ihre Betriebsamkeit, ihre kriegerischen Tugenden, ihren Nationalstolz und ihre Erinnerungen. Dieß ist eines der Reiche, die auf ihrer eigenen Basis ruhen. Bundesverhältnisse sind ihrer Natur nach zufällig und wechseln mit den Menschen und den Zeiten; deßhalb haben die Staaten, die bloß durch sie bestehen, keine Sicherheit. Deren genießen aber in vollem Maaße die Monarchieen, die vermöge ihres Umfangs und des in ihren Bewohnern lebenden Nationalgeistes stark genug sind, um ungerechter Angriffe sich zu erwehren. Nur fordert die Eigenthümlichkeit der Kriegführung unsrer Zeit, das auch nicht vernachlässigen, wozu Pasquier die französische Regierung ermahnt, nämlich weise Sorgfalt für die Aufrechthaltung ihres Credits.

Portugal.

Das aufrührische Unternehmen, durch welches der Infant Don Miguel, in den letzten Tagen des Aprils, vermittelst einer gegen die sämmtlichen Anhänger der konstitutionellen Grundsätze organisirten Bartholomäusnacht, dem Absolutismus zu seinem endlichen entscheidenden Siege verhelfen wollte, hat in ganz Europa alle rechtlichen Leute, welchem politischen Systeme sie auch angehören mochten, mit Entrüstung erfüllt, und keinen Augenblick ist die öffentliche Meynung über das Urtheil zweifelhaft gewesen, das sie über die Menschen, die in diesem Schauspiele die Rollen unter sich vertheilt hatten, und zumal, über den der an ihrer Spitze stand, aussprach; die Ironie aber versäumte nicht die Bemerkung zu machen, daß die Liberalen nun nicht mehr Ursache hätten, Vertheidigungsreden für sich und ihre Ansichten zu halten, nachdem der Infant von Portugal ihnen den unaussprechlichen Dienst geleistet, das entgegengesetzte System durch Maaßregeln zu verfechten, die nur das Unrecht und die Thorheit sich gestatten können. Indessen mißlang das sträfliche Attentat; die beabsichtigte Rache fiel auf seine Häupter zurück; der König aber, nach empörender Verletzung seiner Würde, und nach glücklicher Vereitlung ruchloser Anschläge, die sogar auf sein Leben gemacht wurden, gelangte, entbunden von der Gefangenschaft, in welcher die verbrecherische Partie ihn gehalten hatte, wieder zu der Freyheit, in der Wiederherstellung der innern Verhältnisse seines Reichs, der Stimme seiner Ueberzeugung und seines Herzens zu folgen.

Eingedenk, daß Siege, welche von den Regenten über ihre Unterthanen erfochten worden, nicht besser benützt und glänzender gefeyert werden können, als durch Verzeihung, begann der edle Monarch damit, daß er allen denjenigen Personen, welche wegen ihrer bis zum 5. Juny vorigen Jahres geäusserten politischen Meynungen verfolgt wurden, und bis dahin geheimen Gesellschaften angehört hatten, seine Begnadigung erbot. Dieß Erbieten beruhte auf dem Grundsatze, daß nicht strafbar geachtet werden könne, was während des Bestands einer von dem Könige und der Nation beschwornen Verfassung in Uebereinstimmung mit derselben, gehandelt ist; welcher Grundsatz nicht durch den Einwand aufgehoben wird, daß der König zu seinem Eide gezwungen worden, weil die Individuen einen solchen Zwang nicht voraus setzen konnten, und um einer bloßen Vermuthung Willen dem konstitutionellen König den Gehorsam so wenig verweigern durften als dem absoluten. In so weit ist das Amnestiedekret konsequent und gerecht, und ein schönes Zeichen eines nicht durch die Triebe der Selbstsucht gereitzten Gemüths. Aber man muß beklagen, daß es nicht in allgemeinem und unbedingtem Sinne ausgesprochen worden, und daß sogar einige Ausnahmen darin vorbehalten sind, deren rechtliche Gültigkeit zweifelhaft ist. Indessen sind diese Ausnahmen gewiß nicht als

Bestimmungen des freyen königlichen Willens, sondern als Erfolge einer Nothwendigkeit zu betrachten, die aus der Berücksichtigung der Umstände und der herrschenden Meynungen sich ergab.

Das portugiesische Amnestiedekret unterscheidet sich sehr zu seinem Ruhme von dem spanischen, das die Zahl der Schuldigen eher vermehrt, als vermindert. Dieselben schroffen Gegensätze finden sich in den Maßregeln, die zur Beruhigung beyder Länder auf dem Wege der Gesetzgebung genommen worden sind. Der König von Spanien, mit unversöhnlichem Hasse gegen jede Einrichtung erfüllt, die noch an das zertrümmerte System erinnern könnte, und entschlossen auch die letzte Spur desselben zu vertilgen, glaubt seine Würde und sein Recht am sichersten zu befestigen, indem er sich auf das entgegengesetzte Extrem stellt, und jede gesetzliche Beschränkung zurück weisend, in dem endlosen Kreise der Willkühr sich bewegt. Der König von Portugal dagegen erklärte, so bald die Reaktion vom 27. May geschehen war, seinem Volke, die Gesinnungen seines Herzens widerstreben dem Despotismus, und eine eben so sichere Gewähr sollten die Rechte der Bürger erhalten, als die der Krone. Dieselbe Erklärung wiederhohlte er in einem Umlaufsschreiben an die auswärtigen Cabinette. Zugleich setzte er eine Junta zur Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde nieder, und ertheilte ihr die Instruktion, das neue Grundgesetz nach rechtlichen Prinzipien zu bearbeiten, und dadurch die Ausübung der höchsten Gewalt und die gesetzmäßige Sicherheit des Volks in Einklang zu bringen. Durch diese Zusicherungen hat der König auf eine ruhmvolle Weise erprobt, daß er es unter seiner Würde halte, die Ereignisse zu einer widerrechtlichen Ausdehnung seiner Gewalt zu benützen, und daß er sich verpflichtet achte, seinem Volke durch zweckmäßige Institutionen dauernde Bürgschaften für ein gesetzliches Regiment zu geben. In diesem Geiste wurde die zum Entwurfe der Verfassungsakte niedergesetzte

Junta instruirt. Aber der Widerstand der reagirenden Partey hemmte ihre Arbeiten. Es konnte kein Resultat zu Stande kommen. Die Ansichten und Meynungen erschienen in schroffen Gegensätzen. Da zerhieb der König so bald er seine Freyheit wieder erlangt hatte, den Knoten, erklärte durch das am 5 Juny aus Bemposta erlassene Dekret, die alte politische Verfassung des Reichs wieder in Kraft, und verordnete die Einberufung der Cortes. „Diese alte Constitution, bemerkt das Dekret, enthalte die Grundstoffe, welche zur Erhaltung der Religion und der Majestät des Throns, so wie zur Sicherstellung der Rechte aller Unterthanen erforderlich seyen.“ —

Das Journal des Debats, welches bekanntlich nicht in dem Geruche der Liberalität steht, bemerkt, indem es von dieser Verfügung des Königs spricht: „die Wiederherstellung der legitimen Verfassung in Portugal sey ein Ereigniß, das allen wahren Royalisten Freude machen müsse. Jede königliche Handlung, welche die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Nationalrechte anerkenne, sey eine neue Bürgschaft für die Stätigkeit der Monarchieen, und ein neuer Damm gegen revolutionäre Umtriebe. Nur auf die Freyheit der Nationen könne sich die Legitimität der Könige mit Sicherheit stützen; Völker aber, welche nicht eine vollständige Revolution erlitten haben, müssen immer von ihren alten Institutionen ausgehen, um zu den Verbesserungen (ihres gesellschaftlichen Zustandes) zu gelangen, welche Zeit und Umstände erheischen können.“ — Diese Bemerkungen enthalten einen treffenden Commentar über den edlen Entschluß, den der König von Portugal genommen hat, in einem Augenblicke, in dem es von ihm abhieng, entbunden von jedem äussern Gesetze unbeschränkter Beherrscher seines Reiches zu seyn. Dieser Entschluß wird aber erst dadurch seinen auf gleiche Weise das unzertrennliche Interesse der Krone und des Volks beabsichtigen-

den Zweck erreichen, wenn die alte Verfassung mit denjenigen Modifikationen hergestellt wird, welche in ihrem Sinne und ihren Formen das Bedürfniß der Zeit und der veränderte bürgerliche und moralische Zustand der Nation fordert.

Die Geschichte gedenkt der portugiesischen Stände seit der Zeit, da der Graf Heinrich, aus dem hochburgundischen Hause, der Stifter des Reiches wurde, dessen erste Bestandtheile sein Schwiegervater Alphons VI. König von Leon und Castilien, (1095 — 1112) ihm erbthümlich überlassen hatte. Als nun sein Sohn Alphons I. die Macht der Araber, durch die religiöse Begeisterung, die er seinem Heere mitzutheilen verstanden hatte, auf den Gefilden von Durique zertrümmerte, rief ihn das Volk auf dem Schlachtfelde zum Könige aus, auf dem Reichstage zu Lamego (1143) aber empfieng er die Krone, und die Cortes gaben die Gesetze über die Erbfolgeordnung des königlichen Hauses, die seit jener Zeit immer in Kraft geblieben sind. Als denn der burgundische Stamm im Jahre 1383 erlosch, und das Reich in grosser Gefahr schwebte, unter die Herrschaft von Castilien zurück zu kommen, stellte sich ein unächter Sohn dieses Stammes, Johann, Großmeister des geistlichen Militärordens von Avis, an die Spitze der Patrioten, und nachdem er die Häupter der castilianischen Partey gestürzt, übergaben ihm die Cortes, auf dem Tage zu Coimbra, (1384) die Krone, die er mit grossem Ruhm und zum Glücke des Landes trug. So geschah es auch 257 Jahre nachher, daß, nachdem die Portugiesen das Joch von Spanien gebrochen, dieselben Cortes den Herzog Johann von Bragan, za auf den Thron erhuben, den seine Nachkömmlinge noch jetzt inne haben.

So erwiesen die Stände von Portugal, in verhängnißvollen Zeiten, ihre bürgerliche Bedeutung. Aber nicht minder bedeutend war ihr Antheil an der Staatsverwaltung der Könige, die den Besitz ihrer Macht von ihrem Anerkenntniß

ableiteten. Kein Gesetz galt ohne ihre Zustimmung; keine grosse Unternehmung ward begonnen ohne ihren Rath. Als sie unter Johann I. sich dem Kriege gegen Castilien widersetzten, gestand ihnen der König zu, „daß Krieg und „Frieden immer gemacht werden sollten, wie es „seinen Völkern gut dünke." So konnte auch kein Tribut und keine Steuer gefordert werden, ohne daß sie von ihnen wäre zugestanden und umgelegt worden. Vermöge dieses Herkommens verweigerten die Portugiesen, während der spanischen Herrschaft, dem Könige Philipp II. die Bezahlung der Siza, „indem er, sagten sie, selbst wenn er ihr legitimer Herr wäre, sie ohne Be„willigung der Cortes nicht erheben oder ver„längern dürfte." Uebrigens waren die letztern, unter den ersten Königen der jetzigen Dynastie, in folgender Art zusammen gesetzt: 1) der König wurde als immer anwesend angenommen, 2) die Herzoge, Grafen, Marquis und andere Lehens-Träger der Krone und hinter ihnen auf besondern Bänken die Mitglieder der ersten Gerichtshöfe; 3) die Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten, 4) die von den Municipalitäten, Städten und Dörfern gesandten Prokuratoren des Volks.

Sechs Jahrhunderte hindurch, während deren die Cortes 97 Mal sich versammelt hatten, dauerte diese Verfassung fort, bis sie seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, in dem die Repräsentationen über allvor der steigenden Macht der Souveränität in den Schatten zurück trat, allmählich erlosch. Um deßwillen hörte ihr rechtlicher Bestand nicht auf. Er ward auch sogar von dem Hofe noch anerkannt, wie denn Johann V. im Jahre 1726 ausdrücklich erklärte: „wenn er die Abgeordneten des Volks nicht einberufe, so geschehe es blos um die Kosten zu sparen, nicht aber liege es in seinem Willen, den alten Gebräuchen und Sitten der Nation zu entsagen.

Während diese Verfassung bestand, traten die Zeiten des Ruhms und der Macht der portugiesischen Nation und ihrer Könige ein, und in

schweren Drangsalen fand sich in ihr der Vereinigungspunkt der Kräfte, um die Selbstständigkeit des Reichs und des Throns zu retten. Aber schwerlich werden die wieder hergestellten Cortes den Antheil an der Staatsgewalt erlangen, in dessen Besitz die Alten waren; sintemal es nicht in dem Geschmacke unserer für die Erhaltung des monarchischen Prinzips ängstlich besorgten Zeit ist, den repräsentativen Körper in der Gesetzgebung und Besteuerung ein wirkliches Bejahungs- und Verneinungrecht bewilligen. Man will wohl ihren Rath hören; aber die Entscheidung soll bey den Regierungen seyn. Das ist auch, wie es scheint, der Sinn des Königs von Portugal, denn er sagt in dem Einberufungsedikte: „die Cortes werden zusammen treten, wenn es ihn gut dünke, um den alten Privilegien und Gebräuchen der Nation gemäß, an seine königliche Person ihre Vorschläge (capitulos) und Vorstellungen (consultas) über die öffentliche Bedürfnisse, das Gemeinwohl seiner Unterhanen, die Erhaltung ihrer Rechte, die Verwaltung der Gerechtigkeit, die Abstellung öffentlicher und Privatplackereyen, die Wohlfahrt und das Wachsthum der Monarchie gelangen zu lassen." Hier ist nicht weiter verheissen, als ein Recht der Petition; und weiter wird auch nicht gewährt werden. Indessen vernehmen wir, daß die Portugiesen diese Verheissung mit Dank und Freude empfangen haben, ohne Zweifel, weil von ihnen begriffen ist, daß damit das Höchste gegeben sey, was die Zeit gestatte, und daß ein Volk, wenn es nur einMal ein Organ für seine Gesammtheit gewonnen, die erste Bürgschaft für den Bestand einer gesetzmäßigen Regierung erlangt habe.

Gemeinnützige Nachricht.

Dem lange sehr dringend und allgemein gefühlten Bedürfnisse, die Feuerspritzen auf eine schnelle, leichte und bequeme Weise, und zwar unter allen Umständen und bey jeder Oertlichkeit, hinlänglich mit Wasser versorgen zu können, hilft eine unlängst von mir erfundene sehr einfache und wohlfeile hydraulische ab, der ich den Namen Aquator ertheilt habe. Diese Maschine, welche nur einen oder zwey Menschen erfordert, um sie in Thätigkeit zu setzen, und zu erhalten, schöpft das Wasser selbst aus sehr tiefen Brunnen, und führt solches vermöge ihrer Druckkraft in jeder Entfernung, mittelst eines hanfleinenen Schlauches in die Sprützen. Die Vortheile, welche die Anwendung dieser Maschine gewährt, sind ausserordentlich groß und vielseitig, sowohl in Rücksicht der schnellen Löschung, als der Vorbeugung der Verbreitung entstandener Brände, wie auch hinsichtlich der Verhinderung frevelhafter Brandstiftungen. Da die allgemeine Bekanntwerdung, Einführung und Anwendung dieser Maschine höchst wünschenswerth ist, um dadurch den furchtbaren und entsetzlichen, den Ruin zahlloser Familien und Brandschäden von Hunderttausenden und Millionen herbeyführenden Zerstörungen und Verwüstungen des entfesselten Feuer-Elements Einhalt thun und vorbeugen zu können; so dürften Regierungen, Obrigkeiten, Brandversicherungs-Institute, Sprützenfabrikanten, Spekulanten u. s. w. für diese Erfindung sich wesentlich interessiren. Wer mittelst Zeichnungen und Beschreibungen über die Beschaffenheit und Einrichtung des Aquators, so wie über dessen Vortheile und Anwendung nähere Auskunft wünscht, kann solche auf frankirte Briefe vom Erfinder erhalten, so wie auch Bestellungen auf Probe-Exemplare der Maschine selbst angenommen werden. Die diesfälligen Preise, so wie die Bedingungen, unter welchen der Erfinder das privilegirende Eigenthumsrecht an diese Erfindung, d. h. das Recht, die Aquatoren für einzelne namhafte Staaten, Provinzen und Städte ausschließlich anfertigen und zu beliebigen Preisen verkaufen lassen zu dürfen, abzutreten geneigt ist, können brieflich in Erfahrung gebracht werden. Unfrankirte Briefe werden sehr natürlich weder angenommen noch beantwortet. In Betreff derjenigen Staaten, von denen Briefe weder ganz frankirt hieher noch wohin Briefe von hier ganz unfrankirt abgesendet werden können, (namentlich z. B. aus den österreichischen Staaten) werden solche erkundigende Briefe nur im Falle gleichzeitiger Mitsendung von 1 Louisd'or für Portokosten u. s. w. angenommen und beantwortet. — Alle Redaktionen von Zeitungen, Wochenblätter, Anzeigern, Zeit- und Flugschriften u. s. w. denen diese Anzeige direkte oder indirekte zur Ansicht kommt, wollen selbige gefälligst fördersamst wörtlich aufnehmen und publieiren. —

D. N. A. Binge, Forstmeister rc.
zu Rendsburg in Hollstein.

Bücher-Anzeige.

Bey Joh. Evang. Schönbrod, Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker zu Ellwangen, ist wieder angekommen und zu haben:

Hangelmaier, Dr. J., Ueber die Gesundbrunnen und Heilbäder Wirtembergs. 4 Theile. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Bade-Reisende. Taschen-Format; jeder Theil mit einem gestochenen Titel und einem farbigen Umschlag versehen. Der erste Theil enthält noch überdieß zum Titelkupfer die Ansicht Kanstadts von Bellevüe, und der 4te Theil die Ansicht des Bades zu Niedernau. Gmünd, 1820 — 1823.

Mit dem 4ten Theil ist dieses Taschenbuch geschlossen, indem darin alle im Lande vorhandenen Bäder und Mineralquellen nebst ihren Umgebungen beschrieben sind.

Jeder von den 3 ersten Theilen dieses Taschenbuches kostet 48 kr. Der 4te aber 1 fl. 12 kr., und alle 4 zusammen 3 fl. 36 kr.

Daß durch dieses Werk das längst gefühlte Bedürfniß einer vollständigen medicinischen Hydrographie von Wirtemberg befriediget wurde, zugleich aber auch dem Leser in historisch, statistisch, und topographischer Beziehung zur Belehrung und Unterhaltung diente, glaubte man aus der günstigen Aufnahme und dem bedeutenden Absatze entnehmen zu können, und schmeichelt sich daher, daß auch die noch vorräthigen Exemplare baldige Abnehmer finden werden.

In Nr. 27 S. 427 ist auf der untersten Zeile statt der Jahrzahl 1779 — 1799 zu lesen.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



7. August. 32. 1824

Niemand zage! Nur durch Kampf und Kriege,
Steigt der Held zur Tempelhöh' der Siege!

Justi.

Dänemark.

Wie verderblich für kleine Staaten die Zwiste der Mächtigern werden können, haben wir in unsern Tage an dem Beyspiele von Dänemark gesehen. Seitdem der ältere Bernstorf die Leitung der Geschäfte in diesem Reiche angetreten, hatte die Regierung das System des Friedens als unverletzlich in die Reihe ihrer politischen Maximen aufgenommen. Durch Weisheit und Festigkeit behauptete sie dieses System ein halbes Jahrhundert hindurch; sie blieb ihm getreu, während es bey allen europäischen Höfen zu einer Ehrensache geworden war, die französische Republick zu bekämpfen; sie machte durch dasselbe das Land blühend und glücklich. Aber mit dem ersten Morgen des neunzehnten Jahrhunderts, als Parker und Nelson auf der Höhe von Kopenhagen erschienen, um das Recht darzuthun, das die Ueberlegenheit über die Schwäche hat, begann das Unglück von Dänemark. Es konnte sich den Händeln der Mächtigen nicht mehr entziehen; und als der große Akt, der so lange in allen Gegenden der Welt gespielt hatte, sich schloß, machten sie es zu ihrem Opfer. Die Macht von Dänemark ist durch die Abtretungen, die der Friede von Kiel ihm abzwang, sehr vermindert worden. Dieß Unglück war zu ertragen, wenn man sich den Entschluß abzugewinnen vermochte, sich zufrieden in die beschränktern Verhältnisse zu ergeben. Aber auch diese Verhältnisse wurden unaussprechlich drückend. Die Erschöpfungen, welche das Unglück des Kriegs, besonders aber der Corsarenzug der Engländer i. J. 1807, herbey geführt hatten, und die noch weit mehr verschlangen, als in der langen Periode des Friedens erworben worden war, die aufhörenden Nutzungen aus Norwegen, der Jammer des Papiergeldes und das noch jämmerlichere Versinken des Nahrungsstandes und der Gewerbe brachten diesen Staat in einen wahrhaft beklagenswerthen Zustand. Was in vielen Jahren eine consequente und weise Verwaltung für immer gegründet zu haben vermeynte, hat das Unrecht dieser Zeit größtentheils vernichtet.

Ueber das Sinken des Kunstfleißes — melden die neuesten Berichte aus dem Dänischen Festlande — verlautet allgemeine und laute Klage. Der Geldumsatz stockt; die Getreidepreise stehen so niedrig, daß sie die Arbeit des Anbaus nicht mehr vergelten. Der Viehhandel, einst die Quelle großer Summen, ist tief gesunken. Die Pferdezucht hat seit der Zeit, da die Zerstükkelung der grossen Güter begonnen, stets abgenommen. Die Wolle steht auf den niedrig-

sten Preisen. Von Häuten und Fellen ist kein Absatz. So gut die Härinasfischerey dieses Jahr gelungen, so ist doch eine Menge der Fische frisch ausgeführt worden, wodurch der Gewinn an den Salzereyen verloren gegangen, der bedeutend ist, da der gesalzene Häeing sieben Mal mehr kostet, als dee frische. Auch die Ausfuhe an Torf ist durch das Sinken der Preise sehr uneeträglich geworden. Der grosse ehemalige Absatz an Leinen, Zwilch und andern Eezeugnissen des häuslichen Feißes nach Norwegen hat gänzlich aufgehöet. Dieß ist deeselbe Fall mit dem Branntwein. Den kauft man nun den Flensburgern ab, während das eigene Koen, aufgeschüttet auf den Böden, vom Wurm verzehrt wied. — Man muß befürchten, setzen diese Berichte hiezu, daß nach und nach die Zahlungen ganz aufhören, und daß Tauschhandel, an die Stelle alles und jedes Umsatzes gegen Contant oder auf Borg treten wird.

Dänemark hat in feinem Unglück den Trost einer zahlreichen Genossenschaft, zu der heut zu Tage beynahe alle Staaten vom zweyten und dritten Rang, mit geringen Unterschieden, gehören; aber auch darin sind sie sich gleich, daß bey dem täglichen tiefern Versinken der Nationalwirthschaft die alten Bedürfnisse der Regierung bleiben, wodurch sie eine Dispropoetion vorbereitet, die bey fortdauerndee Steigerung die größten Besoegnisse erregen muß. In demselben Falle befindet sich Dänemark, das, nach allen Verlusten und Eeschöpfungen, die es erlitten, und bey dem immer empfindlichern Deuck der Gegenwaet, um den öffentlichen Haushalt zu führen jähelich einer Summe von 9,130,000 Reichsbanco Thlr. bedarf. Angenommen, daß es unter seinen 2 Millionen Einwohnern eine halbe Million erwerbfähige Mannspersonen zähle, so hat jede derselben zu den Staatsauflagen jährlich 18 Rchsb Thlr. beyzutragen, was in einem Lande, in welchem die Gewerbe in solchem Verfalle sind, ausser allem Veehältniß ist. Uebrigens sind meheere Posten des Ausgabe-Etats sehr vermindert; andere aber fordern noch bedeutende Reduktionen, wozu ein patriotischer Däne, der Kammerherr Wedel Jarlsbeeg, in einer die Wiederherstellung des Floes seines Vaterlandes beabsichtigenden Schrift, bey der Hofhaltung, den Civilbesoldungen, den Pensionen und Militäretablements, den Baukosten und einigen andern Gegenständen im Ganzen deey Millionen als ersparbar in Ansatz bringt. Ein sehr auffallender Posten sind die eine Million betragenden Pensionen, indem diese Summe die Hälfte von derjenigen ausmacht, welche die im Civilfach wirklich dienenden Beamten erfoedern. Uebeigens ist das Pensionswesen ein altes Uebel im dänischen Staate, wie denn schon Friedrich, der Geoße, bemerkt hat, Dänemark müsse eine Goldgrube seyn, weil es sonst durch seine Pensionen längst hätte aufgezehrt weeden müssen.

Der besagte Schriftsteller sagt, indem er die Mittel aufzählt, durch deren Anwendung für sein Vateeland wieder eine bessere Zeit herbey geführt werden könnte, viele heilsame Wahrheiten, die auch in andern Staaten, die an denselben Uebeln leiden, der ernsthaftesten Beheezigung weeth sind. Aber das geößte Uebel ist die feindselige Stellung, die in Beziehung auf das Handels- und Gewerbswesen die europäischen Regierungen gegen einander angenommen haben. So lange hierin kein feiedliches System hergestellt ist, kann keine Hülfe eefolgen; und alle Anstalten und Ermunterungen zur thätigen Benützung der vorhandenen Erwerbsquellen müssen umsonst seyn, wäheend die Arbeit keinen Lohn beingt, und die duech sie gewonnene Waare da liegt, wie ein todter Hund.

Bemerkungen.

1.

Die Stadt Rottweil wurde, wie ihre Chroniken berichten, im vierzehnten und in dem fol-

genden Jahrhundert von einem grossen und einem kleinen Rathe regieret. Der leztere bestand aus 13 Richtern, dem Stadtschreiber, 11 Zunftmeistern und 5 gemeinen Räthen. Unter diesen waren drey aus den Zünften und zwey aus den Müssiggängern, d. h. — wie das alte Rechtsbuch sich erklärt — „aus solchen, so „sich ihres eigenes behelfen und ernähren oder mit „Gewerb treiben." Die Leute, die wir heut zu Tage Privatisirende oder Rentiers nennen, hieß man also damals Müssiggänger. Uebrigens genossen die Müssiggänger von Rottweil nicht geringere Achtung, sintemal sie so gut, als die Urthelsprecher, Hofschreiber, Prokuratoren und Kanzleyschreiber Genossen der Herrenstube waren.

2.

Als die Niederländer sich gegen die Tyranney Philipps II. erhuben, sprach der spanische Stolz „das sey nur ein Haufen Bettler und nichts weiter." Diese Bettler aber widerstanden, in einem achtzig jährigen Kampfe, der Macht, die damals die größte der Welt war; sie schlugen ihre Heere, zerstreuten ihre Flotten, erschöpften ihre unermeßlichen Schätze, erschütterten sie bis in ihre Grundfesten und behaupteten derselben gegenüber ihre Unabhängigkeit. So wiederhohlten hier die Ergebnisse die alte Lehre, daß man seinen Feind nicht verachten müsse; diese Lehre erhielt aber durch die besagten Erfolge noch den weitern Zusatz, daß am wenigsten ein Volk zu verachten sey, das der Despotismus zu einem Haufen von Bettlern gemacht hat.

3.

In der ehemaligen kaiserlichen freyen Reichsstadt Kuhschnappel fuhr eines Tages ein Heuwagen durch das Stadtthor, den zwey blinde Pferde zogen; voran war ein Esel gespannt; oben auf dem Wagen aber schlief der Fuhrmann. Ein Bürger, der einige Fortschritte im Zeichnen gemacht hatte, saß auf der Brücke des Stadtgrabens. Er skizzirte den Zug, ließ seinen Entwurf in Kupfer stechen und setzte — denn damals durfte kein Grabstichel sich durch die teutsche Sprache entehren — die Inschrift darunter: Le Gouvernement de Kuhschnappel. Das Blatt machte ein grosses Glück und wurde häufig nachgestochen; auf mehreren Nachstichen aber las man statt „Kuhschnappel" die Namen teutscher Residenzen.

4.

Helvetius erzählt: eine Dame habe durch ein Teleskop im Monde die Schatten zweyer Verliebten gesehen, ein Pfarrer aber, der nachher dadurch beobachtete, habe versichert, es seyen zwey Glockenthürme an einer Hauptkirche. Wir glauben, daß die Dame und der Pfarrer in einem grossen Irrthum waren; aber wir müssen diesen Irrthum für verzeihlich halten, wenn wir uns erinnern, wie falsch die Staatspraktiker oft die Dinge sehen, die nicht im Monde sind, sondern unmittelbar vor ihren Augen.

5.

Kant sagt: „Der Teutsche füge sich unter allen civilisirten Völkern am leichtesten und dauerhaftesten der Regierung, unter der er ein Mal sey, und hasse alle Neuerungssucht und Widersetzlichkeit gegen die eingeführte Ordnung. Sein Charakter sey ein mit Verstand verbundenes Phlegma; weder vernünftle er über die bestehenden Verfassungen, noch sinne er darauf eine neue einzuführen." Dieses Zeugniß findet seine Bestätigung in unsrer Geschichte; bey keinem Volke waren Aufstände und Empörungen so selten; eine aus der grossen Masse hervor gegangene allgemeine Reaktion gegen die Staatsgewalt kam nie vor; immer aber eilten die Teutschen muthig und freudig mit ihren Waffen herbey, wenn ihre Fürsten sie riefen, um das Vaterland gegen fremde Gewalt zu vertheidigen. Sie thaten nichts ohne die oder gegen die, welchen Gott die Herrschaft über sie gegeben; alles aber für sie und nach ihrem Rath und Willen. Diese Züge laufen, ununterbrochen und scharf hervortretend, durch

unsere ganze Geschichte hindurch. Deßhalb fordert man mit Recht von denen, welche jetzt die Teutschen einer revolutionären, in bösen Anschlägen sich äussernden Stimmung beschuldigen, — strenge Beweise. Denn es ist unmöglich, daß ein Volk mit einem Male den Charakter ablege, den es seit Jahrhunderten behauptet hat.

6.

Als die französische Revolution ausbrach, behaupteten die, welche, durch ihr Verharren auf veraltete Ansprüche und durch den Mißbrauch ihrer Vorrechte sie erregt hatten, die Urheber des ganzen Unheils seyen die Philosophen. Sie erreichten durch diese Behauptung einen gedoppelten Vortheil. Ein Mal wälzten sie eine Schuld von sich ab, die zu tragen sehr unangenehm gewesen wäre; und dann erregten sie Verdacht gegen das Licht der Vernunft, was der Erhaltung ihres Systems ungünstig war, das nur in der Finsterniß gedeiht. Mittlerweile kam dieses Geschrey auch nach Teutschland; auch hier, versicherten die eingewanderten Aristokraten von beyden Farben, seyen die Gelehrten, die Schriftsteller und die Volkslehrer in Rede und Schrift im Begriffe eine ähnliche Umkehr der Dinge einzuleiten, und furchtbar drohe die Gefahr, daß das Werk ihnen gelinge. Dagegen erklärte ein berühmter teutscher Philosoph: „Nimmermehr! dazu ist der Geist der Teutschen „zu männlich, dazu ist Frankreichs Beyspiel für „sie zu lehrreich, und der Zustand ihrer eigenen „Denkart, ihrer Cultur, ihrer Philosophie und ih„rer Gelehrsamkeit zu gut, zu fest und zu erha„ben. Die Majorität unserer Gelehrten und Phi„losophen, die vorzügliches Ansehen und Gewicht „haben, stimmte laut, oft und nachdrücklich da„für: Daß wir einer Revolution nicht bedür„fen; daß man jede nöthige Reform auf einem „bessern Wege erlangen könne; daß nicht alles, „was wahr ist, auch sogleich anwendbar sey; „daß die Weisheit mehr als ein Wahres um„fasse; und daß ohne eine höhere Stufe der sitt„lichen Cultur kein erhöhter politischer Wohlstand „zu erhalten sey." *). Diese Worte sind vor 22 Jahren ausgesprochen; die Geschichte dieser Zeit aber beweist, daß ein prophetischer Sinn in ihnen war. Ueberall, auf beyden Hemisphären, erfolgten seitdem gewaltsame Thronumkehrungen, blutige Empörungen und erschütternde Revolutionen; nur Teutschland blieb ruhig. Die Majorität der teutschen Schriftsteller aber, hat sie sich zu andern, bedenklichern Grundsätzen bekannt, als in jener Zeit? — Wer dieß behaupten wollte, ist ein Fremdling in unserer Literatur, oder er verläumdet sie.

7.

Die Kunst, grosse Geschäfte zu lenken, lernt man am beßten in der Schule der Geschichte, weßwegen das Studium derselben von allen ausgezeichneten Staatsmännern immer unablässig getrieben, und denen, die auf derselben Bahn ihren Weg durch's Leben machen wollten, dringend empfohlen worden ist. Ein Jüngling bat den gelehrten und weisen Hugo Grotius, ihm eine Schrift vorzuschlagen, aus welcher er Politik studieren könnte. „Ich gebe dir ein Buch weißes Papier, erwiederte er, damit gehe durch die Welt und notire dir, wohl beobachtend, alle öffentlichen Vorfälle und lies die alten Geschichten." So will auch Machiavelli, der doch wohl in diesen Dingen eine sehr bedeutende Stimme hat, „eine lange Erfahrung in den neuern Geschäften und eine fortgesetzte Lektüre der alten" **). Man erwäge die meisten und verderblichsten Fehler, die seit 50 Jahren auf dem Schauplatze der europäischen Politik gemacht worden sind, und man wird finden, daß sie nicht Statt gehabt haben würden, wenn man die Lehren der Geschichte im Auge behalten hätte.

*) S. Auch ein paar Worte über die Frage: Führt die Aufklärung zur Revolution? von J. Salat. 65 S. 8. München 1802.

**) Una lunga sperienza delle cose moderne ed una continua lettione delle cose antiche.

8.

Alle Geschichtschreiber, die uns den Verlauf der grossen Revolutionen erzählt haben, von dem Aufstande der Israeliten gegen Rehabeam und der Römer gegen Tarquin an, bis auf die Empörung der Franzosen gegen das Haus Bourbon und die Insurrektionen, die in unseren Tagen im äussersten Westen und Osten von Europa erfolgt sind, haben in ihrer Manier etwas Gemeinsames. Sie fangen nämlich alle ihre Erzählungen mit der Darstellung der Mißbegriffe und Fehler an, welche die durch die Revolutionen gestürzten Regierungen sich haben zu schulden kommen lassen. Liegt der Grund dieser Gleichförmigkeit in einer Regel der historischen Kunst, oder in der Natur des zu behandelnden Stoffes? —

9.

Der reformirte Theologe Andreas Gerard von Ypern schrieb mehrere Schriften, die sich durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und lebendige Darstellung auszeichneten und deßhalb überall mit Begierde gesucht und gelesen wurden. Die Congregation des Index in Rom faßte darüber grosse Besorgnisse und verordnete deßhalb in dem im Jahre 1559 erschienenen Verzeichniß der verbotenen Bücher, daß nicht nur alle Schriften, die Gerard von Ypern bereits heraus gegeben, sondern auch die, die er künftig noch heraus geben würde, geächtet seyn sollten; ja sie erkannte die Acht sogar über alle diejenigen Werke, die von andern verfaßt aber unter seinem Namen unter das Publikum gebracht würden. — So streng verfuhr man zu jener Zeit gegen Schriftsteller, die im Geruche der kirchlichen Ketzerey waren! Die Censur-Behörden unserer Zeit sind nichts weniger als nachsichtig gegen die politischen Ketzer. Doch verbieten sie weder ihre künftigen Schriften, noch die, die ihnen unterschoben werden, vermuthlich weil sie sich erinnern, wie leicht und oft diese Art von Ketzern sich bekehren.

Der Papst an die Kirche.

So oft der römische Stuhl von einem neuen Nachfolger Petri bestiegen wird; erläßt er, in Gemäßheit eines alten Herkommens, ein Umlaufsschreiben an die Vorsteher der Kirche, worin er Rath, Trost und Ermahnung über diejenigen Gegenstände mittheilt, die vermöge der Anforderungen und Bedürfnisse der Zeit ein besonderes Interesse für die Glaubigen haben. Dieses Herkommen kann auf eine erbauliche Art benützt werden, wenn der Hirte väterliche Worte mit Ernst und Liebe an die Herzen spricht, die dazu dienen können, die Irrenden zu erleuchten, die Leichtsinnigen zu warnen, die Leidenden zu beruhigen und alle der reichen Segnungen der Religion theilhaftig zu machen.

Das Umlaufsschreiben, in dem der jetzige Papst der Kirche seine Sorgen, seine Hoffnungen und seine Absichten kund thut, spricht im Tone tiefer Bedrückung von den religiösen Verderbnissen der Zeit. Es wäre sehr ungerecht, wenn, wie es geschehen ist, diese Ansprache mit frivolem Spotte oder leichtsinniger Ironie erwiedert werden wollte. Denn es treibt doch wohl ein richtiges Gefühl den Hirten, nachdem ihm die Heerde anvertraut worden, vor allem dazu, auf die Gebrechen der letztern zu achten und Heilmittel für sie zu suchen, und wer je mit ernstem Auge in das Wesen dieser Welt blickt, wird wahrnehmen, daß die geistigen Gebrechen nicht gering seyen, an denen sie leidet. Um ihnen zu steuern, ist aber vor allem noth, daß ihre Natur und ihre Entstehungsursachen genau erkundet seyen, und daß die treue und feste Hand die Wurzel des Uebels fasse, um sie sammt dem Unkraute, das sie treibt, auszureissen.

Jenes Verdienst der genauen Erkundung werden unbefangene Beobachter dem päpstlichen Umlaufs-Schreiben nicht zu erkennen. „Wenn Jemand, sagt dasselbe, die wahre Quelle alles „Unheils, das Wir beseufzen, aufsuchen will, so „wird er sich überzeugen, daß sie immer in der

„hartnäckigen Verachtung der Gewalt „der Kirche lag und liegen wird." Diese Worte können einen gedoppelten Sinn haben. Sie können den Widerstand bezeichnen, den die Rohheit und die sittliche Verschlechterung dem erleuchtenden und bessernden Geiste der Religion leisten, welcher Geist jedoch durch keine Art von Gewalt, sondern lediglich durch Ueberzeugung auf die Herzen der Menschen wirkt. Dieser Sinn ist aber hier um so weniger vorauszusetzen, weil dadurch die Erscheinung, von der die Rede ist, nicht erklärt würde, indem noch immer die Frage übrig bliebe, wo denn die Quelle der verwerflichen Gesinnung zu suchen sey, die so hartnäckig sich gegen die Einflüsse der himmlischen Wahrheit auflehnt. Ueberdieß weiß man, wie die römische Curie die Worte nimmt, wenn sie von der Gewalt der Kirche spricht. Sie versteht nämlich darunter nicht das stille geistige Wirken der Wahrheit auf die Gemüther zu ihrer Besserung und Beruhigung, sondern die Macht, die die Gewissen zwingt, zu glauben an ihre eigene Autorität und an ihre Aussprüche, die vor aller Welt blinden schweigenden Gehorsam und unbedingten Verzicht auf den Gebrauch der Vernunft fordert und die Jeden, der sich ihr nicht unterwirft, mit Bann und Fluch belegt. — „In der Verachtung dieser Gewalt „soll die Quelle alles Unheils fliessen;" Hülfe und Rettung müßte nur darin zu finden seyn, daß alle Völker die Ueberzeugungen, die sie in der Schule des Nachdenkens und der Erfahrung gewonnen, verläugnend, ihre Huldigung einem Fürsten der Kirche darbringen, und ihm, im Widerspruche mit den ausdrücklichen Forderungen des unsichtbaren Oberhauptes der Kirche „ungeprüften Glauben" geloben. Von jeher hat der päpstliche Stuhl diese Zumuthung an die christlichen Völker gemacht; indem er sie unaufhörlich wiederhohlt, bewährt er sein unerschütterliches Beharren bey dem Systeme, auf dem seine Existenz beruht. Aber nie haben die Völker diese Zumuthung anerkannt, und oft haben sie in offenem Widerstande sich gegen dieselbe gesträubt. Es vermochte das in der vernünftigen Natur des Menschen unauslöschliche Gefühl, daß der Glaube nur aus Ueberzeugung hervorgehen könne, und daß weder der eine noch die andere, einer menschlichen Autorität unterworfen sey, nie die Fesseln zu ertragen, die eine sichtbare Gewalt der selbstständigen Kraft des Geistes anzulegen versuchte.

Diese Gewalt müßte sich selbst aufgeben, wenn sie einen Augenblick von dem lauten Widerspruch gegen die Lehren von der Duldung, die der Mensch den religiösen Meynungen des anderen schuldig ist, und von dem Rechte das Jeder hat, seine Meynung auf freye Prüfung zu begründen, ablassen wollte. Denn diese Lehren beruhen auf einem Grundsatze, mit dem keine menschliche Autorität in Sachen der Ueberzeugung verträglich ist. Deßhalb muß man einen Beweis von Folgerichtigkeit darin erkennen, wenn das päpstliche Umlaufsschreiben sich gegen diejenige Philosophie erklärt, die in Beziehung auf religiöse Angelegenheiten die Maxime der Duldung verkündigt, von der Lehre ausgehend, daß Gott jedem Menschen die Freyheit gegeben habe, demjenigen Kirchenverein beyzutreten, dessen System ihm als das richtigste erscheint. Man dürfte sich aber auch darüber nicht verwundern, wenn jene Erklärung auf die Philosophie überhaupt ausgedehnt worden wäre, da diese Wissenschaft, indem sie nur durch freye Selbstthätigkeit der Vernunft möglich ist, jedes äussere dieser Vernunft gegebene Gesetz bestreitet und aufhebt.

So wenig als mit der Philosophie kann sich eine über den Glauben herrschende Kirchengewalt mit dem freyen Gebrauche einer geschriebenen Offenbarungsurkunde befreunden, weil die Erklärung dieser Urkunde oder die Darstellung ihres Sinnes nicht jedem Einzelnen überlassen werden darf, während dieselbe ausschliessend jener Gewalt zusteht; deßhalb muß auch alles das für folgerecht geachtet werden, was in dem Umlaufsschreiben mißbilligend gegen die Bibel-

Gesellschaften und die durch sie bewirkte Verbreitung der jüdischen und christlichen Offenbarungsschriften gesagt wird. Aber die Consequenz in der Form wird hier einem Irrthume dienstbar, dem die erleuchteten und treuen Bekenner der christlichen Wahrheit immer mit freudiger und muthiger Ueberzeugung widersprochen haben, und der von unserer Zeit durch das Daseyn der Bibelgesellschaften auf eine recht kräftige und wirksame Weise als ihr nicht angehörend erklärt worden ist. Wie kann und wird es diese Zeit aufnehmen, wenn die Kirchengewalt, die durch sie sich so hartnäckig verachtet sieht, ihr in's Angesicht sagt: die Bibelgesellschaften lassen zur Erfüllung ihrer gottlosen Absichten die Bibel übersetzen und mit hinterlistiger Freygebigkeit austheilen, — in diesen Uebersetzungen finde man statt des Evangeliums Christi ein Evangelium des Teufels, — die Bibelverbreitung sey ein Unheil, eine tödtliche Weide, keine Quelle des Guten, sondern des Uebels, — die beyden Breven, die Pius VII. in der Bibelsache an die Erzbischöfe von Guesen und von Mohilew erlassen, — seyen mit Sorgfalt und Klugheit entworfen? — Man weiß, welches Aergerniß diese Breven erregt und wie laut selbst solche katholische Theologen, die gegen ihre Rechtglaubigkeit nie einen Verdacht erregt, sich gegen sie erklärt haben; hier erhalten sie eine neue feyerliche Bestätigung. Auch das darf uns nicht wundern, so wenig als der sonstige Inhalt des päpstlichen Cirkulars, indem das letztere blos eine neue Zuthat zu dem durch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch geführten Beweis ist, daß der römische Stuhl nie einen seiner Ansprüche auf absolute kirchliche Gewalt aufgebe, daß er jede Meynung, die diese Ansprüche auch nur von Ferne gefährden könnte, unerbittlich als ketzerisch verdammt und daß der Glaube der arglosen Treuherzigkeit an reformatorische Absichten und Bestrebungen von Seiten der Curie, zu allen Zeiten in einer leeren Täuschung aufgegangen sey.

Bemerkungen eines Teutschen in Paris im März 1824.

(Eingesandt.)

Die Liberalen haben, wie Sie wissen, durch die Wahlen die entschiedenste Niederlage erlitten. Ueber diesem, in seinen Folgen ganz Europa berührenden Ereignisse brütet in dieser Hauptstadt unter dem Volke Erbitterung und Haß, wie tiefes Schweigen. Jene Leidenschaften und das durch sie tief gewurzelte Mißtrauen lassen es noch weit mehr, als die übrigens sehr feinhörende Polizey zu keinem öffentlichen Redeverkehr über Politik und Geschichte kommen. Dieses dumpfe Schweigen, diese trügerische Ruhe der Oberfläche bey unterirdischem Wogengetümmel liegt, wie Gewitterduft auf einem teutschen Gemüthe, dem die freye Gedankenmittheilung Bedürfniß und Gewohnheit ist, und das sich schmerzlich von dem Wahne löst, in dem alten Vaterlande der Freyheit eingekehrt zu seyn: In öffentlichen Blättern dagegen entfesseln sich die Erbitterung und das Frohlocken des Hohngelächters.

Nur mit äusserster Mühe brachte man in den Wahlen der Hauptstadt die Koryphäen der linken Seite Benjamin Constant, Casimir Perier und Foy heraus. Die Departements-Collegiums-Wahlen sind noch im Rückstande; aber ihr den Bezirkswahlen gleichkommender Ausgang unterliegt keinem Zweifel. Statt Lafayette, La Fitte, Ternaux — wurden Käse- und Senfhändler Präsidenten der Wahlcollegien und andere viri obscuri gewählt. Der edle und talentvolle Royer-Collard behielt in Chalons sur Marne die Oberhand.

Es ist nicht zu widersprechen, daß dieß Mal durch hinterlistige Verdrängung der Liberalen aus den Wahlcollegien, durch Verstümmlung der Wählerlisten, durch Drohungen, Befehle und Versprechungen an alle Beamteten, von Seiten der Minister ein Einfluß „sans mesure et sans pudeur," auf diese Wahlen geübt worden ist. Laut und mit Recht klagen die Liberalen diese

Frevel vor der ganzen Nation an. Wären diese Kunststücke die wirkende Ursache eines solchen Ausgangs des Wahlgeschäffts so erschiene die Nation keiner bessern Repräsentanten würdig, und es geschähe ihr blos, was sie durch ihre Trägheit und geistige Erschlaffung verdient hätte. Allein ich sehe jene „flouterie" wie sie der Constitutionell geradezu nennt, nur als eine Ursache von sehr untergeordneter Wirksamkeit an. Zwar kann man das System und die Richtung einer jeden Partey nicht aus ihrem Reden und Thun während des Ringens, sondern nur aus ihrem Thun nach dem Siege ermessen, und es ist nicht zu verbergen, daß in einem Lande, wo überhaupt kein politisches Gewissen zu Hause ist, von der siegenden Royalistenpartey manche Uebertreibung, Usurpation und Untreue zu befürchten sey.

Aber die Liberalen wurden durch die Gesellschaft von Höflingen und Knechten Bonaparts, — zum Theil aus der Schule der Jakobiner und des Nationalconvents — durch ihr Benehmen vor und nach der Ermordung des Herzogs von Berry, durch Verdrängung des freyheitliebenden Decaze, durch die Reden Manuels dem Volke mit Grunde der Absicht einer Umfassung des Staats und der Vertreibung der königlichen Familie verdächtig. Ob nun gleich dieses Regentenhaus, dieser stille, einsiedlerische Hof die Imagination und folglich auch das Herz der Franzosen wenig beschäftigt, so ist doch die Furcht vor einer abermaligen Umwälzung, vor der Rückkehr einer Million Gäste und vor der Abhohlung etlicher Millionen wirksamer geblieben, als die von den Liberalen verbreitete Furcht, daß von einer royalistischen Repräsentation die Früchte des grossen Tages vom 4. August 1789 werden zertreten, die Charte Artikel für Artikel abrogirt und die Nation in die schmählichen Fesseln des Pfaffenthums und der absoluten Gewalt werde zurück geschleudert werden. Wohl könnten diese Befürchtungen im Hinblick auf gewisse öffentliche Verhältnisse und auf die lediglich auf einen einseitigen Akt (gleich dem Edikt von Nantes) gegründete Verfassung nicht für erträumt gelten, wäre die in der Hauptstadt bestehende Meynung der Liberalen ungegründet, daß die Prinzen im Juny 1814 eine Protestationsurkunde gegen die Charte unterzeichnet und in London nieder gelegt haben.

Diese Gefahren erscheinen aber dem Volke, und zwar mit Recht, entfernter, als die Gewitterwolken, welche ein entschiedenes Uebergewicht der liberalen Partey über Frankreich gethürmt hätte; und so hat sich das Wort Napoleons „daß die Ermüdung dermalen die beste Verbündete der Thronen ist", in einem hohen Maße und auf eine für die Ruhe von Europa günstige Weise bewährt. Das Volk vereinigte sich mit der Dynastie zur Verdrängung einer Partey, neben der nicht fort bestehen zu können den Bourbons klar geworden war.

Um die Grundfesten der Freyheit und der Wohlfahrt des französischen Volks abzutragen, ist das Andenken an den unglücklichen Ausgang des Ankampfes gegen ihre Einrichtung noch zu frisch und ein solcher Versuch würde schreckliche Convulsionen zur Folge haben. Obgleich das Wort Talleyrands, „sie haben nichts gelernt und nichts vergessen", im Allgemeinen treffend und wahr ist; so sind doch diejenigen, die er meynt, nicht dermassen vernagelt, um nicht einzusehen, daß die liberale Partey — was im eigentlichen Sinne alle gebildeten, energischen und alle jungen Männer der ganzen Nation sind, — nicht aufgehört, auch nicht kapitulirt, sondern nur einen Waffenstillstand geschlossen hat.

Indessen, ich wiederhohle es, ist die Gewissenhaftigkeit in vaterländischen Dingen hier zu Lande höchst selten, dagegen Geld-, Gewalt- und Eigensucht der Hebel des Lebens, auch in den gebildeten Klassen, und Napoleon hat durch sein glänzendes Vorspiel hierin, durch sein „faisons mentir nos gens!" der französischen Nation in geistiger Hinsicht noch weit grössere Uebel zugefügt, als in ökonomischer durch seine Kriege.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.

14. August. 33. 1824.



„Warum wollt ihr denn stets, in hohen Weisen,
Die Sparterschaar und ihren König preisen,
Die frohen Muths des Hades Reich betrat?
Kannst du denn nur in Thermopyles Gründen
Ein Beyspiel solchen Heldentodes finden,
Mein Volk, hast du denn keine gleiche That?

Darauf kann dir, seit längst verflossnen Tagen,
Das Blutfeld Wimpfens stolze Antwort sagen,
Wo gegen Spaniens und Oestreichs Macht,
Mit seinem kleinen, wegemüden Heere,
Der Markgraf Badens, für des Landes Ehre
Und Glauben focht, in mörderischer Schlacht.

Anton Dietrich.

Der Heldentod der vierhundert Pforzheimer.

In Nro. 23 des dritten Jahrgangs dieser Blätter, die, in der Oede dieser Zeit, immer mit Liebe die Söhne unsres Volks an die großen Thaten der Väter erinnern, ist des Sekularfest's gedacht worden, das damals die Stadt Pforzheim zum Andenken der vierhundert von ihren Mitbürgern gefeyert hat, die am 6. May 1622 auf den Feldern von Wimpfen (oder eigentlich von Ober-Eisesheim) treu ihrem Fürsten, ihrem Glauben und ihrem Vaterlande, den Heldentod gestorben sind. Aufs Neue hat das Andenken an diese herrliche Erprobung von „der „Germanen unerschütterlichen Treue, der „reichen Pulsader unsres Nationalcharakters und „unsrer Trefflichkeit,“ Hr. E. B. Sommerlatt in Lahr aufgefrischt, in dem er einen einzig noch in der großherzoglichen Hofbibliothek in Karlsruhe existirenden alten Kupferstich, welcher den Hauptmoment der ewig denkwürdigen Schlacht bey Wimpfen darstellt, treu nachstechen ließ, und begleitet von einem durch Ernst Münch verfaßten historischen Berichte von den Ereignissen dieses Tages und von der Rede, in der Posfest am 29. Jan. 1783 denselben gefeyert, herausgegeben hat *). In jenem Berichte finden sich einige Notizen, durch die unsre in der besagten Nr. dieser Blätter mitgetheilte Erzählung von dem Verlaufe der Schlacht näher bestimmt und vervollständigt wird, und die wir nachtragen zu müssen glauben, da dem teutsch gesinnten Leser alles willkommen seyn muß, was dazu dienen kann, seine Ansicht einer die Geschichte seines Volks so sehr verherrlichenden Scene aufzuhellen.

*) 8. Freyburg, Wangler, 1824.

Das Heer des Markgrafen Georg Friedrich bestand aus 8 Regimentern zu Fuß und 28 Escadrons Reiterey, die zwischen 15—20,000 Mann zählten; ihm folgten 10 große Kanonen und gegen 1800 künstlich zugerüstete Wagen, welche mit 6 Rädern, oben durch eiserne Spitzen wehrhaft gemacht, versehen, und also eingerichtet waren, daß man nach allen Seiten sie bewegen und eine starke Wagenburg aus ihnen bilden konnte. Mit dieser Rüstung zog der Markgraf in die Pfalz, und kam daselbst gerade noch in dem Augenblicke an, um kräftig zu dem Siege beyzutragen, den Mansfeld über Tilly bey Wiesloch erfocht. Der leztere zog sich in der Richtung von Wimpfen zurück; Georg Friedrich, um seine Niederlage zu vollenden, folgte ihm nach; Mansfeld aber berennte Ladenburg.

Diese Trennung der vereinigten Macht der Unionstruppen war der erste Fehler ihrer Generale. Tilly sah die bey Wiesloch in seinem Heere entstandene Lücke ersetzt, indem Gonsalez Cordua mit der spanischen Hülfe ihm zuzog. Dann gewann er den Vortheil der Stellung, indem er sich auf den Anhöhen und Waldungen links von Wimpfen lagerte. Diesen Vortheil zu benützen, hatte der Markgraf versäumt, der unbeschützt, dem künstlichen Bollwerk seiner Wagenburg vertrauend, dem Feinde gegen über stand. So ward das Unglück vorbereitet! Indessen würde das Resultat des Tages, wie es scheint, nicht sehr bedeutend gewesen seyn, ohne den Zufall, der fünf Pulverwagen, die innerhalb der Wagenburg standen, zur Explosion brachte, und durch die Verwirrung, in die er das markgräfliche Volk versetzte, den Muth desselben brach. Tilly benützte diesen Augenblick meisterhaft, indem er von mehreren Seiten einen raschen Angriff auf die Betäubten machte; ein neapolitanisches Regiment drang durch den Pulverdampf und die Trümmer, und nahm die Kanonen des fliehenden Feindes, die es gegen

ihn selbst richtete; umsonst suchte der Markgraf die Seinen zu ermuthigen und zu halten; Alles stürzte, in wilder Flucht, dem Bellinger Bache und dem Nekar zu; nur die vierhundert Pforzheimer standen, die Person ihres Fürsten schützend, eng und fest wie eine Mauer, und starben, nachdem sie die von dem Sieger ihnen angebotene Gnade verschmäht hatten, unter blutiger Gegenwehr, den Heldentod. Ausser dem Prinzen Magnus von Wirtemberg war auch Wilhelm von Weimar gefallen. Beyde hatten Wunder der Tapferkeit gethan und ritterlich zum drittenmale sich durch geschlagen. Die Zahl der Todten auf beyden Seiten betrug an die 5000 Mann. Von den Ligistischen waren je 3 und 4 gegen einen Unirten gefallen. Fürchterlich rächte das Schwert der Pforzheimer an den Siegern ihr Glück. Es brachte den leztern der Tag 800 Gefangene, 7 Fahnen, 10 Cornette, das Hauptbanner, die ganze Artillerie, und einen beträchtlichen Schaz in der erbeuteten Kriegskasse. Seltsamer Weise ist man über den Tag der Schlacht nicht einig. Sachs und Schreiber setzen sie auf den 26. April, Eichhorn auf den 6., Posselt auf den 7. und Schmidt auf den 8ten May. Ihre Entscheidung aber schrieb der Aberglaube jener Zeit den himmlischen Mächten zu. Es sey die Jungfrau Maria in glänzend weissen Kleidern aus den Lüften herab gekommen, und habe einen frommen Kriegsmann in Tillys Heer erwekt, den Park der Ketzer anzuzünden *).

*) Einige interessante Umstände, von dem Tode des trefflichen Prinzen Magnus von Wirtemberg theilt uns Pfaff (Geschichte Wirtembergs II S. 90.) aus einer handschriftlichen Quelle mit. Sein Bruder, der Herzog Johann Friedrich, nachdem er seine Truppen abgedankt und sich für neutral erklärt hatte, rief ihn von dem Heere des Markgrafen zurück. Der mit diesem Auftrage abgeordnete Trompeter kam kurz vor dem Anfange der Schlacht im Lager an. Der Prinz aber erklärte, daß es seiner Ehre zuwider laufe, in diesem Augenblicke seinen Bundsgenossen zu verlassen. Als das Heer schon zu weichen anfieng, suchte er durch einen raschen Cavallerie-Angriff dem Feinde den Sieg noch zu entreissen; aber von dem

Der Markgraf benahm sich wie ein unverzagter teutscher Mann. Er sammelte die zerstreuten Schaaren und schloß sich mit ihnen an Mansfeld an. Aber die Folgen der Schlacht waren für ihn und für die Sache, die er vertheidigte, um so verderblicher, da bald darauf auch sein Bundsgenosse, Herzog Christian von Braunschweig, eine schwere Niederlage bey Höchst erlitt. Von dem Kaiser all' seines Besitzthums verlustig erklärt, zog er sich in einen unfreywilligen Privatstand zurück, in dem er aber nicht aufhörte für seinen unglücklichen Freund, den Pfalzgrafen Friedrich, zu wirken, bis er nach manchen Abentheuern und Unternehmungen der kühnsten Art, auf der Burg Drachenfels sein unruhiges Leben beschloß.

Posselt hat die Aufopferung der vierhundert Pforzheimer mit dem Tode der Spartaner unter Leonidas und der Römer unter Quintus Cäcidius in Sicilien verglichen. In der That war bey allen diesen die Maxime, in deren Gemäßheit sie sich dem Tode weihten, dieselbe. Ein neuer Aehnlichkeitspunkt findet sich bey den letztern in der Zahl; denn es waren auch vierhundert, die freywillig einen benachbarten Hügel besetzten, um auf demselben zu sterben, während das übrige Heer Zeit gewann, sich aus der Schlinge zu retten, in die der Feind es verstrickt hatte. „Als sie einer Welle gleich auf dem Hügel sich lagern, der ihr Grabmahl werden soll, hält es der Feldherr der Karthager für nichts geringes, mit denen zu kämpfen, die durch ihre kühne That ihm erwiesen hatten, daß sie nichts anderes wollen können, als sterben.

Was stark ist an Reuterey und Fußvolk, die beßte Kraft seines Heers schickt er wider sie aus. Tausende stürzen auf hunderte. Lange wankt der Sieg. Endlich gewinnt die Menge. Die vier Hunderte fallen Mann für Mann. Das Kriegsheer aber wird gerettet.

In der Rede, die Posselt zum Andenken an den Tod der Pforzheimer gehalten, benützt er diese Begebenheit um an die damals durch den von Friedrich II. gegründeten Fürstenbund erregte Idee zu erinnern, wie noth es den Teutschen sey, kriegerischen Geist in sich zu erhalten, und dadurch der Gefahr einer über das gesammte Vaterland sich verbreitenden Uebermacht vorzubeugen. In diese Erinnerung mischt er auch die schöne Apostrophe, die für unser Volk beherzigenswerth in allen Zeiten bleiben muß: „Die Männer von Sparta, als sie auf Thermopylä den Tod für's Vaterland starben, waren frey unter Königen, und das sind die Britten noch jetzt; eure Vorväter, als Hermann die Legionen vertilgte, waren frey unter Fürsten, und das seyd ihr noch jetzt. Nur daß Einer nicht über alle herrsche, ist das Losungswort unserer uralten Verfassung. Die Fürstengewalt, ihrem Zweck und Ursprung nach, eine sanfte väterliche Gewalt, ist das Unterpfand teutscher und die Schutzwehr europäischer Freyheit. Darum ehrt eure Fürsten, auf daß ihr selbst ehrenwerth seyd; liebt in ihnen euer eigenes Glück. Mit ihnen steht oder fällt auch euer Ruhm — der Ruhm, freye teutsche Männer und Schützer des Gleichgewichts unter den Völkern zu seyn."

Seinigen getrennt, gerieth er mitten unter die Feinde, wo er mit Wunden bedeckt seinen Tod fand. Der Herzog ließ seine gesammte Dienerschaft über den Tod ihres Herrn genau vernehmen; aber ihre Aussagen führten zu keinem bestimmten Ergebniß. Das Gerücht nannte zwar den Grafen Ludwig von Fürstenberg als den, der ihm den ersten tödtlichen Stoß beygebracht; jedoch wurde solches niemals erwiesen. Dieser heldenmüthige Prinz, dessen Tod viel ähnliches mit dem 10 Jahre später erfolgten Ende Gustav Adolphs hat, war erst 27 Jahre alt.

Bemerkungen.

1.

„Man muß — sagt Bossuet in seiner Politique Sacrée — warten, bis Gott das Herz eines Nero rührt; gefällt es ihm aber nicht

dasselbe zu rühren, so muß man schweigend unter dem Drucke untergehen." — Enthält dieß Wort auch eine Vorschrift für die Griechen, nachdem ihre Tyrannen durch eine vierhundertjährige Verstockung bewiesen haben, daß alle Einflüsse des göttlichen Geistes auf ihre ehernen Herzen kraftlos sind? —

2.

Die niederländische Revolution kostete einen dreyßig jährigen Krieg. Wer hatte die Schuld dieses Krieges auf seinem Gewissen, Philipp II. oder die Prinzen von Oranien?

3.

„Jede gewaltsame Störung der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse ist ein Verbrechen." Indem wir die Wahrheit dieses Axioms anerkennen, müssen wir auch die allgemeine Gültigkeit desselben zugestehen. Denn die Gesetze der Moralität leiden keine Ausnahmen. Man hat deßhalb unrecht, jenes Axiom blos als eine Warnungstafel für die Völker auszuhängen; es gilt eben so wohl für die Usurpatoren, die Eroberer und die despotischen Organisateure.

4.

Der Graf von Longueville, französischer Botschafter bey den Westphälischen Friedensverhandlungen, gebrauchte zuerst den Ausdruck: „sekularisiren", um damit die Idee von Uebertragung des Eigenthums geistlicher Güter an die Erbfürsten, auszudrücken. Dem Ausdrucke folgte bald die Sache nach. Der eine und die andere gehören also in die lange Reihe zweydeutiger Erwerbungen, die wir der Nachbarschaft der Franzosen verdanken.

5.

Die teutschen Könige des Mittelalters hatten keine feste Residenzen, sondern zogen, ihres Regentenberufes wartend, von einer Stadt in die andere, so daß keine Gegend des Landes war, deren Zustand und Bedürfnisse sie nicht aus eigener Ansicht kennen gelernt hätten. Das war ein löblicher, für das allgemeine Beste heilsamer Gebrauch, und ohne Zweifel hatte ihn der neuere Schriftsteller im Sinne, der da gesagt hat, ein Fürst erreiche seine Bestimmung nur vollständig, durch ein stets im Lande umher geführtes Nomadenleben.

6.

Als im Jahre 1565 die Königin Elisabetha von Spanien und der Herzog von Alba mit dem Könige von Frankreich Karl IX. und dessen Mutter Katharina von Medicis in Bayonne zusammen kammen, sagte der Herzog zu dem Könige, indem er auf den Admiral Coligni deutete: Warum zögern Sie, die Häupter der Reformirten auszurotten? Ein „Lachskopf ist mehr werth, als zehntausend Frösche!" Dieses Wort machte einen tiefen, ermuthigenden Eindruck auf den jungen König. Es stund noch sieben Jahre an bis zur Bartholomäusnacht; aber als ihr erstes Opfer fiel Coligni, nach ihm fielen die Opfer zu tausenden. — So schrecklich kann ein arges Wort, gesprochen gegen einen Mächtigen der Welt, wirken, zumal wenn es eintönend den argen Sinn trifft, der schon in ihm ist!

7.

„Auf der historischen Grundlage — so lehren „einige der neuesten teutschen Politiker — beruht „der Staat. Was in ihm geworden ist, ist es „durch die Entfaltung seines organischen Lebens, „durch die Entwicklung des ihm inne wohnenden „Bildungstriebs geworden und trägt eben in sei„nem Daseyn den Grund seiner Geltung. Was „besteht, soll fortbestehen, eben weil es bestan„den und dadurch bewiesen hat, daß es bestehen „könne; alles Wirkliche ist vernünftig, wie alles „Vernünftige wirklich ist." — Die Politiker, welche diese seltsamen Behauptungen aussprechen, glauben in ihnen feste Stützen der Stabilität, des Absolutismus, der Hierarchie und der retrograden Bestrebungen zu finden. Aber sie irren sehr, indem die besagten Behauptungen das eigenthümliche haben, daß sie jedem Systeme

dienen, und zwar vorzugsweise dem des Liberalismus. So ergab sich kürzlich folgendes Gespräch zwischen einem Liberalen und einem Servilen:

Der Servile. Gottlob! daß die Constitution der Cortes vernichtet ist, dieses abscheuliche Werk einer gottlosen Partey!

Der Liberale. „Diese Constitution ist in dem spanischen Staate durch die Entfaltung seines organischen Lebens, und durch die Entwiklung des in ihm wohnenden Bildungstriebs entstanden, und trug in ihrem Daseyn den Grund ihrer Geltung."

Der Servile. In ihrem Daseyn? Wie lange hat das gedauert?

Der Liberale. „Was ein Mal besteht, soll fort bestehen, eben weil es bestanden und dadurch bewiesen hat, daß es bestehen könne."

Der Servile. Wie hätte diese Constitution bestehen können, in ihrem unversöhnlichen Widerstreite mit den Grundsätzen der Vernunft?

Der Liberale. „Alles Wirkliche ist vernünftig und alles Vernünftige wirklich.

Apologie der Teutschen gegen einen französischen Verläumder.

(Eingesandt.)

Hr. Raoul-Rochette hat sich in seinen Lettres sur la Suisse als einen so grimmigen Feind der Philosophie, der Aufklärung und aller im Lichte der letztern erkannten Wahrheiten erwiesen, daß eine Nation, die mehr als jede andere für die Anfachung dieses Lichtes gethan und in allen Zeiten das menschliche Recht des selbstständigen Vernunftgebrauchs mannhaft behauptet und treulich geübt hat, unmöglich auf seinen Beyfall zählen darf. Man kann aber auch über den Verlust dieses Beyfalls sich trösten, indem er von einem Manne kommt, der durch seine erbärmliche Befangenheit in allem Wahn des Obscurantismus und Ultracismus, auf alle Competenz, um über den sittlichen Werth der Völker eine Stimme zu haben, feyerlich verzichtet. Indessen sind es in unsern Tagen gerade diese befangenen Männer, deren Stimme, am keksten ausgesprochen, in den höhern Kreisen der Gesellschaft am kräftigsten wirkt und so mag auch ein apologetisches Wort, das der Verläumder Raoul-Rochette sich gegen die teutsche Nation erlaubt hat, in diesem teutschen Blatte eine Stelle finden.

„Wie war es möglich, sagt derselbe, daß „Johannes Müller Leser bey dieser teutschen Nation finden konnte, die wir in unseren Tagen in ihrer Tollheit hingerissen sehen zu Neuerungen aller Art, die sich mit ihren Philosophen in den Regionen der abstraktesten Metaphysik verirrt, unter der Leitung noch unwürdigerer Führer auf den Umsturz aller positiven Glaubenslehren ausgeht, und von der Vernunft einen so kläglichen Mißbrauch macht, daß man vor Kurzem bemerkte, wie sie in den erhabensten Ideen die Mittel fand, um die Empörung als Grundsatz und den Mord als Märtyrthum darzustellen."

Es ist in diesen Beschuldigungen so viel Schiefheit, Entstellung der That-Sachen und plumpe Lüge, daß sie eben so wenig einer umständlichen Beleuchtung, als einer direkten Widerlegung werth sind; wenigstens werden teutsche Leser weder die eine noch die andere erwarten. Dagegen mag es die letztern interessiren, wenn wir hier die Fragen wiederhohlen, die ein vaterländisches kritisches Blatt, indem es jenes Angriffs auf teutschen Geist und Sinn gedenkt, dem Angreifer zur Beherzigung vorlegt. „War es die teutsche Nation, so fragt jenes Blatt, die mit dem Beyspiele einer tollen Länder und Völker über und durch einander werfenden Neuerungssucht voran gieng, und kaum jetzt noch ihre Ruhe gefunden hat? Ziemt es einem Franzosen über die Fortschritte der Teutschen in der Philosophie abzusprechen, und kann überhaupt, diese Wissenschaft betreffend, zwi-

schon dem, was in neuern Zeiten, wenn auch mit ungleichem Erfolge, aber darum mit nicht geringerer Geistes-Anstrengung, die Teutschen gethan haben, und den Bemühungen der Franzosen mit Einfluß der von Destutt de Tracy, Degerando, Genty und einigen andern gemachten Versuche, eine Vergleichung Statt finden? Wie hiesse der Franzose, der sich rühmen dürfte, den Weltweisen von Königsberg verstanden zu haben? Hat ihn aber der eine und der andere wirklich in seinem wahren Sinne aufgefaßt, warum mußten denn, eingenommen wie der Franzose für sich selbst und für seine Nation ist, Teutsche und vollends Schweizer mit Abfassung des Artikels Kant in der Biographie universelle und mehrerer anderer vorzüglichen Aufsätze dieses Werks beauftragt werden? Sind (atheistische und naturalistische) Schriften, wie L' homme machine, Le systeme de la nature und ähnliche aus teutschen Federn geflossen? Ist es eines unpartheyischen Mannes würdig, das, was die verstiegene Vernunft eines Einzelnen in Glaubenssachen ausheckte, oder eine Frevelthat, die ein einzelner politischer Fanatiker begangen, oder was einige wenige, zum Theil, noch unbärtige Brauseköpfe, unter Mißbilligung aller Verständigen und Wohldenkenden, in politischer Hinsicht gesprochen oder geschrieben haben, auf Rechnung einer ganzen Nation zu setzen, und diese in ihrer Gesammtheit nach einzelnen Ausweisungen und Abartungen würdigen und ihren politischen, religiösen und sittlichen Standpunkt bestimmen zu wollen? Und wenn vollends von Religion und Sittlichkeit insbesondere die Rede seyn soll, wo fände sich ein teutscher Staatsmann, der verworfen genug gewesen wäre, um die Confessions d un prisonnier du chateau de Vincennes in die Welt zu senden? Und Schriften wie Therese philosophe, Iustine und so manche ähnliche Erzeugnisse eines verwüsteten Kopfes, eines ertödteten sittlichen und religiösen Gefühls, einer zur Raserey verdrehten Phantasie und zur

Blutgier gesteigerten Ausgelassenheit — sind diese giftigen Pilze, diese opprobria des achtzehnten Jahrhunderts aus teutschem Boden hervor geschossen?"

Diese Fragen beantwortet die Geschichte und jeder Blick auf unsere gesellschaftlichen und Cultur-Verhältnisse so klar und entscheidend, daß schwer zu begreifen ist, wie ein Mann wie Raoul-Rochette, dem ein bedeutendes Maß von Geist und Kenntnissen nicht abzusprechen ist, sich gegen die hier so unwiderstehlich erscheinende Wahrheit in solcher Weise verblenden und bethören konnte. Die Sache wird aber aus dem Charakter der Partey erklärbar, der unser Autor angehört, indem dieselbe notorischermassen in ihrem Streben und Wirken unwandelbar die Maximen befolgt, daß, um den von ihr beabsichtigten Zweck, Herrschaft durch Versinsterung, zu erreichen, das Mittel, also auch die Verläugnung und Entstellung der Wahrheit, so wie die Erdichtung sachdienlicher That-Umstände, erlaubt, ja sogar pflichtmässig sey. Wie viel diese Partey für die Förderung ihres Zwecks in ihrer eigentlichen Heymath ausgerichtet, wird die Welt täglich mit Staunen inne. Um so muthiger breitet sich ihre Wirksamkeit auch auf andere Länder aus, und sie erweis't dieselbe hauptsächlich dadurch, daß sie die Völker als unruhig und gottlos denuncirt und über sie das Geschrey erhebt, sie seyen hingerissen von einer wahnsinnigen Neuerungsucht, sie laufen auf den Irrwegen einer verderblichen Philosophie, sie legen Minen unter den Thronen und den Altären an, sie mißbrauchen die Vernunft, und was einzelne politische Schwärmer gethan, sey ein Zeichen der allgemein herrschenden Stimmung. Durch dieses hoffen sie denn Maßregeln zu veranlassen, die die Regierungen und die Völker entzweyen, und den erstern das System, das sie über die ganze Welt verbreiten wollen, als nothwendig begründet in den Umständen und als die sicherste, ja als die einzige Stütze aller Autorität zu empfehlen. Giebt es

aber irgend eine Nation, an der diese ihre Künste zu Schanden werden müßten, so ist es die teutsche, indem das Zeugniß von Jahrhunderten so laut und so ausdrücklich für sie spricht, und der Charakter, den ihr ganzes Leben bewährt, so viele Bürgschaften für ihre Besonnenheit und Treue leistet, daß jeder Versuch, sie zu verläumden, nur auf eine für den Verläumder beschämende Weise endigen muß.

Von der teutschen Sitte Bärte zu tragen.

Man datirt gewöhnlich das Verschwinden der Bärte in Teutschland, nachdem sie seit den ältesten Zeiten für die Zierde des Mannes gehalten worden, aus dem letzten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts. Indessen erfolgte diese Revolution nicht plötzlich; am langsamsten kam sie bey den Geistlichen zu Stande, die, in manchen Gegenden noch in den ersten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts, dieses Costüme, in dem sie ein Zeichen ihrer Würde erkannten, standhaft behaupteten. Endlich siegte auch über sie die Macht der in dem Reiche der Moden herrschenden öffentlichen Meynung, und man sah in Teutland nichts mehr als glatte Gesichter, blos mit Ausnahme der Capuziner und Juden.

Es ist aber zu wissen, daß es schon weit früher Gecken und Zierbengel in Teutschland gab, denen dieser köstliche Haarschmuck des Antlitzes eine Entzierung geschienen, und die deßhalb, wenn sie gleich seine gänzliche Vernichtung nicht wagten, es doch auf ihr Gewissen nahmen, ihn mannigfaltig zu stutzen und zu beschneiden. Dafür traf sie der Tadel und der Spott der Patrioten. Schon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sah sich Sebastian Brand veranlaßt, die Geissel der Satyre über sie zu schwingen, wie er denn in seinem Narrenschiffe zürnt:

> En Ehr war's etwa *) hoben Bärt;
> Das war gar mannlich schön und werth,
> Da ward man auch billig geehrt.
> Jetz hand die wybschen **) Gauch gelehrt
> Und schaben alle Tag die Backen,
> Sie wäschens, daß sie sollen schmacken,
> Und schmirren sich mit Affenschmalz
> Bis an die Augen und den Hals.

*) d. i. der Zeiten.

Genau zweyhundert Jahre später kamen die Bärte der Teutschen in gleiche Noth. Damals schrieb Michael Moscherosch, unter dem Namen Philander von Sittewald seine wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte, worin er die Thorheiten seiner Zeit, besonders das dem teutschen erbthümliche Uebel der Nachäfferey fremder Sitten, mit scharfer Lauge übergießt. In diesem Buche, das noch immer vielen Lesern zur Mahnung und Warnung dienlich seyn könnte, läßt er sich mit grossem Eifer über Mißhandlung der Bärte aus. „Sonst, sagt er, hat man an den Federn den Vogel, am Barte den Mann erkennen mögen. Wie sollte das heut zu Tage noch möglich seyn, wo jeder, je älter er wird, um so mehr seinen Bart stutzen und stümmeln läßt, indem er die Welt und das jugendliebende Frauenzimmer überreden und bethören will, er sey noch ein junger Geselle? Wie viel redlicher hat jener teutsche Schweizer gethan, der da gefragt wurde, warum er einen so langen Bart habe? Damit ich, antwortete er, wenn ich diese Haare ansehe, mich erinnere, daß ich ein Mann sey und kein Weib, und mich Mannsthaten üben und befleissigen soll. — Denn der Bart ziert den Mann und soll ihn anreizen, daß er sich in allem Thun rechtschaffen, tapfer und als ein Mann verhalte. Wie hoch hat es der Hebräer König David empfunden, als ihm Hamnon seine Knechte bescheeren ließ an ihren Bärten; sie waren geschändet vor Israel und allem Volke. Nun ist eure meiste Sorge, so bald ihr Morgens aufgestanden, wie ihr den Bart rüsten und zuschneiden möget, damit ihr für junge Narren und Lappen könntet durchwischen! O ihr Weibermänler, ihr Unhaarige! In den Löffelabzi-

**) d. i. weibischen.

ren höret ihr nicht auf zu zopfen, zu trillen, zu rupfen, bis die Gauchshaare heraus wollen; habet ihr aber endlich durch die Gunst der Natur dieselbe erlangt, so wißt ihr ihnen nicht Marter genug anzuthun, bis ihr sie wieder vertreibet! Ihr Bartstümmler, ihr Barträuber, ihr Bartschinder, ihr Bartschneider, ihr Bartpeiniger, ihr Bartabtreiber, ihr falsche Bartmünzer, ihr Bartverderber, ihr Bartmörder!

Noch war indessen in den Tagen Philanders von Sittewald von gänzlicher Ausrotung der Bärte und reiner Abglättung der Männergesichter keine Rede, aber er fand schon ein grosses Verbrechen und eine schmähliche Abweichung von der alten teutschen Sitte in der blossen Verstümmlung und Berupfung dieses männlichen Schmucks und in den seltsamen Gestalten, die derselbe dadurch annahm, einen willkommenen Stoff für seine heitere Satyre. „Unsere ehrlichen Vorfahren, apostrophirt er seine Zeitgenossen, hielten es für die größte Zierde, einen rechtschaffenen Bart zu haben; ihr aber wollte, nach dem Vorbilde der wälschen unbeständigen Narren, alle Monate und alle Wochen euere Bärte berupfen und bescheeren, ja alle Tage und Morgen mit Eisen und Feuer peinigen, foltern, und martern, ziehen und zerren lassen; jetzt wie ein Zickelbärtel, dann wie ein Schneckenbärtel, bald ein Jungfernbärtel, ein Tellerbärtel, ein Spitzbärtel, ein Entenwedele, ein Schmalbärtel, ein Zuckerbärtel, ein Türkenbärtel, ein spanisch Bärtel, ein italienisch Bärtel, ein Sonntagsbärtel, ein Osterbärtel, ein Stutzbärtel, ein Trutzbärtel u. s. w.“

In unseren Tagen ist des Mannesschmuck in Teutschland wieder zur Ehre gekommen, und die glatten Gesichter sind in die Acht verfallen. Um deßwillen würden aber Sebastian Brand und Philander von Sittewald sich bey weitem noch nicht mit uns versöhnt halten. Denn es fehlt viel, daß der wahre mannhafte teutsche Bart bey uns in sein altes Recht getreten wäre;

im Gegentheile sehen wir, wie bey dem einen ein Jungfernbärtel, bey dem andern ein Zuckerbärtel und bey dem dritten ein Enten-Wedele seine Stelle usurpirt, und so gilt auch die Warnung des letzt genannten Satyrikers: „indem ihr euch der rechten Bärt und Knebel schämet, werdet ihr noch gar zu Bengeln werden.“

Literatur.

1) Von dem schönen Kunstwerke Gallerie der edlen Regenten Baierns, von Johann Sebald Baumeister, ist das zweyte Heft erschienen, das, wie das erste, welches in Nr. 18. 1820 dieser Blätter angezeigt worden, 2 in Sammtmanier gestochene und in altteutschem Geschmacke en quache ausgemahlte Köpfe, begleitet von kurzen biographischen Notizen, enthält. Auch in diesen Darstellungen bewährt der Künstler, wie in den frühern, sein Talent in Behandlung alterthümlicher Gegenstände, so wie Zartheit und Fleiß in der Ausführung. Die in diesem Hefte dargestellten baierischen Regenten reichen von Bernhard, König in Italien und Baiern, bis auf Otto III., Pfalzgrafen von Baiern, der zuerst den Namen eines Grafen von Wittelsbach führte.

2) Die Schicksale der alten und neuen Cortes von Spanien, durch Ernst Münch. Erster Band. 266 S. 8. Stuttgart, Metzler, 1824. Dieses Buch enthält eine mit teutschem Fleiße, aus den besten Quellen geschöpfte, in liberalem Geiste und kräftiger Manier bearbeitete Darstellung des Kampfes, den in Spanien, seit den Zeiten des Mittelalters bis auf unsere Tage, das Repräsentativsystem und der Absolutismus gegen einander geführt und der besonders in unsern Tagen durch die heftigsten Anstrengungen und die überraschendsten Resultate die gespannte Aufmerksamkeit des Zeitalters erregt hat. Das erste Buch schildert die Verfassung und Gesetzgebung Spaniens in der Urzeit und im Mittelalter und das zweyte in den Zeiten Karls V., mit dem dritten Buche aber beginnt die Geschichte der neuern Cortes, die im vierten Buche bis zu der Revolution von 1820 und dem Einzug des Nationalheers in Cadix fortgeführt wird. Ein zweyter Band wird die folgenden Ereignisse bis zu dem abermaligen Siege des Absolutismus darstellen und das Werk beschliessen. Leser, die auf dem wissenschaftlichen Standpunkte stehen, werden in der ältern Geschichte da und dort die genaue Darstellung der konstitutionellen Gesetzgebung und ihre Entwicklung aus dem Gange der Begebenheiten vermissen; desto genügender aber ist die neuere Geschichte seit dem Aufstande gegen die napoleonische Dynastie behandelt, und ihre Lektüre wird für jeden theilnehmenden Beobachter der Zeitereignisse um so interessanter und lehrreicher, da sie so viel Licht über die Kunden verbreitet, die das staunende Europa nun täglich aus der unglücklichen Halbinsel erhält, und da, wie der Verf. sagt, der Anblick dieses Gemäldes uns unaufhörlich daran erinnert, daß in den Extremen der Parteyen kein Heil, und in dem Wahnsinn, der hier der Freyheit der Völker und dort dem urkundlichen Recht, im einseitigen Siegesrausche flucht, kein Segen für die Menschheit zu finden sey.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



21. August. 34. 1824.

So lang ein edler Biedermann
Mit einem Glied sein Brod verdienen kann,
So lange schäm' er sich, nach Gnadenbrod zu lungern!
Doch thut ihm endlich keins mehr gut,
So hab' er Stolz genug und Muth,
Sich aus der Welt hinaus zu hungern!

Bürger.

Probe aus den Strafpredigten des Casimir Mohrenbleicher.

Daß die liberalen Ideen auf dem Punkte stehen, einen allgemeinen Bankerot zu machen, und daß sie durch keines der Nothmittel, durch welche wankende Häuser in solchem Falle sich sonst zu helfen wissen, auch nur auf kurze Zeit zu retten seyen, davon bin ich, nicht erst seit der Uebergabe von Cadix, sondern geraume Zeit länger überzeugt. Denn wenn zwey miteinander streiten, so kann man dem, auf dessen Seite das höhere Maaß von Klugheit und Thätigkeit ist, immer mit ziemlicher Sicherheit den Sieg prophezeyen, zumal wenn sich der Gegner dem Wahne überläßt, die innere Stärke seiner Sache bedürfe zu ihrer Unterstützung keiner menschlichen Nachhülfe, und die Künste der Politik seyen ihrer unwürdig. Die liberalen Männer und Jünglinge haben immer gesungen und gesagt, es stehe ihnen ein unüberwindlicher Bundsgenosse zur Seite, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, der Geist der Zeit. Wir haben gesehen, wie dieses Vertrauen getäuscht worden, und wie man weit besser thue, seine Trutz- und Schutzmittel in reichlich gefüllten Goldsäcken und wohlversehenen Arsenalen und Magazinen zu suchen, als in der Geisterwelt. Unsre Alten haben oft, in grossen Bedrängnissen, durch Andachtsübungen und Zauberformeln, zu der letztern ihre Zuflucht genommen, und sie sind dadurch nicht selten unser Spott und unser Gelächter geworden. Aber es ist eine Frage, ob der Aberglaube grösser ist, wenn er die Geister des Himmels und der Hölle beschwört, oder wenn er sich beredet, der Geist der Zeit sey stärker, als Kanonen und Bajonette?

Unterdessen ist an der Sache etwas Wahres. Wer will oder verficht, was den Ansichten und Wünschen der Mehrheit zusagt, hat die Partie der öffentlichen Meynung, und diese Partie ist nicht zu verachten; wenigstens schafft sie einen Vortheil, der mit Vorsicht und Thätigkeit benützt, zu entschiedener Ueberlegenheit führen kann. Aber es ist nicht zu übersehen, daß es nichts Wandelbaeres giebt, und nichts mehr von den Umständen abhängt, als die menschlichen Meynungen, selbst ohne Ausnahme der sogenann-

ten öffentlichen. Denn eigentlich meynt der Mensch nur das, was ihm als zuträglich oder nützlich erscheint, und was seiner Eitelkeit oder seinem Eigennutz schmeichelt; hat er aber auch eine Meynung auf dem Wege der Prüfung ergriffen und ist sie in ihm zur vernünftigen Ueberzeugung geworden, so wird er sie in dem Augenblicke aufgeben, oder wenigstens sorgsam verbergen, in dem er sie in die Acht verfallen oder ihre Bekenner verfolgen sieht. Hieraus ergiebt sich von selbst der in unsern Tagen nicht immer in gehöriger Klarheit gedachte Begriff, daß die Meynung der Mehrheit einer Unternehmung nur dann zur Stütze werde, wenn sie mit Kraft und Erfolg durchgeführt wird, und daß im politischen Leben nicht diejenigen Meynungen die Entscheidung geben, welche den Ereignissen vorausgehen, sondern die, welche ihnen nachfolgen.

Keine Zeit hat diese Bemerkungen so auffallend bestätigt, als die unsrige. Napoleon lud den Haß der Völker auf sich, indem er die Macht mißbrauchte, die seine Siege ihm verschafft hatten. Dieser Haß bewaffnete ganz Europa gegen ihn, und da die Waffen mit Einsicht, Uebereinstimmung und Treue geführt wurden, gieng er, sammt dem Werke seines Lebens unter. Man sprach damals viel von der Ueberlegenheit der moralischen Kräfte über die physischen; aber daß die Masse und die verständige Lenkung der letztern den Ausschlag gab, bewiesen die folgenden Ereignisse. Napoleon kam ein Jahr später, mit einer Handvoll Grenadiere von Elba zurück, und setzte sich nach einem Marsche von wenigen Tagen, und ohne daß eine Seele ihm Widerstand geleistet hätte, auf den von seinem Vorweser verlassenen Thron. Dieses Wunder war nur dadurch möglich, daß die allgemeine Meynung sich für ihn erklärt hatte; aber es bedurfte nur eines Tages, des blutigen bey Waterlo, und dieselbe Meynung erklärte sich gegen ihn, und äusserte auch nicht einen Hauch von Mißbilligung, als die siegende Macht ihn an die Felsen von Sanct Helena schmiedete. So konnte es doch auch nur in Gemäßheit einer herrschenden nationalen Stimmung geschehen, daß die Spanier, die Neapolitaner und die Portugiesen die Verfassung der Cortes beschworen; aber alle diese Völker nahmen ihren Schwur zurück, als es darauf ankam, für die Behauptung desselben einige Opfer zu bringen. Eine solche Bewandtniß hat es in unsern Tagen mit der öffentlichen Meynung und mit ihrer angestaunten Macht, und wer sein Heil von dem Geiste der Zeit erwartet, wird von ihm nicht minder an den Stock geführt, als unsre Alten, welche Bündnisse mit dem Satan schlossen, und am Ende nichts als Rauch und Gestank zum Preise erlangten.

Daß man auch in der lautesten und feindseligsten Opposition mit jenem Geiste und mit der Meynung, die von ihm ausgeht, gewaltig und ruhmvoll und sicher regieren könne, hat Napoleon durch sein Beyspiel so glänzend erprobt, daß über die Sache gar kein Streit mehr seyn sollte. Er fand, als er den Thron bestieg, die Welt von den liberalen Ideen erfüllt, die im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts der Glaube der Völker geworden waren. Ganz Europa war in Bewegung gekommen, um sie zu realisiren; auf allen Dächern wurden sie gepredigt, als ein neues Evangelium; wer ihnen widersprach, empfieng das Siegel der Schande; tausende hatten für sie geblutet. Da streckte Napoleon seinen eisernen Herrscherstab über die Länder aus, erklärte jene Ideen für Träume, und seine unbeschränkte, auf das Recht der Eroberung begründete Gewalt, so wie den schweigenden Gehorsam seiner Unterworfenen für die Grundfesten des Staats; die Welt aber verstummte zu seinen Füßen. Da ward erkannt, wie fest der Glaube dieses Geschlechtes wurzle, und welche Opfer für ihn zu bringen es bereit sey. Napoleon hat später versichert, sein Widerstreben gegen die Ideen des Jahrhunderts habe ihn um

seinen Thron gebracht. Das war ein Irrthum. Er scheiterte, wie alle Gewaltherrscher vor und nach ihm, an dem Hasse, den er durch den unerträglichen, auf die Regenten und die Völker gelegten Druck, erregt hatte. Als denn sein Schiffbruch erfolgt war, traten die alten, zur Gewohnheit gewordenen, auf eine verdrüßliche Weise zurückgehaltenen Ideen in den Völkern wieder hervor, ohne daß jedoch die letztern mehr Muth gehabt hätten, sie gegen spätere Angriffe zu vertheidigen, als gegen die frühern.

Was wird uns hieraus, in Beziehung auf den Charakter unsrer Zeitgenossen und auf den Preis der ihnen vor dem ernsten Tribunale der Sittlichkeit gebührt, ersichtlich? Ich sage kein Wort über den Gehalt oder die Begründung der Ideen, zu denen sie sich ein Mal bekannt haben; sie waren ihr geistiges Eigenthum und ihr Glaube geworden; sie priesen sie als eine Offenbarung Gottes; sie achteten sie als die Grundlagen und Bedingungen der menschlichen Freyheit und Glückseligkeit; sie mußten sich für verpflichtet halten, ihnen unter allen Umständen getreu zu bleiben, sie gegen ihre Widersacher zu vertheidigen und Jeden, der zum Verräther an ihnen wurde, für einen Feind ihres Geschlechtes zu erklären. Es war unmöglich, daß sie ein so fest und zuversichtlich behauptetes System änderten; wenn sie nicht auf dem Wege der Ueberzeugung zur Erkenntniß seiner Unhaltbarkeit gekommen waren. — Aber gleich der Wetterfahne auf dem Dache drehte der Wind der Ereignisse sie hin und her; die Meynungen wechselten mit den Vortheilen, die sie gewährten und mit den Gefahren die sie drohten; man hörte aus demselben Munde Segen und Fluch über dieselbe Sache aussprechen, je nachdem die Macht oder die Ohnmacht ihre Partie ergriffen hatten; es galt für die höchste Thorheit, etwas zu wagen für seine Ueberzeugung und für ein Verdienst klüglich zu schweigen; das Rechte und Wahre verschwand im allgemeinen Treiben auf das Nützliche; es gab eigentlich keine herrschende Meynung mehr als die, daß man sich immer zu der siegenden Fahne halten müsse.

Diese Züge sind hinreichend, um das Bild unserer Zeitgenossen in seinen Umrissen darzustellen, — dieses charakterlosen, feigen, wetterwendischen, aller sittlichen Selbstständigkeit und Würde entblößten Geschlechtes, das im steten Jagen auf Genuß und auf die Mittel, die Genuß gewähren, sein schmähliches Leben verbringt, — lediglich bewegt durch die Motife des Eigennutzes, taub geworden ist für die Stimme der Pflicht, und Alles, selbst das Heilige, zur feilen Waare macht, wenn es dagegen Geld, Protektionen und Ehrenstellen eintauschen kann; — dieses Geschlechtes, das sich brüstet mit seiner intellectuellen Bildung, während es an Wunderthäter, Propheten und Inspirirte glaubt, und den Geist der Wissenschaft durch idealistische und mystische Träume austreibt, — das von Gott und göttlichen Dingen in andächtigen Phrasen spricht, während sein Leben eine stete Gotteslästerung ist; — das sich für mündig hält, während es jeden Zaum in sein Gebiß nimmt, den der seinem Eigennutz und seiner Eitelkeit schmeichelnde Trug ihm anlegt; — das seinen Götzen heute vom Altare stößt und morgen triumphirend wieder auf denselben erhebt; — dem jede großmüthige und edle That zum Aergerniß und jedes muthige Bekenntniß innerer Ueberzeugung zur Thorheit geworden; — dem der vollendete Egoismus sein Gesetz und die Aussicht auf sinnlichen Genuß sein Evangelium ist.

Wen könnte dieses Geschlecht, wenn ihm die Zeit drückend, die bürgerlichen Formen unbequem und seine Hoffnung zur Täuschung geworden sind, anklagen als sich selbst? — Ihr fordert bürgerliche Freyheit, als ob bürgerlich frey werden könnte, wer in moralischer Sklaverey verstrickt ist. Ihr jammert über die Lasten, die auf euch liegen, und die schwersten leget ihr euch selber auf. Ihr schreyt über die Abgaben, die der Staat von euch fordert, und doch zeigt

ihr dem Staate täglich in eurer Prunksucht und in euerm Wohlleben, daß ihr des Geldes im Ueberflusse habt. Ihr klaget eure Repräsentanten der unbürgerlichen Gesinnung an, und doch sind sie die Männer eurer Wahl. Ihr wißt viel von dem Unrecht zu reden, die die willkührliche Gewalt übt, und doch hat sie alle ihre Gehülfen in eurer Mitte gefunden. Ihr macht Satyren auf den Uebermuth der Grossen, den ihr erregt und nährt, durch eure Kriecherey. Ihr fordert Freyheit der Rede und der Schrift, während ihr sie denen verweigert, die nicht eurer Meynung sind. Ihr wollt eine vernunftmässige bürgerliche Gesetzgebung, und unaufhörlich verhöhnt ihr durch euer Leben die sittliche. Von wem gälte mehr als von euch das zürnende Wort das Sieyes in der Mitte der französischen Nationalversammlung ausgesprochen hat: Sie wollen frey seyn, und wissen nicht gerecht zu seyn!

Und in der That, so lange ihr das letztre nicht seyd, werdet und könnet ihr das erstere nie werden. Es sind auch nicht die Finsterlinge und Aristokraten, euere Zeitgenossen, die euch um diese Freyheit bringen; alle ihre Ränke und Gewaltstreiche würden vergeblich seyn, wenn nicht ein für sie wohl vorbereiteter Boden vorhanden wäre; dieser Boden aber ist in eurer Gesinnung, und seine Zubereitung für den bösen Samen ist euer eigenes Werk. — Warum klaget ihr euere Fürsten an? Können sie euch gewähren, was ihr zu empfangen und zu genießen unfähig seyd? — Warum schreyt ihr über die Strenge ihrer Gewalthaber? Würdet ihr an deren Stelle edler und gerechter handeln? — Warum beschweret ihr euch über das Verstummen eurer Weisen? Habt ihr je auf ihr Wort gehört? Habt ihr euch je bereitwillig bewiesen, von der Martyrerkrone, die ihnen dargeboten worden, auch ein Blatt für euch hin zu nehmen? — Es wiederfährt keinem Volke und keiner Zeit, als was sie verdienen. Euch aber in eurer Entartung und in euerm Verderbniß kann nichts heilsameres wiederfahren, als daß ihr von gerechten Regierungen, unter Rücksprache mit den Weisen, die noch unter euch sind, und die, so Gott will! unter euch nicht aussterben werden, in ernste sittliche Zucht genommen werdet. Ich glaube nicht, daß an euch diese Zucht viel verfangen dürfte; aber sie wird bildend und veredelnd für das Geschlecht seyn, das euch nachfolgt; und erreicht sie denn an diesem den edlen Zweck, den sie bezielt, so wird dasselbe erlangen, um was ihr euch, in thörichtem Widerspruch mit euch selbst, vergeblich abmüht, und wessen ihr eben so wenig fähig als werth seyd, — bürgerliche und politische Freyheit unter väterlichen und gerechten Regenten.

Ueber den ökonomischen Zustand des teutschen Landmanns.

Es ist kürzlich in einer teutschen Ständeversammlung gesagt worden: „Es sey nicht gerathen, „das Klagegeschrey über den gesunkenen Zustand „des Landmanns immer zu wiederhohlen und zu „verewigen. Der Zustand desselben werde noch „tiefer herabgesetzt, als er wirklich sey. Da„durch werden dem Landmann vollends die Mit„tel entzogen, wieder empor zu kommen, denn „so könne er nie wieder Credit finden.“ Diese Worte haben grosse Sensation erregt; nicht weil sie eine überraschende Wahrheit enthalten, sondern weil sie unerwartet und fremdartig in einer Versammlung erklangen, deren eigentliche Aufgabe darin besteht, den Zustand des Volks, das sie vertritt, und überhaupt jedes öffentliche Uebel in seiner wahrhaften Gestalt darzustellen. Was wollen gute Regenten, indem sie ihre Unterthanen in deren Repräsentanten um ihre Throne versammeln, anders vernehmen, als Wahrheit? Das Zeugniß der Wahrheit in dieser Weise gefordert, erträgt aber keine Verheimlichung und keinen Rückhalt, und es darf und soll so oft wiederhohlt werden, als es Noth ist. Es muß

der Nachhall der Stimme seyn, die durch das Land tönt, und es muß diese Stimme rein und treu wieder geben.

Diese Treue fordert aber auch, daß die Darstellung der bestehenden Uebel nicht übertrieben werde. Es wäre deßhalb sehr zu tadeln, wenn in der besagten Landesversammlung der Zustand des Landmanns tiefer, als es der Wahrheit gemäß ist, herab gesetzt oder nur mit zu grellen Farben geschildert worden wäre. Wir wissen nicht, ob dieß in der That geschah; aber das wissen wir, und leicht kann Jeder, der da will, es inne werden, daß der teutsche Landmann seit einer Reihe von Jahren in den traurigsten Nothstand versunken ist, weil er sein Gewerb nicht nur nicht ohne Nutzen, sondern mit mehr oder weniger unvermeidlichen Verlust betreibt, daß dieser Nothstand mit jedem Tage drückender wird, weil er ohne Hoffnung einer bessern Zukunft fortdauert, und daß es schwer ist, ohne Aengstlichkeit von demselben zu reden, da er gerade diejenige Volks-Klasse, die durch ihre Masse und durch ihre Wichtigkeit in dem gesellschaftlichen Körper die Basis aller andern ist, mit einer allgemeinen Verarmung bedroht.

Es giebt, wie wir gesehen haben, Leute, die das Daseyn dieses Nothstandes oder wenigstens seine Ausbreitung und seine Tiefe bezweifeln. Ihr, die ihr solchen Zweifel nähret, schlaget die Register der Kassenbeamten nach, und berechnet die ungeheuern, von Jahr zu Jahr anschwellenden Ausstände, die in denselben aufgeführt sind, — fraget die Gläubiger der Bauern und die Handwerksleute, die ihnen arbeiten, — zählet die Vergantungen und Verkäufe, die in den Wochen-Blättern bekannt gemacht werden, und wegen Werthlosigkeit der Güter häufig unbeendigt bleiben, — gehet hinaus auf die Dörfer und sehet, wie die Steuerexekutoren, um, wo kein Geld ist, sich ihres Lohns zu versichern, die Henne mitnehmen, die doch der Familie noch täglich ein Ey gelegt hat, wie das Vieh aus den Ställen verkauft wird, um die Forderungen der Juden zu befriedigen, denen man durch die Noth tributär geworden, und wie der Wucher am Unglück nagt und die Verzweiflung zur Lüderlichkeit treibt, — und wenn dieß alles euere Zweifel noch nicht löst, so fragt die Gutsherrn, und die Geistlichen, und die Landbeamten und wer sonst in täglicher Berührung mit dem Volke steht, und sie werden euch beweisen, daß es unmöglich sey, im galanten Styl von dem Zustande des teutschen Bauern zu reden.

In welchem Style man aber auch davon rede, so thut es der wahrhafte und patriotische Mann nicht als ob er dadurch den Regierungen einen Vorwurf machen, oder Mißvergnügen gegen sie erregen wollte, sintemal er wohl weiß, daß das Uebel ein Erzeugniß der Zeit ist, dem vorzubeugen oder das plötzlich zu beseitigen in keiner menschlichen Macht, also auch nicht in der der Regierungen steht. Aber wenn man jenes Uebel, während unmöglich ist, es zu läugnen, verheimlicht und verschleyert, oder davon zu reden, für verfänglich erklärt, versetzt man die Regierungen in eine Täuschung, durch die die pflichtmässige Achtung verletzt wird, die man ihnen schuldig ist, und in der sie in die Gefahr kommen, das öffentliche Vertrauen zu verlieren, weil sie versäumen, zur Milderung der herrschenden Noth wenigstens das zu thun, was sie können, und was das bedrückte Volk billiger Weise von ihnen erwartet.

Das Unglück, unter dem in diesen Tagen der Landmann auf dem größten Theile des europäischen Continents seufzt, ist keine Folge der Ungunst der Natur, die im Gegentheile seine Mühe durch Hervorbringung ihrer Produkte, reichlich lohnt; aber dieser Lohn geht für ihn in dem niedrigen Stande der Preise verloren, um welche er die Erzeugnisse seines Bodens und seines Stalls abzusetzen genöthiget ist. Dieß wäre kein Unglück, wenn dasselbe Verhältniß der Preise auch bey den Bedürfnissen des Landmanns Statt

fände. Aber hier ist es umgekehrt. Was er zu verkaufen hat, ist, in Vergleichung mit erträglichen Zeiten, um die Hälfte des Geldwerthes gesunken; was er aber bedarf, es heisse, wie es wolle, steht noch auf der alten Höhe. Der Nachtheil ist begreiflich, in den er dadurch geräth; er wird aber noch um so viel grösser durch die Ansprüche, die der Staat an seinen Beutel macht, und die, nach den Anstrengungen und Erschöpfungen, in die seit dreyßig Jahren alle Regierungen hineingezogen worden sind, unvermeidlich sehr gesteigert werden mußten. Die Feudal-Abgaben, die er in Ackerbau-Produkten leistet, vermehren jenen Nachtheil nicht; die Verhältnisse des Gebers und Empfängers bleiben sich gleich. Aber indem er gehalten ist, die direkten und indirekten Steuern, die Korporationsabgaben und die Belohnungen und Taxen für seine Rechtsgeschäfte in klingender Münze zu entrichten, stellt sich das Verhältniß zu seinem Verluste, weil sein Erwerb an klingender Münze, wegen des pekuniäiischen Unwerths seines Produkts, so gering ist, daß er, in der Unmöglichkeit von diesem Erwerbe die ihm obliegenden Verbindlichkeiten zu erfüllen, in die Nothwendigkeit kommt, das Deficit durch Angriffe auf den Grundstock, die gewöhnlich durch Geldaufnahmen realisirt werden, zu decken. Dieses Nothmittel aber führt unvermeidlich zur allmählichen Verarmung und endlich zum Untergange der Familien. Zu demselben Ziele aber müssen eben so schnell theilweise Veräusserungen des Grundbesitzes führen, weil der Capital-Werth desselben von dem Käufer nicht andrers als nach der Summe seiner Gold-Rente berechnet werden kann.

Diese Thatsachen und Nachweisungen sind unbestreitbar, und es giebt keine Land-Gemeinde und keine einzige bauerschaftliche Familie, in der sie nicht mehr oder weniger ihre Bestätigung fänden; aber sie sind auch sehr beunruhigend, indem sie uns einen Zustand enthüllen, dessen Fortdauer für das allgemeine Wohl und für den Bestand unserer gesellschaftlichen Verhältnisse sehr verderblich werden muß. Von einem solchen Zustande zu reden, muß aber jeder patriotische Mann durch sein Gewissen und durch sein Herz sich getrieben fühlen, und er muß sich verpflichtet achten, wie auch Halbheit und Engherzigkeit bey seiner Rede sich gebärden, diesem Gefühle zu folgen, weil aller Uebel Heilung damit beginnt, daß der Mensch zur Erkenntniß ihres Daseyns, ihrer Erscheinungen und ihrer Verderblichkeit kommt.

Martin Crusius und die Griechen.

Tzschirner *) sagt: „man werde es nach „zehn Jahren kaum zu begreifen wissen, wie „die Theilnahme an der Sache der „Griechen für eine Anzeige revolutionä„rer Gesinnungen habe erklärt werden kön„nen, indem zwischen dem Versuche, sich von ei„nem fremden, die Unterjochten nie als sein „Volk, sondern nur als zinsbare Sklaven betrach„tenden, ein tyrannisches Regiment übenden, „Herrscher loszumachen, und der Empörung ge„gen einen angestammten, nationalen und recht„mässigen König, nicht die mindeste Aehnlichkeit „Statt finde." Diese Aeusserung spricht eine von allen Unbefangenen anerkannte Wahrheit aus. Aber die große Zahl der Befangenen behauptet noch immer keck und beharrlich ihr entgegen, die Griechen seyen Rebellen gegen eine rechtmässige Obrigkeit und wer für ihre Sache sich interessire, theile sich in seiner Gesinnung in ihre Schuld. Durch diese Anklage sind viele wackere Leute in ein böses Geschrey gekommen, und mehrere die früher glaubten, Gott damit einen Dienst zu thun, daß sie das Wort für die Griechen nahmen, sind in ein tiefes Verstummen versunken.

---

*) in seiner Schrift: Die Gefahr einer teutschen Revolution S. 23.

Wenn in solche Anklage auch die Todten verfallen können, so müßte sie vor allen den wackern Annalisten des schwäbischen Volkes Martin Crusius treffen, der im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts der Beschützer, Fürsprecher und Anwald der Griechen in Teutschland war, und nicht ermüdete, den christlichen Völkern den Druck kund zu thun, den die türkische Grausamkeit auf sie legte und sie ihnen zum Bestand und zur Hülfe aufzurufen. Würde wohl er, mit solcher thätigen Liebe und mit solchem christlichen Eifer, bey den Zeichen, die in unsern Tagen im Orient aufgegangen und bey den Gräueln, die daselbst verübt worden sind, sich unter die Zahl der gleichgültigen Zuschauer gemischt haben?

Das Studium der Sprache und der Literatur der alten Griechen hatte dieses Interesse für ihre Enkel in ihm erregt. Dieß Studium war von ihm zur Aufgabe seines Lebens gewählt worden. Beynahe ein halbes Jahrhundert hindurch erklärte er in Tübingen in täglichen Stunden griechische Prosaiker und Poeten, und erläuterte in grammatischen Vorlesungen den Mechanismus und den Geist der Sprache. Aus allen Gegenden Teutschlands und aus den Nachbarländern kamen Jünglinge herbey, um ihn zu hören. Als er seine Vorlesungen über den Homer eröffnete, mußte der Hörsal erweitert werden. Seine griechische Grammatik wurde öfters wieder aufgelegt und in vielen Schulen eingeführt. So lieferte er auch mehrere Uebersetzungen in diese seine Lieblingsspeache und eine Menge kleiner Abhandlungen über griechische Litteratur. Seit dem Jahre 1565 hatte der fromme Mann, der ein sehr fleißiger Kirchengänger war — was dem Vernehmen nach nicht alle Universitäts-Lehrer der neuern Zeit seyn sollen — angefangen, alle von ihm angehörten Predigten griechisch nachzuschreiben, indem er das Papier auf dem Knie auflegte. Er brachte auf solche Art eine Sammlung von 7000 griechischen Predigten zusammen. Im Jahre 1603 gab er eine Auswahl derselben in einem tüchtigen Folianten, unter dem Titel Corona anni heraus. Die übrigen werden noch iezt in der Universitätsbibliothek zu Tübingen handschriftlich aufbewahrt.

Seine Verbindungen mit den Griechen, in den dem türkischen Scepter unterworfenen Ländern zu beyden Seiten des Hellespont, begann im Jahre 1573, als der Kaiser Maximilian II. in der Person des Freyherrn von Ungnad einen Gesandten an den Sultan Selim II. abschickte. Stephan Gerlach, der nachher unter den Tübingischen Theologen eine ausgezeichnete Stelle einnahm, begleitete die Gesandtschaft als Prediger, und diese Gelegenheit benützte Crusius, um im Namen der Universität, ein Schreiben an den Patriarchen Jeremias in Konstantinopel gelangen zu lassen und ihm zugleich eine griechische Uebersetzung der Augsburgischen Confession zu übermachen. Die freundlichen Gegenäusserungen des Patriarchen veranlaßten einen lebhaften Briefwechsel, bey dem die Tübingischen Theologen die Absicht hatten, eine Annäherung der griechischen Kirche zu der ihrigen zu bewirken. Diese Absicht wurde zwar verfehlt, und die auf sie zielenden Mittheilungen hörten auf. Um deßwillen brach aber Crusius die Verbindungen nicht ab, die er bey dieser Gelegenheit angeknüpft hatte; im Gegentheile erweiterte er sie immer mehr. Er erhielt Briefe aus allen Provinzen des türkischen Reiches. Selten reis'te ein Grieche durch Teutschland, der nicht seinen Weg über Tübingen genommen hätte; viele kamen ausdrücklich herbey, um den bewäheten Freund ihres Volkes zu besuchen; im Jahre 1587, ward dem letztern sogar die Freude den Patriarchen Gabriel aus Bulgarien daselbst zu sehen. Auf diese Art erwarb sich Crusius eine Menge unbekannter Notizen von dem Zustande des alten und neuen Griechenlands und befestigte und erweiterte immer mehr seine Kenntniß des Vulgar griechischen, das vor

ihm auf teutschem Boden fremd gewesen war. Das Wichtigste, was auf diesem Wege zu ihm gelangte, brachte er in eine Sammlung, die er unter dem Titel Turco-Graecia (Basel Fol. 1584) herausgab, und die in Beziehung auf das Neue und Seltene, was in ihr geliefert ist, für die gehaltvollste aller seiner Schriften gelten kann. Eine wiederholte Durchsicht dieses Werks müßte eine reiche Ausbeute höchst interessanter Bemerkungen über den türkischen Despotismus, seine Geschichte und seine Erscheinungen gewähren, die, unter den jetzigen Umständen, dem Publikum mitgetheilt, für dasselbe sehr aufklärend, lehrreich und anziehend seyn würden. *)

So fühlte, wirkte und lebte der gute Crusius für das Volk, das ihm zur Liebe geworden war, und sein Zeitalter, argloser und frömmer in seinen Ansichten, als das jetzige, sah in diesem Wirken eine schöne Erweisung seines christlichen Sinnes und schrieb es ihm zu grossem Lobe an. Dasselbe Lob erkennt ihm auch die gerechte Nachwelt zu; und wäre sein Name und sein Leben den Griechen kund gewesen, die vor einiger Zeit, den Weg durch Teutschland in ihr Vaterland suchend, durch Tübingen zogen, sie würden nicht versäumt haben, ein neues Zeichen dankbarer Liebe auf sein Grab zu setzen.

*) Ueber Martin Crusius und seine Schwäbischen Annalen in J. G. Pahls Herda Bd. IV. S. 213. ff.

Da der anonymisch eingesandte Aufsatz: Die akademische Jugend in Teutschland betitelt, wie dessen Verfasser will, unverändert nicht abgedruckt werden kann, so wird um die Anzeige der Addresse gebeten, unter der er wieder zurück zu senden wäre.

Neue Bücher.

In der Ritter'schen Buchhandlung in Gmünd ist ganz neu zu haben:

Eith, G., Andachtsbuch für Gebildete mit 6 prächtigen Kupfern. 8. 3 fl.

Eith, G., auf Belinpap. mit illum. Kupf. 8. 4 fl. 30 kr.

Goffine, R. P., christkathol. neu eingerichtetes, verbessertes, nach dem römischen Meßbuche berichtigtes, und merklich vermehrtes Unterrichtungsbuch oder kurze Auslegung aller sonn- und festtäglichen Episteln und Evangelien sammt darausgezogenen Glaubens- und Sittenlehren. 2 Thle. gr. 8. 1 fl. 15 kr.

Kempen, Th. v., vier Bücher von der Nachfolge Christi sammt den Anwendungen und Gebeten des P. Gonnelinu. 8. 45 kr.

Krapf, J. A., die Schule der wahren Frömmigkeit und Berufstreue, besonders für Seelsorger des 19ten Jahrhunderts. Oder Lebensgeschichte des heil. Franz von Sales. 2te Aufl. verbessert von S. Buchfelner. 8. 1 fl.

Lehren und Warnungen, (heilsame, christliche) für die Jugend in Beziehung auf Leben, Gesundheit und körperliches Wohlseyn Ein nützliches Lehr- und Preisebuch für die Schulen. 8. 30 kr.

H-fl, J. A., Lesebuch für die katholische Sonntags-Schul-Jugend in- und ausser der Sonntags-Schule. 8. 36 kr.

Nützlichste, das, aus den Schriften der heil. Väter und der alten Weisen; oder Handleitung zum Himmel des grossen Cardinals Joh. Lama. Aus dem Latein. von S. Buchfelner. 12. 36 kr.

Stöckl, J. B., ein Gebetbuch nach Wunsch, oder der betende Katholik Eins mit dem Priester und auch Besonders für sich selber in und ausser der Kirche. 2te Aufl. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Sturmlerner, G. Fr., Zierde der Tochter Sion. Unterrichte und Andachten für Jungfrauen. 8. 48 kr.

— — Andacht aller Andachten, 33 heil. Meßübungen. Mit 1 Kpf. 8. 30 kr.

— — kernhafte Andachtsübungen zum allgemeinen Gebrauche für kathol. Christen. Mit 1 Kupf. 8. 36 kr.

Waidel, A. A., Schätze aus den Schriften des heil. Augustinus. Zu Andachtsübungen und zur Erbauung. 8. 1 fl. 12 kr.

— — Die Weisheit in Sprüchen der Heiligen. 8. 1 fl. 30 kr.

Bey J. E. Schönbrod, Kanzley-Buchdrucker und Buchhändler in Ellwangen, sind ganz neu zu haben:

Leuchsenring, W. L. F. C., die einfache und doppelte Buchhaltung, auf eine ganz neue und leicht zu begreifende Art in Fragen und Antworten, nebst Mustern eines einfach und doppelt gehaltenen Journals, und eines einfach und doppelt gehaltenen Hauptbuchs. 4. 1 fl. 30 kr.

Metzlers Naturgeschichte, angewandte, für die bürgerliche Mädchenschule zu Habsthal. 8. 2te Aufl. 48 kr.

— — Fr. Xav., Versuch eines Leitfadens zur Abhaltung zweckmässiger medicin. Topographien. Mit 3 Kupfert. 8. 2te Auflage. 1 fl. 48 kr.

— — Versuch einer medizinischen Topographie der Stadt Sigmaringen mit Kupf. 8. 5 fl. 24 kr.

Seelen-Balsam (heilsamer). Ein Gebet- und Unterrichtsbüchlein für Kinder und junge Leute. Mit 4 Kupf. 12. 24 kr.

Sturmlerner, Fried., Weg des Mannes in seiner Jugend. Unterricht und Andacht für Jünglinge. 8. 48 kr.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



28. August. 35. 1824.

Mit dem Schwerte sey dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frey im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust;
Das Geschwätz der Städte soll er flieh'n,
Ohne Noth von seinem Heerd nicht zieh'n;
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht,
Das ist Adels alte Sitt' und Recht.

Friedrich Schlegel.

Der teutsche und der französische Adel.

Was irgend in dem sittlichen Leben besteht, ist ewigem Wechsel unterworfen. Die Begriffe, die Sitten, die Verfassungen, die Gesetze, die Institutionen sind Erzeugnisse der Zeit, in einem ununterbrochenen Entwicklungsprozesse begriffen und nur dann in Erstarrung sinkend, wenn sie ihrer Auflösung sich nähern, und die ganze Geschichte, von dem Augenblicke an, in dem ihre ersten Strahlen auf das Dunkel der Urzeit unseres Geschlechtes fallen, bis auf den heutigen Tag, ist die Darstellung eines bald mehr bald minder bewegten, nie aber ruhenden Stromes, bis zu dessen unersättlich seine Wellen verschlingender Mündung noch kein Sterblicher vorgedrungen ist. Diesem Gesetze sind alle Reiche und alle Republiken, alle gesellschaftlichen Vereine, die Künste des Kriegs und des Friedens, die Religionen und die mechanischen Arbeiten in allen Zeiten unterworfen gewesen. Wie konnte das Institut des Adels je den Anspruch machen, das einzige zu seyn, das von diesem Gesetze für immer eximt bleiben müßte?

Als die französische Nation sich erhub, um auf dem Wege der Zerstörung dem bürgerlichen Leben eine neue Gestalt zu geben, waren ihre ersten Bewegungen gegen den Adel gerichtet, weil sie die Vorrechte desselben nicht mit den Grundsätzen verträglich fand, die in der neuen Ordnung der Dinge zur Geltung gelangen sollten. Dadurch kam die Frage von der vernunftmässigen Begründung dieses unter den Völkern des Occidents uralten Instituts in allen civilisirten Ländern zur Sprache, und während sie in Frankreich mit dem Schwert gelöst wurde, sah man sie anderswo meistens mit leidenschaftlicher Heftigkeit verhandeln. Auch in Teutschland wurden die Stimmen der Parteyen laut, und je nachdem ihre Meynung von den Privilegien der Geburt sich aussprach, theilte man sie in Aristokraten und Demokraten. Aber wie immer unter diesem Volke, wurde der Streit mit Besonnenheit und billiger Ermässigung der Verhältnisse geführt, und die herrschende Meynung erkannte über die behandelte Frage unter der Leitung des gesunden Verstandes. Zwar gab

es noch immer Leute, die es für eine grosse Ketzerey hielten, an dem Beweis zu zweifeln, den Cyriacus Spangenberg in seinem Adelsspiegel geführt, daß Christus von väterlicher und mütterlicher Seite aus stiftsmässigem Geschlechte abstamme, und wieder andere die von ganzem Herzen an die von dem Würzburgischen Archivar Octavian Salver in seinen Proben des hohen teutschen Reichsadels gegebene Versicherung glaubten, „daß adelich und tugendhaft seyn nur eins sey." Aber die einen und die andern waren der Gegenstand des allgemeinen Gelächters. Dagegen traten schon zu der Zeit, wo die Parteyen noch in der ersten Hitze befangen waren, selbst aus der Mitte des Adels, Männer auf, die ihren Standesgenossen unverhohlen bezeugten, daß man sich zu Reformen entschliessen müsse, die die Umstände unvermeidlich machen, und daß man Rechten, die auf unhaltbaren Gründen ruhen, besser freywillig entsage, als sie unter der sichern Voraussicht einer schmählichen Niederlage vertheidige. Damals sprach der treffliche Freyherr von Schliefen das schöne Wort: „Der Ahnenstolz unserer Väter, welcher verächtlich auf „das mit diesem Gewande ungeschmückte Verdienst herab schaute, war des Lächerlichen „würdig, womit die Vernunft ihn endlich brandmarkte. Es ist eine nützliche, eine edle Lehre, „daß man suchen müsse, sich durch seinen eigenen „Werth, nicht durch das Andenken der Voraltern empor zu schwingen." Und zu derselben Zeit erklärte der wahrhaft edle Freyherr von Hendrich: „Die schädlichen Vorzüge, die der „Adel bisher in vielen Reichslanden genossen, „seyen theils durch die Willkühr der Fürsten und „zufällige Ursachen demselben zu Theil geworden, „theils seyen sie offenbare Mißbräuche, die nicht „verjährt werden können, — diesen Vorzügen „müsse der Adel entsagen, — in Stellen, von „denen das Wohl des Bürgers abhänge, müsse „er nur nach dem Maße seiner Fähigkeiten

„und Einsichten ein- und fortrücken, — auch „müsse er die Staatsbürden mittragen." Zwar theilten sich nicht alle Erbbevorrechteten in diese freysinnigen Ansichten ihrer Genossen, und manche hielten es sogar gerathen, entweder selbst oder durch feile Schriftsteller das Wort für das Vorurtheil und für das von der Zeit anerkannte Unrecht zu nehmen; aber das Publikum empfieng ihre Diatriben mit Verachtung und Spott, wie in unsern Tagen die Nachklänge derselben, die die Diericke und die Lüttwitze erschallen liessen.

Zur Zeit der revolutionären Stürme hatte man alle Gefahren, die den Adel bedrohten, von dem Anwogen der losgebundenen Volksgewalt erwartet; aber jene Stürme brachen an der Besonnenheit und Rechtlichkeit der Teutschen, und wie sie auch rings um das Vaterland her tosen mochten, so ließen sie doch in seiner Mitte jedes hergebrachte Recht und jeden gesetzlich befestigten Besitzstand unverletzt, nur daß durch sie ein Umschwung der Meynungen bewirkt wurde, der zu allgemein und zu mächtig war, als daß das Bestehende überall und immer sich gegen ihn hätte halten können. Das Unglück der Kriege und die französische Uebermacht führte eine neue Ordnung der Dinge in Teutschland herbey, die aber nicht durch demagogische Bewegungen, sondern auf dem Wege diplomatischer Verhandlungen festgesetzt wurde, und so erhielt denn auch der teutsche Adel das veränderte Recht, in dem er von nun an bestehen sollte, durch den Willen der Cabinette. Die Politik genügte der öffentlichen Meynung, indem sie die Ungültigkeit der bisherigen Privilegien vor dem Gesetze anerkannte; der in den neu gerundeten Gebieten festgestellte Grundsatz der Souveränität aber vindicirte alle Regierungsrechte der Staatsgewalt und hub die landeshoheitlichen Befugnisse und Nutzungen, die die privilegirten Stände bisher geübt hatten, auf. Es war menschlich, wenn die letztern sich gegen diese Verfügungen der Macht sträubten, und gerecht, wenn sie über die Art sich beklagten; in

der sie da und dort vollzogen wurden. Aber die gebildete Mehrheit des teutschen Adels hat sich in das Unvermeidliche gefügt; sie hat begriffen, daß die Vorrechte und die Auszeichnungen einer Kriegerkaste nicht mehr bestehen können, wenn die Kriegführung zur Pflicht der ganzen Nation geworden; sie hat die Würde erkannt, die ihr im Wettlaufe mit allen Ständen um den Preis des Verdienstes zu Theil werden kann; sie hat vergessen gelernt, was die Macht, die in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes waltet, ihr unwiederbringlich abgesprochen; sie hat das edle in der Lehre gefühlt, die ihr oben angeführter Standesgenosse ihr gegeben: daß man suchen müsse sich durch eigenen Werth, nicht durch das Andenken der Voraltern, empor zu schwingen; sie hat ihre Stellung in den neuen Verhältnissen mit dem männlichen Vorsatze eingenommen, in ihnen durch persönliche Tüchtigkeit zu verdienen, was in den untergegangenen der Zufall ihr gewährte.

Wie ganz anders benahm und benimmt sich der alte französische Adel, seitdem durch die Wiederherstellung der Bourbons er zur siegenden Partey geworden, nachdem er lange die unterdrückte gewesen war? Er fordert mit Ungestümm und einmüthig zurück Ersatz seiner durch die Revolution verlornen Güter, die reine Anerkennung seiner Vorrechte vor dem Bürgerstande in den höhern Staats-Aemtern, die Konkurrenz zu allen Staats-Aemtern mit dem höhern Adel, (der Pairie) die Majorate und Seniorate, eine Corporation, welche die Aggregation neuer Glieder beschliessen und verwerfen kann, Anerkennung seiner Rechte durch eine verbesserte Karte und für die Geistlichkeit Leitung der Volkserziehung zum Gehorsam gegen Gott, gegen den König, vor allem aber gegen die neu begründeten Standesvorrechte. — Der französische Adel will also die gänzliche Wiederherstellung des Alten, eine vollständige Restitutio in integrum; alle Verluste sollen ersetzt, alle ihm nachtheiligen neuen Meynungen, Gesetze und Einrichtungen abolirt, die ganze Geschichte seit 1789, mit allen ihren Ergebnissen, ausgestrichen, vertilgt und in ewige Vergessenheit gebracht werden. Um dieß zu bewirken, ist er unermüdet thätig und seine Anstrengungen lohnen immer größere Erfolge. Die bürgerlichen Staatsdiener werden so viel möglich von den höhern Chargen in der Civilverwaltung, in der Armee und in der Kirche entfernt, um den Familien des bourbonischen Hofadels Platz zu machen. Das nennt man Epurationen. Dieser Adel herrscht in der Deputirtenkammer, aus der die roture immer mehr verschwindet. Er verlangt den Dank der Nation und des Staats dafür, daß die ehemaligen Emigrirten und die Kirche so schonend sind, die veräusserten Nationalgüter nicht wieder zurück zu fordern. Die, welche in der Revolution empor gekommen und die neuen Reichen denuncirt er als Königsfeinde, Bonapartisten und Jakobiner. Die Karte sucht er nach Möglichkeit zu desoctroyren und behauptet, jede Modification, oder gar die Aufhebung derselben liege in der königlichen Autorität. Der König soll beschränkt bleiben in der Gnade für die untern Stände, und frey in der Gnade für die Privilegirten. Aus dem Schooße der letztern soll der Monarch die Minister und für das Volk der Privilegirte die Vertreter wählen. Man will die möglichste Widerlegung des socialen Frankreichs vor der Revolution, der Corporationen, der Innungen, des erblichen Patriziats in den Stadtgemeinden und endlich der unbeschränkten väterlichen Gewalt. Dieß restaurirte alte Frankreich aber soll durch das Patronat der höhern Privilegirten und durch die Macht einer unabhängigen Magistratur ihren Schlußstein erhalten, indem jede Kaste gewisse Vorrechte über und vor den andern ausübt.

So weit entfernen sich der französische und der teutsche Adel von einander in ihrer Haltung gegen das Verhängniß, das die Zeit über den

einen und den andern gebracht. Es ist leicht zu beurtheilen, auf welcher Seite das höhere Maß von geistiger und sittlicher Tüchtigkeit sich finde; wem aber von beyden Theilen das Verdienst der höhern Klugheit gebühre, darüber wird die Zukunft Kunde geben.

Teutsches Handels- und Gewerbswesen.

(Eingesandt.)

Wenn v. Bülow in seinen kürzlich erschienenen gehaltvollen Betrachtungen über Metall- und Papiergeld sagt: „Nur zwischen „zweyen Verhältnissen habe Teutschland die Wahl, „entweder durch Erzwingung eines freyen Han- „dels sich die Mittel zum Wohlleben zu verschaf- „fen, oder sich zu sperren und jedem Luxus zu entsagen," — so drückt er eine Wahrheit aus, auf die jedes Nachdenken über unsere kommerzielle Stellung gegen das Ausland führen muß und die jede Classe der Nation mehr oder weniger, aber immer schmerzhafter empfindet. Das weiß jedes Kind, daß der, der mehr ausgiebt, als er einnimmt, am Ende einen leeren Beutel hat. Diesem leidigen Zustande geht Teutschland mit immer schnellern Schritten entgegen. Wie könnte es anders sich retten, als dadurch, daß es entweder durch Verminderung seiner Ausgaben oder durch Vermehrung seiner Einnahmen das Verhältniß zwischen beyden, das ihm jetzt so verderblich ist, aufhebe und dagegen ein richtiges herstelle?

Dasselbe politische Interesse hatte alle europäische Staaten gegen die Uebermacht Napoleons vereinigt, und die glänzenden Resultate ihrer Anstrengungen gaben ihnen den augenscheinlichen Beweis, wie wohlthätig für sie alle das System der Eintracht und der Gegenseitigkeit sey. Aber von dem Augenblicke an, in dem sie die Waffen niedergelegt hatten, kehrten sie in ihrer kommerziellen Stellung wieder zu dem alten Grundsatze der Geschlossenheit und Isolirung zurück, und führten ihn mit einer unerhörten, immer steigenden Strenge durch, so daß, in dieser Beziehung, auf dem Festlande und auf den Meeren von Europa, ein Krieg Aller gegen Alle zum stehenden Zustande wurde. Dadurch litt Teutschland am meisten, weil seine Thore für Jedermann offen, die Thore des gesammten Auslands aber für seine Bewohner gesperrt sind. Wer hat nicht mit tiefer patriotischer Rührung die Darstellung gelesen, die uns Franz Miller vor Kurzem von dem neuesten Stande unserer Handels- und Verkehrsverhältnisse gegen die Nachbarländer gegeben hat? Rußland schließt nicht nur die Gegenstände teutscher Produktion aus, sondern entzieht auch Teutschland den Durchgangs- und Zwischenhandel, den es mit französischen und anderer südlichen Ländern Güter und Waaren betrieb. Eben so ist das Königreich Ungarn für uns verschlossen. Der Handel nach der europäischen Türkey hat wegen Mangel an Sicherheit für den jetzigen Augenblick aufgehört; diesen Augenblick aber benützen Engländer und Franzosen, um sich denselben für die Zukunft ausschließend zuzueignen. Das Oesterreichische Italien ist für alle Teutschen verschlossen, die nicht österreichische Unterthanen sind; der Kirchenstaat hat lästige Zollgesetze; Neapel und Piemont haben strenge Verbote auf unsere Einfuhr gelegt; selbst — was man nie zu erleben geglaubt hätte — teutsche Leinwand wird nicht mehr in diese Länder zugelassen. Spanien und Portugal haben, durch ihre innere Unruhen und durch den Verlust ihrer Colonieen, aufgehört, Märkte für auswärtigen Handel zu seyn. Frankreich besteht mit äusserster Strenge auf seinem allgemeinen Douanensystem; Großbrittanien weis't alle teutschen Produkte unerbittlich von sich zurück; die Schweiz ist selbst bedrängt; wie könnte ein Kranker den andern unterstützen? Der Absatz in die Niederlande ist durch Verbote und Zölle aufs Unbedeutende herabgesunken; der nach

Dänemark und Schweden aber ist es längst vermöge der gegenseitigen Produktionsverhältnisse. „So hat denn — fährt der obengenannte Patriote fort — Teutschland hinsichtlich seines Handels allenthalben mit zahllosen Schwierigkeiten zu kämpfen; seine natürlichen Verhältnisse sind zerstört und künstliche Schranken hemmen die Bewegung und versperren die Wege der Ausfuhr; man kann sie nur überschreiten oder umgehen, indem man seine Zuflucht zu dem Schleichhandel nimmt; aber dieß Mittel ist in seinem Prinzip unsittlich und in seiner Anwendung so unsicher und gefahrvoll, daß es meistens mit dem Verluste der Moralität, der Ehre, des Vermögens und der Freyheit endigt; bey solcher Lage der Dinge kann unser Handel nach aussen sich nicht heben und nur in der Hoffnung besserer Zeiten kann er noch geführt werden."

Aber wie könnten wir jener Hoffnung — wie der baldigen Ankunft dieser bessern Zeiten uns freuen? Die wahre und glänzende Idee von der Freyheit des Welthandels ist bis zur Stunde ein Eigenthum der Schule geblieben; den Cabinetten dagegen ist sie fremd, und ihre Realisirung scheint ihnen Thorheit, weil sie sich mit ihrem particulären Interesse nicht verträgt, zu dem den Weg durch das allgemeine Interesse zu suchen, ihren Maximen widerstreitet. Kann und wird uns nun keine Hülfe von aussen kommen, so müssen wir sie uns selbst gewähren, und dieß würde, so gut es sich thun läßt, nur dadurch geschehen, daß wir uns den fremden Staaten in gleicher Haltung entgegenstellen, d. h. daß mit Aufhebung aller innern Hemmnisse des Verkehrs, sämmtliche Bundesstaaten sich zu einer kommerciellen Gesammtheit vereinigen, um dadurch Kraft zur Retorsion und zum Schutz unsrer Handelsgesetze, so wie einen erweiterten Raum zu finden, in dem das Gewerbsleben sich freyer, freudiger und lohnender bewegen könnte. Jene Vereinigung fände aber ihre Vollziehung darin, daß alle Binnenzölle der einzelnen Bundesstaaten gegen einander aufgehoben, freyer Verkehr im Innern der teutschen Gränze hergestellt, und durch eine, um den ganzen Staaten-Bund gezogene Mauthlinie das allgemeine Interesse verwahrt werde. Von dem Augenblicke an, in dem der teutsche Bund sich gebildet, ist diese Idee von allen stimmfähigen Bürgern des Vaterlandes, als nothwendige Folge unserer wiederhergestellten politischen Union, anerkannt worden. Die Sperren die das Ausland gegen uns verfügt, haben ihre Dringlichkeit immer mehr in's Licht gesetzt. Die Noth hat sie uns gebietrisch als ein unverbrüchliches Gesetz dargestellt. Die Regierungen sind zusammen getreten, um ihre Realisirung einzuleiten. Der Handelsstand hat nicht aufgehört, Vorstellungen zu machen, zu bitten und zu flehen. Was ist dadurch bewirkt worden?

Das Bild, bemerkt Franz Müller, welches der Verkehr der Teutschen unter sich und in ihrem Innern durch die bestehenden Einrichtungen zu führen genöthiget sind, erregt traurige Empfindungen. — Teutschland, von feindseligen Sperr und Zollanstalten umgeben, sperrt und schließt sich in sich selbst wieder. Jeder einzelne Staat befolgt das angenommene System ohne Rücksicht, ob es seinen teutschen Nachbarn oder den Ausländern Vortheil oder Nachtheil bringe. Die natürlichen Verhältnisse sind nirgends mehr vorhanden. Vormals erhandelte der Baier, der Schwabe rc. mittelst seiner Leinwand, seines Leders rc. die Produkte Italiens; er belebte dadurch die Strassen von Tyrol und Salzburg; von dem Oesterreicher, Steyermärker, Ungern tauschte er Weine, Eisen, Stahl, von dem Böhmen Wolle und Tücher ein. Nun ist alles dieß dahin; was etwa noch besteht, kann nur vermittelst des Schleichhandels erlangt werden. Die an Industrie-Erzeugnissen überreichen preussischen Lande am Rhein, in Thüringen, Sachsen, Schlesien bezogen Wein und andere ihnen zuträgliche Produkte des südlichen Teutschlands

gegen ihre Gewerbswaaren. Dermalen kann der Süd-Teutsche seinen Ueberfluß nicht mehr nach Preussen bringen, folglich auch den Ueberfluß des Preussen nicht mehr kaufen. So geht es durch ganz Teutschland; jeder Staat unterbindet die Adern des freyen Verkehrs und jedem werden sie wieder unterbunden; dieses Unterbinden schadet aber natürlich den teutschen Staaten am meisten, die einen und denselben Körper bilden; und es ist ein langsamer Selbstmord.

Eines der drohendsten Zeichen unseres gewerbschaftlichen Nothstands erscheint in dem Unwerth der Agrikultur-Erzeugnisse, in dem gesunkenen Güterwerthe und in der unerhörten Creditlosigkeit der Grund-Eigenthümer. Aber auch diese Uebel sind Folgen unseres unglücklichen Isolirungs- und Sperrsystems. In einem Lande, wo man an vielen Stellen auf einer Meile Wegs auf 3 und 4 Schlag-Bäume stößt, wo der Austausch und alle Bewegung gehemmt, bewacht und untersucht wird, können die Produkte keinen anderen Werth erreichen, als jenen des augenblicklichen Bedürfnisses; an Unternehmungen auf Spekulation ist da nicht zu denken, wo der Markt nur einige Quadratmeilen umfaßt, wo Zoll- und Manthsysteme, wie Pilze nach einem Gewitter-Regen, hervor schießen, wo keine Sicherheit ist. Da Grund und Boden nur durch den Werth ihrer Erzeugnisse Werth erhalten, letztere aber keinen haben, so werden auf erstere keine Capitalien verwendet, vielmehr die früher darin angelegten durch gerichtliche Klagen und Ganten heraus gepreßt, um sie im auswärtigen Staatspapierhandel zu verwenden, weil die Brieftasche noch das einzige ist, was nicht der Untersuchung und Aufsicht der Zöllner und Steuererheber unliegt. Es ist alles umsonst, was Credit-Vereine und landesherrliche Verordnungen thun, um den teutschen Grundbesitzern Hülfe zu leisten, so lange nicht der freye Umsatz der Agrikulturprodukte auf dem gesammten teutschen Boden hergestellt wird.

Aber scheint nicht alles umsonst, was die Propheten und Weisen der Nation über die alte mira insania Germanorum, sich gegenseitig durch die Hemmungen des Handels zu Grunde zu richten, predigen und lehren? Allerdings haben ihre Ermahnungen, so nachdrücklich unterstützt durch das Geschrey der Noth, bis zur Stunde nichts gefruchtet, und wirkungslos sind sie gebrochen an der ehernen Mauer des Egoismus. Sollen die Patrioten um deßwillen schweigen? Sollen sie verzweifeln, daß, was der starre Zustand äusserer Verhältnisse bisher gestützt, nicht endlich durch die väterliche Sorge unserer Fürsten werde überwunden werden? Das erstere wäre Kleinmuth, das letztere sträfliches Mißtrauen. Deßwegen werde noch immer das Wort für diese Art der Freyheit geführt, die in allen Rücksichten unverdächtig und nothwendige Bedingung der Wiederherstellung des National-Wohlstands ist, und kräftig und getrost werde die Mahnung wiederhohlt, die schon vor Jahren einer unserer Patrioten ausgesprochen: „Wie Teutschland zur „Rettung seiner Selbstständigkeit verfahren, so „müsse es auch zur Rettung seines Handels und „seiner Industrie zu Werke gehen, wie über„all, wo es einem allgemeinen National-Inte„resse gelte, müsse es auch hier seine Staaten„Individualität und Spezialität verläugnen, und „sich zu einem grossen Ganzen zusammen schlies„sen, alle Scheide-Wände müsse es niedersinken „lassen, die in seinem Innern das Bild eines gros„sen Volkes verschwinden machen; es müsse das „teutsche Volk vor allem seinen von der Natur ihm „verliehenen Raum wieder gewinnen, und dann „erst werde sein Handel, in freyer Bewegung, „ihm zu einer Quelle des Wohlstands und des „Segens werden."

Die Politik der Neuern.

In den Jahrhunderten des Mittelalters gab es unter den christlichen Staaten, welche in den

europäischen Landern bestanden, kein politisches System, in so ferne unter demselben eine auf Verträgen beruhende, die Erhaltung aller beabsichtigende Gegenseitigkeit des Rechts und der Kräfte verstanden wird. Erst errang unter ihnen im Abendlande die fränkische Monarchie das Uebergewicht, dem Karl, der Grosse, indem er die Krone der Cäsaren nahm, auch das Anerkenntniß in der öffentlichen Meynung verschaffte. Auf dasselbe Uebergewicht strebten die teutschen Könige aus dem Hause Hohen-Staufen; auch ward ihnen dasselbe Anerkenntniß zu Theil. Aber das fränkische Reich zerfiel und die schwäbischen Friedriche erreichten nur auf Augenblicke ihren Zweck; die Päpste aber richteten ihren ganzen Sinn mit glücklichem Erfolge darauf, keine Präponderanz aufkommen zu lassen, die sie vermittelst ihrer geistlichen Macht selbst zu behaupten trachteten. Dadurch geschah es denn, daß Europa in viele kleine Staaten zerfiel, deren Regierungen, durch die Gewalt der Geistlichkeit und ihrer Vasallen gelähmt, zu grossen Planen und Unternehmungen weder den Willen noch die Mittel hatten, und die Kraft, die ihnen geblieben, zur Erhaltung ihres Ansehens und der Ordnung im Innern der Länder verwandten. Es konnte unter ihnen keine Eifersucht entstehen, weil jede in ihrem eigenen Kreise beschäftiget war, und die Lust der Eroberung konnte sich kühnen Anschlägen nicht hingeben, weil die Verhältnisse die Aufbringung grosser Heeresmassen unmöglich machten. Entstanden auch, wie das oft geschah, Späne und Fehden unter den Einzelnen, so waren die Resultate selten so bedeutend, daß sie die Besorgnisse der anderen erregen konnten, in einer Zeit, wo jeder sich unabhängig achtete und bey einem beschränkten Gebiete, durch das tapfer geführte Schwert, auch gegen den Ueberlegenen diese Unabhängigkeit zu verfechten wußte.

Nun begab es sich, daß die Könige von Frankreich durch Vereinigung der grossen Reichsleben mit der Krone, durch Mehrung der königlichen Gewalt, durch die Eroberungen von Burgund und durch die Erwerbungen von Provence und Bretagne zu grosser Macht gelangten. Im Gefühle dieser Macht zog Ludwig VIII. aus (im Jahr 1495) um seine Ansprüche auf Neapel geltend zu machen, und in wenigen Tagen war das ganze Reich ihm unterworfen; zugleich verlautete, er habe die Absicht von diesen Küsten über das Meer zu gehen und sich in dem Besitz der Rechte zu setzen, die der letzte der Paläologen ihm auf das byzantinische Reich abgetreten hatte. Diese Fortschritte erregten die Besorgniß, daß ihr Mißbrauch die Unterdrückung der Schwächern zur Folge haben könnte. Da vereinigten sich der Papst Alexander VI., der Kaiser Maximilian I., der König Ferdinand von Arragon und Castilien, die Republik Venedig und der Herzog Ludwig Moro von Mailand in einen Bund, um die Franzosen aus Italien zu vertreiben und glücklich ward auch der Zweck des Bundes von ihnen erreicht. Das Beyspiel einer Coalition in dem neuern Europa, beruhend auf dem Grundsatze, daß alle Mächte berechtigt seyen, mit den Waffen in der Hand derjenigen entgegen zu treten, die durch steigende Ueberlegenheit das bestehende Gleichgewicht unter den Staaten bedrohe; welcher Grundsatz von nun an gesetzliches Ansehen im praktischen Völkerrechte erhielt, und als Basis eines socialen Verhältnisses unter den Nationen galt, das zu erhalten, sich alle Regierungen verpflichtet achteten.

Die Geschichte der drey folgenden Jahrhunderte ist ein Gemälde unaufhörlicher Bestrebungen, den Gefahren, die dieses Verhältniß bedrohten, vorzubeugen. Seitdem Karl V. Herr eines Reiches geworden war, in dem die Sonne nie untergieng, kamen diese Gefahren von Oesterreich, unter Ludwig XIV. erhuben sie sich in Frankreich. Jedesmal wurden sie durch das Mittel der Coalitionen überwunden, die von nun an eine bleibende Erscheinung auf dem Schauplatze des Friedens und des Krieges waren, so wie das

europäische Gleichgewicht das Losungs-Wort der Politik und oft auch der Vorwand ungerechter Angriffe. Aber das System der Coalitionen ward in dem Augenblicke für die Erhaltung des Bestehenden unnütz, indem die Überlegenen sich unter sich vereinigten. So geschah es, daß Rußland, Oesterreich und Preussen die alte polnische Republik unter sich vertheilten; Europa sah der That zu und verstummte.

Was nun seit Karl, dem Grossen, keinem gelungen war, glückte nach dem Verflusse eines Jahrtausends dem Beherrscher der Franzosen, Napoleon. Er zerstörte das System des Gleichgewichts und erhub sich auf seinen Trümmern als das Haupt des europäischen Continents, dessen sämmtliche Bestandtheile er entweder mittelbar und unmittelbar beherrschte, oder durch die Ueberlegenheit seiner Macht in Schrecken hielt. Wie alle grosse Reiche schien auch das seinige unerschütterlich, so lange der Gründer seine Kräfte lenkte; aber er überlebte dessen Fall, weil in den Regenten und in den Völkern das Gefühl unauslöschlich blieb, daß jedem Volke und jedem Staate, wie klein auch der Umfang ihrer Macht sey, das Recht verbleibe, sich gegen die Unterdrückung seiner Selbstständigkeit aufzulehnen.

Seit der Katastrophe, die das Weltreich des neunzehnten Jahrhunderts betroffen, ist in der Sprache der Politik nicht mehr von dem Systeme des Gleichgewichts die Rede; dagegen haben die Mächte sich auf ein System der Gerechtigkeit und des Friedens vereinigt. Wie könnte der Bestand der Staaten auf einer edlern Grundlage ruhen? Mögen die Versuchungen, in die die Uebermacht ihre Besitzer führt, sie nie erschüttern.

Literatur.

Von dem kritischen Journal für das katholische Teutschland, herausgegeben von J. C. Brander, ist kürzlich das erste Heft des fünften Bandes erschienen. Es enthält mehrere schätzbare Abhandlungen aus dem Felde der wissenschaftlichen und angewandten Theologie. Unter der Rubrik der pädagogischen Aufsätze erscheinen Betrachtungen über die Nothwendigkeit, mit den katholischen Gymnasiolanstalten besondere Erziehungs-Anstalten zur Bildung guter Geistlichen (niedere Convikte) zu verbinden, die der ernsten Beherzigung aller derer werth sind, denen ihre Stellung irgend einen Einfluß auf die sittliche Veredlung der Geistlichkeit gestattet. In den Recensionen finden sich Notizen aus dem Leben von Werkmeisters und Weeners, so wie aus der kirchlichen Statistik von Würtemberg, auch wird man mit Theilnahme das apologetische Wort einiger Freunde des erstern in Beziehung auf einen die Henhöferische Sache betreffenden Aufsatz im Hesperus lesen. Schwer zu begreifen ist aber, wie die hämische Recension von Krugs Darstellung des Liberalismus hier einen Platz finden konnte, indem der in ihr herrschende Geist in offenbarer Opposition mit dem Systeme stehe, das dieses Journal bisher so muthig und glücklich verfochten hat.

Aufforderung zur Subscription

das Organ für den teutschen Handels- und Fabrikanten-Stand.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen



4. September. 36. 1824.

Als ich ein Knabe noch war,
Und Friedrichs Thatenruf
Ueber den Erdkreis scholl;
Da weint' ich vor Freuden über die Grösse des Mannes,
Und die schimmernde Thräne galt für Gesang.

Schubart.

Rückblicke eines teutschen Veteranen in seine Vergangenheit.

Ein Fragment.

Wenn diejenigen, deren Leben noch zurück reicht in das Zeitalter Friedrichs und Josephs, ihre alten Erinnerungen mit Liebe wiederhohlen, so muß man ihnen das zu gut halten, wenn gleich die folgende Periode, durch den Umfang und die Wirkungen der Ereignisse, die sie erfüllen, bey weitem interessanter geworden ist. Denn auch jenes Zeitalter hat sein eigenthümliches Interesse, und dasselbe ist, wenn man die Wahrheit sagen will, auf dem Standpunkt der Humanität angesehen, reiner und edler, als das, was eine neue Bildung der gesellschaftlichen Verhältnisse, bewirkt auf dem Wege der Zerstörung, irgend gewähren kann. In das Jahrhundert der beyden besagten teutschen Monarchen fällt eine herrlich gedeihende Blüthe allseitiger Cultur, und die Fortschritte, die in ihm Wissenschaft und Kunst, die feine Sitte und das bürgerliche Leben, der Handel und die Gewerbe, die Elementarbildung und die Literatur gemacht, erfolgten so schnell, daß in den Teutschen des Jahres 1790 kaum die Nachkömmlinge der Teutschen vom Jahre 1740 erkennbar waren. Man hat diese Zeit das Jahrhundert der Aufkläerung genannt; aber sey es auch zum Lobe oder zum Tadel, daß man ihr diese Benennung beylegte, so muß man doch gestehen, daß in ihr ein neues, weit umher strahlendes Licht über die Gauen Teutschlands aufgegangen ist; und wenn es Leute gab, die die Strahlen desselben nicht ertrugen oder deren Augen es blendete, so verdiente es um deßwillen doch so wenig einen Vorwurf als die Sonne, die allen denen lästig ist, die schwache Sehorgane haben, oder gewohnt sind, ihr Leben in der Finsterniß zuzubringen.

Die Verdienste, welche von den Regenten durch Förderung der geistigen Cultur erworben werden, finden nie das Anerkenntniß und noch weniger den Dank des großen Haufens; so ward von dem letztern auch das Ausserordentliche nicht bemerkt, was Friedrich auf diesem Wege geleistet hat. Dessen ungeachtet war er der Abgott des Volks, und zwar nicht nur in den Ländern, die sein Scepter berührte, sondern auch überall in Teutschland, wo das protestantische Bekenntniß der herrschende Glaube war. Da

sassen in den Städten des Südens die Bürger an den Feyerabenden unter den Thoren, und erzählten einander, der eine, wie er mit Friedrichen die Schrecken von Collin und den Triumph von Lissa getheilt, und der andere, wie er unaufhaltsam von Roßbach bis vor die Schwelle der geliebten Mutter geritten; zu ihren Füßen aber lauschten die wißbegierigen Knaben, den Helden bewundernd, mit dem gesiegt, oder von dem geschlagen worden zu seyn, den Vätern für gleiche Ehre galt. So ward Friedrich des Ruhmes theilhaftig, den glänzende Kriegsthaten, zumal solche die gegen überlegene Feinde und in gerechtem Widerstande ausgeübt worden, den Siegern verleihen. Um so williger ward aber dieser Ruhm ihm zuerkannt und mit Begeisterung und Liebe sein Name genannt von den teutschen Protestanten, da sie ihn als den Beschützer ihrer Kirche gegen die Macht von Oesterreich ansahen, deren feindselige Haltung gegen sie in frühern Zeiten noch nicht vergessen war; und obwohl die Gebildeten wußten, welche allem religiösen Glauben widerstrebende Grundsätze Friedrich in der Schule der damaligen französischen Philosophie eingesogen, so ließ es sich doch das Volk nicht nehmen, er habe — was mittelbarer Weise allerdings der Fall war — seine Waffen zur Erhaltung der Rechte geführt, welche die Väter nach einem dreyßigjährigen Kampfe im Westphälischen Frieden erworben hatten. Diese Meynung ließ man in den protestantischen Reichsstädten besonders den preussischen Militärs zu gute kommen, die daselbst auf Werbung lagen; und obwohl die Künste, durch die sie den Leichtsinn der Jugend berückten, oft sehr unwürdig waren, und nicht verborgen blieb, welches elende Sklavenleben in den preussischen Garnisonen geführt wurde, so ward dieß doch Alles den Beschützern des Glaubens verziehen, und einem Namen, den zu führen sich jeder zum Stolze rechnete. Ohnehin wußten die preussischen Werber durch Persönlich-

keit und Haltung so sehr vor den neben ihnen zu gleichem Geschäfte bestimmten Oesterreichern zu imponiren, daß das Publikum der Werbeplätze in den auf diese Weise sich ergebenden Contrasten, den vollgültigen Erklärungsgrund für die Resultate des siebenjährigen Krieges zu sehen glaubte.

Durch die nachdrückliche Opposition, die Friedrich gegen Oesterreich nahm, als es nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian von Baiern sich dieses Land einzuverleiben suchte, erwarb er sich auch dieselbe Gunst der Meynung bey einem grossen Stamme des teutschen Volkes von katholischer Confession. Denn die Baiern, seit den Zeiten des spanischen Erbfolgekrieges mit einem glühenden Hasse gegen Oesterreich erfüllt, ihrem angestammten Regentenhause treu ergeben und die Gefahren fürchtend, die für die Rechte und Freyheiten ihres Landes aus dem Untergange seiner Selbstständigkeit entstehen mußten, widerstrebten mit höchstem Unwillen der Vereinigung mit Oesterreich, und jedem Anschlage, der darauf zielen mochte, sie von dem alten, geliebten Stamme Wittelsbach zu trennen. Diese Besorgnisse schlug Friedrich nieder, indem er an der Spitze seiner Heere aufbrach, um Baiern dem Kurfürsten Karl Theodor zu erhalten. Zwar handelte er, wie das in allen politischen Unternehmungen der Fall ist, zunächst für sein eigenes Interesse, das eine solche Steigerung des österreichischen Uebergewichts im teutschen Süden nicht ertrug, und er folgte derselben Maxime, als er später sich dem Versuche des Wiener Cabinets, auf dem Wege der Negotiation zu erwerben, was früher auf dem der Gewalt umsonst versucht worden war, sich widersetzte. Aber sein Interesse trat in beyden Fällen mit den Wünschen aller derjenigen überein, die in der Erhaltung des Reichssystems eine Bürgschaft für das bestehende Gleichgewicht und für die hergebrachte friedliche Ordnung der Dinge erkannten, und es war den

preussischen Diplomatikern leicht, als eine Handlung des edelsten Patriotismus darzustellen, was, wenn gleich nicht in seinen ursprünglichen Motiven, doch in seinen Erfolgen als eine solche erschien. Das Volk in Baiern konnte diese Verhältnisse nicht beurtheilen; aber es sah in Friedrichen seinen Beschützer und seinen Retter, und so wurde es, indem über solcher Dienstleistung die Erinnerung an den Religionsunterschied erlosch, mit Begeisterung für ihn erfüllt. Man hieng sein Bildniß in den Wohnzimmern auf, wie das eines Heiligen, und Geistliche, die sonst täglich den Fluch über die Ketzer auszusprechen gewohnt waren, verrichteten Gebete für das Glück seiner Waffen und für den Sieg seiner Politik. So machte er durch die Bestrebungen seines spätern Lebens neuen, herrlichen Gewinn in der öffentlichen Meynung, und zu dem Ruhme, den er durch seine Kriege und durch den in allen Wechseln desselben behaupteten grossen Charakter erworben hatte, kam noch der edlere eines Beschützers des Rechts und der Schwäche gegen die Uebermacht.

Friedrichs Name hat in unsern Tagen oft den Vorwurf erlitten, er habe wohl die Aufgabe eines absoluten Herrschers nicht aber den eines gesetzmässigen Regenten gelös't, und sich an der Spitze des Staates in einer Stellung gehalten, vermöge der der letztere nichts weiter als eine den Zwecken und Neigungen seines unumschränkten Willens dienende Maschine gewesen. Diesen Vorwurf hat ihm seine Zeit nicht gemacht, theils weil ihr die Begriffe von der rechtlichen Gegenseitigkeit der Regenten und der Regierten, die erst die spätern Ereignisse in allgemeine Erregung brachten, nicht zum praktischen Interesse geworden waren, theils weil er durch seine geistige Kraft und durch seine Leistungen die glänzendsten Beweise davon ablegte, daß auch von den Königen die Regel gelte, es bedürfe der Gerechte keines Gesetzes. Dieses Gesetz hatte er in sich selbst, und er erfüllte es auf

eine so treffliche Weise, daß seine Zeitgenossen ihr Ideal von der Verpflichtung der Regenten nicht durch Zusammensetzung theoretischer Begriffe, sondern durch die Maximen bildeten, die er ausgesprochen und in seinem Wirken bewährt hat. Um deßwillen haben diese seine Zeitgenossen, ihn nicht für unfehlbar gehalten; aber indem sie ihn einstimmig als ihren Lehrmeister erkannten, und die früher in der Staatsverwaltung vernachlässigten Grundsätze, die er geltend gemacht, als Normen für sich betrachteten, haben sie das Zugeständniß ausdrücklich abgelegt, daß er über ihnen stehe. Sie nannten ihn den Philosophen auf dem Throne, und die Geschichte seines Lebens enthält die ununterbrochenen Beweise, daß er diese Benennung, die, wenn sie in platonischem Sinne genommen wird, die höchste Lobrede der Fürsten ist, in der That verdient habe.

Wir hören nun oft von dem umbildenden und schaffenden Einflusse sprechen, den die französische Revolution auf das System unsrer politischen Begriffe und auf die Denkungsart der Völker gehabt, und wie wäre es möglich denselben zu verkennen, da wir seine Wirkungen täglich und überall sehen und fühlen? Aber denselben Einfluß hat Friedrich durch seine Gesetzgebung und durch seine Verwaltung, zwar nicht in demselben Umfange, aber mit derselben Kraft und Dauer geübt, und vieles was die spätere Zeit zur Verbesserung des bürgerlichen Lebens gefordert oder zu Stande gebracht, war nur eine Wiederhohlung von Grundsätzen und Einrichtungen, die er lange zuvor schon ausgesprochen oder in seinem Wirkungskreise realisirt hatte. Die Begriffe von dem pflichtmässigen Verhältnisse des Regenten zum Staat, in dem der erstere als der Diener des letztern erscheint, von der Trennung des Staatseigenthums von dem Privateigenthum des Herrschers, von der Macht der Gesetze über die Willkühr, von der Selbstständigkeit der Rechtspflege, von der Nothwendigkeit in der Verwaltung mit der Zeit fortzu-

schreiten, von der Freyheit des Gedankens, der Rede und der Schrift, von der bürgerlichen Gleichheit der Glaubensbekenntnisse, von dem gesetzlichen Besitze jedes wohlerworbenen Rechtes, von der Oeffentlichkeit in Darstellung der Kräfte und der Administration des Staats und so von vielen andern das Recht und die Ordnung der Gesellschaft betreffende Gegenstände hat zuerst er auf dem Throne verkündigt, und als Regent geltend gemacht, und sein Wort und sein Beyspiel ist in ganz Teutschland ersichtlich geworden, hier in den Nachbildungen, die mit reger Emsigkeit in kleinern und grössern Staaten versucht und ausgeführt wurden, und dort in den Contrasten, welche — unter der Mißbilligung und dem Hohne des Zeitalters — diejenigen darstellten, die durch ihr Verharren bey den alten Vorurtheilen und Mißbräuchen zu erkennen gaben, daß dieses leuchtende Vorbild von ihnen nicht bemerkt, oder nicht begriffen sey. Wo irgend in Teutschland ein Akt des Despotismus vollzogen, die Staatsfinanzen durch schlechte Haushaltung zerrüttet, richterliche Sprüche aus den Cabinetten zerhauen, Religionsbedrückungen verübt, obscurantische Maaß-Regeln genommen, freysinnig denkende Männer verfolgt, durch die Verderbnisse der Höfe die Länder ausgesogen und geärgert, das Pfaffenthum und der Aberglaube beschützt wurde — fragte man sich, wie es möglich sey, daß so was in dem Zeitalter Friedrichs geschehe?

Als nun dieser grosse Regent, in einem hohen Alter, zu den Helden der Vorzeit hinabstieg, war nicht nur in der Monarchie, die er so ruhmvoll gegründet und erweitert und mit so viel selbstständiger Geisteskraft beherrscht hatte, sondern auch in ganz Teutschland dasselbe Gefühl eines erlittenen Nationalverlustes und in tausend verschiedenen Weisen wurden die Aeusserungen dieses Gefühles laut; denn die Teutschen erkannten, wie er durch seinen Charakter, seine Thaten und sein Wirken auf Welt und Nachwelt die

Zahl der Männer gemehrt, die die Zierden ihrer Geschichte sind, und — da gewöhnlich der Haß mit dem Tode derjenigen erlischt, die er getroffen — so theilte sich in dieß Anerkenntniß auch die Minderheit, die bisher durch religiösen oder politischen Wahn gehindert worden war, ihn in dem Lichte zu sehen, in welchem er in seiner wahrhaften Gestalt erschien. Die Schreibseligkeit der Teutschen fand in dem Leben des Vollendeten einen unerschöpflichen Stoff; die Schriften, die in unzählbar verschiedenen Formen und Beziehungen sein Andenken feyerten oder seinen Charakter und seine Geschichte darstellten, machten bald eine zahlreiche Bibliothek aus; und wie untergeordnet auch der Werth der meisten derselben seyn mochte, so wurde das Publikum doch nicht müde sie zu lesen. Friedrich war der Held der Literatur geworden. Als aber seine hinterlassenen Werke erschienen, in denen er, wie Cäsar, die Geschichte seiner Kriege erzählt, die Politik seiner Zeit dargestellt und seine Regierungsmaximen ausgesprochen hatte, wurden sie in reissender Schnelle durch ganz Teutschland verbreitet, und lange blieben sie die Nahrung der Leselust, welche die mehr durch seine duldenden als fördernden Maaßregeln angefachte Aufklärung der Nation allgemein gemacht hatte. Indem Friedrich auf solche Weise in den Erzeugnissen seines Geistes von sich selbst und seinem Leben Rechenschaft gab, und zugleich mit so grosser schriftstellerischer Geschäftigkeit jede Falte seines Charakters entwickelt und jeder Punkt seiner Geschichte erörtert wurde, erstand er die größte Probe, durch die das öffentliche Urtheil über ein menschliches Individuum eingeleitet werden kann. Diese Probe fiel aber ganz zu seinem Vortheil aus; nicht als ob er von menschlichen Irrthümern, Fehlern, Schwachheiten und Mißgriffen rein erfunden worden wäre, durch die er im Gegentheil oft zum warnenden Beyspiel geworden ist; aber es befestigte sich von ihm der Begriff in der herrschenden Meynung, die

Geschichte der neuern Welt habe nur wenige seines Gleichen, und was das Schicksal nur an seinen seltenen Lieblingen erfülle, habe es ihm gewährt, indem es ihm mit dem Scepter auch das Vermögen verliehen, denselben mit Weisheit, Kraft und Würde zu führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Gesetzgebung im Großherzogthum Baden.

Eine Verordnung, die unter dem 1. July dieses Jahres an die evangelischen Kirchenbehörden des Großherzogthums Baden ergangen ist, erregt die allgemeine Aufmerksamkeit, Theils durch das in ihr voraus gesetzte Daseyn eines gewiß nicht geringen kirchlichen Uebelstandes, Theils durch die Mittel, die sie zur Steuerung desselben zu ergreifen gebietet. „Seit einer Reihe von Jahren, wird in dem Eingange derselben versichert, werde in der evangelischen Kirche des Großherzogthums die reine und lautere Verkündigung des Evangeliums hier und da immer mehr vernachlässigt; es werden manche wichtige Lehren desselben in Predigten und Katechisationen ganz umgangen, oder zweifelhaft gemacht oder gar bestritten und an der Stelle des ewigen göttlichen Worts menschliche vorüber gehende Meynungen und Ansichten gelehrt; manche Geistliche machen die Moral zur Hauptsache, indem sie die Hauptglaubens-Lehren der Religion ganz beseitigen; andere huldigen einem Rationalismus, der die Grundstützen des Glaubens an das unmittelbar von Gott geoffenbarte Evangelium untergrabe, und nur zu deutlich die Tendenz verrathe, das positive Christenthum allmählich zu antiquiren.

Wenn eine Regierung, sey es nun in ihrem politischen Charakter, oder in dem des Episcopats — das bekanntlich die protestantischen Regenten inne haben — sich über den Zustand des ihrer Sorge anvertrauten Wirkungskreises ausspricht, so muß der einzeln stehende, diesen Wirkungskreis nur theilweise kennende Beobachter, die thatsächliche Richtigkeit solcher Aussprache voraussetzen, weil, was im Staat und in der Kirche geschieht und besteht, Niemand umfassender und gründlicher wissen kann, als die höchste Autorität, die in dem einen und in der andern Alles übersieht und leitet. Diese Voraussetzung muß auch der Badenschen Regierung zu gut kommen, und zwar in dem vorliegenden Falle um so mehr, da sie von einem herrschenden Verderbniß spricht, dessen Kenntniß nur durch wiederhohlte und fest begründete Berichte an sie gelangen konnte. Zugleich kann dagegen kein Zweifel entstehen, daß sie, wenn sie dieses Verderbniß als bestehend erkannte, sich für verpflichtet achten mußte, ihm alles Ernstes entgegen zu wirken, indem ihr bischöfliches Amt ihr nicht gestattet, in der Kirche, der sie vorsteht, Meynungen aufkommen zu lassen, welche mit den Grundsätzen derselben unvereinbar sind oder mit ihnen im direkten Widerspruche stehen, weil sie dadurch die Kirche der Gefahr innerer Zerrüttung oder gar einer gänzlichen Auflösung aussetzen würde.

Aber unerwartet muß es allen denjenigen seyn, welche die religiösen Phänomene unserer Zeit zu einem Gegenstande ihrer besondern Aufsamkeit gemacht haben, daß in dem Großherzogthum Baden für nothwendig erachtet wird, gegen solche Störungen der kirchlichen Eintracht hemmende Maßregeln zu nehmen, welche von der Seite der den historischen Charakter des Christenthums, vermöge einer ihr inne wohnenden höhern Autorität auslöschenden spekulativen Vernunft kommen sollen, während doch in allen andern Kreisen der evangelischen Kirche weit grössere Gefahren für die Reinheit der Lehre, so wie für die sociale Ordnung der Gemeinden von der immer weiter sich verbreitenden und in immer seltsamern Schwärmereyen er-

scheinenden Gefühls-Religion bemerkt werden, die als der gerade Gegensatz der theoretischen Spekulation, der Vernunft in Sachen des Glaubens alles Stimmrecht abspricht, und sich im Anschauen leerer Gebilde einer mit dem Göttlichen spielenden Phantasie verliert. Dieser Mysticismus erscheint überall in der evangelischen Kirche als ein Zeichen der Zeit; er tritt in den grellsten Ausartungen hervor; er rühmt sich unmittelbarer Offenbarungen; er thut Wunder und enthüllt die Geheimnisse der Zukunft; er lehnt sich gegen alle kirchliche Ordnung auf; er trennt die Gemeinden in Conventikeln; er verachtet und bekriegt die Wissenschaft, als ein Erzeugniß des menschlichen Stolzes; in seinen Lagern sucht das Volk Trost gegen die Bedrängnisse der Zeit; ihm wendet sich die Jugend zu, die zur Führung des Lehramts bestimmt ist; viele Geistliche, akademische Lehrer und Schriftsteller, in seinen Täuschungen verstrickt, verkündigen das Heil, das die nach Ruhe und Hoffnung sich sehnenden Herzen einzig in ihm sollen finden können. Die Kirchenregimente haben überall das Hervordringen dieses Uebels wahrgenommen, und sie haben sich verpflichtet gesehen, demselben mit Anstrengung entgegen zu wirken; welcher Verpflichtung sie sich um so weniger entziehen konnten, da die Erfahrung längst die Lehre gegeben, daß die Schwärmerey in ihren Folgen mit dem Unglauben genau zusammen treffe, und daß die erstere, zumal unter dem Volke, weit ansteckender sey, als der letztere.

Indessen war allerdings früher eine Zeit in Teutschland, in welcher die Kirche sich von derjenigen Verirrung bedroht sah, der die Verordnung von der hier die Rede ist, entgegen tritt. Das war die in das Ende des achtzehnten Jahrhunderts fallende Periode der theologischen Aufklärung, in der, während ihr die Religionswissenschaft die größten Fortschritte, die lehrreichsten Erörterungen, einen neuen edlen Charakter von Liberalität und überhaupt Folge Richtigkeit und Begründung zu danken hat, der erwachte Geist der freyen Forschung bey vielen sich auf Abwege verlor, auf denen das wahre Christenthum in dem täuschenden Lichte eines lebenslosen Intellektualismus vor ihren Augen verschwand. Diese Zeit ist aber längst vorüber, nachdem Theils die veränderte Richtung der wissenschaftlichen Denkart, Theils die schweren Prüfungen, die Gott geschickt, die Inkonsequenz der früheren Verirrung aufgedeckt, und die Sehnsucht nach stärkenderer Geistesnahrung hervor gebracht hat; und man kann nun in Wahrheit sagen, daß das theologische System, welches heut zu Tage als das herrschende gilt, keine Moral ertrage, die nicht durch religiöse Motive unterstützt wäre, und daß es nicht ausschliessend an der Idee haftend, der heiligen Geschichte, als ihres Symbols entbehren zu können vermeyne. Es sind höchstens einzelne Stimmen, die als feindselig gegen das Christenthum sich vernehmen lassen, oder es seiner göttlichen Gestalt zu entkleiden suchen; aber sie erregen keinen Gegenschall, als höchstens den des Unwillens und der Verachtung.

Was aber den Rationalismus betrifft, der unserer Zeit zum Vorwurfe gemacht wird, so scheint es, daß die harten Urtheile, die da und dort über ihn gefällt werden, aus einer befangenen und einseitigen Bedenklichkeit hervorgehen, die in dem Lichte eines wahrhaft religiösen Geistes verschwindet; und wenn irgend eine in wissenschaftlicher und moralischer Rücksicht ausgezeichnete Autorität zur Unterstützung der Wahrheit gereichen kann, so kommt sie ihm in dem Zeugniß zu statten, das der ehrwürdige Tzschirner*) über seinen Geist und Gehalt abgelegt hat. „Dieses System, sagt er, ist eine christliche Lehre und kann den grossen Zweck der Kirche in der Welt fördern. Auch in ihm werden die

*) in seiner Schrift: Die Gefahr einer teutschen Revolution ꝛc. ꝛc. S. 67. ff.

ewig geltenden, durch das Evangelium in die Welt eingeführten Ideen von einem heiligen und allmächtigen Gott, von einem erbarmenden Vater über Alles, was da Kinder heißt, im Himmel und auf Erden, von einer vergeltenden Gerechtigkeit, von der Vergebung der Sünde, von der Herrlichkeit, die an uns offenbar soll werden und der Trübsale glücklichem Ende, eben so wie die göttlichen Gesetze, welche Demuth und Liebe fordern, festgehalten und verkündigt; auch er weiset auf Christum, als auf einen Gottes-Sohn und als das Haupt seiner Gemeinde hin. Daß Männer, wie Zollikofer und Löffler, welche im Geist und Sinn dieses Systems lehrten, anstatt die Gemeinden zu erbauen, Unglauben gesät und die christliche Gesinnung geschwächt und ausgetilgt hätten in ihren Zuhörern, wird doch weil Niemand, wie abgeneigt er auch jenem System seyn möge, behaupten wollen. Wie die Kraft des Evangeliums durch den ihr beygemischten Menschenwahn hiedurch gebrochen ist, und auch in den Zeiten eines tiefen Verfalls der Kirche wohlthätig gewirkt hat, so geht sie auch da nicht unter, wo nicht die ganze Fülle seines Reichthums entfaltet und für den Zweck der Erbauung benützt wird."

Wo aber irgend dieser Rationalismus sich gegen gegebene Lehr-Bestimmungen zu kühn zu benehmen schien, oder sich über die Trümmer hergebrachter Meynungen eine Bahn zu brechen suchte, erwiesen die Kirchen-Regierungen ihre Sorgfalt für die Erhaltung der positiven Religionstheorie gewöhnlich dadurch, daß sie aufs Neue an das normative Ansehen der symbolischen Bücher erinnerten. Durch dieselbe Erinnerung sucht auch die Badensche Verordnung den Ausschweifungen Schranken zu setzen, deren manche Lehrer schuldig befunden worden sind. „Es soll der theologischen Fakultät zu Heidelberg auf ihre Pflichten aufgegeben werden, daß der evangelische Lehrbegriff, wie er aus der Bibel und den symbolischen Bü-

„chern sich ergiebt, gelehrt und daran fest gehalten werde. So sollen auch bey dem neu zu entwerfenden Katechismus die ächt evangelischen Glaubenslehren nach den symbolischen Büchern fest im Auge behalten werden." Es ist gegen diese Bestimmung viel und heftiger Widerspruch zu erwarten, wie er sich denn auch nothwendig und unvermeidlich aus dem ersten Grundsatze der protestantischen Kirche zu ergeben scheint, vermöge dessen sie in Sachen des Glaubens keine menschliche Autorität anerkennt, und den sie nicht aufgeben dürfte, ohne wieder unter dasselbe Joch eines willkührlichen Gewissens-Zwangs zurück zu kehren, das durch den Eifer der Reformatoren zerbrochen worden ist. In der That verdankt diese Kirche ihren Ursprung der Zurücknahme des menschlichen Rechts in Religions-Sachen der eigenen, auf gewissenhafter Prüfung begründeten Ueberzeugung zu folgen. Dieses Recht hatten aber die Reformatoren nicht nur für sich, sondern für die ganze Gemeinde vindicirt; und war dasselbe ein Mal anerkannt, so ertrug seine Ausübung keinen durch menschliche Bestimmung geschlossenen Lehrbegriff, sondern es blieb jeder ermächtigt den seinen nach den heiligen Urkunden zu bilden, in denen man die göttliche Offenbarung niedergelegt sah. So lag es auch nicht in der Absicht der Reformatoren und ihrer Nachfolger in den von ihnen verfaßten symbolischen Büchern eine Schranke gegen alle weitere Prüfung der Lehre zu errichten, oder sie, als eine untrügliche Quelle des Glaubens, der heiligen Schrift an die Seite zu setzen, deren ausschliessende Autorität im Gegentheile selbst in diesen Büchern wiederhohlt und ausdrücklich anerkannt ward. In diese Ansichten haben sich von jeher selbst solche protestantische Theologen getheilt, gegen deren Rechtglaubigkeit auch nicht der mindeste Zweifel statt finden konnte, wie denn z. B. Storr kein Bedenken getragen hat, die Lehre von der Höllenfahrt Christi, die in allen Bekenntniß-Schriften von dem

Symbolo apostolico an, bis auf die Formula concordiae wiederholt worden, für eine unentschiedene (haud liquido constans) zu erklären und alle diejenigen lutherischen Landeskirchen, welche sich mit den reformirten vereinigten, indem sie die Lehren von der wesentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl der Privatüberzeugung überliessen, haben damit einen Artikel ihrer Symbole aufgeopfert, der in der Zeit der Errichtung derselben für eine unterscheidende Fundamental-Lehre gegolten. Diese Vereinigung ist aber auch im Großherzogthum Baden geschehen.

Hierbey bezeugt die Erfahrung, daß das Bemühen dogmatische Theorieen durch Hinweisen auf die Autorität der symbolischen Bücher zu befestigen, selten zu seinem Zwecke geführt hat. Wir erinnern uns noch, wie vor sechs und dreyßig Jahren der preussische Minister von Wöllner der damals herrschenden Neologie entgegen gewirkt hat. Aber was waren die Resultate seiner Anstrengungen? Indem er durch sie seinem Namen eine nichts weniger als beneidenswerthe Celebrität verschaffte, machte er eine Menge Mißvergnügte und einige Heuchler, die Sachen selbst aber blieben so ziemlich in dem Stande, in dem er sie angetroffen hatte, bis endlich die siegreiche Macht, die in der Wahrheit ist, die Ausschweifungen der Zeit hemmte, und die Beirrten von den Extremen auf die Mitte zurückführte, auf der allein Licht und Leben ist. Diese Macht wohnt noch immer der Wahrheit inne, und man darf ihres Sieges gewiß seyn; nur daß man ihn nicht durch Zwang zu befördern suche, sondern durch liebreiche Mahnung, durch weise Sorgfalt für die Bildung der Lehrer und durch Achtung für jede gewissenhaft erworbene und gewissenhaft ausgesprochene Ueberzeugung.

Ankündigung.

Da das Großherzogliche oberste Justiz-Departement geruhet hat, durch hohen Beschluß vom 29. November 1823 die Herausgabe einer Sammlung der Entscheidungen des obersten Justizhofes, und zugleich zu genehmigen, daß auch die vom obersten Justiz-Departement erlassenen Rechtsbelehrungen und Verfügungen an das Oberhofgericht, so wie vormals in das Regierungsblatt, künftig in diese Sammlung aufgenommen werden sollen; so hat der Kanzlee des Oberhofgerichts, Staatsrath von Hahnhorst, sich für jetzt der Redaktion dieses Werkes unterzogen, die unterzeichnete Buchhandlung aber hat den Verlag desselben übernommen.

Es werden also unter dem Titel:

J a h r b ü c h e r
d e s
Großherzoglich-Badischen Oberhofgerichts

diese Sammlungen in einzelnen Jahrgängen erscheinen, so daß das verflossene Jahr 1823 den Anfang machen, und dieser Jahrgang gegen Ende des laufenden Jahres 1824 ausgegeben werden wird.

Das Werk wird folgende Rubriken enthalten:

1) Einleitung, besonders in Bezug auf den Geschäftskreis und die Verfassung des Oberhofgerichts, dann auf den nähern Zweck dieser Arbeit. 2) Merkwürdige, im Jahre 1823 entschiedene, Fälle aus dem Criminal- und Civilsache. 3) Plenarbeschlüsse des Oberhofgerichts, Circularien an die Advokaten u. s. w. 4) Die im Jahr 1823 vom obersten Justiz-Departement an das Oberhofgericht erlassene Rechtsbelehrungen und Verfügungen. 5) Kurzgefaßte Rechtsfragen, welche im Laufe des Jahres im Collegio vorkomen. 6) Vollständige Rubriken sämmtlicher im Jahre 1823 abgeurtheilter Sachen. 7) Sachregister.

Die Rubrik unter 2) wird nicht bloß, so weit die Entscheidungen aus dem Badschen Landrechte hergenommen sind, für den vaterländischen Rechtsgelehrten von besonderem Nutzen seyn, sondern dürfte selbst dem Ausländer interessant werden, in so fern ein großer Theil der Entscheidungen aus dem im Badischen subsidiarisch fortgeltendem gemeinen Rechte geschöpft ist, und der zum Theil sehr merkwürdigen Criminalfälle wegen. Die Rubrik 5) wird die wichtigsten discutirten Rechtsfragen aus denjenigen Prozessen enthalten, welche sich nicht zu einem vollständigen Auszuge eigneten. Der Inhalt der übrigen Rubriken spricht sich von selbst aus.

Die unterzeichnete Buchhandlung hat, obwohl sie ohnehin hoffen darf, daß ein so gemeinnütziges Werk thätige Unterstützung finden wird, um für Kosten und Mühe sicherer gedeckt zu seyn, den Weg der Subscription gewählt, und macht zu dem Ende bekannt, daß der Preis für den Jahrgang 1823, sauber in Quart gedruckt, in Format, Schrift und Papier der Ankündigung gleich, die in jeder soliden Buchhandlung eingesehen werden kann, und beyläufig fünfzig Bogen enthaltend, im Subscriptionswege auf 4 fl. festgesetzt wird. Der Termin zur Unterzeichnung endigt mit dem letzten September dieses Jahres, wo alsdann der Ladenpreis mit 6 fl. eintritt. Die Subscription kann bey allen soliden teutschen Buchhandlungen, (in Ellwangen in der Schönbrod'schen) und im Großherzogthum Baden überdieß noch bey allen Postämtern geschehen.

Mannheim, im July 1824.

Schwan- und Götz'sche Hofbuchhandlung.

Verbesserungen.

In Nr. 33 dieser Blätter lese man

S. 513. Z. 7. statt Thermapiles — Thermopilens.
— 516. Z. 15. — Legislischen — Ligislischen.
— 522. Z. 7. noch Wart sehe gegen das Unrecht.
— 524. Z. 19. statt das — jedes.
— 528. Z. 13. S. — 2 — 12.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen



11. September. 37. 1824.

> Den Priester rufst du wieder zur Jüngerschaft
> Des grossen Stifters; machst zum Unterthan
> Den Joch beladenen Landmann; machst den
> Juden zum Menschen; Wer hat geendet
> Wie du beginnst?
>
> Klopstock.

Rückblicke eines teutschen Veteranen in seine Vergangenheit.

Ein Fragment.

(Fortsetzung.)

Friedrich hatte seinen Kriegsruhm in den Siegen erworben, die er über Oesterreich erfochten, und den Preis derselben in den Eroberungen erlangt, die ihm diese Macht abgetreten. Man brachte Schlesien zum Opfer in dem Gedränge des Augenblicks und mit dem Vorsatze, es bey der ersten günstigen Gelegenheit zurück zu nehmen. Diese Gelegenheit ward bald herbeygeführt und ihre Gunst schien unfehlbar. Aber Friedrich vertheidigte seine Eroberung mit einer Kraft, die neuen Ruhm auf ihn und neue Schmach auf den Gegner häufte, und der letztere trat mit dem peinlichen Bewußtseyn vom Schauplatze zurück, eine Erwerbung auf immer verloren geben zu müssen, die mit so grosser Anstrengung umsonst versucht worden war. Dadurch erlosch der Haß nicht gegen den Besitzer des entfremdeten Eigenthums; er war im Gegentheile nur um so bitterer und er äusserte sich oft genug auf eine nichts weniger als würdige Weise. Aber der Thronerbe von Oesterreich bewies eine edle Denkungsart, indem er sich diesen Haß nicht hindern ließ, das Grosse in dem Geiste und in den Thaten Friedrichs anzuerkennen, und ihn, den man ihm von Jugend auf nie anders, denn als den Erbfeind seines Hauses dargestellt hatte, als sein Vorbild zu betrachten. Dieß ward von dem Publikum schon bemerkt, ehe der Erzherzog Joseph den Thron bestiegen hatte, und es trug nicht wenig dazu bey, ihm die Meynung und die Hoffnungen desselben zu gewinnen. Diese Meynung ward auch nicht dadurch geschwächt, daß er es bey Gelegenheit der baierischen Erbfolgesache wagte, auffodernd sich dem alten Helden gegen über zu stellen. Die zahlreichste Partie tritt immer auf die Seite der Kühnheit.

Indessen konnte Joseph wohl die Maximen, nach denen Friedrich regierte, zu den seinigen machen, ohne daß er sie in dem Geiste seines Musters durchführte. Das war auch in der That der Fall. Er hatte zu wenig wissenschaftliche Bildung und zu wenig Geduld sich dieselbe zu erwerben, dagegen zu viel Ungestümm und Raschheit im Handeln und zuviel Empfäng-

lichkeit für die Wirkungen augenblicklicher Eindrücke, als daß er ein Friedrich hätte werden können, der immer kalt und besonnen seine Zwecke und seine Mittel ermaß, und den Gang der Dinge beherrschte; indem er die Macht anerkannte, die der Zeit und den Umständen über denselben eingeräumt ist. Aber Joseph, erzogen an einem Hofe, an dem spanische Steifheit, obscure Frömmeley, Unterdrückung des Volksgeistes und unbewegliches Verharren bey dem Hergebrachten, zum feststehenden System geworden war, erwies eine nicht gewöhnliche Selbstständigkeit des Charakters, indem er sich von allen Banden, die das Leben ihm angelegt hatte, losriß, und für seine rastlose Thätigkeit ein neues Element suchte und fand, dessen ganze Natur dem alten gerade entgegen gesetzt war. Dieser kühne Schritt war auch nicht das Werk einer vorübergehenden Laune oder einer von aussen ihm gegebenen Erregung; er erfolgte auf den freyen Entschluß seines Geistes, und an welche Klippen er auch stossen mochte, so blieb er doch den Grundsätzen, die das neue Element ihm als das Seinige angewiesen hatte, getreu bis an seines Lebens Ende.

Wie unerwartet und mit allem was man zuvor gesehen und gehört hatte, contrastirend, war es für seine Zeitgenossen, auf dem Throne Leopolds I. und Karls VI. die Philosophie erscheinen, und das Heer von Priestern aller Art, die sonst den Palast der frommen Maria Theresia erfüllt hatten, von dessen Schwellen vertrieben zu sehen? Und wer konnte noch zweifeln, daß auch über diesen so lange vernachlässigten, und planmässig in starrer Geistesindolenz erhaltenen Theil von Europa endlich das Licht in voller Macht und unaufhaltsam herein breche, da sein muthiger Beherrscher den äussern Nimbus der Majestät ablegend und in schlichter Einfachheit, wie einer der Alten, vor seinen Völkern erscheinend, ihnen erklärte, er halte ihrer Ehrfurcht sich nur würdig, durch ein thätiges, gerechtes und pflichtmässiges Regiment, und ein

solches sehe er nur geleistet, durch die Herstellung der Freyheit der Meynungen und des Gewissens, durch Gleichheit vor dem Gesetze, durch rastlose Förderung der wissenschaftlichen Cultur und der Volksbildung, durch Benützung aller lichtern Ideen, die dem menschlichen Geiste zum Eigenthum geworden, und durch ununterbrochene fortschreitende Verbesserung in allen Zweigen der Staatsverwaltung. Dadurch gab Joseph der Welt die Huldigung zu erkennen, die er der sogenannten aufgeklärten Ansicht des Lebens und des Staats weihte, und da diese Ansicht damals die herrschende unter den Gebildeten, in allen Ländern von Europa war, wurde er der Mann seiner Zeit.

Dieser Zeit konnte er keinen grössern Dienst, so wie keine grössere Schmeicheley erweisen, als durch die widerstrebende Stellung, die er gegen die römische Hierarchie, gegen das ausschliessende Religionsprincip und gegen das Pfaffen- und Mönchthum nahm, indem sie gerade in diesen Dingen die schroffsten und unversöhnlichsten Gegensätze des Ideensystems erkannte, das mit dem Namen der Aufklärung bezeichnet wurde. In der That konnten auch die Fortschritte der Vernunft, die der erwachte Geist der Völker dringend forderte, nicht gedeihen, so lange noch eine Macht bestand, die ihr Daseyn und ihre Erhaltung der Hemmung dieser Fortschritte verdankte; erst wenn diese Macht in die Schranken zurück gebracht war, in denen sie den Interessen der Humanität nicht mehr schädlich werden konnte, stand zu hoffen, daß das Streben des Zeitalters zu seinem Ziele führen werde, und der Ruhm des glänzendsten Verdienstes blieb dem Fürsten, der den Muth und die Energie hatte, jenes grosse Werk auszuführen. Wie hätte dieser Ruhm dem Kaiser entgehen können, da er so rasch eingriff, um die Rechte des Staats gegen die Gewalt der Kirche zu behaupten und zu befestigen, allen Religions-Partheyen Duldung und gesetzliche bürgerliche Existenz zu versichern,

durch Aufhebung der Klöster eine der stärksten Stützen der Hierarchie zu untergraben, und eine Menge kirchlicher Mißbräuche, in denen der Aberglaube und die Unwissenheit Nahrung und Halt gefunden, abzustellen, und da selbst die Erscheinung des Papstes vor seinem Throne ihre Absicht, ihn auf der eingeschlagenen Bahn zum Rückgange zu bewegen, gänzlich verfehlte.

Es scheint nicht, daß die geistige Veredlung seiner Völker oder überhaupt ein Interesse von moralischer Natur das erste und unmittelbare Motif Josephs bey diesen Reformen gewesen; vielmehr trieb und leitete ihn der politische Zweck, dem Staat die Gewalt über die Kirche zu verschaffen, die Hindernisse auf die Seite zu räumen, die der Einfluß der leztern bisher der Entwicklung der in dem Staate liegenden Kräfte entgegen gesetzt hatte, und sich der Mittel zu bemächtigen, in deren Besitz sie, wie behauptet wurde, bey den veränderten Begriffen und Bedürfnissen der Zeit nicht mehr bleiben durfte. Aber man übersah das Unedle, was in den Motifen des Unternehmens war, um der edeln Resultate willen, die sich aus demselben ergaben, und so ward überall von allen denen, die, entweder aus Ueberzeugung oder aus Mode, der Fahne der Aufklärung folgten, Joseph als der Engel des Lichts, als der Hersteller eines philosophischen Zeitalters und als der Herkules besungen und bewundert, der der Schlange des Fanatismus und des Pfaffenthums den Kopf zertreten; die Protestanten in allen Ländern priesen ihn als den edeln Beschützer ihrer Kirche und ihrer Glaubensgenossen; in denselben Preis theilten sich aber auch die Exaltirten aus dieser Schule, denen im Uebermaße des Lichts alle religiösen Begriffe zum Aergerniß und zur Thorheit geworden waren, indem sie in diesen Reformen Vorbereitungen sahen, um allem Kirchenthum demnächst ein glückliches Ende zu machen.

Die Grundsätze der Duldung und des den Anmassungen der Hierarchie entgegen strebenden Verwaltungssystems hatte Friedrich schon vor Joseph ausgesprochen und geübt; aber die Angriffe, die der leztere, durch die Aufhebung der Klöster und Stifte, auf das Eigenthum der Kirche machte, war eine ihm eigenthümliche Operation. Zwar war kurz zuvor durch die Unterdrückung des Jesuitenordens etwas Aehnliches geschehen. Aber Joseph konnte diesen Fall nicht als ein rechtfertigendes Beyspiel für sich anführen, weil derselbe in Gemäßheit einer Verfügung des kirchlichen Oberhauptes erfolgte, und allen katholischen Staaten gemein war. Er dagegen betrachtete die Sache als lediglich von dem Urtheile des Souveräns über die Zweckmäßigkeit der religiösen Anstalten abhängig, vollzog sie, ohne die Zustimmung der kirchlichen Centralbehörde weder zu suchen, noch zu erlangen, und vermochte nicht, sich gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daß ein grosser Theil des Vermögens, das auf diesem Wege in seine Hände gekommen, von ihm den frommen Zwecken, zu denen es ursprünglich gestiftet war, entzogen, und zur Unterstützung seiner demselben fremden politischen Unternehmungen verwendet worden sey. Keine seiner Handlungen hat so tief und so allgemein gewirkt; durch sie wurde eigentlich sein Leben universalhistorisch. Denn von nun an befestigte sich der der Erwerbslust willkommene Begriff, daß das Daseyn der geistlichen Stifte von der Willkühr der Souveräne abhänge, und daß Güter der Kirche von Rechtswegen für die Zwecke des Staates verwendet werden, so bald die Regierung ihre ursprüngliche Bestimmung als zwecklos erkannt habe. Bald ergaben sich die Veranlassungen, um diesen Begriff geltend zu machen, woran man um so weniger Anstand fand, da man der einen Regierung nicht für verwehrt halten konnte, was die andere sich bereits gestattet hatte, und die später vorgenommenen Secularisationen im Grossen aus Gründen des Nothrechts vertheidigt werden konnten, das um diese Zeit in Oesterreich doch in der That

37 *

nicht eingetreten war. So wurde der Kaiser Joseph, durch das gegebene Exempel, der Zerstörer des Mönchthums!

(Der Beschluß folgt.)

Ueber ein Wort, das Benjamin Franklin gesprochen.

Die Regel „Alles zur rechten Zeit!" wird für golden geachtet, in den Angelegenheiten des häuslichen Lebens, und ihr Werth wird immer offenbar, man mag sie befolgen oder versäumen. Sie gilt aber nicht minder in den grossen Geschäften und Unternehmungen des Staats- und Kriegslebens, und oft ist — wie die Geschichte in unzähligen Fällen beweist — von ihrer Beachtung oder Vernachlässigung das Schicksal der Völker ausgegangen. Deßhalb glänzt die Weisheit und das Verdienst der grossen Geschäftsführer nicht blos in dem richtigen Urtheil über die Einleitung und Lenkung der Dinge, sondern eben so wohl auch in der Berechnung, wann der Lauf ihrer Bewegung zu beginnen und wann er zu hemmen sey.

Benjamin Franklin sagte im J. 1777 in Paris, wo er sich als Agent seines auf Unabhängigkeit und Selbstständigkeit strebenden Vaterlandes befand, zu dem jüngern Forster: „Wir kämpfen dreissig Jahre zu früh!" Der Erfolg hat dieses Wort nicht bestätigt. Hätte der Kampf der Amerikaner zur Unzeit begonnen, so würde er mit der Verfehlung seines Ziels geendigt haben. Aber er erreichte dasselbe auf die glänzendste Weise und so schnell und leicht, daß die gemachten Opfer mit den Resultaten in gar keine Vergleichung kommen. Daraus sehen wir, daß Franklin in diesem Urtheile etwas menschliches begegnet ist; aber das Urtheil selbst beweist, daß er auf den Einfluß der Zeit, in der die politischen Operationen unternommen werden, ein nicht geringes Gewicht gelegt, und diese Ansicht muß uns als bedeutend erscheinen, da sie die eines Mannes ist, dem unter denen welche grosse Geschäfte gelenkt haben, wenige an Besonnenheit, Nüchternheit und Klarheit des Urtheils, so wie an Kenntniß der Welt und des Menschen gleichen.

Die Annalen des von uns erlebten Jahrhunderts enthalten eine Menge Beyspiele von politischen Unternehmungen, in denen die Berechnung der Zeit versäumt war. Sie sind alle mißlungen, und einige haben mit dem Untergange der Unternehmer geendigt. Ein glänzendes Beyspiel vom Gegentheile stellt uns die Erhebung der europäischen Mächte gegen Frankreichs Uebergewicht dar. Es war früher derselbe Versuch, durch nicht minder starke Coalitionen, wiederhohlt gemacht worden; aber jeder derselben mißlang, weil man im unbeweglichen Verharren auf der alten Politik und Kriegführung den Vortheilen nicht gewachsen war; die dem gemeinschaftlichen der Zeit voreilenden Feind seine neue Weise in Benützung und Anwendung seiner Mittel gewährte. Als man denn endlich gelernt hatte, die eigenen Kräfte zu stärken und zu vervielfältigen, als das Dringen des gemeinsamen Bedürfnisses, den Egoismus der Einzelnen zurückstossend, alle zum gemeinsamen Widerstande trieb, und als die russischen Leichengefilde den Entmuthigten das Zeichen zur Erhebung gaben, — da ward begriffen, daß nun die rechte Zeit gekommen sey, und in Jahres Frist sah man das kolossale Werk zertrümmert, das ein zwanzigjähriger Siegeslauf unerschütterlich befestigt zu haben schien.

Aber nicht minder als die Cabinette haben in unsern Tagen in Berechnung der Zeit die Häupter der Bewegungen gefehlt, welche erregt worden sind, den monarchischen Absolutismus zu stürzen und an seine Stelle liberale Verfassungen zu setzen. Indem das Unternehmen gewagt ward, gieng man von der Meynung aus, das Volk werde sich für Ideen begeistern lassen, die die Elemente einer würdigern bürgerlichen und sittlichen Existenz enthalten, und es werde an den

Sieg derselben freudig Gut und Leben setzen. Aber die grosse Masse, nur sinnlicher Bequemlichkeit und Lust begierig, in seiner tiefen Rohheit aller geistigen Aufregung unempfänglich und im Innern noch immer den Götzen treu, die seine Führer zu stürzen unternahmen, erschrack beym ersten Anblick der Gefahr und trat die Constitutionen mit Füssen, die sie kurz zuvor beschworen hatte. Da erkannten die Demagogen ihren ungeheuern Rechnungsfehler, und legten sich das Geständniß ab: „Wir haben dreissig Jahre zu frühe gekämpft!"

Mit den Bestrebungen dieser Demagogen ist der Aufstand der Griechen nicht zu vergleichen, indem er in seinen Motiven als unwiderstehlich und in seinem Prinzip als rechtmässig erachtet werden muß. Um deßwillen ist ihm ein siegreicher Erfolg nicht zu verbürgen; auch sein Ausgang hängt davon ab, ob bey seinem Beginn die Zeit richtig berechnet worden. Das war nicht der Fall. Zwar haben, der Pforte gegenüber, die Griechen bisher, was die Zeit ihnen ermangeln ließ, durch eine kriegerische Virtuosität ersetzt, die sie mit ihren Urvätern auf gleiche Stufe des Ruhms stellt; und hätten sie blos den Kampf mit ihrem unmittelbaren Feinde durchzuführen, so könnte ihre Sache keine sonderlichen Besorgnisse erregen. Aber als sie das Schwert ergriffen, vergassen sie zu untersuchen, welche Zeit es in Europa war, und diese Versäumniß trübt ihre Hoffnungen und nicht minder die ihrer Freunde.

Aus diesen Bemerkungen, geht die traurige Wahrheit hervor, daß Recht und Unrecht, Licht und Finsterniß, Freyheit und Unterdrückung ihre Zeit haben, und daß der Sieg immer dem werde, der die Gunst der Zeit zu begreifen und zu benützen vermag. So wäre denn das die höchste Aufgabe für die Menschheit, daß sie lerne, dulden, wenn es Zeit ist, und handeln wenn es Zeit ist.

Justus Möser über teutsche Handels-Vereine.

(Es ist nützlich und noth, daß wir gerade jetzt über unsere Nationalangelegenheiten die Stimmen unsrer Alten vernehmen, weil was über sie die Zeitgenossen sagen, von der Partey der Indolenz oder der Reaction oft als Ausbruch unbesonnener Neuerungssucht oder gar revolutionärer Stimmung verläumdet wird. Des einen oder des andern kann man Justus Möser nicht verdächtigen, ohnehin gilt er unter unsern Alten für einen der weisesten. Hierin und in dem Inhalte der folgenden Worte liegt die Rechtfertigung für ihre Wiederhohlung in dieser Zeit der kommerciellen Verlegenheiten.)

„Teutschland hat seine Häfen wie andere Reiche, und es ist zur Handlung so gut gelegen als das beste. Noch sind es keine vierhundert Jahre, daß der hanseatische Bund den Sund und die Handlung auf Dänemark, Schweden, Polen, Rußland u. s. w. mit Ausschluß aller übrigen Nationen behauptete. Was muß ein Teutscher nicht empfinden, wenn er die Nachkommen solcher Männer gleichsam in der Karre schieben, oder Austern fangen, Zitronen aus Spanien holen und Bier aus England einführen sieht? Fünf und achtzig verbundene Städte in der untern Hälfte von Teutschland waren es, welche diese Wunder verrichteten, während der Zeit in der obern Hälfte von Teutschland eine Südsee-Compagnie mit ihrer Handlung die Levante beherrschte, und die Schätze aus Asien und Afrika in Teutschland zurückbrachte. Beyde Compagnien, sowohl die hanseatische oder die nördliche und westliche als die südliche, verstanden ihr gemeinschaftliches Interesse; und man kann es nicht ohne Erstaunen betrachten, daß Englands Handlung damals durch teutschen Fleiß nach der Levante getrieben wurde. Die Grösse der Venetianer und die Flotten, womit die unglücklichen Kreuzzüge unterstützt, und die wichtigen Unternehmungen auf Afrika und Asien ausgeführt wurden, sind aus dem Handel erwachsen, welchen die verbundenen Städte in Oberteutschland aus den italienischen Häfen trieben.

Jedoch diese goldenen Zeiten der teutschen

Handlung kommen wohl nie Mals wieder. Sie werden kaum mehr geglaubt; so sehr haben wir uns von ihnen entfernt. Das besonderste dabey ist, daß alle Handwerker zugleich ausgeartet und der fliehenden Handlung nachgefolgt sind. Man sehe nur auf die alten Arbeiten an Altären, Einfassungen der Reliquien, Monstranzen, Kelchen, Bechern und dergleichen, auf die Kästlein von Ebenholz, auf die Kunstwerke von Elfenbein und auf verschiedene andere getriebene, geschnitzte, eingelegte und durchgearbeitete Stücke, welche sich noch hie und da in den Kabinetten finden; man betrachte nur einige Denkmäler der Malerey, Bildhauerkunst und Baukunst so uns aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert noch übrig sind; man gedenke an das Dauerhafte, Kühne und Prächtige der gothischen Stücke, welche um deswillen, daß sie nach einem besondern Zeitgeschmack gearbeitet sind, ihren Kunstwerth nicht verloren haben: so wird man sehen, daß zur Zeit der hanseatischen Handlung eine Periode in Teutschland gewesen, worin es die größten Meister in jedem Handwerke gegeben habe. Und man kann dreist behaupten, daß die Teutschen die Handlung und den damaligen gothischen Styl der Kunst zu gleicher Zeit aufs höchste gebracht hatten. Man würde jetzt Mühe haben, einen einzigen solchen Meister in Ebenholz, Elfenbein und Silber wieder aufzubringen, dergleichen vor dreyhundert Jahren in allen Städten angetroffen wurden. Fast alle teutsche Arbeit hat zu unserer Zeit etwas unvollendetes, dergleichen wir an keinem alten Kunststück und gegenwärtig an keinem rechten engländischen Stücke antreffen. So sehr ist das Handwerk zugleich mit der Handlung gesunken. Die einzige Aufmunterung der Handwerke kommt jetzt noch von Höfen, und was sollen einige wenige mit Besoldungen angelockte Hofarbeiter gegen Handwerker, die während des hanseatischen Bundes für die ganze Welt in die Wette arbeiteten.

Das Exempel der Städte in Frankreich, wovon die vornehmsten im vorigen Kriege dem Könige ein Schiff baueten; der ähnliche Entschluß des Theaters zu Paris, und der grosse Anschein, daß jede grosse Stadt und Herrschaft in Teutschland, wenn der Landesherr wollte, ein Schiff zur See haben könnte, möchte zwar manchen auf den Einfall bringen, daß man endlich auch wohl eine teutsche Flotte in See setzen und sich damit eben die Vortheile wieder erwerben könnte, welche unsere Vorfahren besaßen und andere See-Mächte besitzen, die ihre Commerzien-Traktaten mit der Kriegsmacht unterstützen. Man könnte wenigstens hoffen, die Handlung damit offen, und die Seemächte abzuhalten, sich in jedem Reiche Monopolien zu bedingen. Denn was sind die heutigen Commerzien-Traktaten anders als Monopolien? Und ermächtiget sich nicht beynahe jeder Herr, die Handlung seines Reiches den meistbietenden Seemächten zu verpachten? Allein dergleichen süße Träume, ohne deren Erfüllung Teutschland gleichwohl nie Mals einen einzigen Commerzientraktat mit den nordischen Reichen zu Stande bringen wird, verbietet uns die Reichsverfassung und auf sichere Weise selbst die kaiserliche Capitulation. Beym Anfang des dreyßigjährigen Krieges legten es die Schweden dem Kaiser sogar zum Uebermuthe aus, daß er an eine Reichsflotte in der Ostsee, welche doch, wenn man sich nur über den Namen versteht, nichts Ungewöhnliches war, gedacht hatte. Wir müssen uns also durch andere Wege helfen.

Fast alle Reiche haben sich auf sichere Weise gegen uns geschlossen, seitdem die Flotten der Gewerksleute, welche mit ihrem Gelde regierten, wie die Capitulation es zur Ehre der Nation noch ausdrückt, allerunterthänigst abgeschafft werden müssen. Den Lübeckern, Bremern und Hamburgern, welche einzeln zu schwach waren, den Unterhandlungen der Seemächte sich mit Nachdruck entgegen zu setzen, ist nichts weiter übrig geblieben, als dasjenige aus der Fremde abzuhohlen, was man daselbst gern los seyn will,

und etwas wieder dahin zu bringen, was man von den Seemächtern noch zur Zeit nicht erhalten kann. Man läßt ihnen blos die Allmosen, welche jene verachten. Die einzige Handlung in der Levante ist noch frey, so lange bis es der Seemacht, welche gegenwärtig darüber aus ist, solche durch einen Commerzientraktat zu pachten, gelingt, auch diesen Ausfluß zu sperren.

Wie ist aber die levantische Handlung beschaffen? Gerade so, wie wir solche gebrauchen. Die dortigen Türken, Griechen, Mohren und Juden sind wie unsere westphälischen Packenträger, oder wie die italiänischen Hechel- und Barometerkrämer, welche so viel Waare borgen, als sie tragen können, damit tief ins Land hausiren gehen, und wenn sie solche verkauft haben, das Geborgte bezahlen, und ihren Packen von neuem füllen. Dieß ist die ganze Handlung; und man trifft fast keinen grossen türkischen Kaufmann an, welcher ein Waarenlager für solche Hausirer hielte. Dieses überlassen sie den Fremden.

Bey solchen Umständen sollte man gedenken, es würden einige Hundert Bremer oder Hamburger Kaufleute dort ihre Waarenlager haben, und für die Hausirer Alles, was in Niedersachsen und Westphalen nur verfertiget werden könnte, in Bereitschaft halten; besonders da die dortigen Sensali oder Mäckler die Hausirer genau kennen, und gegen eine billige Provision den ganzen Handel führen. Allein die genaueste Erkundigung zeigt, daß kein Bremisches oder Hamburgisches Comptoir in der ganzen Levante sey. Man läßt diese Vortheile den Franzosen, Engländern und Holländern über, die natürlicher Weise dasjenige zu Hause verfertigen lassen, was sie dort abzusetzen gedenken. Wie wichtig ist aber nicht dieser Handel? Und zu welchem Reichthume erhob sich nicht damit der Hr. Fremaur in Smyrna? der in einer Theurung für hunderttausend Gulden Korn unentgeldlich austheilen, und dennoch Millionen nach Amsterdam zurückbringen konnte.

Sollte es denn aber nicht möglich seyn, daß einige Landstädte nur ein oder anders gemeinschaftliches Packhaus in den levantischen Häfen errichteten, und dort einen gemeinschaftlichen Bedienten hielten, welchem sie ihre Waaren in Commission zuschicken könnten? Sollten alle Kämmereyen der westphälischen Städte, wenn die Unternehmung für einen einzelnen Kaufmann im Anfange zu groß ist, nicht im Stande seyn, eine so leichte Sache zum Vortheil ihrer Bürger und Handwerker auszuführen? Sie brauchen dazu weder Schiffe noch Flotten. Der Holländer ist alle Stunde bereit, unsere Produkten dahin zu führen. Er bittet darum, und fragt nur, an wen die Ablieferung geschehen solle. Und dieses An wen? ist es, was wir nicht beantworten können: so lange wir in den Landstädten so einfältig sind, zu glauben, daß die Seestädte auf ihre Gefahr und Rechnung unsere Waaren dort absetzen, ausborgen und verhandeln werden. Wir haben die glücklichste Lage zur Handlung. Tausend und abermals tausend Schiffsböden sind in Holland für uns bereit. Wir sind der Lage nach den Holländern das, was die Engländer im Lande ihren Seehäfen sind. Aber in England sind die im Lande fleißige Handwerker und schaffen den Seefahrern Stoff zum Absatz. Wir hingegen versorgen die Holländer mit Wenigem oder Nichts. Diese verlieren darüber an allen Ecken den Markt; und sie sind noch zu groß, um zugleich unsere Höker und Mäckler zu werden. Dafür müssen wir sorgen; Wir müssen Comptoirs und Waarenlager in der Fremde halten; und die Kämmereyen in den Städten könnten durch Vereinigung diesen Endzweck befördern. Unsere Kaufmannssöhne spazieren nach Bremen und Hamburg. Nach Cadix, nach Lissabon, nach Smyrna, nach Aleppo, nach Cairo sollten sie gehen, sich um dasjenige bekümmern, was dort mit Vortheil abgesetzt werden kann, sich dort Bekannte und Associirte erwerben und dann handeln.

Es sind bisher ostindische, es sind levantische Compagnien errichtet worden. Man hat das dazu erforderliche Capital in Aktien vertheilt, und nicht den Inhabern jeder einzelnen Aktie, sondern nur denjenigen, welcher zehn oder zwanzig zusammen gehabt, als ein stimmbares Mitglied betrachtet. Dieser Plan ist gut für Compagnien in grossen Hauptstädten, aber schlecht für eine Compagnie, deren Aktionairs weit auseinander zerstreut wohnen. Wer will daselbst eine Aktie nehmen, sich blindlings der Führung einiger wenigen stimmbaren, vielleicht durch besondere Absichten geleiteten Mitglieder überlassen, und um einer Aktie willen ein grossen Briefwechsel unterhalten? der Besitzer einer solchen einzelnen Aktie kann mit Billigkeit nicht fordern, daß ihm die Direkteurs von allem Nachricht geben sollen; und so denken viele, es ist besser, sein Geld zu behalten, als solches an Orte und Leute auf guten Glauben hinzuschicken, die man nicht kennt, und von welchen man keine Nachricht erwarten kann.

Eine ganz andere Gestalt bekömmt aber die Sache, wenn eine Stadt zehn, zwanzig oder hundert Aktien zusammen nimmt, mithin eine oder mehrere Stimmen zur Haupthandlung erhält. Für diese ist es der Mühe werth, einen besondern Correspondenten darauf zu halten, und diese kann fordern, daß ihr die Direkteurs von allen Vorfällen, Absichten und Unternehmungen ordentliche Nachricht geben sollen. So hielt es die teutsche Hanse. Die Kaufleute einer Stadt machten Eins; mehrere Städte zusammen ein Quartier und alle Quartiere den Bund aus; und auf diese Weise konnte eine Correspondenz bequem geführt, die Handlung wohl dirigirt und alles zeitig beobachtet werden; anstatt daß tausend einzelne Aktionairs entweder die Direktion verwirren, oder sich wie Schafe führen lassen müssen.

Die Uebernehmung einer stimmbaren oder zusammen gesetzten Aktie ist für eine Stadt leicht und wenn es auch unglücklich geht, der Schade so empfindlich nicht, wozu viele beytragen. Es ist aber auch nicht nöthig, daß eben die Kämmerey einer Stadt die grossen Aktien auf ihre Gefahr nehme. Sobald die Sache nur so eingerichtet wird, daß jeder Ort eine ganze und damit auch eine Stimme zur Direktion erhält, finden sich leicht so viel Theilnehmer, die zusammen treten und ihre Stimme durch einen gemeinschaftlichen Bevollmächtigten führen lassen. Sie sind alsdann sicher von allem, was unternommen wird, zeitige und gehörige Nachricht zu empfangen. Sie erhalten ihren Antheil an dem Einflusse; und es würde eine ganz neue Scene für die teutsche Handlung seyn, wenn die Consuls aller niedersächsischen und westphälischen Städte zu Hamburg, Bremen oder Emden ihre eigene Versammlung hätten, und das Handlungs-Interesse jeder Landstadt in der Seestadt wahrnehmen.

Literatur.

Das erste Heft der Wirtembergischen Jahrbücher von J. D. G. Memminger, Jahrgang 1824, gleicht seinen Vorgängern an Interesse des Inhalts und gewährt der Geschichte und Statistik des Vaterlands mannigfaltigen Gewinn. Um die Kenner und Liebhaber darauf aufmerksam zu machen, gestattet der Raum dieser Blätter nur Andeutung des Wichtigsten. Die Lebensabrisse, die von Ch. Storr und Fr. von Schnurrer gegeben werden, sind dankenswerthe Beyträge zur neuern vaterländischen Literärgeschichte. Herr Prälat v. Saab theilt anziehende Bemerkungen aus der ältern Geschichte von Wirtemberg mit, eine genauen Forschungsfleiß und Sachkenntniß bewährende Abhandlung des Hrn. Kirchen-Raths Banotti bereichert das Kapitel unserer Urgeschichte von den Spuren der Römer in dem schwäbischen Donaugebiete. Recht löblich ist auch das Denkmal, das hier dem wackern vielfach verdienten Pfarrer Steeb in Grabenstetten errichtet worden. Solche Männer sollen unter uns nicht in Vergessenheit kommen! Hohen Werth für den Statistiker hat die Darstellung des Ganges der Bevölkerung im Königreiche von 1812—22, so wie die Uebersicht über den Verwaltungs-Zustand der Gemeinden und Amtskörperschaften in den Jahren 1817 — 23. Was denn aus Handschriften zur Wirtembergischen Geschichte mitgetheilt wird, ist charakteristisch und zum Theil aufklärend und neu. Auch Nachweisungen, die Hr. Dekan Rink von der Stammburg Büren, der ursprünglichen Heymath des Hauses Hohen Staufen mittheilt, bringen Licht in eine der interessantesten Partieen der schwäbischen Geschichte. Die angehängte Wirtembergische Literatur seit 1819 erträgt noch bedeutende Ergänzungen. — Möchte dieses nützliche, dem Vaterlande Ehre machende Werk sich eines raschen, seinen bisherigen Geist und Umfang erhaltenden Fortgangs erfreuen.

Neue Bücher.

Bey Jak. Evang. Schönbrod, Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker in Ellwangen, ist angekommen und zu haben:

Weitzel, J., Europa in seinem gegenwärtigen Zustande. gr. 8. broschirt 2 fl. 45 kr.

Dieses in jeder Beziehung interessante Werk darf mit voller Zuversicht Jedermann empfohlen werden, denn es ist wohl eine der gelungensten politischen Schriften des Verfassers und unserer Zeit.

Schillers Leben, von Dr. H. Döring. Taschen-Ausgabe. Mit Schillers Portrait und einem Fac simile. Subscriptionspreis 54 kr.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzley-Buchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



18. September. 38. 1824.

Unvergeßlich' Jahrhundert! du schenktest der jauchzenden Menschheit
Friedrich, Wahrheit und Licht; nimmer verlöscht dieß Gestirn.
Du zerstörtest und bautest die Säulen menschlicher Klugheit;
Staaten zertrümmertest du, wie ein zerschelletes Schiff.
Staaten erbautest du: sie werden stehen und sinken.
Aber du schufest Gedanken; sie waren Werke der Gottheit;
Darum vergehen sie nicht, wenn auch die Erde vergeht!

Sedlike.

Rückblicke eines teutschen Veteranen in seine Vergangenheit.

Ein Fragment.

(Beschluß.)

Wie Friedrich, sah aber auch Joseph die Behauptung und Uebung der Herrscher-Macht nur in ihrer Unumschränktheit vollendet, und er führte diese seine Ansicht noch weit eingreifender und rücksichtloser durch, als von seinem Vorbilde geschehen war. Da er sich bewußt war, nur das Gute zu wollen, hielt er sich in Bewerkstelligung desselben an kein Gesetz gebunden, als an das, was in seiner Ueberzeugung sprach. Alles sollte für das Volk, nichts aber durch dasselbe geschehen. Deßhalb glaubte er keinen der Verträge, die seine Väter mit den Ländern geschlossen, keines der Rechte, das die Stände seit Jahrhunderten geübt, keine der Verbindlichkeiten, die er bey der Thronbesteigung, als Bedingung der Unterwerfung eingegangen, achten zu müssen. Das alles sey erloschen, durch das veränderte Bedürfniß der Zeit und in dem durch das Licht der Aufklärung erhaltene Begriffe der Souveränität. Er wollte reine Einheit der Macht, weil er glaubte, nur durch sie seine Pflicht für das allgemeine Beßte erfüllen zu können. Das öffentliche Leben regte sich einzig in den Beamten; dem Volk blieb die Rolle des Gehorsams gegen den besorgten, treuen Vormünder. Der belebende und lenkende Geist der Ganzen war im Cabinett; sein Walten ward in dem Palaste des Optimaten und in der Hütte des Bettlers auf gleiche Weise wahrgenommen und gefühlt; spartanische Strenge verschaffte den Gesetzen Gehorsam; der Monarch erkannte sein höchstes Verdienst und seinen höchsten Ruhm im Selbstregieren, und ein Despot zu seyn hielt er nicht für bedenklich, weil er es für das Gute war.

Diese Bedenklichkeit war auch Friedrichen fremde. Aber sein Volk und seine Zeit verzieh ihm dieß, weil er die Selbstherrschaft mit verständiger Besonnenheit und mit strenger Achtung für jedes Recht übte, und weil seine Väter ihm den Haß erspart hatten, den die Verletzung hergebrachter Verfassungsformen erregt. Diesen

Haß zog Joseph im höchsten Grade auf sich. Er, der bey seinem Regierungsantritte der Abgott seines Volkes gewesen war, sah am Abend seiner Tage die halbe Monarchie gegen sich in Empörung, und schrecklich ward ihm die Bitterkeit des Todes durch die Nothwendigkeit vermehrt, zur Beruhigung seiner Unterthanen die Hauptmaßregeln seines Regentenlebens für nichtig zu erklären. Er hätte sich diesen Entschluß auch abgewinnen müssen, wenn er nicht an der Pforte der Ewigkeit gestanden wäre. Denn es war alles auf einen Grad der Spannung getrieben, von dem man sich schlechterdings zurück ziehen mußte, wenn man nicht die Gefahr einer allgemeinen Zerrüttung wagen wollte, die um so unvermeidlicher schien, da man auch mit dem Auslande in Verwicklungen gekommen war, welche den Mißvergnügten im Innern von allen Seiten Ermunterung und Unterstützung verhiessen.

Diese Erfahrungen Josephs sind warnend für alle Regenten, die in die Versuchung kommen, ihre Stellung über dem Gesetze zu nehmen; aber er verlor durch sie nicht in der Achtung der Gebildeten seiner Zeit, die im Gegentheile dieses Mißlingen seiner Bestrebungen als eine Niederlage des Lichts und der Humanität im gerechten und edeln Kampfe gegen die Finsterniß und die Barbarey betrachteten. Dieser Ansicht konnte man sich auch nicht erwehren, wenn man den Charakter der Parteyen erwog, die ihm das Werk seines Lebens vereitelten. Diese letztern waren der mächtige und reiche Adel der Monarchie, der seinen Sklaven das Geschenk der Freyheit, das sie nur auf seine Kosten erhalten konnten, nicht ertheilen lassen wollte; der nicht minder mächtige und reiche Clerus, der es abgeschmackt fand, in Zukunft, wie die Apostel, kein zeitliches Geräthe mehr zu besitzen, als einen Hirtenstab; endlich die grosse Masse des glaubigen Volkes, das in den klösterlichen Almosen, in seinen Bittgängen, in seinen Feyertägen, in seinen Gnadenbildern, in seinem Wettergeläute, in seinen Hexenpatern, in den von Rom geholten Dispensationen, in dem willfährig gewährten Ablaß für jede Sündenschuld und in hundert andern religiösen Albernheiten den Trost des Lebens verloren sah. In diesen Parteyen war die finstre Macht, der die Aufgeklärten jener Zeit entgegen kämpften; der Monarch aber, der in diesem Kampfe sich so muthig an ihre Spitze stellte, mußte ihre Verehrung, ihre Liebe und ihr Vertrauen haben, selbst wenn er auch in der Wahl seiner Mittel und in der Weise der Operationen nicht immer bey dem strengen Recht verharrte, sintemal die Menschen denjenigen Abweichungen von der Norm der Legalität immer zu gestatten bereitwillig sind, welche für solche Zwecke wirken, für die sie sich selbst begeistert fühlen.

Der Despotismus, der, wie er gewöhnlich thut, das Licht der Vernunft um sich her verlöscht, und alle geistige Entwicklung hemmt und zurück treibt, versöhnt sich nie mit der Menschheit. Denn es liegt zu klar am Tage, daß sein Zweck lediglich egoistischer Natur ist, nämlich Alleinherrschaft durch allgemeine, willenlose Dienstbarkeit, und unmöglich kann eine Macht für unverdächtig gehalten werden, die die Finsterniß als ihr Element erkennt. Von ganz anderer Art war der Despotismus Friedrichs und Josephs. Nicht nur hatten sie keinen Scheu vor den Fortschritten des Lichts unter ihren Völkern; sie schienen es vielmehr zur Aufgabe ihres Lebens gemacht zu haben, diese Fortschritte zu befördern, indem sie die wissenschaftliche und die Elementarbildung unterstützten und verbesserten, den Spielraum der Meynungen unberührt liessen, dem mündlichen und schriftlichen Lehrvortrag freye Bewegung gestatteten, und dem Wahn und dem Aberglauben seine Nahrung entzogen; und wie hätten sie einleuchtender darthun können, daß es nicht eigennützige Motive, sondern lediglich das Interesse der Menschheit sey, das in dem Gebrauche ihrer Macht

sie bestimme? Sie brachten dadurch die unbeschränkte Uebung dieser Macht in ihrem Zeitalter zu einer Art von Achtung, die sie in der Hand einer obscurirenden Regierung immer und nothwendig verlieren muß. Denn wo die Reaction gegen das Licht sich hervor that, kam sie immer von den Kasten, denen die Verfassungen die Befugniß anvertraut hatten, die Willkühr der Regentengewalt zu hemmen, und überall sah man, daß gerade in den Ländern, wo diese Kasten noch am mächtigsten waren, die alte Finsterniß am eifersüchtigsten bewahrt und der lichtern Einsicht die Zugänge am sorgsamsten versperrt wurden. Deßhalb befestigte sich in der Freundin der Aufklärung überall der Begriff, daß ihre Göttin und ihr Dienst sichern Schutz nur in den Kreisen finde, in denen die Souveränität in voller Machtvollkommenheit walte; und leicht knüpfte sich an diesen Begriff der andere, daß einer Gewalt, die den edelsten Vorzug der Menschheit so treu bewahre, auch ihre übrigen Interessen unbedenklich anvertraut werden dürfen.

Durch diese schützenden und fördernden Maßregeln für die Sache der menschlichen Cultur erwarben sich **Friedrich** und **Joseph** einen ausserordentlichen Einfluß auf **Europa**, und namentlich auf **Teutschland**; und welche Schlagbäume auch die spätere Zeit dem von ihnen in Bewegung gesetzten **Ideenstrome** entgegenstellte, so war es doch nicht mehr möglich denselben zu hemmen, und noch zur Stunde dauern die Wirkungen der von ihnen dem geistigen Leben gegebenen Impulse fort. Welche schöne Blüthe trieb dieses Leben im teutschen Vaterlande von dem Ende des siebenjährigen Krieges an, bis zu dem Schlusse der Periode, die mit dem Tode der beyden grossen Reformatoren des achtzehnten Jahrhunderts ablief! Zwar ist nicht zu läugnen, daß auch die Freyheit, die sie ihren Völkern gegeben, gemißbraucht, und mit dem Lichte, das sie dargereicht, oft bübisch und oft frevelhaft gespielt wurde; wie denn unserm armen Geschlechte nie ein Segen zu Theil geworden, dessen der Leichtsinn und der Muthwillen sich nicht unwürdig erwiesen hätten. Aber welch' einen erfreulichen Anblick gewährt uns in jener Periode das allgemeine Streben auf Licht, Wahrheit und Besserung, und der überall erwachte Drang, die grosse Aufgabe zu lösen, die der Menschheit gegeben ist, stetes Fortschreiten zum Vollkommenern? Und sah die teutsche Nation nicht auf das Trefflichste jenes Streben gelingen, in dem freyen, jugendlich — muthigen Geiste, der durch Rede und Schrift und in Leistungen der Kunst das löbliche Werk betrieb, in der Veredlung seiner Literatur und Sprache, in so vielen classischen Produkten des angeregten Genie's, in der Erweiterung und Begründung jeder Wissenschaft, in der Verbesserung der Lehranstalten und der Erziehung, in der thätigen Sorge für die Bildung des Volks, in den heilsamsten kirchlichen Reformen, in der allgemeinern Verbreitung der Lektüre und in dem Falle so vieler Vorurtheile, abergläubischen Meynungen und thörichten Gebräuche und Einrichtungen? — Zugleich ward im Staatsleben überall ersehen, wie die hellere Einsicht angewendet und fruchtbar geworden, in der Milderung der Gesetze, in Veredlung der Verwaltungsformen, in Verbesserung der Polizeyanstalten, in Belebung des Ackerbau's und der Gewerbe und in Abschaffung unnützer oder schädlicher Institutionen und Herkömmlichkeiten, die sich mit dem Lichte der Zeit nicht mehr vertrugen. Wo aber durch Verharren auf dem Unhaltbaren oder durch Widerstreben gegen das anerkannte Bessere die Altflickerey, das Philisterthum, die Pfafferey, der Obscurantismus; die Intoleranz und das Krautjunkerthum Zeichen ihres Lebens gaben, büßten sie durch Spott und Verachtung, und unerbittlich schwangen die **Schlözer**, die **Wekherlin**, die **Faustine**, die **Risbecks** — die Geissel auf den Rücken der unheilbaren Narren.

Das war für die teutsche Nation eine schöne Zeit des Aufblühens und Gedeihens! Wie weit hätte der Zug, in dem sie begriffen war, sie führen müssen, wenn er bis in unsre Tage fortgedauert hätte? Aber das Verhängniß, das in den menschlichen Dingen waltet, gefällt sich im ewigen Wechsel der Gestalten und der Erscheinungen. Im Frieden von innen und von aussen genossen wir, was uns so freundlich beschieden war, ohne die leiseste Ahnung der Erschütterungen, die in dieser Stille sich bereiteten. Es erhub sich der Sturm der französischen Revolution und mit ihm begann das Unglück von Teutschland!

Die Schweiz.

Die alten Schweizer hatten an den Tagen von Morgarten und Sempach ihre Unabhängigkeit von Oesterreich erfochten, und durch den redlich und tapfer erworbenen Waffenruhm den Beweis abgelegt, daß sie würdig seyen, frey zu seyn. Aber ein hoher Glanz überstrahlte diesen Ruhm, als sie hundert Jahre später freudig und kühn dem gefürchteten Karl von Burgund entgegen traten, und in drey blutigen Schlachten, in denen er selbst, ein Opfer seines Ehrgeizes, fiel, seine Macht zertrümmerten. Von dieser Zeit an gieng der Ruf durch die Länder, das Fußvolk der Schweizer sey unüberwindlich. Diesen Ruf bestätigten sie, in sechs siegreichen Treffen, in dem Schwabenkriege, den sie gegen den Kaiser Maximilian I. führten, um ihre Unabhängigkeit von dem Reiche zu vertheidigen. Noch gelangen ihnen bedeutende Eroberungen in ihrem Süden, und die Schlacht bey Novarra (1513) vermehrte ihren alten Ruhm. Aber als sie den furchtbaren Kampf bey Marignano (1515) gegen Franz I. mit einer Niederlage endigten, war ihre zweyhundert jährige Heldenperiode abgelaufen. Es erlosch an diesem Tage die militärische Bedeutung der Eidgenossenschaft in Europa.

Das war aber nicht das Ergebniß dieses Tages sondern der Zeit, in die er gefallen war. Es veränderten sich alle öffentlichen Verhältnisse. Die Monarchieen mehrten und consolidirten ihre Macht, und führten den Krieg mit grossen Massen und mit ungeheuerm Aufwande. Den kleinen Staaten blieb die Alternative entweder sich ihnen zu unterwerfen, oder durch geleistete Hülfe sich ihrer Gunst zu versichern; selten aber ward ihnen gestattet, in den Zwisten der Mächtigen ihres eigenen Willens zu seyn. Doch wurden die Eidgenossen, indem sie die Vortheile, die ihnen ihre geographische Lage darbot, verständig benützten, dieses Glückes theilhaftig. Sie genossen im dreyßigjährigen Kriege, in den unruhigen Zeiten des vierzehnten Ludwigs, in den Kriegen des achtzehnten Jahrhunderts — einer unverletzten Neutralität. Mittlerweile war die Tapferkeit ihrer Söhne dem Meistbiethenden feil, und mit ihr auch die Einfalt der altväterlichen Sitte.

Jene glückliche Entfernung von den Händeln der Könige hatte für das Land die wohlthätigsten Folgen. Es gieng ungestört den Weg geistiger und gewerbschaftlicher Entwicklung, sah seinen Wohlstand in fröhlicher Blüthe und während ganz Europa unter dem Drucke der stehenden Heere und der Last der Abgaben seufzte, kannte man nur in der Schweiz diese verderblichen Erzeugnisse der neuern Zeit nicht. Aber als denn später der wilde Strom der Neuerung und der Gewalt alles durcheinanderstürzte, konnte auch sie dem schrecklichen Strafgerichte nicht entgehen; und was in dem so lange vorsichtig behaupteten Frieden, Fleiß und Sparsamkeit erworben und gesammelt hatte, ward in kurzer Frist die Beute des Feindes. Jedoch nicht als ein im langen Frieden erschlafftes Volk, oder als eines das die grossen Erinnerungen aus seiner Geschichte vergessen hätte, erlagen die Schweizer der Ue-

vermacht, die ausgezogen war, um sie ihrer Ersparnisse, ihrer Gesetze und ihrer Selbstständigkeit zu berauben. Zwar hatten sie durch Mißverständniß der Mahnungen, die die Lage der Dinge an sie ergehen ließ und durch unzeitiges Verharren auf dem Unhaltbaren dem Feinde selbst den Vorwand zu seinem Unrecht gegeben, und durch innern Zwiespalt, halbe Maßregeln und Mißtrauen ihm seinen Gang erleichtert. Aber schon der Entschluß, gegen eine Macht, vor der so eben die grossen Monarchieen von Europa sich gebeugt hatten, den vaterländischen Boden und die angeerbte Freyheit zu vertheidigen, bewährte das edle Gefühl, daß man nicht feige hingeben dürfe, was die Väter durch so viel Blut errungen hatten, und mancher wackere Eidgenosse fiel in den Feldern von Langnau, Renneck und Frauenbrunn und dann in in den fürchterlichen Kämpfen in den kleinen Kantonen, mit der gerechten Hoffnung von den Schatten der Helden von Morgarten und Sempach freundlich empfangen zu werden. In welcher Schmach bestanden damals und später neben den Schweizern so viele andere weit mächtigere Völker! Jene trugen den Franzosen Waffen entgegen; diese Friedensanträge und Gold.

Dafür wurde den Eidgenossen der wohlverdiente Preis. Alle alten Republiken von Europa wurden, indem Napoleon sie mit seinem Schwerte berührte, in fürstliche Domainen verwandelt: nur die Schweiz erhielt die hergebrachte Selbstständigkeit. Zwar ist nicht zu glauben, daß die Scheu vor der ehrwürdigen Gestalt, in der die helvetische Freyheit in der Geschichte erscheint, ihn verhindert habe, Hand an sie zu legen; auch mochte ihn, der überall einen Boden fand, um auf ihm die Herrschaft der Seinen zu gründen, weder die geographische Gestaltung des Landes, noch seine Armuth bedenklich machen, wenn er in ihm einen Thron errichten, oder es zertrümmern wollte, wie er später an dem Tyrol gethan hat. Aber um in dieser Weise das Schicksal der Schweiz zu entscheiden, mußten erst die grösseren Plane zu ihrer Vollendung kommen. Mittlerweile war durch die Mediationsakte (19 Februar 1803) die Einleitung zur Sache bereits geschehen. Sie wurde, als „die einzige und letzte Bedingung zur „Erhaltung der Selbstständigkeit Helvetiens" übergeben, durch welche Erklärung der Vermittler klar aussprach, daß er sich für befugt halte, nach Maßgabe der Umstände die Stellung zu bestimmen, welche die Schweiz in Zukunft in der Reihe der Staaten einnehmen sollte. In der That hatte auch die Eidgenossenschaft durch diese Akte nur die äussere Gestalt der Selbstständigkeit gerettet. Was ihr noch an Kräften und Mitteln übrig geblieben, war zu Napoleons Disposition, sie hatte keinen Willen mehr; eine Militärkapitulation gab 16000 ihrer Söhne in Frankreichs Sold; im Jahre 1812, sah man diese unter französischen Fahnen an der Düna kämpfen. Aber noch war sie ein abgesonderter Körper, mit eigenthümlichen Gerechtsamen und Formen; in dieser Gestalt stand sie auf den Trümmern, als Napoleons Weltherrschaft. Das war ihr Glück. Wäre sie von dem Weltherrscher einem seiner Vasalen gegeben oder einverleibt worden, so hätte sie gleiches Schicksal mit Venedig, Holland, Genua getheilt; nun man aber das alte Gebäude von keinem Fremden besetzt fand, achtete man das Eigenthumsrecht seiner Bewohner, und überließ ihnen, es nach ihrer Weise einzurichten.

Das jetzige politische System gewährt ihrem Besitze eine sichere Bürgschaft, indem es auf einem Vereine der Mächtigern beruht, dessen Zweck die unverrückte Erhaltung des Bestehenden ist. Ruhig konnten es deßhalb die Schweizer geschehen lassen, als der Vicomte de Bonald die Frage aufwarf, ob ihre Regierungen legitime seyen, und seine Entscheidung dahin ertheilte, daß die Kantone eine politische Gewalt nur in so ferne besitzen, als die gros-

sen Mächte ihnen dieselbe einräumen.*) Diese Entscheidung widerspricht den feyerlichsten Erklärungen und dem vertragsmässig begründeten System der Regenten, die den Schutz der in Europa bestehenden Ordnung der Dinge übernommen haben, und ertönt als eine Stimme des Parteygeistes und der Leidenschaft, die immer das Edle herabwürdigen, indem sie ihm ihren Sinn unterschieben.

„Uebrigens ist, — wie ein geistvoller Schriftsteller bemerkt — die Schweiz jetzt mit Teutschland in ziemlich gleicher Lage, die in mancher Hinsicht für besser, in anderer wieder für schlimmer gelten kann. Getheilt durch verschiedenartige Verfassungen, durch Religion und Sprache, ist der Schweizer wie der Teutsche, bey grossem innerem Werthe, gediegener Kraft und lebendiger Rührigkeit, nach aussen ohne Ansehen, Stärke und Beweglichkeit. Bey den Nachtheilen und Gefahren der Zersplitterung zeigt sich hier, wie dort, manches Gute neben vielem Bösen. Die Gegensätze beschränken sich, oder heben sich im Ganzen auch wieder auf. Werden die Jesuiten an einem Orte gehegt, die Verfinsterung begünstigt und der Ueberzeugung und dem Gewissen Gewalt angethan, dann verbreitet der andere Aufklärung und schützt die Freyheit. Hier vertreibt man Schriftsteller und Lehrer, die der Willkühr und dem Unglauben mit Recht verdächtig sind; dort werden sie freundlich aufgenommen, und wie in Teutschland, so stehen sich auch hier die Contraste einander gegenüber. Die Aristokratie ist in Helvetien, im Geiste ihres Bundes, so wenig als anderswo müssig, doch vermöge ihrer frühern Stellung weder so anmassend, noch so drückend. Die Patricier waren in grosser Anzahl die Beschützer ihres Landes und dem Wohlstande des Bürgers günstig. Für sie sprechen grosse dankbare Erinnerungen und ein freundlicheres Benehmen gegen den dritten Stand. Der

*) S. N. Nat. Chron. d. T. 1822. Nr. 3.

Adel sucht sich auf seinem Boden zu behaupten oder auszudehnen, läßt aber die Demokratie in seiner Nähe ungefährdet. Wollte man in Aufsuchung der Aehnlichkeit weiter gehen, dann würde man es nicht ohne Erfolg, und hier, wie bey uns, eine besondere Neigung für religiöse Schwärmerey, Bekehrungen und eine mystische Staats-Weisheit finden, die ihre eifrigsten Bekenner in Helvetien und Teutschland zählt. Ist jenes Land übrigens wie das unsrige getheilt und fremder Aufsicht unterworfen, dann hat es vor ihm den Vortheil, daß nicht nur die Natur, sondern selbst seine Armuth, wie sein Reichthum seine Unabhängigkeit vertheidigen, jene, weil sie die Habsucht der Gewalt nicht reizt, dieser, weil er mit der Freyheit verschwinden würde."

Teutschlands Einheit.

Als Karl der Grosse die Marken seines Reiches an die Eider, die Elbe und die Raab gesetzt hatte, und Allemanien und Baiern, Friesland, Sachsen und Thüringen ihm unterthan waren, beherrschte er diese Länder zwar mit weiser Berücksichtigung ihrer Eigenthümlichkeiten und Gesetze, aber in unbeschränkter Uebung der königlichen Macht. Die Herzoge, die durch Streben nach der frühern Unabhängigkeit gefährlich werden konnten, wurden abgeschafft; an ihre Stelle traten als Richter und Verwalter der Gauen die Grafen; die Sendboten wurden ausgeschickt, um auf zu sehen, ob die Gesetze überall gehandhabt werden. So war das damalige Teutschland dem Könige ohne Mittel unterworfen, und die Idee der Einheit der Staatsgewalt und der Staatskräfte realisirt. Aber nur kurze Zeit überlebte dieses System seinen Stifter. Um es zu erhalten hatte keiner von Karls Nachkömmlingen die erforderliche Hoheit des Geistes und die Streitigkeiten unter ihnen selbst und die mannigfaltigen Theilungen machten es den Vasallen leicht, ihre verlornen Rechte wieder zu er-

langen, deren Andenken noch frisch in ihnen war. Da zerfielen die Teutschen in fünf grosse Stämme, Franken; Baiern, Schwaben, Thüringer und Sachsen; die alten Herzogthümer lebten wieder auf; die Gewalt der Vasallen und der Geistlichkeit mehrte sich; die gewählten Könige standen an ihrer Spitze mit einem Ansehen, das weniger in den Gesetzen, als in ihrer Persönlichkeit gegründet war. Umsonst suchten die Heinriche aus dem salischen und die Friedriche aus dem staufischen Geschlechte mit der Erblichkeit auch die Selbstherrschaft des grossen Karls wieder herzustellen; alle ihre Bestrebungen scheiterten an dem Widerstande der Optimaten und der Macht von Rom. Die Geschichte Teutschlands stellte seit dieser Zeit einen fortwährenden Kampf der Stände gegen die königliche Autorität dar, indem die Ueberlegenheit bey den erstern blieb, und aus dem endlich die Verfassung hervorgieng, in welcher sie eine Föderation mehrerer politischen Körper unter der gesetzmässigen Autorität eines gewählten Oberhauptes realisirte, der Begriff eines Reichs erlosch gänzlich.

Scheinen diese historischen Momente nicht zu beweisen, daß in dem Charakter der Teutschen, oder in der Natur ihres Landes etwas liege, was sich gegen ihre Zusammenschmelzung in einen innigen festgeketteten, von einem Mittelpunkt aus beherrschten bürgerlichen Körper sträubt? — Und ist zu hoffen, daß was im Laufe von tausend Jahren, einem der ausserordlichsten Männer in der Weltgeschichte, nur auf eine kurze Reihe von Jahren gelungen war, vermittelst einer durch Federstriche vollzogenen politischen Operation werde verwirklicht werden können.

Auf eine solche Operation ward von vielen Stimmen mit Heftigkeit in der Zeit angetragen, in der die Sieger, nach Napoleons Sturz, sich berufen sahen, eine neue Ordnung der Dinge in Europa zu gründen. Nur von der glücklichen Stunde an, „in der der teutsche Riese seine zerstreuten Glieder aus eigener Kraft zu„sammenraffen und ordnen, wo derselbe nicht „mit hundertfältigen Waffen, Farben und Zei„chen versehen und geziert, sondern in der ein„fachen, starken Rüstung vereinigter Völkerkraft, „mit einem einzigen, grossen Helm auf dem Haup„te, gewaffnet dastehen werde, sey unser Vater„land frey und das Gleichgewicht von Europa „hergestellt." War es ein Wunder, wenn solche Stimmen ertönten in den Tagen, in welchen das Gefühl der Schmach, in die Teutschland durch seine Zerstücklung gesunken war, noch in vielen Herzen brannte? Aber die, die sie erhuben, wußten nicht, was sie wollten. Gerne glauben wir, daß Befestigung der vaterländischen Macht und Freyheit gegen fremden Trotz und Hohn ihnen als ihr Ziel in die Augen schimmerte; aber sie beachteten nicht den blutigen Weg, der zu diesem Ziele führte, und die Gräuel, die Ungerechtigkeiten, die Grausamkeiten und das Elend, die man sich gestatten mußte, um seine Erreichung zu versuchen. Wer wird um solchen Preis die Grösse seines Volkes bauen wollen? — Die Schiedsrichter von Europa erwogen die Stellung, in die der Strom der Umstände die Angelegenheiten geführt hatte, und sie sahen den Punkt, auf dem die Macht des Schicksals sie stehen hieß. So empfiengen sie aus der Hand des Schicksals das Gebot, nach dem sie das neue Teutschland bildeten. Durch die Achtung auf dieses Gebot haben sie ihre Weisheit bewährt und den Dank aller derjenigen verdient, die da erkennen, daß alle Gerechtigkeit erfüllt sey, wo das Mögliche in Treue geschehen ist.

Wir verdanken den Exaltirten vom Jahre 1813 nichts. Ihre Exaltation war hervorgebracht durch eine großartige, vielverheissende Zeit und sie mußte mit dem Verlaufe dieser Zeit vorüber gehen. Aber man sagt und schreibt, daß es noch jetzt Menschen gebe, die die Centralisirung und Vereinigung der teutschen Nation im

oben bezeichneten Sinn beabsichtigen und durch schlechte Künste vorzubereiten suchen. Sollte das möglich seyn?

Wenn es wirklich solche Menschen giebt, so möchte gegen sie und gegen ihr Beginnen entweder stillschweigende Verachtung oder ein Quartier-Zettel für das Irrenhaus wohl das zweckmässigste Verfahren seyn. Indeß mag auch hier wiederhohlt werden, was ein ausgezeichneter teutscher Rechts-Gelehrter *) schon früher über ihr Bestreben selbst und über die sicherndste Art ihm entgegen zu wirken, gesagt hat: „Eine Bergkette durchschneidet Teutschland der Breite nach. An dieser Gestaltung des teutschen Bodens scheiterte einst der Versuch der Römer sich die teutschen Völker unterthänig zu machen; dann das Kaiserthum in dem Bestreben, die Einheit Teutschlands zu erhalten; später Oesterreich in dem Kampfe für die Wiederherstellung des teutschen Reiches; endlich Napoleon, als er die Zeiten Karls des Grossen zurückführen wollte. Dieselbe Berg-Kette wird auch in Zukunft ein kaum zu bewältigendes Hinderniß für die politische Vereinigung, so wie eine Schutzwehr für die Selbstständigkeit der Teutschen seyn. Doch — die Geschichte ist für die Menschen ein verschlossenes Buch — an Versuchen, die teutschen Staaten zu einem einzigen zu vereinigen, wird es gleichwohl nicht fehlen. Das beste Mittel, Versuche dieser Art zu verhindern oder zu vereiteln, ist das, in den einzelnen Staaten eine Volksvertretung einzuführen. Denn man löst eine Verbindung desto ungerner auf, je inniger sie mit unserm Seyn und Leben verwandt ist. Auch gehört nicht eben viel Verstand dazu, um einzusehen, daß die staatsbürgerliche Wichtigkeit der Einzelnen mit der Grösse des Staates in umgekehrten Verhältnisse stehe."

*) Zachariä in dem Aufsatze: Ueber erbliche Alleinherrschaft mit einer Volksvertretung in F. Murhards allg. polit. Annalen IX, S. 213

Ankündigung einer neuen Zeitschrift, welche unter dem Namen Morgen-Chronik herausgegeben werden wird.

Der Zweck der Morgen-Chronik ist, in Wirtemberg, dem Lande, das sich einer durch freyen Vertrag zu Stande gekommenen Verfassung erfreut, das Volk zu gesetzmässig freyem Leben möglichst zu erkräftigen, im Geiste der Grundverfassung des Staats für die Entvormundung seines Volkes zu wirken und in dieser Beziehung über die Bestrebungen in Wirtemberg zu einem neuen, bessern, bürgerlichen, sittlichen und ökonomischen Daseyn, fortlaufende genaue Kunde zu geben.

Sie wird daher besonders Nachrichten enthalten: über die Wirkungen der allgemeinen Staatsanstalten auf das Volk, über die Wirkungen der Gemeinde-Verfassungen, über die Art der Entwicklung derselben in den einzelnen Orten, über Wahlen zu wichtigen Aemtern und die dabey entwickelte Thätigkeit des Volks, über Sitten und Gewohnheiten in ganzen Distrikten, einzelnen Ortschaften, Volksklassen und Corporationen, über neue sich bildende Erwerbszweige, Verbesserungen älterer oder den Verbesserungen entgegenstehender Hindernisse, über auffallende Ereignisse verschiedener Art.

Die teutsche Lesewelt ist reich an Schriften, die Kunde geben von dem, was in der grossen Welt vorgeht, an Schriften mit Vermuthungen über das was geschehen wird, mit Vorschlägen und Wünschen über das was geschehen sollte; sie hat aber keine Anstalt, die genügende Nachricht giebt über unser inneres Volksleben, über unsere Bestrebungen zum Bessern. Wirtemberg hatte zwar vor einigen Jahren einige Zeitschriften, die solche Nachrichten zum Theil lieferten; aber diese Nachrichten waren ungenügend und immer dem Hauptzweck jener Schriften, den Vorschlägen und Kritiken untergeordnet.

Das Zeitblatt, das wir hier ankündigen, soll daher kein gewöhnliches Zeitungsblatt oder politisches Journal seyn, kein Unterhaltungsblatt, es soll ein heller Spiegel seyn, der in gedrängter Klarheit unser Volksleben und das Streben der Menschen in allen Ständen und Orten wiedergiebe, es soll uns mit uns selbst bekannter machen, und vielleicht dadurch auch so viel Unterhaltung geben, als durch Zusammentragung interessanter Notizen aus alten Zeiten und Welten, so viel die Zukunft errathen lassen, als durch politische Raisonnements und mehr wohl noch wirken als durch bloße Vorschläge.

Wahrheit, männlicher Freymuth wird ihr Charakter seyn, gehässiger Widerspruch und alles Schmähen und Schmälern aus ihr verbannt bleiben.

Es wird dieses Blatt im Laufe des nächsten Monats in Stuttgart erscheinen und zwey Mal die Woche herauskommen. Der Preis eines halben Jahres wird zwey Gulden seyn und für die letzten Monate dieses Jahres 1 fl. 30 kr., um welchen Preis bey sämmtlichen Postämtern und für die Bewohner von Stuttgart, so wie der benachbarten Orte auch bey Buchhändler Franckh Bestellungen gemacht werden können.

Stuttgart im August 1824.

Die Redaktion der Morgen-Chronik.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzleybuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen



25. September. 39. 1824.

Wir blicken hin auf jene Trauertage,
Wo keine Stimme uns zur Andacht rief,
Kein frommes Haus die kleine Schaar vereinte,
Kein Orgelton das matte Herz ergriff.
Wo uns nur ferne winkte, was wir suchten,
Die Lebensquelle spärlich für uns floß,
Kein treuer Hirt die arme Heerde schützte,
Und Muth und Kraft in unsre Herzen goß.
Wie hat sich alles freundlich umgestaltet!
Wie lieblich winkt das stille Heiligthum!
Ein sanftes Lied erquickt die müde Seele
Und freyes Wort ist unser Eigenthum.

Witschel.

Erinnerungs-Fest der evangelischen Gemeinde in München.

Am zweyten Sonntag nach Trinitatis dieses Jahres war gerade ein Vierteljahrhundert verflossen, seitdem durch den ersten in Nymphenburg gehaltenen Gottes-Dienst der Grund der evangelischen Gemeinde in München gelegt wurde. Wie hätten die Glieder dieser Gemeinde diesen Tag, der durch den Hinblick auf die Vergangenheit und auf die Gegenwart ihnen der erhebenden Erinnerungen und Ansichten so viele darbot, ohne innige, gemeinsam ausgesprochene Empfindungen der Freude und des Dankes vorüber gehen lassen können? Und wer, welcher christlich-kirchlichen Genossenschaft er auch angehöre, wenn er nur für den Sieg des christlichen Geistes sich interessirt, müßte sich nicht mit ihr in diese Empfindungen theilen, da die Geschichte dieser Gemeinde, so kurz auch den Zeitraum ist, der sie umfaßt, uns ein so schönes Bild vereinten Bestrebens auf religiöse Vervollkommung und gegenseitiger Verträglichkeit und Annäherung darstellt.

Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war Baiern, das alte Land des Gehorsams, jeder öffentlichen Uebung des evangelischen Gottesdienstes streng verschlossen; vor allem galt diese Strenge in der Hauptstadt. Wer irgend hier wohnhaft oder weilend der evangelischen Kirche angehörte, mußte entweder auf jenes Bedürfniß Verzicht leisten, oder seine Befriedigung in weiter Ferne suchen. Aber als der König seine erhabene Gemahlin, entsprossen aus einem evangelischen Fürstenhause, in das Land einführte, sammelten sich in ihren Gottes-Verehrungen ihre Glaubensgenossen um sie; am Palmsonntage 1800 wurde die jetzige evangelische Hof- und Stadtkirche eingeweiht; im Jahr 1806 erhielt dieselbe durch ein königliches Rescript die Rechte

einer selbstständigen Pfarre; die Verfassungsurkunde aber erklärte den den evangelischen Gemeinden zuerkannten oder bestätigten gesetzlichen Bestand für ein unverletzliches Heiligthum. Das Entstehen eines protestantischen Cultus in der Hauptstadt von Baiern erregte das größte Aufsehen, und das Vorurtheil, die Unduldsamkeit und der Obskurantismus erklärten sich oft auf eine recht rohe und bittere Weise dagegen. Aber bald siegte der bessere Sinn über die Befangenheit und den widerstrebenden Haß, und nach dieser kurzen Reihe von Jahren erscheint nun alles in friedlicher und freundlicher Gestalt. Viele Katholiken nehmen nur mit Aufmerksamkeit und Andacht an den einfachen Gottesverehrungen ihrer evangelischen Mitbürger Theil, hören mit Rührung den erhebenden Gesang und wohnen den Taufen der Säuglinge, der Einsegnung der Kinder und der Beerdigung der Todten bey. Viele theuere, in allen Lebens-Verhältnissen erprobte Freunde zählen die Glieder der Gemeinde unter ihren katholischen Nachbarn, durch manche Bande des Bluts und der Verwandtschaft sind beyde unter einander verknüpft und als ein köstliches Geschenk des Himmels schätzen die Evangelischen die Achtung, Freundschaft und Liebe, die ihnen von allen *gebildeten* Katholiken zu Theil wird.

Zu diesem glücklichen Gedeihen des kirchlichen Friedens und der religiösen Besserung hat der würdige Cabinettsprediger und Ministerial-Rath v. *Schmidt* durch seine geistvollen Vorträge, durch die seltene Lehrweisheit, womit er in seinem Kreise gewirkt, so wie durch treue Sorge für die Bildung und Rechte der ihm anvertrauten Gemeinde unaussprechlich viel beygetragen, und sein Name ist dadurch in der Kirchen-Geschichte des *evangelischen Baierns* unsterblich geworden. Einen Beweis von dem dankbaren Anerkenntniß dieser seiner Verdienste gaben ihm die evangelischen Bürger von *München* an dem Tage der Feyer durch Ueberreichung eines künstlich gearbeiteten silbernen Pokals und eines von dem trefflichen Sänger der „Morgen- und Abendopfer" verfaßten Gedichtes. Ein anderes Gedicht wurde ihm von den beyden Gemeindegliedern *David Lorenz*, Schriftgiesser, und *Adam Plackner*, Spiegelfabrikant, gewidmet, das mit typographischer Pracht auf weissem Atlas gedruckt und in einer zwischen römischen Säulen schwebenden, sehr geschmackvoll bearbeiteten goldenen Rahme gefaßt war. Die Ehre zuerst die Idee des Festes angeregt zu haben, gebührt dem bürgerlichen Wagnermeister *Valentin Seibel* aus *Darmstadt*, der vor 25 Jahren als Wagnergeselle dem ersten evangelischen Gottesdienste in Nymphenburg beygewohnt hat. Um aber auch den Gemeindegliedern ein bleibendes Denkmal des Festes in die Hände zu geben, wurde die im wahrhaft christlichen Geiste gefaßte und rührende Predigt, die der vielseitig verdiente Diakon D. *Beck* an demselben gehalten, gedruckt. Rechtsinnig ist ihr der nämliche Text zu Grunde gelegt, (Ps. 84, 2 – 4, 11 – 13) mit dem D. v. *Schmidt* einst die evangelischen Gottesverehrungen in Nymphenburg eröffnet hat.

Während indessen die Gemeinde dankbar des Gedeihens genießt, zu dem Gott und der König ihr geholfen, fehlt doch noch Manches dazu, daß sie alle ihre gerechten Wünsche für erfüllt halten könnte. Namentlich drückt sie der Mangel einer hinreichend geräumigen Kirche und eines bleibenden Schulhauses. Bis jetzt hat zwar die Königin der Gemeinde gestattet, ihren Gottesdienst in der Hofkirche feyern zu dürfen, und schon unter dem 21. Dec. 1806 hat der König geruht, die ehemalige Salvators-Kirche ihr zu überlassen. Allein dieselbe ist wegen des engen Raums noch nicht eingerichtet worden, und die für diesen Zweck ersammelten 26000 fl. betragende Collekte ist bey weitem noch nicht hinreichend, eine grosse Erweiterung vorzunehmen oder, was am Ende doch noch noth seyn möchte, eine neue Kirche zu bauen. Die Zahl der Pfarrgenossen beträgt 5700 See-

len, wovon jedoch viele in bedeutender Entfernung wohnen. Ausser dem Herrn v. Schmidt sind ein Diakon und ein Vikar als ordentliche Geistliche angestellt. Aber auch die Ober-Consistorialräthe Dr. Stiller und Dr. Heinz sind beauftragt, an den Prediger- und Pfarrgeschäften Antheil zu nehmen. So ist auch die Dotation der Pfarre, wie der König sie zugesagt, noch nicht in Vollzug gesetzt, darf aber vielleicht in der vorstehenden Finanz-Periode noch erwartet werden. Die schon vor 20 Jahren für die protestantische Jugend errichtete Schule hat gegenwärtig 3 Lehrer und eine Arbeitslehrerin.

Blicke auf Teutschland.*)

Wenn ein Reisender, der unsere Staaten und uns gesehen, die Bemerkung machte, er habe teutsche Länder, aber kein Teutschland, Leute, die teutsch reden, aber keine Teutsche gefunden, was könnten wir erwiedern? Ich wüßte wohl Vieles darüber, aber Weniges dagegen zu sagen.

Meine Bemerkungen über Teutschland werden abgerissen und unzusammenhängend seyn wie der Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigen. Das ist nicht meine Schuld und nicht die unsrige. Die Sünde, die wir büßen, haben wir nicht begangen, die Last, die wir tragen, uns nicht aufgebürdet. Unsere Krankheit ist ein Erbstück, das die Vergehen der Väter an den Kindern rächt.

Ich fühle mein Inneres tief bewegt, wenn ich an das geliebte Vaterland denke; aber es bieten sich keine Worte dar, diese tiefe innere Rührung auszusprechen. Die Furcht vor Mißdeutung erstickt die Sprache. Hätte die freundliche Natur mir die schöne Gabe der Beredtsamkeit verliehen, der theure Gegenstand, von dem ich zu sprechen habe, würde mich zum Redner des Vaterlands begeistern. Wir leben in einer argwöhnischen Zeit, die sogar den guten Willen

*) Probe aus der unten angezeigten Schrift.

oft verdächtiger als den bösen findet. Und doch ist das Volk gut, und das gute Volk zählt treffliche Fürsten. Wir sind besser als unser Thun und glücklicher als unsere Lage. Tage der schweren Prüfung sind über uns gegangen. Mögen Fürst und Volk bedenken, daß sie wieder kommen können, wenn man sagen darf, daß sie vorüber seyen!

Von einem Vater, der achtzig kräftige Söhne hatte, wird erzählt, er habe, dem Tode nahe, die geliebten Kinder zu sich beschieden. Da sie in tiefer Rührung vor dem Bette standen, um des Vaters letzten Willen als ein heiliges Vermächtniß zu empfangen, reichte dieser einem nach dem andern ein Bund von achtzig Pfeilen mit dem Befehle, es zu zerbrechen. Alle versuchten es, doch vergebens. Da zog der Greis die Pfeile einzeln heraus und gab jedem seiner Söhne einen und wiederhohlte den Befehl. Alle achtzig zerbrachen ihre Pfeile mit Leichtigkeit. Seyd, sprach der Vater nun, wie das Bund Pfeile, und ihr werdet stark seyn. Durch Eintracht werden kleine Dinge groß, durch Zwietracht auch die größten klein.

Die Söhne aber waren nicht wie das Bund Pfeile. Durch Selbstsucht, Eitelkeit und fremde Verheissungen verlockt, suchte einer den Andern an Ansehen, Reichthum und Einfluß zu übertreffen; Neid, Eifersucht und Verführung falscher Freunde trennten sie, und ihnen ward das Schicksal der einzelnen Pfeile.

Die drey Curiatier, die der schlaue Römer zu trennen wußte, wurden von dem Horatier, einer nach dem andern angegriffen, so daß sie einzeln fielen, verbluteten und starben.

Kleinstaatisch ist Kleinstädtisch, nur im vergrößerten Maaßstabe. Kleine Staaten haben die Thorheiten und Lächerlichkeiten, die kleine Städte von den großen unterscheiden. Kleine Verhältnisse machen kleine und kleinliche Menschen. Wer keine große Muster hat, an denen er sich bildet, keine grosse Kräfte neben sich, an

denen er die seinigen übt und mißt, der überschätzt sich gern und ist bald Alles in Allem.

Gutes, kindliches teutsches Volk mit deinem kindlichen Glauben, mit deinem kindlichen Vertrauen und deiner kindlichen Hoffnung, wie wenig gehört dazu, um dich glücklich, aber auch unglücklich zu machen, um dich zu begeistern, aber auch zu hintergehen! Jede neue Verheissung, jede neue Ankündigung, wäre es auch nur die eines neuen Systems, einer neuen Methode, eines neuen pädagogischen Instituts, einer neuen Dreschmaschine, eines neuen Gesetzentwurfs, einer neuen Art Butter zu machen, die Krankheiten mit Händeauflegen zu heilen, oder eine fremde Sprache in acht Tagen fertig lesen, schreiben und sprechen zu lernen, ist dir ein Vorabend des heiligen Christ, der dir sehnsüchtig Harrendem die Bescheerung bringt. Die flimmernden Lichterchen um den Christbaum sind dir eben so viele Morgensterne, die das Aufgehen einer langen Reihe von heiteren Tagen verkünden. Du gutmüthiges, fleißiges Volk, das auf jedem Boden, sey er auch noch so trokken und mager, eine Blume, wenn auch nur die taube Blume getäuschter Hoffnung, zieht; du braves theilnehmendes Volk, das selbst von Noth gedrängt, fremder Noth abzuhelfen bemüht ist, das den Griechen, den Südamerikanern, allen Abgebrannten und Verarmten, allen Bedrückten und Leidenden beystehen will, in eigner Bedrängniß sich nicht zu retten weiß, und doch aller Welt mit Rath und That an die Hand geht; du treues, biederes Volk hast alle Tugenden eines achtungswerthen Privatmanns, aber keine öffentliche.

Etwas weniger kleinstädtisch, leichtgläubig und demüthig wünschte ich dich freylich; aber diese Fehler sind mehr die deiner Lage und Verhältnisse, als die deinigen. Kleine Dinge sind dir groß, und die großen gar nicht für dich da. In dem Gaue siehst du einen Staat, in seinen Bewohnern eine Nation und in den Klatschereyen und Eifersüchteleyen deines von deinen vornehmen Leuten bewohnten Stadtviertels Welthändel. Kurze Röcke und lange Haare haben dich als eine wichtige Nationalangelegenheit beschäftigt. Und wem hast du nicht dein von Hoffnung strahlendes Auge zugewendet? dem Reichsdeputationsrezeß, Napoleon, der Schlacht von Leipzig und der von Waterloo, dem teutschen Bunde wie früher dem rheinischen und allen Kongressen.

Es giebt Verhältnisse, über die alle Weisheit, die Erfahrung von Jahrhunderten, selbst durch die neuesten Begebenheiten eindringlich und schmerzlich angefrischt, und der beste Wille nichts vermögen. So ist und bleibt Teutschland zur Zerstückelung, und demnach zu Allem, was daraus folgt, verdammt, bis es sein Loos, dem noch kein solcher Zustand der Dinge entgangen ist und nie entgehen wird, ereilt. Der Zeitpunkt, in dem dieß geschehen wird, ist hoffentlich noch fern. Die Gegenwart hat bey der festen Rechtlichkeit der erhabenen Monarchen, die das Bestehende ehrt und erhält, in dieser Hinsicht nichts zu fürchten, vielleicht auch nicht die nahe Zukunft. Aber die Menschen vergehen mit ihren Entwürfen und mit ihrem Streben, und diese wechseln wie jene; nur in der Natur der Dinge ist Beständigkeit, und spät oder früh erfolgt, was diese will. Alles drängt mit unwiderstehlicher Gewalt der Erfüllung des Schicksals entgegen; selbst die, welche seines Rathschlusses Opfer werden, beschleunigen, in blinder Befangenheit, mit hastiger Begier die verhängnißvolle Katastrophe. Die Spaltung, durch unglückliche Ereignisse herbeygeführt und unterhalten, riß der verkehrte Wille der Gewalthaber und Völker noch weiter auseinander. Der Stolz gefiel sich in der Selbstständigkeit, und der Fiskus benutzte die thörigte Eitelkeit der Absonderung und Vereinzelung, um die Bedürfnisse des Lebens an den vielen nahen Gränzen zu besteuern. So wurde die bunte Jacke, in welcher der Teutsche so lange der Spott und das Spielwerk der Fremden

gewesen ist, immer bunter gestickt und geflickt. Daß diese Trennung gern von denen gesehen wird, die Vortheil aus ihr ziehen, oder zu ziehen hoffen, läßt sich begreifen, weniger aber, wenn sie auch die begünstigen und unterhalten, denen sie unvermeidlich Verderben bringt. Doch hat die Münze von so mattem, fast unkenntlichem Gepräge auch eine freundliche Kehrseite. Jetzt, wie immer, ist die Zerstückelung nicht ohne alle wohlthätige Wirkung für uns, für Europa, ja für die Menschheit gewesen. Haben nicht Staaten vom dritten und tiefern Range eine vernünftige Freyheit, eine gesetzmäßige Ordnung, ein aufrichtiges Einverständniß zwischen Fürst und Volk bewahrt? Hat man hier nicht die Wohlthaten einer ständischen Verfassung mit Aufrichtigkeit gewollt? Ja, hier hat man die Achtung vor dem Rechte und der Vernunft selten in dem Grade verläugnet, daß man die Grundsätze der absoluten Fürstenmacht, des blinden Gehorsams und die Gräuel eines servilen Staatsrechts, wie sie durch öffentliche Blätter und von Rednerbühnen verkündet worden, auszusprechen gewagt hätte. Ja, dieses Lob gebühre ihnen; und traurig genug, daß jetzt ein solches Lob den, der es empfängt, wie den, der es ertheilt, vielleicht verdächtig macht! Aber die Zeit wird kommen, wo der Paroxism des tollen Fiebers ausgeraset, der Sturm der Leidenschaften sich gelegt, und das Geschlecht die ruhige Besinnung das Gefühl der Billigkeit wieder gewonnen hat. Dann wird man dankbar und rühmlich anerkennen, was selbst Staaten von mässigem Umfange gethan, und mehr noch, was sie unterlassen haben. Der Ruhm bleibt dem Teutschen, daß er ein lebendiges Gefühl von Recht und Unrecht, von Wahrheit und Lüge, von Ehre und Schande in der Brust bewahrt, eine heilige Scheu vor dem Heiligen in dem Menschen und in der Natur genährt, und es, bis jetzt wenigstens, nicht bis zur Schamlosigkeit gebracht, den pfiffigen Betrug für Klugheit, die Liederlichkeit für Genialität und die schlechte lobpreisende Unterwürfigkeit unter jede Laune des Glücks und der Gewalt für ein verständiges Schicken in die Zeit zu halten. Wenn auch in dieser Hinsicht vieles bey uns vornehmer und zeitgemässer geworden ist, dann stehen wir doch hinter manchem andern Volke noch weit zurück. Mögen wir uns noch lange diese Verspätung in der feinen Bildung erhalten!

In Teutschland sahen wir Fürsten, die sich der sündigen Versuchung gewissenhaft versagten, nach Allgewalt als einem von Gott veliehenen Rechte zu streben; Fürsten, für die es keinen heiligern Bund gab, als der den Regenten in Liebe und Vertrauen mit seinem Volke vereinigt, und die in der Stimme der öffentlichen Meynung etwas Besseres als die Sprache des Aufruhrs und der Verkehrtheit zu vernehmen glaubten. Zu welcher Abgeschmacktheit und abentheuerlichen Tollheit es auch bey uns politische Schriftsteller getrieben haben mögen, die Beyspiele sind doch selten — und wo fehlte es der Gewalt und dem Glücke je an hungrigen Schmeichlern? — daß sie willenlose Unterwürfigkeit als Unterthanenpflicht erwiesen, und Unwissenheit, Aberglaube und Armuth des Volks als Unterpfand der Ruhe des Staats empfohlen hätten.

Ich liebe mein Vaterland; ich liebe es so sehr, daß ich von seinen Vorzügen und Gebrechen kaum zu reden wage. Gern übertreibt man die Tugenden und Fehler des geliebten Gegenstandes, und wird von diesen um so mehr erbittert, je mehr man wünscht ihn frey davon zu sehen. Die eigene Erbitterung aber erbittert die am leichtesten, mit denen uns ein zärtliches Band verknüpft. Auf diese Weise schlägt die Glut der Liebe schnell in Flammen des Hasses auf. Dieser Haß aber macht den unglücklicher, der ihn nährt, als dem er gilt. Ich rede nicht von einzelnen teutschen Staaten, auch nicht von Oe-

sterreich, nicht von Preußen; jetzt nicht. Wer mag da reden, wo Jeder, der andrer Meynung ist, von der Gegenparten der Schlechtigkeit, des Aufruhrs, der Treulosigkeit beschuldigt wird?

In den landständischen Verfassungen ward ein Saamen ausgestreut, der gute Früchte trug, wenn auch Boden und Himmelsstrich nicht allenthalben günstig waren. In den teutschen Staaten, die sich derselben zu erfreuen haben, ist der Haushalt geordnet, der Kredit befestigt oder wiederhergestellt, in wie weit die Umstände es erlaubten. Manche Verbesserung ward bewirkt, manche vorbereitet. Mißbräuche wurden abgeschafft, Vorurtheile erschüttert, und bey den bessern Klassen des Volks hat sich ein öffentlicher Geist gebildet, eine Erscheinung, die um so erfreulicher ist, je seltener sie war. Die landständischen Institutionen sind noch jung, und brauchen, wie alles Leben auf unsrer Erde, Zeit, um kräftig zu gedeihen und Blüthe und Frucht in reicherem Maße zu tragen. Die Zeit wird vollenden, was Gerechtigkeit und Klugheit begonnen haben. Bieten auch unsre landständischen Versammlungen nicht das Interesse gesetzgebender Behörden in grossen Staaten dar, dann entsprachen sie doch oft mehr als diese selbst ihrem Zwecke. Zwar können wir auch hier, wie fast in Allem, eine ermüdende Tiefe und Breite nicht vermeiden, welche die Sache in der Form und den Geist in dem Buchstaben erstickt, eine metaphysische Ueberschwänglichkeit, die in der Beschauung höherer Regionen den Stein nicht merkt, der vor unsern Füßen liegt und uns zum Falle bringt; doch wird das Leben, dem wir durch lange Entwöhnung fremd geworden, uns auch praktischer machen. Bis jetzt sind wir noch zu viel am Erörtern und Erklären, zeigen wie das Wasser abwärts fliessen, die Frucht am Zweige und nicht an der Wurzel reifen muß, bringen aber die Hand weder zum Bache noch an den Baum, um uns aus jenem einen Trunk, von diesem eine Frucht zu holen. Wie es bey uns auch kommen mag, wir werden zu seiner Zeit gründlich untersuchen und darthun, auf welche Art und Weise es so gekommen ist, und höchst zufrieden seyn, daß wir das Warum gefunden. Haben Andere den Kern ausgenommen, dann heben wir sorgfältig die Schaale auf, um gründlich nachzuspüren, wie der Kern hinein- und herausgekommen sey, und vermachen sie der späten Nachwelt, der sie noch als Alterthum werth und wichtig werden kann. Mit solcher Anlage und in dieser Stimmung, die eine Folge unserer politischen Lage und unsres metaphysischen Charakters sind, fühlen wir keinen Beruf, in der Welt viel Lärm zu machen. Zufrieden damit, das Pulver, mit dem uns andere Völker bekriegen, erfunden, und allen Thronen Europas, die uns jetzt regieren helfen, einst Fürsten gegeben zu haben, machen wir bescheiden und genügsam selten Ansprüche auf die Gegenwart, und leben ein höheres Leben in der Zukunft und Vergangenheit. Gutmüthig und ehrlich lassen wir uns, hundert Mal getäuscht, doch immer wieder täuschen, und haben ein großes Vertrauen auf unsre politischen Schriftsteller und Seher, die uns die Kunst lehren, Schnee auf dem warmen Ofen zu Salz zu dörren. Darum haben wir auch mehr als andere Nationen Quacksalber aller Art, Wunderdoktoren für geistige und leibliche Gebrechen, Wahrsager, Mystiker, politische und religiöse Hohenlohe, Erfinder einzig möglicher Beweise, unfehlbarer Theorien, unverbesserlicher Systeme der Philosophie und Erziehung für die Ewigkeit geschaffen, die kein Menschenalter erleben, und mit denen unsere Jugend täglich unwissender und ungezogener zu werden droht, und endlich Weissagerinnen und Propheten, von der begeisterten Hildegarde bis auf Adam Müller.

Wir selbst dürfen uns unsere Fehler sagen, wenn wir es auch von Fremden nicht ertrügen. Wir dürfen es um so mehr, da wir diese Fehler mit Tugenden aufwiegen, deren sich kein an-

deres Volk in höherem Grade rühmen mag. In dem Teutschen, wer kann das läugnen? ist eine grosse Kraft; nur geht sie, wenn ich mich eines Ausdrucks der Landwirthe bedienen darf, mehr in den Halm als in den Kern. Aber auch das ist nicht ganz unsere Schuld. Welch besondern Werth kann man auf die Furcht in einem Lande legen, wo man so häufig nur leeres Stroh zu dreschen pflegt und darin seinen Beruf erkennt? In dem Teutschen, ich wiederhohle es, schlummert eine grosse Kraft. Darüber mag man spotten, bis die Stimme vernommen wird, welche die Schlummernde ins Wachen ruft. Bewahren wir nur, was uns vor Andern auszeichnet und ehrt, unsere Achtung vor dem Höhern und Göttlichen im Menschen, und unsere Treue und Wahrhaftigkeit!

Wenn auch die teutschen landständischen Verhandlungen nicht von dem Interesse sind, wie die der Deputirtenkammer und des Unterhauses der Ton angebenden Nationen, der Franzosen und Engländer, dann findet man in ihnen doch Ernst und Gründlichkeit, und ein aufrichtiges Streben, das Bessere, wo es erkannt wird, zu erreichen. Gewandtheit und politischen Tackt darf man bey uns nur selten suchen, weil es uns an Uebung und an dem Ehrgeiz fehlt, der glänzen will, und seinen Lohn in dem Effekte findet.

Nicht allein die Verhandlungen der teutschen Landstände thut es Noth bekannt zu machen, sondern vorzüglich eine kritische Uebersicht derselben, eine Prüfung ihres Inhaltes, eine Würdigung des Verfahrens, um zu sehen, was sie dem Vaterlande leisten. Auch mögen die Landstände selbst aus der Ansicht und dem Urtheil verständiger und gutgesinnter Männer, die, vermöge der Steuerrolle, im Rathe der Volksvertreter keine Stimme haben können, manchmal Belehrung schöpfen, da ohne dieß nichts leichter in den Schlummer einer behaglichen Selbgenügsamkeit wiegt, als eine neue ungewohnte Gewalt, die der Weihrauch ungewohnter Huldigung zu betäuben pflegt. Nur die, so weder Amt noch Würde haben, glauben, daß mit diesen Gott nicht auch den Verstand gebe. Die Einsichtsvollen und Rechtlichen dagegen können in dem Ausdrucke der öffentlichen Meynung, in der lauten Anerkennung ihres Werths, eine Belohnung und Aufmunterung finden, die von einer andern Seite ihnen selten werden dürfte.

Die Resultate der repräsentativen Verfassungen haben der Hoffnung, die man auf sie gesetzt, nicht allenthalben ganz entsprochen, und man hört jetzt schon Stimmen, die, nach einem nicht langen Versuche, das Heil, welches man sich davon in Fülle versprach, von daher ferner nicht erwarten. Man hatte die Vorzüge und Vortheile dieser Verfassungen überschätzt; natürlich schlägt man sie jetzt, im Verdrusse über die Täuschung, zu niedrig an. Es liegt überhaupt in der reitzbaren, unstäten und schwer zu befriedigenden Stimmung unserer Zeit, daß sie rasch von einem Aeussersten zum andern überspringt, und sich, nach betrogener unmässiger Hoffnung, der Verzweiflung überläßt. Wenn das schwachen Charakteren eigen ist, dann hätte man den Charakter unserer Zeit und namentlich den eines Theils unseres Volks gefunden.

Die repräsentativen Verfassungen haben allerdings nicht geleistet, was man sich von ihnen versprechen zu dürfen glaubte. Das war natürlich. Wo man unverständig hofft, wird man mit Recht getäuscht. Diese Verfassungen sollten ein Mittel gegen alle Gebrechen und Leiden der Staaten seyn. Das sind sie nicht, und können es nicht seyn. Aber der Glaube steht bey mir fest, daß, wenn überhaupt, in der gegenwärtigen Lage der Dinge, für die gebildeten Staaten Heil und Segen möglich ist, sie nur mit repräsentativen Verfassungen dieses Heil und diesen Segen finden. Wenn sie endlich unsern Erwartungen selten entsprochen haben, dann liegt es auch darin, daß man sie selten nach den Bedürfnissen der Völker und im Interesse der Freyheit eingerichtet hat. Ohne Zweifel wurde von

mancher Seite sogar darauf hingearbeitet, daß die repräsentativen Verfassungen nichts oder wenig leisten sollten, um die Wünsche und Hoffnungen der Nationen, die etwas ungestüm zu werden droheten, davon abzuleiten.

Wir können in Europa keine andere als monarchische Regierungsformen haben. Das sollten wir nie vergessen. Hier ist eine Thatsache, bestimmt und unabweislich, gegen welche Theorie, und wäre sie noch so wissenschaftlich begründet, wenn sie mit dieser Thatsache sich in Widerspruch setzt, die Rolle des irrdenen Topfes gegen den eisernen übernimmt. Das ward in manchen landständischen Versammlungen, bey dem ersten Versuche ihrer jugendlichen Kraft, nicht genug erwogen. Uebrigens macht auch die Beschränkung der Gewalt des Fürsten das Volk nicht immer freyer; dieses muß nicht nothwendig gewinnen, was jener verliert. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur einen Blick auf die unglücklichsten Jahrhunderte des Mittelalters, wo die Könige am schwächsten waren, auf die Geschichte von England, Frankreich, Dänemark, Schweden, ja aller Reiche werfen. Eigenmächtig soll ein Fürst nicht seyn, aber auch nicht schwach. Beydes bringt dem Volke Verderben, bald dieses, bald jenes mehr. Selbst bürgerlich geboren, dem Interesse des Bürgers mit ganzer Seele zugethan, der Sache des Bürgers treu bis zum letzten Athemzuge, ist mir doch kein Anblick widerlicher als wenn ich sehe, daß der plumpe Pöbelstolz sich an die Stelle des anständigen Fürstenstolzes setzen möchte. Es ist ekelhaft und schmerzlich zugleich, wenn man Fürsten und Stände über die Leibesnothdurft jener rechten hört; wenn die Deputirten einer Nation diese zu ehren und ihr zu dienen glauben, indem sie Wasch- und Küchenzettel des regierenden Hauses revidiren, seinen Appetit an den Maßstab der herkömmlichen Eßlust legen und seine Konsumtion in den Schranken der Diät und Sparsamkeit zu halten suchen. Welche Fürsten sind die, mit denen man so verfahren darf! Es ist ganz recht, daß der Wille des Regenten durch das Gesetz und durch die, welche die gesetzgebende Gewalt mit ihm theilen, sich beschränkt und gebunden fühle; aber in ihrem Fürsten muß die Nation sich achten, sich in seiner Würde ehren; und ich möchte so wenig einen König, den die ägyptischen Priester — oder welche aristokratische Körperschaft ihre Stelle vertreten will — essen, schlafen, trinken und regieren führen, als einen, der das Alles nach Laune und ohne Selbstbeherrschung thut.

(Der Beschluß folgt.)

Literatur.

Europa in seinem gegenwärtigen Zustand von Weitzel. 8. Wiesbaden, Ritter, 1824. 428 S. Die Kunst politische Tableau's zu geben, ist bisher von den Teutschen weniger, und mit mindern Glück geübt worden, als von den Franzosen. Zwar in der Emsigkeit Zahlen und sonstige mathematische Grössen zum Behufe statistischer Construktionen zusammen zu häufen, haben wir es nicht fehlen lassen; aber in der Darstellung dessen, was im Leben der Nationen und der Staaten geistig und gemüthlich ist, haben wir uns selten versucht. Einen solchen Versuch giebt die vorliegende Schrift, und das Publikum muß ihn als gelungen voraussetzen, da ihm die Einsicht, der Scharfsinn, der humane Geist, die Mässigung und die gebildete Darstellung, womit der Verfasser sonst über die grossen Fragen der Zeit zu ihm gesprochen, wohl bekannt ist. Diese Voraussetzung finden wir vollkommen bestätigt, und rechnen deßhalb das Buch zu der kleinen Zahl derjenigen Erzeugnisse der teutschen politischen Tagsliteratur, die durch wahre und treffende Darstellung des Laufs und Bestands der Dinge, so wie durch festes und gediegenes Urtheil für die Zeitgenossen wahrhaft lehrreich, für die öffentliche Meynung berichtigend und für die Parteyen, in die wir uns theilen, hemmend und heilend sind. Voraus geht eine allgemeine Ansicht voll trefflicher, beherzigenswerther Ideen; dasselbe gilt von den Schlußbemerkungen und von den vor denselben dargestellten Grundsätzen einer gerechten Volks-Vertretung. Jeder europäische Staat — mit Ausnahme von Oesterreich und Preussen — so wie Amerika, erhält sein besonderes Tableau, wobey jedoch der Pinsel manch Mal mit grosser Zartheit geführt und einzelne Portieen und Figuren, die man in hellerem Lichte zu sehen wünschte, dunkel gehalten werden. Das bringt die Zeit so mit sich; dessen ungeachtet bewährt das Werk auf eine rühmliche Weise die Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit seines Verfassers so wie die Liberalität der Censur, durch die es gegangen ist. Wir werden den Göttern noch immer Dank schuldig bleiben, wenn sie uns in Teutschland die Freyheit, in diesem Geist und Ton über öffentliche Angelegenheiten zu schreiben, erhalten!

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzleybuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen.



2. Oktober. 40. 1824.

Lern entbehren, o Freund! — —
Und kein Gott des Olymps fühlet sich freyer, als du!

Bürger.

Zweyte Probe aus den Strafpredigten des Casimir Mohrenbleicher.

Daß es bessere Zeiten gegeben hat, als die, in die uns der liebe Gott aufbehalten, daß ein grosser Theil des Segens von uns gewichen ist, dessen unsere Väter sich erfreut haben, und daß überhaupt das Leben bedenklicher und unbehaglicher geworden, als es früher war, läßt sich nicht läugnen; so wie wir auch der Wahrheit das Zeugniß schuldig sind, daß uns viele Uebel drücken, welche die Macht des Verhängnisses, ohne unser Verschulden, herbey geführt hat, der zu widerstehen der Mensch sich vergeblich anstrengt und mühet. Dessen ungeachtet glaube ich, daß in unsern Klagen über die Zeit viel Einseitiges und Uebertriebenes sey, was aus der in uns vorherrschenden sinnlichen Genußsucht hervorgeht, die sich beredet, das höchste Ziel des Menschen liege darin, alle Tage herrlich und in Freuden zu leben, und durch jedes Hinderniß, das ihm störend in solchem Leben entgegen tritt, wiederfahre ihm ein himmelschreyendes Unrecht. Die Sache wird aber auch schon dadurch etwas verdächtig, daß die Menschen überhaupt nie mit der Gegenwart zufrieden sind, und immer, während sie dieselbe schelten, Loblieder auf die Vergangenheit anstimmen, zu welchen Loblieder[n] ne-torischer Massen das Dichtungsvermögen nicht selten den Stoff und die Farben weit reichlicher liefert, als die Wahrheit. Da diese Erscheinung allgemein ist, so scheint sie unter die Schwachheiten zu gehören, die der menschlichen Art ankleben; von dieser Schwachheit sich frey zu sprechen, dürfte aber die gegenwärtige Generation sich um so weniger für berechtigt halten, da sie, handelnd und duldend, seit so vielen Jahren die eclatanten Beweise davon abgelegt hat, daß sie auf keinem höhern Grade geistiger Selbstständigkeit stehe, als unsere Väter und Großväter.

Einen Beweis hiervon finde ich selbst auch in den Klagen über die Bürden und Widerwärtigkeiten der Zeit, die wir nun überall, in Palästen und in Hütten, in Poesie und in Prosa, auf den Theatern und auf den Kanzeln vernehmen. Denn hätte die wahre Philosophie, nämlich die, deren Element nicht die Schule, sondern das Leben, und deren Sitz nicht der grübelnde Verstand, sondern der Wille des Menschen ist, und die immer in dem Charakter eines edeln Stoicismus erscheint, einige Fortschritte unter uns gemacht, so würden jene Klagen längst verstummt seyn, weil sie zwecklos und weibisch sind, und nicht von Menschen erhoben werden, die ihre geistige Unabhängigkeit von dem Einflusse äusserer Dinge, festen Sinnes be-

haupten. Statt zu jammern und zu murren, und auf das Feuer zu schimpfen, weil es brennt, und auf das Wasser, weil es naß macht, würden wir das Unvermeidliche mit Ergebung ertragen, die bestehenden Uebel, so weit es in unsern Kräften steht, zu mildern suchen, die Tücke des Schicksals würden wir vereiteln, indem wir verachten, was es uns entzieht, und was wir im Leiblichen verlieren, würden wir durch geistigen Gewinn uns zehenfach ersetzen. So würden wir die Macht bewähren, die dem Menschen gegeben ist, um nicht das Spiel des wogenden Stromes der Dinge zu seyn, und uns der schmählichen Knechtschaft entziehen, in der wir durch Feigheit, Aengstlichkeit und Mißtrauen gegen uns selbst versinken.

Jene Macht erweis't ihr Daseyn und ihre Stärke in dem Menschen, wenn er den Umständen sich bequemt, die er nicht zu überwinden im Stande ist, und wenn er auf die Güter verzichtet, die das Schicksal ihm unerbittlich versagt. Es waltet in den menschlichen Schicksalen eine Nothwendigkeit, die wir weder durch List noch durch Gewalt, weder durch Gebete noch durch Beschwörungsformeln beherrschen können, die weit öfter unsern Neigungen und Wünschen widerstrebt, als sie begünstigt, die gegen den Einzelnen oft unaussprechlich ungerecht und grausam ist, während sie die Erbärmlichkeit und das Laster auszeichnet und unterstützt, die das Leben zu einem unauflöslichen Räthsel, und die Freyheit des menschlichen Willens zu einem zweifelhaften Problem macht. Sind das nicht Thoren, die der Sonne Stillstand in ihrem Laufe gebieten, oder Trauben von den Dornen lesen, oder den Strom von seiner Mündung zu einer Quelle zurück leiten wollen? Aber nicht minder thöricht handeln diejenigen, die sich in ein feindseliges Verhältniß mit jener Nothwendigkeit setzen. Sie ist die größte Macht der Welt; es bleibt dem Sterblichen nichts übrig, als sich ihr fügen; die das unterlassen, empfinden dafür ihre Rache.

Die Opfer dieser Rache waren nie häufiger, als in der gegenwärtigen Zeit. So viele Hausväter und Familien im jämmerlichen Sklavenstande unter der eisernen Hand der Wucherer und der Juden, sich jedes Mittel erlaubend, um zu erwerben, was das hochgesteigerte Bedürfniß fordert, äusserlich getüncht mit allen Farben des glänzenden Weltlebens, innerlich gefoltert von Gram, Gewissensbissen und Verzweiflung, die Kinder am Bettelstabe wandelnd, deren Aeltern in geschmackvollen Equipagen stolzirten, die Gerichtshöfe unaufhörlich beschäftigt mit Verbrechen gegen das siebente Gebot und mit Concursprozessen, die Kerker und die Strafanstalten erfüllt mit ungerechten Haushaltern und betrügerischen Beamten — sind nicht alle diese Erscheinungen lebendige Commentare über die Lehre, daß das Schicksal den nicht ungestraft lasse, der sich nicht nach den Verhältnissen bequemt, in die es ihn gesetzt hat?

Ihr schreyt über die Kargheit der Besoldungen; warum ermeßt ihr eure Ausgabe nicht nach eurer Einnahme? Ihr preis't das Glück eurer Vorfahren im Amte; warum preiset ihr nicht auch ihre einfache Lebensweise und ihren beschränkten Aufwand? Ihr klaget über die hohen Preise der Dinge, die euch zum Bedürfnisse geworden sind; warum lernt ihr sie nicht entbehren? Ihr seufzt über die Vertheuerung der ausländischen Handelsartikel durch die übertriebenen Zölle; warum haltet ihr euch nicht an die Produkte eures Landes. — Fühlet ihr nicht die Widersprüche und die Inconsequenz, in die ihr euch verlieret? Unsere Alten haben gesagt, man müsse aus der Noth eine Tugend machen; ich aber sage euch, daß jeder, der seinen Aufwand nicht nach seinem Einkommen bestimmt, früh oder spät zu Grunde geht, und daß es Wahrheit ist, was ich euch sage, wird jeder inne, dem es gelingt, die trügerische Hülle zu durchschauen, mit der ihr euer böses Gewissen und euer Elend bedeckt.

Unsere Väter haben behaglich und glücklich gelebt, ihren Kindern einen Sparpfennig zurückgelegt und sorglos ihre Augen im Tode geschlossen; und sie hatten in der That keine grössere Besoldungen, als ihr, und manchmal fielen sie in noch schlechtere Zeiten, als die gegenwärtigen sind. Worin finden sich die Unterschiede? — Sie werden euch klar werden, wenn ihr das häusliche Leben unserer Väter, die Eingezogenheit ihrer Familien, die bürgerliche Einfalt ihres Hauswesens, ihre beschränkten Etats in Beziehung auf Lebensgenuß und gesellschaftliche Freuden und die in ihrem Aufwande stets hervorblickende sorgsame Berechnung der Zukunft, mit den Tausend unnöthigen Bedürfnissen, die ihr euch macht, mit euerm Prunke in Meublirung und Kleidung, mit eurem Vornehmthun, so oft ihr öffentlich erscheint, mit eurer kostbaren Erziehungsweise, mit euerm Jagen auf Zerstreuung und gesellschaftliche Freuden, mit eurer Feinschmeckerey, die alles verschmäht, was nicht im Hochgeschmack bereitet ist, mit eurer Zeitverschwendung, mit dem Nichtsthun eurer Frauen und Töchter und mit euerm immer nur den Augenblick pflückenden, der Zukunft aber nie gedenkenden Leichtsinn vergleicht, und die Vergleichung wird euch klärlich darthun, warum das Familienglück bey den Alten geblüht, bey euch aber abgefallen, und warum bey jenen der Honoratiorenstand ein Stand der Ehre gewesen, unter euch aber immer mehr zu einem Stande der Verlegenheiten, des Elends und der Schmach geworden ist.

Das ganze Leben des Menschen dreht sich um seine Wirthschaftsbalanz. Von ihr hängt seine Moralität, seine Ehre, seine Beruhigung und sein Schicksal ab. Nichts ist aber einfacher, als der mathematische Grundsatz, auf dem sie beruht: Wer mehr gebraucht, als er erwirbt, wird ein Bankerottier oder ein Dieb, und in beyden Fällen endigt er mit seinem Verderben. Was folgt daraus? daß wir die Ansprüche, die

die Sittlichkeit und der Trieb der Selbsterhaltung an uns machen, nur durch strenge Regulierung unseres Aufwandes nach unserm Einkommen erfüllen. Es mag Situationen geben, in denen die Herstellung dieses Verhältnisses schwer ist; aber es gibt keine Situation, in der sie dem Mann von Charakter unmöglich wäre; und welche Opfer sie auch fordern, ein solcher Mann kann neben ihnen noch immer das Bewußtseyn seiner Würde retten, das am Ende doch die Quelle und Bedingung aller menschlichen Zufriedenheit ist, und manche edle Freude geniessen, die ihm das Leben erheitert und verschönert. Rousseau erzählt von einem armen Mann in der Vorstadt St. Marcell in Paris, der, nachdem er sich müheselig mit Tagelohnarbeit genähet hatte, auf's Krankenbette fiel. Ein Mönch, der ihn besuchte, bewies ihm, wie sehr er Ursache habe, froh zu seyn, da er nun im Begriff stehe, aus diesem Jammerthale in das Paradies überzugehen. Der Kranke war nicht der Meynung seines Tröster's. „Ehrwürdiger „Vater, sprach er, es nagt keine Sünde an „meinem Gewissen; auch flossen meine Tage „sanft dahin, und die Welt war mir kein Jammerthal. Zwar unterwerfe ich mich willig der „Fügung des Schicksals und ich sterbe ohne „Seufzer. Aber wenn mir der Schöpfer mein „Leben fristet, so werde ich mir, mit meiner „Holzsäge und mit meiner Axt noch manchen „vergnügten Tag machen." — Wie sehr beschämt dieser arme Taglöhner die vornehmen Herren, die unaufhörlich über den Druck der Zeit klagen während sie doch noch weit mehr Mittel haben, um sich denselben zu erleichtern, als eine Holzsäge und eine Axt! —

Blicke auf Teutschland.

(Beschluß.)

Darin eben zeigt sich vorzüglich der Umstand und die Gemeinheit der Staatskunst unserer Zeit

daß sie von unten hinauf, wie von oben herab, nur nöthigen, knebeln und binden will. Sie kennt keine Gewalt als die physische, kein Interesse als das des Eigennutzes und der Eigenliebe. Auf das Gute, Edle und Grosse im Menschen wird nicht gerechnet, nur auf das Schlechte, Gemeine und Niedrige; und da allenthalben in ihm ein Sünder vorausgesetzt und vermuthet wird, so lohnt sich auch kaum der Mühe, für Andere mehr zu seyn, als man ihnen scheint. Befehl und Noth, Habsucht und Eitelkeit sind die Springfedern, durch welche man uns bewegen und führen zu können glaubt. Auf Liebe, Freundschaft, edeln Ehrgeiz und Begeisterung, denen allein Schweres leicht wird und Grosses gelingt, wird nicht gerechnet. Zwischen Fürsten und Völkern kennt man kaum mehr ein anderes Band, als das der Herrschaft und der Unterthänigkeit. Der trockene Buchstabe des Gesetzes ist der Führer auf der Bahn der Pflicht, dem man sich und Andere anvertraut. Das bedenkt man nicht, daß gerade die besten und kräftigsten Naturen gar nicht oder schlecht thun, was ihnen mit einem Machtspruche befohlen wird; daß sie nur dadurch in Versuchung kommen, Schranken gewaltthätig zu durchbrechen, weil man sie ihnen aus Mißtrauen gesetzt; daß es ihnen nie eingefallen wäre, ungestüm zu fordern, hätte man ihnen nicht voreilig abgeschlagen. Gerade darin erkenne ich die rechte höhere Natur, daß sie freywillig durch sich selbst getrieben das Gedoppelte schenkt, das Einfache aber, wo man es ihr abzudringen oder abzufeilschen sucht, versagt. Doch das ist Sanskrit für die Gesetzgebung und Staats-Kunst dieser Zeit. Zu was sich mit denen, die diese Künste treiben, in einer ihnen fremden Sprache unterhalten? Nur das erlaube ich mir noch beyzufügen, daß die Regierungen das erste Beyspiel der Verkehrtheit gegeben haben, durch die sie nun mehr als die Untergebenen leiden. Durch sie ward das System des Mißtrauens, der Furcht, Habsucht und Eitelkeit eingeführt oder doch begründigt. Sie haben Stempelpapier und Einregistrirung an die Stelle von Treue und Glauben, eine stupide Folgsamkeit an die Stelle des Gehorsams aus Pflicht- und Ehrgefühl, Geld und Geldeswerth an die Stelle der Tugend und des Talents, leeren Prunk und Namen an die Stelle des inneren Werthes und Gehalts gesetzt. Sie werden diese Falschmünzerey ein Mal schwer bereuen, wenn sie die falschen Schaustücke, die sie als gutes Geld in Umlauf gesetzt, als solches in der Noth auch wieder zurückerhalten. Waren sie nicht schon in dem Falle es zu bereuen? Sehen sie nicht die Erndte reifen, die von dem Saamen, den sie ausgestreut, aufgegangen ist? Wer hat es zu verantworten, wenn die Welt wirklich, wie sie klagen, so sehr im Argen liegt? Wer hat den Pflegling, mit dem sie nun so unzufrieden sind, bisher in der Lehre und unter Aufsicht gehabt.

Doch wozu Vorwürfe oder Klagen über das, was nicht mehr geändert werden kann! Die Vergangenheit ist unserer Vormundschaft entwachsen; nur die Gegenwart gehört uns, und die Zukunft, in wie weit wir sie durch die Gegenwart zu gestalten wissen. Bewahren uns die begangenen Fehler, daß wir sie nicht zum zweyten Mal begehen, dann darf uns der Kauf nicht reuen; die heilsame Lehre ist nicht zu theuer bezahlt.

Ausser dem Fehler, der uns Teutschen vorgeworfen wird, daß wir zu gern im luftigen Reiche der Ideen hausen, und sehr viel wissen, aber wenig können, haben wir einen anderen in gleichem, wo nicht in noch grösserem Maße. Bis auf diese Stunde war uns die Unart noch nicht abzugewöhnen, die uns treibt, nach dem Fremden mit begieriger Hast zu greifen, das Eigene aber, wenn es nicht gerade einer herrschenden Marotte schmeichelt, an der wir leiden, gleichgültig zu verschmähen. Wir sind noch weit davon entfernt, auch nur in Gesinnung und Gefühl eine Nation zu seyn. Am traurigsten ist aber, daß wir die zu grosse Geringschätzung un-

ferer selbst nur gegen eine eben so unmässige Ueberschätzung vertauschen, und uns für die Selbstverachtung durch Verachtung Anderer rächen und entschädigen zu glauben können. Wir werden wohl alles leichter und früher, als verständig.

Die landständischen Versammlungen kleiner Staaten können ausgezeichnete Talente leichter entbehren als gesetzgebende Körper und Parlamente grosser Reiche. Die Verhältnisse jener sind einfach, die Bedürfnisse leicht erkannt und die Mittel ihnen abzuhelfen schnell gefunden. Die Staatswirthschaft ist der häuslichen noch ziemlich verwandt und das Staatsleben dem Familienleben näher. In dem engern Kreise lernen sich die Menschen kennen, und was sie beengt und drückt, das verliert sich mit seinem Ursprunge so wenig in eine dunkle Ferne, daß sie mit dem Gefühle des Mißbehagens auch sogleich die Ursache davon finden. Die Interessen sind nicht verwickelt sondern für Alle fast dieselben, da weder die verschiedenen Stände noch die Landestheile weit auseinander liegen. Hier können sich die klimatischen und geographischen Verschiedenheiten, die Vortheile des Handels und der Fabriken, des Adels und der Bürgerschaft, der Vornehmen und Gemeinen, der grossen Güter-Besitzer und Inhaber von Manufakturen und der armen, arbeitenden Klasse weniger durchkreuzen und miteinander in Widerspruch gerathen. Alle haben ähnliche Bedürfnisse, eine ähnliche Lebens-Weise, fast dieselben Hoffnungen und Wünsche. Eine auswärtige Politik giebt es für solche kleine Staaten kaum, weil sie im Rathe der Mächte keine Stimme haben, auf die Wagschaalen, in denen die Interessen und Ansprüche der Staaten gewogen werden, kein Gewicht legen. Die europäische Politik nimmt sie in ihrem Gange auf, wie ein Strom Bäche, und führt sie unwiderstehlich mit sich fort. Da sie durch sich nichts können, dürfen sie auch nichts wollen, und ohne Kraft ihrer Stimme in auswärtigen Angelegenheiten Nachdruck zu geben, ist dieselbe auf den Raum ihres Gebietes beschränkt. Darum brauchen die Deputirten solcher Länder auch nicht gerade Gesetzgeber und Staatsleute zu seyn, und eine grosse Beredsamkeit fände in ihrer Versammlung selten einen angemessenen Stoff oder ein würdiges Publikum. Männer, die grosse Angelegenheiten verstehen und zu leiten wissen, sind daselbst entbehrlich, weil solche Staaten, in ihren Verhältnissen zu andern und selbst in den wichtigsten Punkten ihrer innern Gesetzgebung und Verwaltung, unter dem Einflusse und der Aufsicht der grossen Mächte und der Bundes-Versammlung stehen. Ihr inneres Leben und Treiben ist für andre Regierungen und Völker ohne besondere Bedeutung, weil es weder fördernd noch störend auf sie wirken kann. Da es keine grosse Massen in Bewegung setzt, so ist auch für die allgemeine Ruhe und den öffentlichen Frieden nichts davon zu fürchten. Wenn Vulkane, wie Frankreich, England, Preussen oder Spanien rauchen und mit Strömen von Lava oder Erschütterungen des Bodens drohen, dann sieht man bang nach ihnen. In ihrer Erde schlafen gewaltige Riesen, die, wenn sie erwachen und sich wenden, Reiche umkehren. Fliegt aber in einem kleinen Bundes-Staate eine Rakete auf, dann weiß man schon, daß sie im Aufsteigen ohne Gefahr verpufft.

Aus allen diesen Gründen finde ich es sogar überflüssig, daß man in unsern kleinen Staaten gesetzgebende Behörden eingeführt, da in ihnen für wichtige Angelegenheiten doch nur Gesetze zu nehmen und nicht zu geben sind. Um einen Bach zu leiten und zu dämmen, bedarf es weder der Kunstwerke der Wasserbaukunst, noch der Kenntniß der Mechanik und Hydraulik, wohl aber bey Strömen und Meeren. Man hebt freylich auch die Beine auf, um über einen Maulwurfs-Haufen zu kommen, nicht aber als wenn man wie Remus, über einen Stadtgraben zu setzen hätte. Es scheint, als würde es zu wenig be-

dacht, daß in keinem kleinen Staate, und in einem teutschen am wenigsten, schwere politische Aufgaben zu lösen, ein ernster Streit der Meynungen und Interessen zu schlichten, und verwickelte Fragen zu erörtern sind. Und wäre dieß der Fall, wie er es nicht ist und seyn kann, würde man daselbst auch immer die Männer finden, die diesem Berufe gewachsen sind? Was sich für Geschäfte und das öffentliche Leben ausgebildet hat, nimmt gewöhnlich der Staatsdienst auf, und ausser den Beamten und Angestellten, den Geistlichen und Lehrern wird man dort wenig Menschen finden, die sich mit Wissenschaften beschäftigt haben. Noch auffallender erscheint, daß man zur Bildung der Landstände, ausser der Deputirtenkammer, auch eine Pairskammer für nöthig hielt. Wenn der Adel, wie Montesquieu und manche Staatsleute meynen, eine unentbehrliche Stütze des Thrones ist, und eine gemässigte Monarchie ohne diesen privilegirten Stand nicht bestehen kann, dann hört wenigstens die Nothwendigkeit seiner Mitwirkung bey landständischen Berathungen in kleinen teutschen Landen auf, wo es zwischen den drey Elementen, die den Staat bilden sollen, dem Fürsten nämlich, dem Adel und dem Volke, zu keinem bedenklichen Konflikte kommen kann. Wer möchte wohl im Ernste behaupten, in Nassau oder in Weimar, in den beyden Hessen oder in Baden sey das Anwogen der Demokratie gegen den Thron und die Erb-Aristokratie zu fürchten? Solche Bedenklichkeiten kann man fast nur im Scherze äussern; und wahrhaftig der Scherz selbst wäre bitterer Spott auf uns und unsre politische Lage. Was läßt ein Land in dieser Hinsicht hoffen oder fürchten, das unter dem Einflusse eines Staatenbundes steht. Was bedeuten hier Parteyen, wenn es deren auch giebt? Welche Gefahr könnte selbst ein Aufstand bringen, wenn es je, gegen alle Wahrscheinlichkeit, dazu kommen sollte? Würde in einem der minder bedeutenden Bundeslande von dem Teutschen, der aber zu einer

solchen Parodie der französischen Revolution weder Lust noch Laune hat, der Versuch einer Insurrektion gemacht, dann reichte die Besatzung des nächsten festen Platzes, der Einmarsch einiger Regimenter aus dem Nachbarstaate, der sich nicht lange darum würde bitten lassen, ohne Zweifel hin, die zwanzig oder fünfzig Quadrat-Meilen, wo die Gährung ausgebrochen ist, oder sich verbreitet hat, über Nacht zu unterwerfen. Nein, in den kleinen Staaten Teutschlands wird der Streit zwischen dem aristokratischen und demokratischen Prinzip nicht entschieden. Wozu also die Stütze des Adels, wenn das, was er stützen soll, ihn entbehren kann? Wozu wahren, was nicht angetastet wird? Warum vertheidigen und schützen wollen, was keinen Angriff zu fürchten hat? Hier wird der Adel seine Sache, sey sie noch so gerecht oder ungerecht, nicht gewinnen und nicht verlieren. Hier hat die fürstliche Gewalt nicht viel zu fürchten, aber auch nicht viel zu hoffen. Das Gute und das Böse, das den kleinen teutschen Staaten in dieser Hinsicht werden kann, kommt ihnen von Aussen. Darum sehe ich auch in denselben die Repräsentation, wie sie durch unsere Stände mit zwey Kammern gebildet ist, als überflüssig an.

Ein Landrath, auf eine freye Weise von den Bürgern gewählt, der die Bedürfnisse des Landes kennt, und die Mängel und Gebrechen der Gesetze und Verwaltungsweise und die Lasten, die das Volk drücken, fühlt; der jährlich die Steuern zu bewilligen, und die Verwendung derselben zu prüfen hätte, würde weniger kostspielig seyn und dieselben Dienste wie unsre Stände mit zwey Kammern leisten. In diesem Landrathe, der sich nur mit dem innern Zustande des Landes zu beschäftigen hätte, würde der Adel jenen Einfluß gewinnen, den grösserer Güterbesitz und feinere Bildung so leicht geben. Weiter dürften und könnten aber auch seine Ansprüche nicht gehen. Als eine wesentliche und höchstwichtige Aufgabe des Landrathes würde

ich die Abfassung einer Denkschrift betrachten, in welcher er die Landesverwaltung in allen ihren Zweigen darstellte, die Mißbräuche, welche er zu bemerken glaubt, anführte, und seine Vorschläge zu Verbesserungen machte. Diesem Geschäfte müßte er sich jedes Jahr gewissenhaft unterziehen, und, selbst wenn er nichts zu sagen hätte, wenigstens dieses erklären. Die Denkschrift müßte in dem Lande, das sie betrifft, die größtmöglichste Publicität erhalten.

Kaum brauche ich zu bemerken, daß der Kreis der Wählbaren oder Kandidaten, die zum Landtage berufen werden können, höchst ausgedehnt seyn müsse. Kein Bürger, der das Vertrauen, die Liebe und Achtung seiner Mitbürger besitzt, darf ausgeschlossen seyn. Das allein gehört dazu, um seine Kommittenten mit Recht zu vertreten, aber es gehört auch nothwendig dazu. Will man eine Bürgschaft des Bestehens der vorgefundenen Ordnung der Dinge, der Treue und Ergebung gegen das Vaterland, die, wie versichert wird, der Grundbesitz allein ertheilen soll, dann nehme man die Wahlmänner aus den Vermögenden. Diesen wird wohl daran gelegen seyn, solche nicht gewählt zu sehen, die revolutionärer Gesinnungen verdächtig sind. In kleinern Staaten darf man dem Bürger ohne Gefahr eine grössere Freyheit geben, weil er sie nicht so leicht mißbrauchen kann, und der Mißbrauch, wo er statt finden sollte, für die öffentliche Ruhe und die allgemeine Sicherheit keine bedenkliche Folgen hat. Auch ist in kleinen Staaten der Bürger mehr geeignet, an den Angelegenheiten seines Vaterlandes Theil zu nehmen, weil er sie leichter versteht, da sie, fast Familien- und Haus-Angelegenheiten, mehr in seinem Gesichts-Kreise liegen. Sehr zu wünschen wäre, daß man dieß alles bedächte, und daß die, welchen es gegeben ist, das Loos der Völker zu bestimmen, auf diesem Wege die Grundlage suchten, auf der das Wohl und der Friede so vieler Tausende sicher ruhen. Grosse Staaten können nicht wie kleine, diese nicht wie jene behandelt werden; und wenn es in mancher Hinsicht ein Glück ist, einem zahlreichen Volke anzugehören, das durch seine Masse und durch den Reichthum seiner Hülfsmittel der Regierung, die es leitet, Einfluß auf die Weltereignisse giebt, dann ist es auch, in mancher andern, wieder ein Unglück; denn der Mensch ist selten viel, wo der Einzelne sich unter Millionen verliert und die Staats-Gewalt und der Bürger sich fremd in weiter Entfernung auseinander liegen. Was kann man dem Teutschen der geringern Bundesstaaten geben, um ihn zu entschädigen für den National-Ruhm, den er entbehren muß, für das stolze Gefühl, der Theil eines Volks zu seyn, das durch sich selbst besteht, für den erhebenden Gedanken, daß sein Name in die Wagschalen, in denen das Verhängniß der Völker abgewogen wird, ein Gewicht legt? Was kann man diesem Teutschen geben? Freyheit und Wohlstand. Grosse Staaten sind oft in der Lage von grossen Häusern. Sie finden ihre Bestimmung und ihren Genuß in lärmendem Prunke, leerem Glanze, in Scheingrösse und Scheinglück. Bey dem Mittelstande wohnt ein anderes, und wenn man es zu schätzen und zu geniessen weiß, ein schöneres Glück. Aber doppelt unglücklich wird dieser, wenn ihn die Thorheit der Glanz-Sucht und des Vornehmthuns befällt; wenn er im Aufwand und Putz ein Wohlseyn und eine Bedeutung sucht, die ihm, nach seinem Vermögen, nicht werden können; wenn er zu erlangen strebt, was er nicht haben kann, und, was er hat, nicht zu geniessen weiß, und so eingebildete Güter eintauscht gegen wirkliche.

Die Kabinetts-Regierung ist viel gemächlicher als die repräsentative, und erfordert bey weitem nicht so viel Anstrengung und Talent. Diese bringt erst den Fluch über die Ministerien, der bey dem ersten Sündenfall über die Menschheit ausgesprochen ward, daß sie nämlich ihr Leben im Schweiße ihres Angesichts verdienen müsse. Die Oeffentlichkeit stellt ihr Geschick auf die Probe und ihre Unfähigkeit zur Schau; ihr

Ansehen und ihr Ruf hängen von dem Ausspruche der öffentlichen Meynung ab. Ein Minister kann in die widerliche Lage kommen, einem gemeinen Manne, mit dem er in seinem Vorzimmer wenig Umstände machen würde, in der Kammer Rede stehen zu müssen. Von dem Kabinett aus regieret es sich in vornehmer Abgeschiedenheit, und die Beschlüsse gehen aus seiner dunklen Verborgenheit wie die Gesetze aus den Gewitterwolken des Berges Sinai hervor. Da ist weder Prüfung und noch weniger Widerspruch zu fürchten, und die Vorzüge und Schwächen der Regierung bleiben ein Geheimniß, bey dem sich alle Macht und Herrlichkeit, denen es an innerem Gehalt und wirklicher Kraft gebricht, so wohl befinden. Das Abschreckende der repräsentativen Regierung ist, daß in ihr die Minister mit ihrer Person bezahlen müssen. Wer aber bezahlt gern, wo er frey durchkommen kann? Darum werden Indolenz und Mittelmäßigkeit, Ränke und Kriecherey sich nie mit einem System vertragen, das über alle Mätressen- und Günstlingsherrschaft das Todesurtheil spricht. Aber kein System gibt auch einer Regierung mehr Macht und Sicherheit, wenn sie es zu benutzen weiß. Was keine unumschränkte Gewalt mit Gefahr für sich vermag, das vermag die durch eine Konstitution beschränkte mit dem populären Organ einer Deputirtenkammer in größter Sicherheit. Wer das bezweifelt, der hat weder über diese Verfassung nachgedacht, noch sie in England und Frankreich und selbst in den kleinen konstitutionellen Staaten Teutschlands beobachtet. Als vor der Entsagung Napoleons zu Fontainebleau die verbündeten Mächte Frankreich den Bourbons nicht gewogen glaubten und die Restauration bey solcher Stimmung für ein Wagestück hielten, fanden die Eingeweihten der Revolution das Unternehmen bedenklich. „Der Kaiser Alexander, berichtet der Baron Fain*) „bey dem man sich für die Widerherstellung des „alten Königsgeschlechts in Frankreich verwendete, war unentschlossen, weil ihm die Ausführung nichts weniger als leicht schien. Durch „welches Mittel, fragte er den Fürsten Talleyrand, der die Restauration mit aller „Kraft betrieb, gedenken Sie zu diesem Zwecke „zu gelangen? — Durch die konstituirten Gewalten, war seine Antwort.“ Talleyrand ist ein sehr gescheidter Mann. Er und Fouché verstanden es. Der kaiserliche Senat entsetzte seinen Kaiser, und führte, mit den Stellvertretern Frankreichs, das Geschlecht der Bourbons auf den Thron. Mit der Nation wäre das nicht so leicht und schnell gegangen.

*) Manuscrit de 1814 contenant l'histoire des six derniers mois du règne de Napoléon; par le Baron Fain etc. Eine interessante Schrift.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzleybuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen



9. Oktober. 41. 1824.

Weib, wo ist mein Vater? lallte
Seiner Unschuld stumme Donner Sprach;
Weib, wo ist dein Gatte? hallte
Jeder Winkel meines Herzens nach!

Schiller.

Ein Kapitel von unehlichen Kindern.

Die unverhältnißmässige Ueberzahl der unehelichen Geburten, ist eines der markirtesten Zeichen der Zeit. Zu diesen Zeichen gehört aber nicht minder die Gleichgültigkeit, womit die Erscheinung betrachtet wird, und mit der das Urtheil der Menge sie abthut; so daß man in Wahrheit sagen kann, es werde der Charakter der Genossen dieser Zeit in derselben Leichtfertigkeit offenbar, die das Verbrechen begeht und die es beurtheilt.

In Paris ist das dritte Kind ein uneheliches, in Straßburg das vierte, in Dresden das fünfte, in Berlin das achte, in Hamburg das neunte; die Oberstelle unter allen diesen Hauptstädten nimmt München ein, wo sich die unehelichen Geburten, zu den ehelichen verhalten wie 1 : 14'9. Man weiß, daß in diesem Punkte die grossen Städte von jeher ein sehr unerbauliches Exempel gegeben haben, und wahrscheinlich gründete sich darauf die sprüchwörtliche Beobachtung unsrer Alten: „grosse Städte grosse Sünden." Aber dieß Exempel ist für die kleinen Städte und für das platte Land nicht verloren gegangen. Memminger, in dem neuesten Hefte seiner wirtembergischen Jahrbücher, weist nach, es schwebe das Verhältniß der unehelichen Geburten in 3 Oberämtern, wie 1 : 5, in andern 8, wie 1 : 6 in 6; wie 1 : 7 und in 17, wie 1 : 8, woraus erhellt, daß vor diesen ländlichen Bezirken Hamburg noch immer den Preis verdiene. Aber es scheint, wenn ähnliche Verhältnißberechnungen von andern teutschen Ländern bekannt würden, daß die besagten Oberämter doch noch mit manchem um den Preis concurriren könnten.

Unsere Alten gaben sehr strenge Gesetze, um den unehlichen Schwängerungen vorzubeugen und vollzogen sie, ohne Ansehen des Standes und der Person, mit einer oft empörenden Härte. Sie legten sogar einen Schimpf auf die unglücklichen, in jedem Falle schuldlosen Kreaturen, die auf diesem Wege ins Daseyn kamen, und gestatteten nur unter Beobachtung kostbarer und lästiger Formen, daß dieser Schimpf ausgelöscht wurde. Man erkannte endlich das Rechtswidrige und Unmenschliche in dieser Gesetzgebung, und fand in ihr den Grund der häufigen Kindermorde. Der letztere Umstand hatte in vielen Ländern die Folge, daß die Scortationsstrafen gar aufgehoben wurden. Um dem Verbre-

chen vorzubeugen, wurde für statthaft geachtet, das Vergehen geschehen zu lassen. So schritt man von einem Extrem auf das andere. Ja es gab in jener Zeit, wo man die höchstmögliche Steigerung der Menschenzahl für die Bedingung aller Staatsmacht und alles öffentlichen Wohls ansah, Gelehrte und Geschäftsmänner, die da glaubten, daß man die unehelichen Schwängerungen begünstigen müsse, weil jedes Mittel zur Vermehrung der Bevölkerung zu ergreifen und zu benützen sey.

Von diesem abgeschmackten Wahne ist man zurück gekommen. Auch hat die Sorge für die Erhaltung des finanziellen Interesse's die Abschaffung der Scortationsstrafen nicht überall zugegeben; überall aber hat man die nachtheiligen Wirkungen, welche die Scortation sonst für die bürgerliche Ehre hatten, entweder ausdrücklich oder doch factisch für kraftlos erklärt, und dadurch, so wie durch die schonende Milde, womit sich die Behörden in Beziehung auf diesen Punkt benahmen, dem Volke den Begriff insinuirt, daß in der Unzucht weder etwas Unsittliches, noch etwas Entehrendes sey. Dieser Begriff fand überall einen empfänglichen Boden, und überall trieb derselbe in üppigem Ueberflusse seine Früchte.

Es giebt wenige Gegenstände der Gesetzgebung, die so wichtig und so dringend wären, wie dieser; und sollte es möglich seyn, daß die Folgen seiner Vernachlässigung noch länger verkannt werden könnten? Wir wollen die moralische Seite desselben nicht berühren, auch nicht davon reden, welche Rückwirkungen es auf die bürgerlichen Interessen haben muß, wenn die männliche Jugend den Ausschweifungen des Geschlechtstriebs keine Schranke mehr gesetzt sieht, die erhaltene Tugend keiner bürgerlichen Ehre mehr geniesst, die weibliche Unschuld für nichts mehr gilt, der Concubinat unter dem Schutze der Gesetze besteht, das eheliche Band seinen geheiligten Charakter verliert, und die Leute zusammen leben, wie das liebe Vieh; aber darauf soll und muß aller Orten aufmerksam gemacht werden, welchen Störungen die bürgerliche Ordnung und der Friede der Gemeinden und welchen Verlegenheiten die Regierungen entgegen gehen, indem in solcher Weise die Zahl der unehelichen Kinder sich vermehrt, eines eben so beklagenswerthen, als zu fürchtenden Geschlechtes, das in Armuth und Verwahrlosung und ohne Erziehung aufwächst, aller bildenden Mittel, die das Familienleben darbietet, entbehrt, durch sein Elend und die Verachtung, mit der es behandelt wird, in jede Niederträchtigkeit versinkt, schon in der Erinnerung an seinen Ursprung aufgefordert ist, sich selbst gering zu schätzen, und dann ins thätige Leben eintritt, mit allen sittlichen Verderbnissen und in ihm wirkt und strebt, blos bewegt durch die Antriebe der Sinnlichkeit und der rohen, thierischen Selbstsucht. Was ist zu erwarten, wenn eine solche Brut zur grossen Menge anwächst? — Und was ist zu sagen, wenn die Mahnungen und Vorschläge zur Hemmung solches Anwachses mit vornehmer Gleichgültigkeit zurück gewiesen, oder gar mit Spott erwiedert werden? —

Von den Verfassungen.

Die Verfassungen, welche im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in den europäischen Staaten bestanden, waren allmähliche Erzeugnisse der Zeit und der Umstände. Je nachdem in den bürgerlichen Vereinen die in denselben unvermeidliche Reaction der Regierungsgewalt und der regierten Masse, der Aristokratie und Demokratie, sich richtete und entschied, entstanden Herkömmlichkeiten, Institutionen und Gesetze, die dem Organismus jener Vereine seine Gestalt gaben, und die gegenseitigen Rechte der Staats-Genossen festsetzten. Was auf solche Weise zum Leben gekommen war, bestand in dem Charakter der Legitimität. Aber da

bey dieser Entstehungsart der bürgerlichen Verhältnisse blos der Zufall waltete, so war in den Produktionen nichts Planmässiges und Allgemeines; wohl kamen staatsrechtliche Bestimmungen zu Stande; aber dieselben planmässig zu ordnen, und dadurch ein staatsrechtliches System darzustellen, blieb dem Privatfleiß der Gelehrten überlassen.

In den beyden letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts erhuben und verbreiteten sich die grossen Bewegungen in Europa, welche auf eine neue Bildung der Elemente und der Gesetze des bürgerlichen Lebens abzielten und in ihrem Fortgange alle Staaten der civilisirten Welt mehr oder weniger ergriffen. Wo nun diese Bewegungen das Alte stürzten, trat das Problem hervor, eine neue Ordnung der Dinge zu gründen. Der Geist des Zeitalters konnte dieß nicht mehr dem Zufalle überlassen, der in der Bildung der alten Formen geherrscht hatte; Theils weil er bey der bewirkten Umkehr der bestehenden Verhältnisse sich eines vernünftigen Zweckes bewußt war, Theils weil er, vermöge der in ihm vorherrschenden intellectuellen Kraft sein Werk nur in umfassender, gesetzlicher Darstellung jenes Zweckes vollendet achten konnte. So kamen überall, wo das Bestehende in den bürgerlichen Verhältnissen dem revolutionären Sturm oder der unwiderstehlichen Gewalt der Zeitläufe erlag, die geschriebenen Constitutionen zur Ordnung des Tages, weil das Gefühl des Bedürfnisses allgemein war, im Besitze feyerlich ausgesprochener und anerkannter Urkunden zu seyn, die als Normen des bürgerlichen Lebens in allen seinen Beziehungen, so wie als Gewährschaften für alle im Staate geltenden öffentlichen und Privatrechte, Institutionen und Verwaltungsformen dienen konnten.

Jenes Gefühl gieng nothwendig aus dem Zwecke hervor, den man beabsichtigte. Es handelte sich nämlich nicht um blosse Reformen in den Einzelnheiten des bürgerlichen Organismus oder um Reparaturen in einem Gebäude, dessen Grund und Gemäuer man wollte stehen lassen; im Gegentheile lag die Aufgabe darin, das System des Feudalismus, das alle frühern Staatseinrichtungen innig durchdrungen und getragen hatte, zu zerstören, und an seine Stelle das System einer allgemeinen Rechtsgleichheit und Rechtsbürgschaft zu setzen. Bey dieser Richtung konnte man sich nicht mit Recessen, Compactaten und Declarationen über das Besondere begnügen; es ward Alles neu; auch das Alte, was man noch beyzubehalten für gut fand, bedurfte eines wiederhohlten Anerkenntnisses, so wie das neu begonnene Leben eines neuen Gesetzes.

Indessen sind die auf diesem Wege gemachten Versuche so oft mißlungen und so oft in anderer Weise wiederhohlt worden, daß man die gegen die Tüchtigkeit unsrer Zeit zur staatsrechtlichen Gesetzgebung da und dort erhobenen Zweifel nicht für unbegründet halten kann. In Frankreich sind 5, in den Niederlanden 3, in Italien 10, in der Schweiz 3, im teutschen Bunde 1, in den einzelnen teutschen Staaten 4, in Polen 2, in Portugal 1, und in Spanien 2, gegebene Verfassungen wieder erloschen. Diese Erscheinung bestätigt den berührten Zweifel zur Genüge; so wie sie auch beweißt, daß es nicht leicht seyn müsse, constitutionellen Schöpfungen in ihrem ersten Bau die Sicherheit einer langen Dauer zu geben. Jedoch ist man der Wahrheit das Zeugniß schuldig, daß von den besagten erloschenen Verfassungen die meisten nicht durch ihre innere Fehlerhaftigkeit sondern durch den Anstoß äusserer Umstände untergegangen, und daß da und dort an ihre Stelle andere getreten sind, denen man mit gutem Gewissen das Verdienst höherer Vortrefflichkeit nicht beylegen kann.

Unterdessen haben die Verfassungen, die unsere Zeit hervorgebracht, und in denen mehr

oder weniger der dieser Zeit eigenthümliche politische Geist erschienen ist, nicht überall das Schicksal einer blos ephemerischen Existenz gehabt. Die französische Verfassung besteht seit 1814, die niederländische seit 1815, die lombardisch-venetianische eben so lange, die jonische seit 1818, die schweizerische (der Föderativvertrag) seit 1815, die schwedische seit 1809, die norwegische seit 1814, die polnische seit 1815, die gallizische seit 1817, die griechische seit 1822, die preussische (Provincial-Ständeverfassung) seit 1823, dann seit 1815 — 1820, neunzehn neue Verfassungen in den einzelnen teutschen Bundesstaaten.

Die helvetischen Kantone, die 4 freyen Städte Teutschlands und Krakau haben ihre früheren republicanischen Constitutionen innerhalb der besagten Periode, unter dem Anerkenntniß der europäischen Mächte, neu gebildet. Noch ist aber dieß Anerkenntniß weder den Griechen, noch den ehemaligen spanischen Staaten in Südamerika, die sich auf eigene Faust republikanisch constituirt haben, nicht zu Theil geworden.

In sämmtlichen übrigen europäischen Staaten ist das monarchische Prinzip die Unterlage der bestehenden Verfassungen, und ob es wohl in den einen mehr in den andern weniger ausgeprägt erscheint, so ist es doch in allen in dem Maaße vorherrschend, daß für dasselbe nicht die mindeste Gefahr, weder von dem aristokratischen noch von dem demokratischen Elemente zu besorgen steht.

Erinnerung an ein Wort von Luther.

Man hat in unsern Tagen den Zeugen der Wahrheit oft den Vorwurf gemacht, daß sie an allen Unordnungen und Zerrüttungen schuld seyen, die die Welt erfüllen. Das alles, hat man gesagt, würde unterblieben seyn, wenn sie geschwiegen, und durch ihr lautes Sprechen, den glücklichen Schlaf nicht gestört hätten, in dem Jedermann begraben war. Aber ist es denn ein Wunder, wenn die Leute, indem sie plötzlich aus einem langen Schlafe erwachen, dumme Streiche machen? Und wer hat an diesen dummen Streichen grössere Schuld, die, die jenen Leuten den Schlaftrunk eingegeben, oder die, die sie aus dem Schlafe geweckt haben? Als bald nach dem Anfange der Reformation der teutsche Bauernkrieg entbrannte, erhub sich ein lautes Geschrey in den Lagern der Romanisten, das habe Luther auf seinem Gewissen. Dagegen bemerkte der furchtlose Mann *): „die Sache sey allerdings zu bejammern und kläglich, zugleich aber auch tröstlich. Der Waizen sey nicht Schuld daran, daß Unkraut hervorwachse, und die Wahrheit sey nicht Ursache an so vielem Unglück. „Heut zu Tage fährt er fort, wird uns alles Uebel beygemessen, was in der Welt geschieht, und wir leiden daher die allerempfindlichste Schmach und Vorwurf. Hätte er das Papstthum zufrieden gelassen, sprechen sie, so wären vielleicht nicht so viele Ketzer aufgestanden, vielleicht wäre auch nicht der Bauernaufstand geschehen. Aber an wem liegt die Schuld? Nicht an der Wahrheit oder am Lichte, sondern am Irrthum und der Finsterniß. Nicht derjenige, der vor der Finsterniß flieht, sondern der in der Finsterniß bleibt, ist der Antichrist. Wenn sie von uns ausgehen, geht es niemals ohne Tumult ab. Thomas Münzer war unter uns. Da er aber wollte klug seyn, und von uns ausgieng, so wurde er ein Anstifter des Aufruhrs, und seine Spießgesellen kamen in die Stadt und sezten alles in Unruhe. Wenn die Buben mit einem neuen Evangelio kommen, so muß solch' Unglück daraus folgen. Ich sehe dieses Unglück und seufze darüber und ich habe öfters bey mir gedacht, ob man nicht

*) S. Luth. Werke, Walch. Ausgabe, IX, 9 S. 961.

lieber hätte das Papstthum beybehalten sollen, als so viel Aufstand und Unruhe sehen. Aber es ist besser einige aus dem Rachen des Teufels herausreissen als daß alle verloren gehen. Der Tag wird es offenbar machen, welche von uns gewesen und von dem Evangelio die Wahrheit gezeuget, und welche es nicht gewesen."

Man weiß, daß viele Historiker Luthern gegen die Anklage, gegen die er sich hier vertheidigt, in Schutz genommen, und aus dem Zustande seiner Zeit nachgewiesen haben, daß der teutsche Bauern-Aufstand auch ohne ihn erfolgt wäre. Man kann dieß zugeben; dagegen aber ist unläugbar, daß es ohne Luthern keinen schmalkaldischen Krieg, keine niederländische Empörung keine französischen Religionskriege und keinen dreissigjährige Krieg gegeben hätte.

Was folgt daraus? — daß eine Lehre verschwiegen werden müsse, welche dem Mißbrauche unterworfen ist? oder daß man dem Irrthum und dem Unrecht seinen Lauf lassen müsse, weil jeder Versuch ihn zu hemmen, mit einigen Ungemächlichkeiten verbunden ist? — die, welche dieses behaupten, bedenken nicht, daß ihre Argumente eben so viel gegen das Christenthum selbst beweisen, als gegen die Reformation. Keiner guten Sache und keiner Wahrheit gelingt aber der Sieg ohne Kämpfe, die die Macht des Bösen gegen sie erregt, und Christus hat gesagt: ich bin nicht auf die Erde gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert!,

---

Nachtrag zu dem Aufsatze: „Kirchliche Gesetzgebung im Großerzogthum Baden in Nro. 36 dieser Blätter.

(Aus Baden eingesandt.)

Die Nr. 36 dieses Journals erwähnt der zuerst in der Kirchen-Zeitung mitgetheilten angeblichen Großherzoglich-Badischen Verordnung, durch welche der in der evangelischen Kirche des Großherzogthums eingerissenen Neologie ein Damm entgegen gesetzt werden soll. Bis jetzt ist der Badischen evangelischen Geistlichkeit nichts von einer solchen Verordnung zu Gesichte gekommen, und man kann deßhalb nicht wohl umhin, den seit der Bekanntwerdung jener Mittheilung sich verbreitenden Gerüchte Glauben beyzumessen, daß jene Verordnung unächt sey. Ob und was an der Sache ist, kann bey dem hohen Interesse, daß sie erregt hat, nicht unbekannt bleiben.

Indessen ist es gewiß der Mühe werth, den Gegenstand jener Verordnung genauer zu erwägen. Denn wenn auch, und zwar nicht ohne Grund vermuthet wird, daß die Verordnung in jener bestimmten Form, etwas voreilig ins Publikum gebracht worden; so läßt sich doch nicht läugnen, daß ihr Inhalt an und für sich ein Gepräge der Aechtheit an sich trägt, welches der gegenwärtige Stand unserer theologischen Literatur und die aus ihr selbst in die Gemeinden übergegangenen Gährungen, folglich die Zeit und Wirklichkeit selbst in ihr ausdrückt. Wer mit dem Gange der theologischen Bildung in der evangelischen Kirche auch nur einigermassen vertraut, und der Richtung, welche sie seit den letzten Decennien des verwichenen Jahrhunderts bis heute genommen hat, nachgegangen ist, wer demnächst die auf dem eingeschlagenen Wege erfolgten Spaltungen und die dadurch versichtbarten Zersplitterungen und grellen Gegensätze der Meynungen und Ansichten in Sachen des christlichen Glaubens mit religiösem Ernst beobachtet und erkannt hat, dem kann eine Anklage, wie die in der erwähnten Verordnung ausgesprochene, nicht unerwartet kommen, vielmehr muß ein solcher der Gewißheit seyn, daß eine Regeneration der evangelischen kirchlichen Gesetzgebung nicht nur im Großherzogthum Baden, sondern in der ganzen teutschen evangelischen Kirche an der Zeit sey und früher oder später, nach wiederhohlten vereinzelnten Anregungen, nach mehrfachen zweckdienlichen Versuchen in die Wirklichkeit treten müsse.

Es bedarf also keiner besondern Veranlassung, welche etwa die Badische evangelische Geistlichkeit gegeben hätte, keines speciellen Verderbnisses im Bereich dieser Kirche, um den Grund einer Verordnung, wie die in Frage stehende, zu erklären. Die gerügten Abweichungen von der ursprünglichen evangelischen Glaubens-Lehre, die so genannten Aufklärungs-Versuche im Gebiete der christlichen Religion, das Bestreben, das für den Verstand Unfaßliche, als nicht oberflächlich Erkennbare, das für ihn Geheimnißvolle, von welcher Autorität es auch herrühre, ja alle Autorität selbst, die des eigenen Verstandes ausgenommen, zu verwerfen, und allmählich „zu antiquiren" — fallen nicht der Badischen Geistlichkeit allein, sondern dem gesammten Bildungszustande unserer Zeit, der jetzt fast abgelebten Generation zur Last, so daß was dort von einem Theile ausgesagt worden, auch vom Ganzen gelten muß. Es ist hier der Ort nicht in's Einzelne einzugehen, und so wohl an der neuern Geschichte der einzelnen Glaubens-Lehren, als an dem dermaligen Stande unsrer theologischen Parteyungen aufzuzeigen, daß eben jetzt die Folge der Aufklärerey, die Zerissenheit der Meynungen, das Gefühl des erlittenen Verlustes und darum auch das Bestreben, das Verlorne wieder zu gewinnen und sich vor neuem Schaden zu verwahren, recht lebhaft hervor trete, und entschiedener als jemals sich ausspreche. Es wäre sonst ein leichtes, auf das augenfälligste darzuthun, daß die Behauptung, die Zeit, in welcher sich die Kirche von derjenigen Verwirrung bedroht sah, der die in Rede stehende Verordnung entgegen tritt, sey schon vorüber, keines Weges Grund habe, es sey denn, daß man sich über den Sinn dieses Ausspruches näher ausliesse, und etwa dieß damit sagen wollte: daß jene Partey von Theologen sowohl als Layen, welche sich gerne mit dem Namen der **Neologen** bezeichnen, die seit Jahrtausenden (?) innerhalb unserer christlichen und insonderheit unsrer evangelischen Kirche von den scharfsinnigsten und geistreichsten Männern ausgebildete Glaubenslehre als unvernünftig zu verschreyen nicht müde werden, gleich als wenn eben die ganze Weltgeschichte der todte Rumpf wäre, dem unsere Zeit, vermittelst eines ganz eigenen Mechanismus erst den Kopf aufsetzte (?); — daß diese Partey, sage ich, ihrem eigenen Rechte zu Folge, schon wieder **Paläologen** geworden, folglich mit ihrer schaal gewordenen Weisheit der evangelischen Wahrheit wohl keinen Schaden mehr thun werde. In diesem Falle aber müßte man dem Beurtheiler zu bedenken geben, daß jene fragliche Verordnung keines Wegs zur Unzeit, sondern gerade zu rechter Zeit das besagte Unwesen gerügt, ja daß diese und ähnliche Erscheinungen unsrer Zeit gerade die erfreulichsten Beweise geben, daß auch die Kirchenregierungen von dem neuerwachten bessern wissenschaftlichen Geist beseelt seyen und daß hiernächst durch sie der eingeleitete Kampf zwischen dem **Positivismus** und der **Rationalisterey** zu desto schnellerem und sicherem Ziele geleitet werde.*)

Bey diesen löblichen Bestrebungen unsrer Kirchenregierungen ist es Pflicht, nicht sowohl auf die unvermeidlichen Schwierigkeiten, welche allen ähnlichen Einschreitungen des Gesetzes gegen die wissenschaftliche Entwicklung der Lehre sich entgegensetzen, und die im Wesen des evangelischen Protestantismus selbst gegründet sind, aufmerk-

---

*) Die Frage ist: ob in unserer Zeit dem christlichen Geiste und christlichen Kirchenthum größere Gefahr von Seiten des **Mysticismus** und der **poetischen Gefühlsreligion** drohe, als von Seiten des **Intellectualismus**? Diese Frage wird in Nr. 36 bejaht, in dem oben stehenden Aufsatze aber verneint. Wie wird dieser Widerspruch geschlichtet? Nicht durch die bloße Behauptung der einen oder der andern Thatsache, sondern durch das Zeugniß der Geschichte; dieses Zeugniß aber vernehmen wir in den Zeichen, die in unserer Literatur und in unsrem gesammten kirchlichen Leben erscheinen. Die, welche mit scharfem und unbefangenem Blicke auf diese Zeichen achten, sind die allein befugten Richter über jene Rede und Gegenrede und mit vollkommener Resignation unterwirft sich ihrem Urtheile der Verf. des Aufsatzes in Nr. 30.

A. d. R.

sam zu machen; denn es läßt sich erwarten, daß wir sie unsern erleuchteten Regierungen nicht erst zu sagen brauchen;*) sondern vielmehr mit Hülfe tieferer Einsicht in die wahre Natur der christlichen Freyheit und in die Fördernisse kirchlicher Glaubenseinheit, auf den rechten Weg hinzulenken, auf welchem man zum erwünschten Ziele, zur festen Begründung kirchlicher Lehrsymbole, welche, so wie die des 15. Jahrhunderts, in der einstimmigen, frommen Anerkennung der Bekenner der evangelischen Lehre wurzelten, so auch unserer Gegenwart näher rükken, und den innern Geist derselben offenbaren, gelangen kann. Von einer Hemmung des wiedererwachten tiefern theologischen Geistes — welchem auch die Beurtheilung in Nr. 36 Gerechtigkeit wiederfahren läßt — kann und wird bey unsern Kirchenregierungen gewiß nie die Rede seyn;**) es hat sich die wahre Wissenschaft zu keiner Zeit weder dem Staat noch der Kirche feindselig erwiesen, und wenn gleich die gegenwärtige Zeit so reich an Dünkel und Hoffart, an Anmassung und Selbstsucht, alle Forschung verdächtig zu machen, wohl geeignet war, so haben doch unläugbar unsre protestantischen teutschen Fürsten das Vertrauen zur ernsten, gründlichen teutschen Wissenschaft fortwähend erhalten und thatsächlich an den Tag gegeben. Eben so wenig kann eine unbedingte, unvermittelte Zurückführung zu den ursprünglichen Symbolen unserer Kirche Versöhnung bewirken. Denn wenn auch darauf festzuhalten ist, daß unsre sämmtliche neuere theologische Bildung nur an diesen symbolischen Büchern vorgegangen, an ihnen erzogen und zur Reife gebracht worden, daß folglich die schönste Frucht unserer 300jährigen Forschung eigentlich nur durch eine tiefere Durchdringung und Begeistigung des Inhalts dieser Symbole genommen, am Baume der Erkenntniß unserer Väter gebrochen werden muß, so ist doch eben damit zugleich anerkannt, daß unsre Rückerinnerung an diese Grundlagen der evangelische Kirche, wie Herder sagt, nie zur Stärkung geschehen dürfe. „Wenn das lässige Rückwärtsschauen, fährt er fort, den Blick der Vorsicht schwächt, wenn es den, der ihr thut, in eine so panische Furcht setzt, daß er keinen Tritt vorwärts wagt, und wo möglich hinter sich selbst zurück bleibt; da ist Rückerinnerung verderblich, äusserst verderblich. Furcht aber ist nicht in der Liebe, in der Liebe zur Wahrheit und Religion. So wenig Luther jene Furcht hegte, für eine neue Zeit eine neue Glaubens-Norm aufzustellen und so unsrer Kirche einen festen Einheitsgrund zu geben, unsre Schwächlinge und dünkelhaften Thoren haben ihm das übel genommen, weil sie darin eine Beschränkung ihrer Willkühr, Deutungs- und Meynungssucht fanden — so wenig dürfen auch wir uns vor dem in unserer Zeit lebendig gewordenen christlich-theologischen Geiste fürchten. Allerdings hat die Wahrheit noch immer die alte ungeschwächte Kraft, die ihr den Sieg bereitet. Allein diese Anerkennung reicht nicht hin. Nur durch vereinzeltes (?) Thun und Wirken wird die Wahrheit sichtbar wie die Lüge, und durch uns wird sie gehemmt, und gefördert. An uns ist es darum die Hemmungen zu entfernen, die Lüge auszuscheiden und jeder im Interesse unsrer Kirche liegenden Anregung förderlich entgegen zu kommen. Hier öffnet sich nun unsern Regierungen ein weites Feld, und ihrer Weisheit wird es nicht entgehen, was hier gethan, dort unterlassen werden muß.

Wenn wir daher, Eingangs unsrer Bemerkungen, die Vermuthung geäussert haben, daß die besprochene Großherzoglich Badische Verordnung der Aechtheit ermangle; so geben wir hier einen unsrer Hauptgründe dahin an, daß wir, ohne das Bedürfniß einsichtsvoller, weiser Einwirkungen von Oben in den Gang unsrer theo-

*) Jede erleuchtete Staatsregierung vernimmt gerne die Meynungen, über die Schwirrigkeiten, die in ihrem Wirken ihr entgegen treten, wenn nur der Geist der Redlichkeit in ihnen ist. Sollte das nicht vielmehr auch jede erleuchtete Kirchenregierung? A. d. R.

**) Dessen hat sie auch Niemand beschuldigt. A. d. R.

logischen Bildung und heilsamer Fürsorge für das wahre in der Zeit gegebene Interesse unserer evangelischen Kirche zu verkennen, — als woraus wir eher hin, als davon ablenken wollten — die in jener Verordnung bestimmten Maßregeln gegen das Neuerungs Wesen, zum Theil wenigstens, der hohen Weisheit einer so wahrhaft erleuchteten Regierung, wie die Badische namentlich in kirchlichen Angelegenheiten sich beurkundet hat, nicht angemessen finden. Auf die Symbole zurückweisen, ist freylich bequem; aber ich dächte, unsre teutschen Regierungen haben da, wo es die höchsten Interessen des Staats und der Kirche galt, die Bequemlichkeit nicht so hoch angeschlagen. Ihre Gegner waren es von jeher vielmehr, die in ihrer Trägheit meynten, „es soll nicht Mühe kosten.“

Daß übrigens jene unbedingte Zurückweisung auf die Symbole selbst antisymbolisch sey, wie auch daß die oben angedeuteten Ueberzeugungen an den Symbolen selbst Gewährung haben, mag folgende Stelle aus der der Formula Concordiae vorausgesetzten Epitome *) zur Genüge beweisen; Symbola non obtinent autoritatem judicis, haec enim dignitas solis sacris libris debetur; sed dantaxat pro religione nostra testimonium dicunt, eamque explicant ac ostendunt quomodo singulis temporibus sacrae literae, in articulis controversis, in ecclesia Dei a doctoribus, qui tum vixerunt, intellectae et explicatae fuerint, et quibus rationibus, cum sacra scriptura pugnantia resecta et condemnata sint.

*) Edit. Rechenberg. S. 572.

Literatur.

1) Die Schulmeisters-Wahl zu Blindheim, oder ist das Volk mündig? Schauspiel in vier Aufzügen. 8. Tübingen, 1824, 104 S. — In mehreren teutschen Ländern, namentlich in Wirtemberg ist den Landgemeinden vorbehalten, ihre Schullehrer entweder selbst zu wählen, oder wenigstens der Staatsschulbehörde eine Zahl von Subjekten vorzuschlagen, aus denen dann diese einen zu ernennen hat. Wie es nun bey diesen Wahlen hergeht und wie in ihnen das Volk seine Mündigkeit bewährt, ist längst aller Welt kund, und eben so oft der Gegenstand der Klage des Unwillens und patriotischer Indignation geworden, in dieser Schrift wird es der Gegenstand der Satyre. Sie gehört unter die ausgezeichneten Produkte dieser Art und wir möchten sie gern den ähnlichen Erzeugnissen der Laune und des Witzes anreihen, in denen der baierische Pfarrer Bucher die Skandale und Albernheiten seines Landes und seiner Zeit gezüchtigt hat. Es ist alles aus dem Leben gegriffen; und so wahr und derb auch dieses dargestellt ist, erscheint doch in der Darstellung überall ein Geist der eigenthümlichen Kraft und Bildung. Wer irgend für unser Elementarschulwesen sich interessirt, wird in der Lektüre des Büchleins eine anziehende Unterhaltung finden, viele wackere Schullehrer und Schulkandidaten aber, so oft tief verwundet, durch die Rohheit und Schlechtigkeit des Bauernregiments, eine ihnen wohl zu gönnende Satisfaktion, die ihnen die Gesetzgebung, Troz wiederhohlter Erinnerungen bis zur Stunde verweigert hat.

2) Statistische Darstellung der Landwirthschaft in den teutschen Bundes-Staaten, von D. J. D. A. Höck, k. baier. Reg. Rathe rc. VIII. und 154 S. Ulm, Stettin, 1824. — Der Beyfall den die von dem Verfasser im vorigen Jahre herausgegebene, auch in diesen Blättern angezeigte *) Darstellung des teutschen Fabrik- und Handelswesens gefunden, hat ihn ermuntert, den landwirthschaftlichen Fleiß der Teutschen auf gleiche Weise darzustellen. Das Interesse des Unternehmens bedarf vor dem staatswirthschaftlichen Publikum keiner Auseinandersetzung; und wenn gleich die Materialien über alle einzelnen teutschen Staaten noch nicht hinreichend vorliegen, um etwas Vollständiges über das Ganze geben zu können, so finden sich doch der Vorarbeiten so viele, daß Kenntniß und Fleiß, durch deren Zusammenstellung etwas recht Verdienstliches zu liefern im Stande sind. Dieß hat auch der Verf. auf eine dankenswerthe Art geleistet. Das Buch zerfällt in zwey Hauptabtheilungen. Die erste stellt in 22 Abschnitten die einzelnen Zweige der Landwirthschaft in den teutschen Bundesstaaten nach den Produkten, die zweyte aber die zur Verbesserung der Landwirthschaft bestehenden Anstalten und Verordnungen dar, wobey alle diese Gegenstände mit Genauigkeit und reichlichen literarischen Nachweisungen durchgeführt sind. Als schätzbare Zugaben sind angehängt: 1) die Statuten des baierischen landwirthschaftlichen Vereins; 2) die der Herz. S. gotha. und meiningischen Societät der Forst- und Jagdkunde, und 3) die Einrichtung der k. baier. landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Schleisheim.

*) S. 64.

Nr. 38.

S. 594	Z. 22	ist statt erhollteneu zu lesen	erhellte
— 597	Z. 16	— in der Freundin	— in dem Freunden.
— 606	Z. 35	— verdanken	— verdenken
— 602	Z 25.	ist nach Weltherrschaft zu setzen	untergieng.

Neues Buch.

Bey Joh. Evang. Schönbrod, Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker in Ellwangen, ist angekommen und zu haben:

Schmidt, M. J., Geschichte der Teutschen. Fortgesetzt von D. L. v. Dresch; 23ster Theil, oder neuere Geschichte 18ter Theil. Enthaltend: Teutschlands Geschichte in der Periode des Rhein-Bundes von der Stiftung desselben bis zum Kriege mit Oesterreich 1809. (Für die Besitzer der Ulmer und Wiener Ausgabe.) gr. 8. 2 fl. 30 kr.

Auch als selbstständiges Werk unter dem Titel:

Dresch, D. L. v., Geschichte Teutschlands, seit der Stiftung des Rheinbundes. 1stes Buch 1ste Abth.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzleybuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen



17. Oktober. | 42. | 1824.

> Ausgebrochen sind die Waffenschilde,
> Die Kasernen überm Brückenthor,
> Und verwais't im schweigenden Gefilde
> Hebt der Thürme Dreyzack sich empor;
> Doch noch kühn im Sinken halten,
> Thurm und Wall am Felsenfest,
> Baut auch in der Mauerblende Spalten
> Längs die Eul' ihr räuberisches Nest.
>
> Krug von Nidda.

Hohen-Zollern.

Die Geschichte, Land- und Ortskunde der souveränen teutschen Fürstenthümer Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, welche das Publicum dem löblichen Fleiße des Hrn. Pfarrers Johler zu Burgberg verdankt, *) kündigt sich als eine willkommene Erscheinung an, da diese Länder bisher noch, obgleich mitten in Teutschland gelegen, unter die terras incognitas gehörten, deren genaue, die Ansprüche der Wissenschaft befriedigende Kunde in unsrer statistischen Literatur vermißt wurde. Zwar fehlt noch viel, daß man diese Ansprüche hier erfüllt fände, wie denn an genauen und beurkundeten Notizen über den physischen, ökonomischen gewerbschaftlichen, sittlichen und politischen Zustand beyder Fürstenthümer und seiner einzelnen Bestandtheile grosser Mangel ist, welcher freylich nur durch Unterstützung aus amtlichen Quellen ersetzt werden konnte, an der es dem Verfasser gefehlt zu haben scheint. Dessen ungeachtet enthält seine Arbeit dankenswerthe Bereicherungen des bisherigen so dürftigen statistischen Vorraths. Diese finden sich besonders in der fleissig bearbeiteten Topographie in der den Freunden der speciellen schwäbischen Geschichte manche, in ihren Excerpten anzumerkende neue Daten aufstossen werden.

Die Schilderung, die der Verfasser von der alten, herrlichen Burg Hohenzollern giebt, stellt ein trauriges Bild von der Vergänglichkeit der menschlichen Dinge dar. Die Aussenwerke sind dem Einsturze nahe; einige Thürme sind bereits eingestürzt; dasselbe Schicksal steht den Hauptgebäuden bevor, die, mit Ausnahme des Zeughauses, ohne Fenster, ohne Dach und an den meisten Orten sehr beschädigt sind; auch die unterirdischen Gänge und Gewölbe, die mit unglaublicher Mühe in den Felsen eingegraben sind, leiden immermehr. Noch finden sich zwar in dem Zeughause einige Lafetten, irdene Granaten und alte Waffen, namentlich Morgensterne,

*) 8. Ulm. Stettin, VIII und 232. S. 1824.

Schwerte, Lanzen, Streitkolben, Aexte, Helme, Pickelhauben, Drathhemder, Panzer, Haenische; aber die Kanonen, mit Ausnahme dreyer Alarmstücke, sind verschwunden. So hat auch der zum Wasserbehälter bestimmte 30' tiefe und 10' breite kupferne Kessel vor einigen Jahren die Wanderung angetreten. Von den neun mit Eisen beschlagenen Thoren sieht man, mit Ausnahme eines einzigen und des Fallgitters, nicht ein Mal mehr die Angeln. Neben dem Zeughause sind zwey Mühlen, wovon die untere durch Pferde, die obere durch Menschenfüsse in Bewegung gesetzt wird, das einzige, was ausser der Kirche sich noch in leidentlichem Zustande sich befindet. Auch in diesen Trümmern wird bemerkt, wie die Teutschen immer mehr die interessanten historischen Punkte in ihrem Vaterlande achten. Viele Reisende besuchen das Jahr hindurch die Burg. Ihre Namen werden in einem Fremdenbuche aufbewahrt, das der Kronprinz von Preussen, der i. J. 1802 in dem Hofe dieses seines ahnherrlichen Schlosses zu Abend speiste, mit einigen Versen und seiner Unterschrift eröffnet hat.

Die beyden Fürstenthümer umschreiben einen Flächenraum von 25 1/2 Quadratmeilen, und fallen zwischen 26° 15' und 27° 5' der Länge und 47° 5' bis 48° 30' der nördlichen Breite. Ihre Oberfläche bietet einen steten Wechsel von Berg und Thal dar, und steigt in der Gegend von Trochtelfingen, Gamertingen und Böhringen auf die Höhen der rauhen Alb empor; einige Höfe des Oberamts Glatt aber, mit den Orten Dettlingen und Dissen, gehören dem Schwarzwald an. Die höchsten Punkte der Alb sind der Kränzlein zwischen Hohenzollern, Fürstenberg und Wirtemberg und der Kornbühl, bey der Salmandinger Capelle, wovon jener 2637, und dieser 2732' Fuß über die Fläche des mittelländischen Meers erhaben ist.

Bey dieser Verschiedenheit der Oberfläche, so wie der Bestandtheile des Bodens, ist auch der

Ertrag des letztern sehr ungleich. Doch gehören die Fürstenthümer, mit Ausnahme der Alborte, zu den fruchtbaren Gegenden Schwabens. Ackerbau und Viehzucht nähren die grosse Mehrheit der Einwohner. Die Cultur der Felder und die Anpflanzung der Obstbäume nehmen sichtbar zu. Das Getraide und andere Ackerbauproducte übersteigen das Bedürfniß der Einwohner, so daß der Landmann viele seiner Erzeugnisse auf auswärtige Märkte ausführen kann. Auch Futterkräuter werden immer mehr gebaut; die Brache hört meistens auf; es zeigt sich überall ein verjüngtes landwirthschaftliches Leben; mit besonderm Eifer aber wird die Viehzucht, namentlich der Handel mit Mastvieh betrieben, welcher letztere jedoch neuerlich durch die französische Sperre sehr leidet.

Die Thäler, an den das Land durchströmenden Flüssen und Bächen sind meistens eng, aber von gesunden und fruchtbaren Wiesen durchzogen. Daran fehlt es auf der Alb, wo in der klüftigen Gebirgsart jede Flüssigkeit versinkt, und die Einwohner aus Wassermangel genöthigt sind im Winter Schnee zu schmelzen, und im Sommer den Regen in Cisternen aufzufangen. Auch ist diese Gegend sehr dem Hagelschlage ausgesetzt, von dem sie selten in einem Jahre unberühret bleibt. Indessen gedeiht auch in ihr das Getraide. Die Steine, die den Boden bedecken, schützen die junge Saat vor rauhen Winden, und beschleunigen im Sommer durch die von den Sonnenstrahlen erhaltene Wärme die Zeitigung. Von der Obstbaumzucht ist auf diesem Gebirge kaum eine Rede; dagegen wachsen reichlich Eicheln und Buchnüsse, auch wildes Obst, welches zu Essig bereitet wird. Morcheln, Kümmel, Enzian, Seidelbast, Wachholderbeere, Harz rc. gewähren den ärmern Einwohnern einen kleinen Erwerb.

Salz und Wein müssen aus dem Auslande bezogen werden. Seit dem die Jagden verpachtet sind, hat sich die Ueberzahl des Wildes ver-

loren. Der Kunstfleiß beschränkt sich auf einige Wollen- und Flachswebereyen, Spinnereyen, auch in Baumwolle; eigentliche Fabriken giebt es nirgends. Zu Klosterwald ist eine Glashütte, welche Bestellungen in weissem und grünem Glase besorgt. Zu Sigmaringen wurde 1808 eine Buchdruckerey etablirt, welche den Druck der Canzleygeschäffte, des Wochenblatts, und alle dahin einschlagenden Bestellungen übernimmt. Gamertingen hat eine gute Papiermühle; auch werden daselbst, so wie in Haigerloch gute Hüte gemacht. Die ärmern Leute in dem Killerthale verfertigen eine Menge hölzerner Geräthe.

Flächeninhalt des Fürstenthums Hohenzollern-Hechingen beträgt 5½ Quadratmeilen, die Einwohnerzahl 14,500 Seelen, das Bundescontingent 145 Mann. Die Einkünfte des Fürsten belaufen sich auf 80,000 Gulden. Die Haupt- und Residenzstadt Hechingen hat 600 Häuser und 2310 Einwohner. Die ausgezeichnetesten Gebäude sind die Stadtpfarrkirche und das in den Jahren 1819 und 1820 gebaute neue Residenzschloß, das aber in der äussern Façade zu niedrig ist und gegen das Thal herunter zu wenig imponirt. — Die gesammten Kirchenstellen des Landes bilden ein Decanat, unter dem Bisthum Konstanz. Die Patronatrechte sind alle landesherrlich.

Das Arreal von Sigmaringen beträgt 20 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl 35,560 Seelen, das Bundescontingent 355 Mann; die Landeseinkünfte wurden i. J. 1818 auf 300,940 fl. 50 kr. berechnet. Die politischen Bestandtheile des Landes sind 1) die unmittelbaren fürstlichen Oberämter Glatt, Haigerloch, Sigmaringen und Wald; 2) die unmittelbaren Obervogteyämter Achberg, Beuron und Hohenfels; 3) die fürstlich tarischen Oberämter Ostrach und Straßberg; 4) die fürstlich fürstenbergischen Patrimonial-Obervogtey-Aemter Jungeau und Trochtelfingen und 5) die freyherrlich von Späth'schen Patrimonial-Obervogtey-Aemter Gamertingen und Hettingen. Die Haupt- und Residenzstadt Sigmaringen hat 1342 Einwohner. Das schon im 14ten Jahrhundert erbaute geräumige Residenzschloß liegt auf einem steilen Felsen nordwärts der Stadt. Die regierende Fürstin residirt in dem ehemaligen Augustiner Nonnenkloster Inzighofen; der Erbprinz auf dem Schlosse des schönen Marktfleckens Krauchenwies.

Die Landesregierung dieses Fürstenthums besteht aus einem Präsidenten, 5 Räthen und dem erforderlichen Kanzley-Personal. Die Geschäftsbehandlung ist collegialisch. In wichtigen Sachen führt der Fürst oder der Erbprinz das Präsidium selbst. Für Geschäfte, die von der höchsten Entschliessung abhängen, besteht eine geheime Conferenz, wozu die Mitglieder von dem Fürsten jedes Mal ausdrücklich bestimmt werden. Zugleich bildet die Landesregierung die obere Justiz- und Appellations-Behörde in zweyter Instanz und als Hofgericht in bürgerlichen Sachen die erste für eximirte Personen. Mit dem Appellationsgericht ist der Lehenhof verbunden. Die bürgerliche Strafgerechtigkeits-Pflege bleibt den Aemtern in so weit überlassen, als nicht eine Geldstrafe über den Betrag von 15 fl. oder eine vierzehn Tage andauernde Gefängnißstrafe, oder 15 Stockstreiche übersteigende körperliche Züchtigung erforderlich wird.

Am 24. Jan. 1824 hat der regierende Fürst von Sigmaringen ein Familienstatut errichtet, welches von dem Könige von Preussen, als Chef des Gesammthauses Hohenzollern, bestätigt worden, und dem auch die fürstlichen Agnaten von der Hechinger Linie beygetreten sind. Es liegen demselben die Erbvereinigung vom 24. Jan. 1575 und die Erbverträge vom 20. Nov. 1695 und 29. April 1707 zu Grunde, vermöge welcher Urkunden die weiblichen Nachkommen von der Regierungsfolge so lange ausgeschlossen sind, als noch ein successions-

higer männlicher Abkömmling des Hauses vorhanden ist. Auf den Fall des Abgangs beyder Linien tritt die Erbfolge des Hauses Brandenburg in den Hohenzoller'schen Landen ein.

Der wichtige zwischen der Krone Wirtemberg und den beyden fürstlichen im Laufe dieses Jahrs abgeschlossene Handels- und Zollvertrag *) ist von einem zu neuen Datum, als daß ihn Hr. Johier in dieser Schrift noch hätte berücksichtigen können.

Die Wissenschaft und die Geschäfte.

Unsere Väter waren der Meynung, daß Niemand ein tüchtiger Geschäftsmann seyn könne, der nicht ein tüchtiger Gelehrter sey. Es scheint, daß diese Meynung einen der Sätze ausspreche, die, da sie das Gepräge der Wahrheit auf ihrer Stirne tragen, keines Beweises bedürfen. In unsern Tagen aber ist sie praktisch wenig mehr beachtet worden, und theoretisch hat man oft ausdrücklich behauptet, es bestehe zwischen der Wissenschaft und den Geschäften ein natürlicher, nothwendiger Antagonismus der sie nie zur Versöhnung gelangen lasse, und es sey unmöglich, daß ein Geist, in dem die Richtung auf das Ideale und auf die Theorie vorherrsche, in dem Gebiete des Praktischen etwas treffliches leiste. Diese Behauptung war der Unwissenheit, der Trägheit und der geistigen Dürftigkeit zu willkommen, als daß sich nicht eine Menge Leute gefunden hätte, die sie triumphirend nachsprachen und mit Emsigkeit Proselyten für sie warben.

Indessen liegt in ihr eine leicht zu entwirrende Verwirrung der Begriffe. Wo die wissenschaftliche Bildung ausschliessend und einseitig ist, und ihr Stoff blos an sich und abgezogen von allen seinen Berührungen mit dem Leben behandelt wird, kann und wird sich nie eine Tüchtigkeit für Geschäfte finden. Jene Bildung kann auf dem Boden der Spekulation, der ihr scharf abgegränztes Gebiet ist, wohl mit Nutzen und Verdienst säen und pflanzen; aber so bald sie auf das Gebiet des Lebens übertritt, findet sie sich in einem fremden Terrain, in dem sie, da sie weder den Himmel noch die Erden kennt, mit Mißgriffen beginnt und endigt. Aber indem wir die Wissenschaft für nothwendige Bedingung und Grundlage ausgezeichneter Geschäftstüchtigkeit erklären, nehmen wir sie in ihrem umfassenden und lebendigen Charakter, vermöge dessen sie den Geist für tiefe Begründung und edle Darstellung seiner Stoffe bildet und was ihr auf dem Wege der Spekulation zur Beute geworden, ins Leben überträgt und in demselben anwendet. Es ist hier von der Wissenschaft im Sinne der Alten die Rede, bey denen sie nicht in das Dunkel der Schulen eingesperrt, oder von dem Nebel scholastischer Formen und sinnlosen Wortgepränge verhüllt oder das privilegirte Eigenthum geschlossener Zünfte war, sondern alle Verhältnisse des menschlichen Lebens durchdrang, und mit ihrem Lichte auf gleiche Weise die Volks-Versammlungen, die Rathsstuben, die Gerichts-Säle die Quartiere der Feldherrn und die Paläste der Könige beleuchtete.

Man hat in unsern Tagen oft über das bekannte Wort Platos gelächelt, vermöge dessen diejenigen Staaten am besten regiert werden sollen, in denen die Regenten Philosophen oder die Philosophen Regenten sind. Aber Plato verstand unter der Philosophie nicht die Kunst die Begriffe zu spalten, und Theorieen aus Spinn-Geweben zu konstruiren; sie war ihm das Licht und die Führerin des Lebens und das Gesetz für die allseitige Bildung des Menschen. Xenophon, Hanibal, Cäsar, Cicero, August, Mecenas, Seneka, Plinius, Antonin, Mark Aurel, Julian und mehrere andere Heroen des Alterthums, im Rath und in der That, waren Philosophen im platonischen Sinne; und nachdem ihre Namen genannt worden, bedarf es dann eines Beweises weiter dafür, daß

*) S. Regierungsblatt für das Königr. Wirtemberg, 1824 Nr. 40.

die Wissenschaft die Wirksamkeit derjenigen bestimme, veredle und erkräftige, denen der Beruf geworden, das Ruder der Staaten zuführen, oder in ihnen grosse Geschäfte zu verwalten?

. Diese Wirkung hatte sie aber nicht nur bey den Alten, sondern auch bey den Neueren. Neben Mecenas und Seneca nennen doch mit allem Rechte die Spanier ihren Ximenes, die Franzosen ihren l'Hopital, Richelieu und Daguessau, die Engländer ihren Bolingbrok und Fox, die Preussen ihren Herzberg und Dohm und das achtzehnte Jahrhundert ihren Friedrich II. Und zwar verdient es der letztre, daß er unter allen mit Auszeichnung genannt werde, weil es eigentlich der wissenschaftliche Geist war, der seinem Regentenleben seine Maximen, seine Richtung und seine Bewegung gegeben und weil er nur durch ihn des Einflusses mächtig geworden ist, den er auf seine Zeit und auf die Nachwelt ausgeübt hat.

Diesen Geist hält man aber in unsern Tagen in dem Kreise der Geschäfte nicht nur für entbehrlich, sondern oft auch für ein der öffentlichen Ruhe grosse Gefahren drohendes Gespenst. Er verleite, wird ihm schuld gegeben, die, die von ihm besessen seyen, zu der Sucht, das Bestehende mit dem Maaßstabe ihrer Ideale zu messen, und was in der Wirklichkeit mit diesen nicht harmonire, anzufechten und zu bekriegen, er sey ein esprit des approbatur dem nichts genüge und der keine Legitimität anerkenne, als seine eigene. — Bedarf es, um diese Beschuldigung zu wiederlegen, mehr, als daß man die eben angeführten Heroen nenne? Waren Mecenas und Seneka Revolutionäre? Waren Richelieu und Herzberg Ideologen? Und hatte das monarchische Prinzip einen zweifelhaften Beschützer an Friedrich II.?

Niemand, haben die Alten gesagt, hasse die Wissenschaft als die, die sie nicht kennen. Dieser Haß geht auch in der Geschäftswelt oft aus demselben Grunde hervor. Und wie könnte der materialistische Sinn, der in unserer Zeit vorherrschend geworden, schätzenswerth finden, und mit Anstrengung erwerben wollen, was rein geistiger Natur ist; und was er durch Routine und ein glückliches Gedächtniß für die neuesten Rescripte vollkommen zu ersetzen wähnt? Ohnehin muß es ihm weit bequemer scheinen, wie das Färbers Gaul, mit verbundenen Augen ewig im Ring herum zugehen, als mit offenen Augen seine eigene Bahn zu suchen, und mit eigenen Händen sie zu brechen.

Weitere Bemerkungen über Staatsreformen und Staatsrevolutionen.

(S. Nr. 30 dieser Blätter.)

Die Dikaiopolitik des um die Sache des Lichts und des Rechts vielseitig verdienten Professors Krug kann man als das Glaubensbekenntniß aller derjenigen ansehen, die man in Teutschland zu der Schule der sogenannten Liberalen rechnet. Denn es werden in diesem Buche mit teutscher Gründlichkeit und Klarheit, so wie mit teutschem sittlichem Ernst die Lehren von den Rechten und Pflichten der Regenten und der Regierten entwickelt, zu denen in dieser Schule sich Jedermann bekennt. Es enthält aber auch den klaren Beweis, daß diese Schule, indem sie dem System des geistlosen Realismus und Materialismus entgegen tritt, und nicht durch ihn, wie es geschehen, sondern gegen ihn, vermittelst des Rechtsgesetzes, eine Restauration der Staatswissenschaft zu bewirken sucht, mit den teutschen Regierungen auf gleichem Wege fortschreitet und in vollem Einklange steht. Besonders ist dieser Beweis, in dem in Nr. 36 dieser Blätter übertragenen Aufsatz „über Staatsreformen und Staatsrevolutionen" unverkennbar dargelegt.

Krug setzt den Zweck der Staatsreformen in die allmähliche Herstellung einer Ord-

nung der Dinge, bey welcher mit der möglichst freyen Thätigkeit der Bürger die möglichst nachdrückliche Wirksamkeit der obersten Staatsgewalt verknüpft wäre, und er findet ihren Ursprung in der vernünftigen Ueberzeugung, daß bey der nothwendigen Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge, also auch der bürgerlichen Einrichtungen, diese nur allmählich zum Bessern fortschreiten können, mithin bey aller Stabilität doch auch eine gewisse Mobilität statt finden müsse. Eine weise Regierung, fährt er fort, werde deßhalb selbst das Prinzip dieser Beweglichkeit seyn; sie werde aufmerksam seyn auf alle Mängel der Verfassung so wohl, als der Verwaltung; sie werde, so bald sie dieselben erkannt habe, auf Entfernung derselben denken; sie werde also auch ermessen, wann es Zeit und welches die Art, das heißt, die rechten Mittel, zu helfen sey.

Sollte sich hiergegen etwas Vernünftiges sagen lassen? — dessen ungeachtet hat sich in unsern Tagen, damit kein Irrwahn und keine Verkehrtheit ihnen fremd bleibe, eine Partey hervor gethan, die mit der Zuversicht der untrüglichen und ausschliessenden Orthodoxie behauptet: das Prinzip aller politischen Weisheit sey Stillstehen und Erstarrung; das bürgerliche Leben sey nur dann gesetzmässig und seiner Idee gemäß, wenn es einem gefrornen Strome gleiche, am vollkommensten sehe man es in dieser Hinsicht realisirt, in den Reichen von China und Japan; was ein Mal bestehe, sey, weil es bestehe, vernünftig und rechtmässig, und deßhalb unverletzlich; alle Legitimität liege im Herkommen; jede Abänderung desselben und überhaupt jede Neuerung sey ein Eingriff in Gottes Ordnung; wie in der Kirche, so müsse auch im Staate der kategorische Imperativ geltend seyn; nil innovetur!"

Die Menschen glauben gewöhnlich einen Irrthum am siegreichsten widerlegen zu können, wenn sie sich dem Entgegengesetzten ergeben. Dieß war auch der Fall in der Frage von den Staats-Reformen. Es war seit dem Jahre 1802, da die früheren geistlichen Gebiete den erbthümlichen Regierungen zur Entschädigung überlassen wurden, in Teutschland zu einer Art von Sucht geworden, alles umzustürzen und neu zu schaffen. Man gab der Operation den speciösen Titel der „Organisationen" und man fand darin eine Ermunterung, sich in ihr zu versuchen; die ersten Versuche aber trieb die Stiftung des Rheinbunds mit einer Art von unwiderstehlicher Gewalt fort. Dadurch ward vieles zertrümmert, wovon sich die Zeit mit gerechtem Schmerzen schied, und vieles gebaut, was schon im Entstehen als unhaltbar oder nichtig sich ankündigte; das Zertrümmern und das Bauen aber machte viel böses Geblüt bey den Beherrschten und nahm ihnen das Vertrauen zu den Regierungen, die sie, da sie dieselben in täglicher Selbstberichtigung sich abmühen sahen, nicht mehr für untrüglich halten konnten. Das waren grosse Uebel; noch grössere wurden durch sie gestiftet. Aber wenn man auf diesem Wege verirrte, mußte man um deßwillen das Ziel als ein unerreichbares aufgeben? Wenn die aufgeregte Kraft in ihren ersten Aeusserungen im Uebermaß und Ungestümm sich verlor, folgte daraus, daß sie gänzlich zu unterdrücken sey? Und wenn man statt des Bessern, auf das man strebte, ein Schattenbild erhaschte war damit der ewige Verzicht auf dieses Bessere gerechtfertigt?

Es ist keine Regierung in Teutschland, die sich nicht faktisch von diesem System der starren Stabilität losgesagt hätte, und die nicht ihre Pflicht und ihren Ruhm darein setzte, in Uebereinstimmung mit dem in der moralischen Welt geltenden Grundgesetze, Alles was in ihrem Kreise besteht, zu immer höherer Vollkommenheit zu bringen. Zwar sind die früheren Mißgriffe, die in dieser Art von Wirksamkeit statt gefunden, für unsere Regierungen warnend geworden; auch haben sie die Rücksichten nicht vernachlässigt,

die bey jeder Abänderung des Bestehenden, die Reizbarkeit und die Ungelehrigkeit der Parteyen dieser Zeit fordert. Sie sind deßhalb zurückgekommen von der trotzigen und ungestümmen Manier, mit der sonst zerstört und gebaut ward, ohne Berechnung des Bodens, der Stoffe und der Verhältnisse und in dem Wahne, daß der durch Macht unterstützte Wille Alles könne und dürfe. Dagegen haben sie den Grundsatz der allmähligen Entwicklung aller Keime des Bessern und des schrittweisen Fortgangs auf dem Pfade der Vervollkommnung als den ihrigen proklamirt, die Schwierigkeiten, welche die Wirklichkeit der Realisirung der Idee entgegen setzt, sorgfältig beachtet, keinen Schritt ohne genaue Erkundigung des Terrains gemacht, keinen Bau an seiner Spitze, sondern jeden in seinem Grunde angefangen, und immer wohl und besonnen bedacht und berechnet, was die hergebrachten Verhältnisse, das gegenseitige Eingreifen derselben, die Meynungen, die Sitten, und vor allen Dingen das unverletzliche Heiligthum des Rechts fordern. Die Darstellung dieses Wirkens ist die Geschichte dieser Regierungen, und sie haben in demselben so wohl durch den beabsichtigten Zweck, als durch das beobachtete Verfahren, ihre Weisheit bewährt, die drohenden Bewegungen der Zeit gehemmt, des Guten unaussprechlich viel gestiftet, und sich die gerechtesten Ansprüche auf den Dank der ihrigen erworben.

Müssen wir nicht auch dasselbe von den Regenten sagen, die jetzt die grossen Monarchien von Europa beherrschen? „Sie achten nicht, — so spricht die Cirkular-Depesche des Fürsten von Metternich aus Laibach vom 12. May 1821, — auf das eitle Geschrey der Unwissenheit und der Bosheit, welches sie anklagt, die Menschheit zu einem Stillstande, zu einer Erstarrung verdammen zu wollen, die den natürlich fortschreitenden Gang der Civilisation und jede Vervollkommnung des gesellschaftlichen Zustands unmöglich machen würde. Nie haben sie die mindeste Abneigung gegen wesentliche Verbesserungen noch gegen die Abstellung der Mißbräuche, denen die besten Regierungen nicht entgehen können, geäussert. Ganz andere Gesinnungen haben sie jederzeit bewährt." Auch dafür spricht die Geschichte in den herrlichsten und glänzensten Zügen. Man vergleiche Oesterreich i. J. 1792, Preussen i. J. 1793, und Rußland im Jahr 1802 mit dem jetzigen Zustande dieser Reiche, und man wird mit Erstaunen die Fortschritte bemerken, welche oft unter den ungünstigsten Umständen, die Gesetzgebung, die Verwaltung, die öffentlichen Anstalten, und die allgemeine Bildung, während der bezeichneten Perioden in diesen Reichen gemacht und wie durch sie die Monarchen des erhabensten Regentenruhms würdig geworden sind, Reformatoren in edlem Sinne zu seyn.

Wenn denn zugleich in der angeführten Staatsschrift der Sinn der grossen Mächte dahin erklärt wird, daß „die heilsamen und nothwendigen Veränderungen in der Gesetzgebung und Verwaltung der Staaten nur von der freyen Willens-Bestimmung, von dem aufgeklärten, überlegten Entschluß derer, welchen Gott die Verantwortung für den Gebrauch der ihnen anvertrauten Macht aufgelegt hat, ausgehen müssen," so findet sich auch hier die vollste Uebereinstimmung mit den Lehren der teutschen liberalen Schulen. „Alle Staatsreformen, sagt Krug, sollen von Rechtswegen immer von der Regierung ausgehen." Damit ist nicht gesagt, daß bedrückte Bürger sie nicht durch gerechte Beschwerden und weise durch ihre Belehrungen sie anregen, oder ständische Körper, durch ihre gesetzliche Mitwirkung, sie fördern können, was alle teutsche Regierungen unter dem Anerkenntnisse von Europa zugeben. Aber jede von dem Volke gewaltsam ertrotzte Verfassungs-Veränderung ist in ihrem Prinzip unrechtlich und in ihrer Ausführung gewöhnlich für die gesellschaftliche Ordnung und das öffentliche Wohl zerstörend. Dagegen bezeugt aber die Geschichte, daß solcher Trotz nie und nirgends

bey dem Volke hervor getreten, wo durch weise und zweckmässige Reformen die Regierungen den Ansprüchen der Zeit und dem allgemeinen Bedürfnisse genügt haben.

Literatur.

(Eingesandt) Briefe über die General-Synode zu Ansbach, im Jahr 1823. Von einem Beobachter. 8., Ulm, Stettin, 1824. Es ist immer gut, wenn über eine Verhandlung mehrere Referate geliefert werden, man gelangt dadurch zu einer bessern Einsicht und parteiloser Beurtheilung der Sache. Dazu mögen auch diese Briefe das ihrige beytragen. Wir lassen dahin gestellt seyn, wer der Verfasser derselben sey, genug, daß er von den Gegenständen die auf der Synode zur Sprache gekommen, genau unterrichtet ist, und aus den Akten geschöpft hat, wie seine Arbeit hinreichend beweis't. Es sind der Briefe sieben an der Zahl. Der erste enthält weniger Haupt- als Nebensachen. Der zweyte giebt Aufschluß über die Pfarrunterstützungsanstalt, den Ursprung, die Quellen, den Fond, die Rentenverwaltung, dann über die dieselbe betreffende Bearbeitung und Abstimmung, — der dritte über die Pfarrwittwenkasse auf gleiche Art. (Die Pension von hundert Gulden ist noch immer viel zu gering. *) Ob sie durch eine ständige Collekte, wie der Verf. meynt, zu verbessern sey, ist zu zweifeln; treffender scheint der von einem Mitglied der Synode gemachte Antrag auf Erhöhung der Procentbeyträge.) Der vierte Brief erzählt die Verhandlung über das einzuführende Religions-Lehr-Buch. Das Verzeichniß der katechetischen Lehrbücher, Seite 32 — 33 hätte füglich abgekürzt werden können. Uebrigens ist auffallend, daß über diesen wichtigen Gegenstand nur 2 Abhandlungen vorgelesen wurden. Ueberhaupt scheinen nach diesen Briefen auf der Synode nur wenige Redner aufgetreten zu seyn. Referent zählt deren nur 6. Der fünfte Brief verbreitet sich über die einzuführende

*) Gewiß! aber noch geringer ist sie in Wirtemberg, wo die Wittwe des Geistlichen nur 50 fl. bezieht.

Kirchenordnung. Die Charfreytags-Feyer, die begutachtet wurde, ist von der allerhöchsten Stelle wirklich anbefohlen, so wie auch der Antrag auf die Confirmationshandlung genehmigt, und die Verordnung vom 30. April 1818 (nicht 1813 wie es S. 55 heißt,) aufgehoben ist. Der sechste Brief erwähnt der Kirchenagende. Vermöge einer neuen allerhöchsten Verordnung ist allen protestantischen Geistlichen des Königreichs die Mittheilung liturgischer Beyträge gestattet, aus denen dann das Beste gewählt werden soll. Der siebente Brief erzählt die Berathungen über die Presbyterial-Angelegenheiten, welcher Gegenstand hier nur kurz behandelt, sonst aber öffentlich schon zur Genüge besprochen ist; übrigens sind die Berathungen in der Hauptsache genehmigt worden. — Referent empfiehlt diese Briefe, so wie die bekannte, dieselbe Materie betreffende Schrift des Herrn Consistorialrath Fuchs allen denjenigen Lesern im In- und Auslande, welche an den Verhandlungen der Generalsynode und an dem evangelischen Kirchenthum in Baiern ein Interesse nehmen.

Neues Buch.

Bey Joh. Evang. Schönbrod, Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker in Ellwangen, ist angekommen und zu haben:

Sichtung

des

Henhöfer'schen Glaubensbekenntnisses

für

die Besitzer der Original-Ausgabe,

(Tübingen bey Fues),

wie auch des

Lindl'schen Glaubensbekenntnisses

und der Schrift Otto's:

Der Katholik und der Protestant,

zur

nähern Kenntniß und Beurtheilung beyder Religionen für Gelehrte und Ungelehrte, besonders aber als ein immer brauchbares Hilfsmittel für Religionslehrer, bearbeitet:

von Frank.

Passau, Pustet, 1824. br. 1 fl. 24 kr. od. 20 gr.

Diese Schrift folgt den sie veranlassenden 3 Brochüren fast Schritt für Schritt, und ist deshalb für jeden Besitzer derselben, in so ferne er das Liebe und Gerechtigkeit verbietende audiatur et altera Pars nicht verhöhnt, ein unentbehrlicher Commentar.

In Beziehung auf die an uns ergangenen wiederhohlten, die weitere Fortsetzung der Neuen National-Chronik der Teutschen betreffenden Anfragen und Bestellungen, erklären wir anmit, daß wir uns veranlaßt sehen, dieses Blatt mit dem Ablaufe des gegenwärtigen Jahres zu schliessen.

Verfasser und Verleger
der Neuen National-Chronik der Teutschen.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzleybuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen



23. Oktober. 43 1824.

Ich bin ein Teutscher — —
Fühlte die erbliche Tugend
In den Jahren des Knaben schon!

Fr. v. Stolberg.

Das alte teutsche Reich.

Weitere Rückblicke eines teutschen Veteranen in seine Vergangenheit.

Wie im alten teutschen Reiche das Leben war, und wie die bürgerlichen Verhältnisse auf dasselbe einwirkten, das wissen aus eigener Erinnerung nur noch die Männer und die Alten; und es weilen mit Liebe ihre Blicke auf ihrer Vergangenheit und mit Sehnsucht wiederhohlen sie die Bilder derselben, als wären sie Gestalten aus einem verlornen Paradiese. Aber selten haben die Bildungen der Liebe und der Sehnsucht das Verdienst der Treue, und gewöhnlich rächt sich der Mensch an der Gegenwart — die ihm nie genügt — durch die Ideale, mit denen er seine Vergangenheit verschönert. Wer möchte die Lobredner unsrer alten Zeit von der Beschuldigung frey sprechen wollen, daß auch sie in diesen Fehler fallen?

Dessen ungeachtet ist unsere Jugend zu ermahnen, daß sie auf die Erzählungen der Väter von ihrer Vergangenheit achte, und nicht gering schätze, was sie aus dem Kreise ihrer Beobachtungen und Erfahrungen ihr mittheilen. Diese Jugend ist in einer Zeit unaufhörlicher Bewegungen aufgewachsen; sie hat das Leben in einem steten Zerstörungs- und Schöpfungsprozesse begriffen gesehen; sie hat keine Anschauung von einem festen Bestande der Dinge; ihr erscheint ein ununterbrochenes Werden und Vergehen, als das Gesetz der moralischen Weltordnung und ein ewig mißlingender Versuch die Idee und die Wirklichkeit in Einklang zu bringen, als die Aufgabe der Menschheit. Die Begriffe zu berichtigen, können die Erzählungen der Väter dienlich seyn, deren Leben noch in einen Zustand der Stätigkeit zurück reicht, dessen Dauer vom westfälischen Frieden an, eine Periode von anderthalb Jahrhunderten erfüllt. Es liegt nichts daran, daß auch dieser Zustand noch viele Ansprüche der Vernunft und der Gerechtigkeit unerledigt ließ; aber da alles Streben und Wirken, alles Zerstören und Bauen der Menschen doch nur den Zweck hat, diesen Zustand herzustellen, und durch ihn dem erlangten Guten Sicherheit und Befestigung zu verschaffen; so ist es nützlich, daß der Glaube an die Möglichkeit seiner Realisirung Wurzel fasse, weil durch ihn der unglückliche und verderbliche Wahn ausgetrieben wird, daß das menschliche Geschlecht bestimmt sey, sich ewig im vergeblichen Trachten nach einem unerreichbaren Ziele abzumühen.

Wenn auch die Alten in der Darstellung dessen, was sie mithandelnd und mitleidend erlebt haben, nicht in den oben bemerkten Fehler einseitiger und übertriebener Lobrednerey fallen, so wird doch immer dankbare Schätzung des Rechten und Guten das in ihrer Zeit im Vaterlande gediehen und herzliche Liebe zu diesem Vaterlande selbst ihrer Rede Farbe und Leben geben, und manche patriotische Mahnung in sie einfled ten, die zu geben und zu empfangen in unsern Tagen höchlich noth scheint. Denn wir, und zumal unsere Jugend, laboriren an dem gedoppelten Fehler, ein Mal, daß wir jede bürgerliche Ordnung verächtlich und unerträglich finden, sobald sie mit Mängeln und Gebrechen kämpft und nicht alles erfüllt, was unsere Theorieen idealisiren; und dann daß wir es auf unser Gewissen nehmen, auch den heimathlichen Boden als einen fremden anzusehen und der Nation, der wir angehören, unsere Liebe zu entziehen, wenn nicht Alles geht, wie wir meynen, daß es gehen soll. Diese Fehler zu heilen, muß jeder treue und redliche Mann in seinem Kreise, und so weit die Kraft seiner Wirksamkeit reicht, sich für berufen achten, indem der erste die Quelle der nie zu befriedigenden bürgerlichen Unzufriedenheit ist, die den Regierten in eine bittere, unversöhnliche Opposition mit der Regierung setzt, und der andern den Keim aller bürgerlichen Tugenden zerstört, die nur dann blühen und Früchte tragen können, wenn sie dem Boden eines Herzens entspriessen, das in treuer Liebe alles Vaterländische umfaßt. Zur Heilung dieser Fehler muß aber recht kräftig der Sinn wirken, der in den Vätern sich offenbart, wenn sie mit hohem gemüthlichem Interesse von ihrer Zeit sprechen, ungehindert von den Schattenpartieen, die auch auf ihr lagen, und mit Stolz und religiösem Gefühle von dem Vaterlande, das sie genährt und geschützt hat, und von den Tugenden des Volkes, in dessen Schooße sie geboren sind.

Seitdem das Schwert Napoleons unsern

alten bürgerlichen Verein zerstört, hat man oft vernommen, des teutschen Reiches Verfassung und Recht habe von nun an keine Art von Interesse mehr, und es sey die eine und das andere zu betrachten, wie Schutt und Kehricht, die aus dem neu eingerichteten Hause hinausgeworfen und von den Vorüberwandelnden zertreten werden. Diese Rede gieng aus dem Munde der unbedeutenden Menschen hervor, die den Dingen keinen höhern Sinn abgewinnen können, als der unmittelbare Nutzen, den sie gewähren, und die jede Kenntniß für leer und eitel achten, wenn sie nicht dem zeitlichen Leben dienstbar wird. Die andern dagegen, die, Alles was war und ist, mit geistigem Auge anschauen, und in jeder Erscheinung eine Ansprache an ihren Verstand und an ihr Gemüth vernehmen, haben mit Verachtung sich von denen abgewandt, die mit dem Untergange des alten Reiches auch das Andenken an dasselbe in sich erlöschen lassen, sie haben seine Ruine als Heiligthümer betrachtet, und seine Geschichte und seine Gesetze sorgsam aufbewahrt und erforscht, als reiche Quellen heilsamer Lehre und als kräftige Anregungen altväterlicher Biederkeit und Besonnenheit, so wie jeder bürgerlichen Tugend.

Wie in den sämmtlichen alten Reichen von Europa die Verfassungen, so war auch die des teutschen ein Erzeugniß der Zeit und der Umstände, an dessen Bildung menschlicher Plan und Vorsatz weniger Antheil hatte, als der Lauf und die Richtung der Ereignisse. Seit dem der grosse Karl sein Auge geschlossen begann, wie in allen Ländern des Occidents, so auch in Teutschland, ein Kampf zwischen der Monarchie und der Aristokratie, der alle folgende Zeiten erfüllte, dessen Resultate immer in die Gesetze und bürgerlichen Einrichtungen übergiengen, und der endlich zu einer so entschiedenen Ueberlegenheit der Aristokratie führte, daß die Stände, geistliche und weltliche, in dem Besitz aller Regierungsrechte, jedoch in Unterordnung unter des Rei-

ches Hoheit gelangten, der Kaiser aber, bey allem äussern Pompe der Majestät, doch nicht mehr war, als das gewählte und eifersüchtig beschränkte Oberhaupt eines Bundesstaats, dessen Mitglieder mit ihm denselben Gesetze gehorchten. Dieser Bundesstaat war ein aus sehr vielen, in ihren Massen höchst ungleichen und in ihrer Natur oft seltsam contrastirenden Bestandtheilen componirter Körper, unbehülflich in seiner Bewegung, steif in seinen Formen, locker in seiner Zusammensetzung, des rüstigen Lebens ermangelnd, das nur in den Organismen besteht, in denen Einheit und Concentration sich findet, in dem modernen Europa den Burgen aus dem Mittelalter oder den gothischen Tempeln ähnlich, die sich in unsern Hauptstädten unter den Schöpfungen der neuern Baukunst erheben. Aber in diesem grossen, in einem so eigenthümlichen Charakter bestehenden bürgerlichen Verein, war alles nach Gesetzen und Verträgen geregelt, die zwar durch die gesetzgebende Macht selbst nie in ein Ganzes zusammen geordnet wurden, sondern in hundert verschiedenen Statuten, Abschieden und Capitulationen zerstreut waren, dessen ungeachtet aber dem bürgerlichen Leben zur Norm dienten, alle Willkühr in der Verwaltung des Reichs und der einzelnen Reichslande ausschlossen, die Idee von der gegenseitigen Verpflichtung der Regenten und der Regierten sanctionirten, die Verfassungen der besondern Gebiete gewährleisteten, und den ärmsten Unterthan gegen Gewalt und Mißhandlung der Machthaber schützten. Zwar ward oft diesen Gesetzen von der Anmaßung und der Ungerechtigkeit Trotz und Hohn geboten, und mühselig und weit war der Weg zur Hülfe für die Verletzten, — die ihres Schutzes bedurften. Aber ihr Daseyn beweis't, wie fest der Begriff des Rechts von jeher in dem Gemüthe des teutschen Volkes gewurzelt war, und wie auch bey aller Fehlerhaftigkeit unserer politischen Verfassung doch das Heiligthum gewahrt blieb, daß der Mensch durch alle Verfassungen will, Sicherheit für die

Ansprüche seiner vernünftigen Natur und Gerechtigkeit für sein äusseres Leben.

Mittheilungen aus dem Pult eines katholischen Landgeistlichen in Baiern.

(Eingesandt.)

I.

(Die De- und Reformation.) Der neue Redacteur der Literaturzeitung für katholische Religionslehrer hat sein liebes Pflegekind umgetauft und demselben den Namen gegeben: Katholische Literaturzeitung; herausgegeben von Friedrich von Kerz und einer Gesellschaft von Gelehrten. Auch wird sie nicht mehr in Landshut sondern zu Flueln, im Kanton Ury, bey F. X. Zyraggen verlegt, vermuthlich weil der Censor in Landshut gar zu orthodox ist, und daher in einem so aufgeklärten Journal, dessen Hauptzweck ist, die Obscuranten des neunzehnten Jahrhunderts zu bekämpfen, zu vieles zu streichen fand. Darum wählte man vernünftiger Weise ein durch Aufklärung berühmtes Land, wo die Anwesenheit eines päpstlichen Nuntius der guten Sache eine sichernde Garantie verleiht.

Mit dem Anfange des neuen Jahrs wird nun sogleich in der umgetauften Literaturzeitung der famöse Doktor Troxler auf's Korn (oder auf's Horn?) genommen, der sich nicht entblödet hat, mit dem hochberühmten Hrn Professor Gügler einen Gang zu wagen, und bey dieser Gelegenheit folgendes zu sagen: „Was die Tendenz der Reformation betrifft, so unterschied ich immer und unterscheide noch zwischen der Tendenz zu reformiren, die der Reformation voran gieng, und der Verwirklichung derselben. Wäre jene Tendenz, wie sie, aus frühern Zeiten des Verfalls und der Verwüstung der Kirche herstammend, und immer gerade von denjenigen, welche sie hätten begünstigen sollen, unterdrückt

und vertitelt, noch auf den grossen Kirchentagen zu Konstanz und Basel laut ward, zur Zeit noch und gehörig verwirklicht worden, so wäre keine so unglückliche Auflösung der Formen und Trennung der Glaubigen erfolgt. Die der Reformation vorangehende Deformation der Kirche Gottes auf Erden wäre aufgehoben, dadurch die sogenannte Reformation unmöglich gemacht, und der Katholicismus wäre in seiner ächten Alterthümlichkeit und wahren Allgemeinheit erhalten worden. Was ist die ursprüngliche Tendenz der Reformation, als die heisse Sehnsucht nach Verbesserung, welche im fünfzehnten Jahrhundert durch die ganze Christenheit gieng, wie ein Hauch Gottes." So Hr. Doktor Troxler!

Gegen ihn läßt sich einer der Mitarbeiter des Hr. Friedrich von Kerz dahin vernehmen: „Die ganze Tendenz der Reformation sey darinn bestanden, daß schlechte Pfaffen Weiber und habsüchtige Fürsten Kirchengüter haben wollten. Wollust und Habsucht seyen die Pole, um welche das ganze Machwerk sich gedreht, und nicht aus dem Verfall und der Verwüstung der Kirche stamme sie ab. Wenn der Hr. Doktor von einer Deformation der Kirche Gottes spreche, so sey es unbegreiflich, wie er den in diesen Worten liegenden Widerspruch nicht fühle. Sey es die Kirche Gottes, so sey es eben die Kirche, welcher Jesus die grosse Verheissung gegeben, daß er bis an das Ende der Tage bey ihr seyn, und der Geist Gottes ewig über sie wachen werde. Eine solche Kirche könne weder deformirt werden, noch einer Reformation bedürfen. Was Jesus selbst gegründet, in seinem Blute gewaschen, was einen so unendlichen Preis gekostet habe, könne nicht wandelbarer Hinfälligkeit unterworfen seyn.

So unbegreiflich es nun dem aufgeklärten Recensenten, (die Mitarbeiter an dieser Literatur-Zeit. pflegen nämlich schon seit einigen Jahren, diejenigen, welche die Welt als aufgeklärte Männer kennt und schätzt, Obscuranten zu nennen, sich selbst aber aufgeklärte:) vorkommt, daß Troxler diese Widersprüche nicht fühlte, so unbegreiflich muß es auch jedem unbefangenen Obskuranten seyn, daß dieser Goliath aus dem Lager des Herrn v. Kerz keine Ahnung von den Widersprüchen hat, in die er sich selbst verwickelt. Denn nach seinen eigenen Begriffen ist ja gerade die Reformation und und das Daseyn einer schismatischen Partey ein evidenter, faktischer Beweis, daß eine Depravation der Kirche unter die möglichen Dinge gehöre.

Der Recensent deutet mit seinem gehaltlosen Gerede ohne Zweifel auf die Stelle Ephes. 5, 27, 27. Wie er diese Stelle erklärt, weiß ich nicht, wohl aber wie ein Brentano in seinem Neuen Testamente sie erklärt, dessen Auslegung ich vollkommen zustimme. Warum erinnert er sich der schönen Parabel vom Waizen und Unkraut nicht? Was ist dieß Unkraut auf dem Acker der göttlichen Kirche anders als Wahn, Aberglauben, Mißbräuche und sittliches Verderben? Dieß alles deformirt die Kirche, wie das Unkraut den Acker. Darum hat schon der heilige Bernhard — dem freylich um eines Bessern belehrt zu werden, noch keine Katholische Literaturzeitung zu Gebote stand — von einer solchen Deformation dem Papste viel Kräftiges und Wahres geschrieben, jedoch vergeblich In demselben Sinne äusserten auch mehrere gelehrte fromme Männer in allen Ländern des Occidents, lange vor Luthern ihre Sehnsucht laut und nachdrücklich nach einer Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern. Aber das Haupt war für ihre Mahnungen taub.

Die frommen Wünsche dieser Zeugen der Wahrheit zielten übrigens nicht dahin, das Unkraut auszurotten, sondern nur die Nahrungs-Quellen desselben zu verstopfen. Das war nicht im Interesse der Römer, die in dem Unkraute reichlichen Gewinn für sich sahen. Darum liessen sie es wuchern, und wer es wagte, die Hand an dasselbe zu legen, ward als ein Zerstörer des Felds verbannt und verfolgt. Wie gelang es ihnen — zur Förderung des besagten finanziel-

len Zwecks — die alten Begriffe von Busse und Ablaß zu deformiren? Früher mußten gröbere Verbrecher z. B. Meineidige, Ehebrecher, Diebe rc. Jahre lang Busse wirken und rechtschaffene Früchte derselben darlegen, ehe sie die Lossprechung erlangten, die überhaupt ohne Reue und Besserung nicht zu erlangen war. Nun aber eröffnete man einen Markt mit Ablaß-Zetteln, verpachtete die Sünden ganzer Länder an Unternehmer und verkaufte um festgesetzte Preise die Begnadigung und die Rettung der armen Seelen im Fegfeuer. — Hieß das nicht die Kirche deformiren?

Von dem gräulichen moralischen Verderben, das in der der Reformation vorher gehenden Periode, selbst unter der Geistlichkeit eingerissen war, sprechen unzählige Urkunden und Denkmale aus jener Zeit. Es ist unmöglich, ihr Zeugniß zu läugnen oder zu entkräften. Man lese die Berichte und Akten der Kirchenversammlung zu Konstanz. „Die Pfaffen scheinen — sprach dort selbst ein Geistlicher — fast alle vom Teufel besessen, und — zürnte Johann Gerson, mancher Vater, der seine Tochter dem Kloster widme, bringe sie in ein Hurenhaus.“ Waren aber Geistliche und Mönche so tief gesunken, so konnte der sittliche Charakter der Layen schwerlich besser seyn.

Und doch versichert der Recensent quaestionis, die Reformation sey nichts weiter gewesen, als das Machwerk schlechter Pfaffen, welche Weiber und habsüchtiger Fürsten, welche Kirchengüter gewollt. — Aber ist es denn eine so grosse Sünde, ein Weib zu wollen? Die alten Patriarchen, die Propheten, einige Apostel hatten Weiber, waren sie um deswillen schlechte Menschen? — Und was die Kirchengüter betrift, so weiß man, wie die Stifte und Klöster ihre goldene Zeit, wo die ganze Christenheit in tenebris et in umbra mortis saß, zu benützen wußten. Es gab nie eine eroberungssüchtigere Macht. Aber sie mußte ihr Ziel finden. Denn die Fürsten konnten nicht zugeben, daß allmählich die ganze Welt zu einer Domaine der Kirche wurde. Auch haben, als der Ruf zum Umsturze des alten Systems erschollen war, die meisten von ihnen, namentlich in Teutschland, die geistlichen Güter nicht mit ihren Kammergütern vereinigt, sonden pflichtmäßig ihre Erträgnisse dem Gottes-Dienste, den Schulen und der Wohlthätigkeit gewidmet. In unsern Tagen ist freylich zu andern Zwecken sekularisirt worden; aber war daran die Reformation schuld?

Uebrigens möchte ich doch unsern Recensenten fragen, ob denn das gerade die schlechtesten Pfaffen seyen, die die Lust haben zu heurathen. Man weiß, daß unter den weltlichen Herren, diejenigen nicht eben die beßten Menschen sind, die sich dem freywilligen Cölibat ergeben. Dafür hielt sie der römische Imperator Oktavian nicht, wie er sich denn erlaubte, diese Herrn gewisser massen zu zwingen, daß sie sich zu dem Joche des Ehestandes bequemten. In der That sind es auch gerade die gewissenhaftesten und rechtschaffensten Geistlichen, die dieses Joch für sich reklamiren. Manche unter diesen haben die Gabe der Enthaltsamkeit und so theilen sie sich nicht in die laute Reklamation; aber sie wünschen ihre Gewährung um ihrer Brüder willen, wie — nach Sailers Zeugniß — der geistreiche und fromme Heggelin. Der Apostel Paulus empfahl den ehelosen Stand wegen der Bedrängnisse der Zeiten, recht nachdrücklich; aber er machte ihn Niemand zur Pflicht. Non dico, schreibt er, ut laqueum vobis injiciam; auch erklärt er ausdrücklich jeden Zwang in diesem Punkte für ein Werk des Teufels.

Ich weiß wohl, daß es Leute giebt, die hier zu distinquiren pflegen, aber ihre Distinktionen haben keinen Grund. ubi Paulus non distinguit, nec Mastiaux distinquat! der gute Professor Sulzer der sich, als er schon die dritte Frau hatte, für berufen achtete, die Apologie

des Cölibats zu übernehmen, glaubt zwar, in seiner heiligen Einfalt die Rechtfertigung einer solchen Distinktion darin zu finden, daß man auch sonst manchen Leuten im weltlichen Stande das Heurathen nicht erlaube. Aber seiner Distinktion ist eine andere entgegen zu setzen, die gewiß bündiger schließt. Wenn der Staat die Heurathserlaubniß verweigert, thut er es aus einem politischen Grunde, er will keine Familien entstehen lassen, die wegen voraussichtlichen Mangels an Sustentationsmitteln der Gesellschaft zur Last fallen mußten; Rom aber verweigert den Priestern das eheliche Leben aus einem moralischen Grunde, weil es den Verzicht auf dasselbe für eine Verpflichtung des Priesterthums erklärt hat. Findet sich hier nicht ein wesentlicher Unterschied unter den Motiven des Staats und der Kirche? Auch ist wohl zu beachten, daß der Staat das Heurathen immer nur diesem und jenem Beamten, Offizier und Soldaten, diesem oder jenem Handwerker und Taglöhner, bey dem die ihn bestimmende Rücksicht der Zweckmässigkeit eintritt, verweigert; aber nie verweigert er es dem ganzen Stande der Beamten, Offiziere und Soldaten, nie einer Gesammtheit von Handwerkern und Taglöhnern.

Noch wäre viel von den Lobreden zu sagen, die unser Mann den Jesuiten hält. Solcher Töne ist man aus dieser Schule gewöhnt. Aber sie können nur bey den Schwachen anklingen, die die Zeichen unserer Zeit nicht begreifend und durch sie geängstigt, nirgends Hülfe zu finden wähnen, als in einem wohl organisirten Systeme allgemeiner Verfinsterung. In der That muß man auch gestehen, daß wenn die Gründung dieses Systems den Völkern zu ihrer Rettung aus den Gefahren der Zeit Noth thut, der Anfang des Baues mit der Wiederherstellung der Jesuiten gemacht werden muß.

Bemerkungen.

1.

Man hat — als die französische Revolution die Spitze der Zügellosigkeit erreicht hatte — oft gesagt, die Jakobiner seyen die besten Alliirten des Königthums. Das waren sie auch in der That. Denn indem sie die Republik in eine Carrikatur verwandelten und ihr das Zeichen des Verbrechens und der Schande aufdrückten, leiteten sie in den Gemüthern die Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge ein. Der klägliche Zustand, in dem sich Spanien befindet, erinnert an diese Bemerkung. Denn gewiß sind die Absolutisten, die nun dieses unglückliche Reich zum Schauplatz ihrer Raserey und ihrer Rache machen, nichts weniger, als das, was sie zu seyn behaupten, — Alliirte des Königthums.

2.

Die Araber unterwarfen sich Spanien durch das Recht, das glücklich geführte Waffen geben und behaupteten es sieben Jahrhunderte hindurch. Die alten Einwohner trugen mit Sträuben das Joch der Fremdlinge, und jagten sie endlich wieder auf die Küsten von Afrika hinüber. War dieß nicht eine Versündigung gegen eine legitime Regierung, deren Besitz durch die Zeit geheiligt schien, und die die Eroberten milde und gesetzmäßig behandelte? Kein Mensch hat den Spaniern diesen Vorwurf gemacht; im Gegentheile anerkannte die ganze Welt, daß Jahrhunderte nicht zum Rechte machen können, was ein Mal unrecht ist, und daß eine Frage, die mit den Waffen bejaht worden, auch mit den Waffen verneint werden könne. Wie ist es möglich, daß man dasselbe Anerkenntniß den Griechen verweigert.

3.

Die Einmischung des einen Staats in die innern Angelegenheiten des andern hat immer etwas gehässiges; weil die Welt der Meynung ist, daß jeder Hahn Meister sey auf seinem Miste.

Indessen sind die Menschen immer bereit, Handlungen von zweydeutigem Charakter zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen, so bald ihre Erfolge vernunftmässig und wohlthätig sind. Darin liegt auch das Geheimniß, der Intervention den Anschein der Gehässigkeit zu nehmen. Denn wer sich ihrer bedient, um in dem fremden Lande Ruhe, Ordnung und Herrschaft der Gesetze herzustellen, dem werden alle fromme Herzen zufallen, und die Philosophen werden den Beweis führen, daß ein kleines Unrecht gar wohl begangen werden könne, um ein grosses Recht geltend zu machen. Wo aber die Intervention dieses Erfolgs ermangelt, oder gar das Gegentheil desselben hervor bringt, hat der Intervenirte weder auf den Beyfall der frommen Herzen, noch auf den der Philosophen zu rechnen.

4.

Als von Thümel auf seiner Reise in das mittägliche Frankreich begriffen war, erzählte ihm sein Wirth in Straßburg folgende Anekdote von dem grossen Diplomatiker Mabillon: Dieser Mann war in seinen Jünglingsjahren der einfältigste Tropf unter der Sonne und hatte kaum Verstand genug, den Kathechismus zu begreifen. Eines Tages fiel er aus natürlicher Tölpelhaftigkeit die Treppe herunter und gerade auf den Kopf. Nun das hat noch gefehlt! sagte seine Mutter, als sie ihn aufhob. Man brachte ihn betäubt in das Bette, und erwartete mit Zittern den ersten Ausbruch seiner Narrheit. Wie betrog man sich! Der Natur seines Falles nach mußte der Junge zwar irre sprechen; aber zu aller Verwunderung waren seine Phantasieen mehr werth, als ehemals sein Menschenverstand. Die Erschütterung, die sein schwacher Kopf erlitten hatte, bewirkte die hellsten Ideen in ihm. Die abstrakteste Wissenschaft war jetzt sein Spielwerk. Er enthüllte die dunkelsten und verworrensten Schriften. Mit einem Worte, dieser, so lange er nicht auf den Kopf gefallen war, dumme Junge, ward nachher einer der ersten Menschen seines Zeitalters. – Gewiß ist diese Erscheinung merkwürdig und eine interessante Aufgabe für Physiologen und Psychologen; aber sie gehört auch unter die grossen Seltenheiten. Wie viele Menschen sind in unseren Tagen, in der politischen Welt, auf den Kopf gefallen. Aber wir haben sie nicht klüger aufstehen sehen, als sie zuvor waren, sondern oft noch viel dummer.

5.

Der Graf v. Bismark sagt: „wo die Basis der öffentlichen Meynung fehle, sey kein günstiger Erfolg eines Krieges zu hoffen.“ Man hat hiergegen die französische Expedition nach Spanien angeführt; aber dieser Fall beweis't nichts weiter, als daß jede Regel ihre Ausnahmen habe, neben denen die Regel stehen bleibt. Jedoch möchten die Ausnahmen von jenem Satze seltener statt finden, wenn er als Regel ausspräche, daß immer ein günstiger Erfolg von einem Kriege zu hoffen sey, der auf der Basis der öffentlichen Meynung beruht.

6.

Der heilige Hieronymus beklagt sich über die eitle Anmassung, mit der Jeder sich einbildet, er verstehe den Sinn der heiligen Schrift, wenn er gleich aller Einsichten entblöſ't ist, die dieses Verständniß voraus setzt. „Ueber die Heilkunst, sagt er, behaupten die Aerzte ihre Stimme, über mechanische Künste die Handwerker; nur über die Schrift maßt sich Jeder ein Stimmrecht an. Das geschwätzige Mütterlein, der blödsinnige Greis, der wortreiche Sophist, jeder dehnt und streckt und erklärt sie und keiner hat sie gelernt“ — Hat nicht die Politik gleiches Schicksal mit der Schrift? Sie ist eine der tiefsten Wissenschaften; aber Jeder, wer er auch sey, hält sich für kompetent, ihre Aufgaben zu lösen und ihre Praxis zu kritisiren. Das gienge noch an; denn das Geschwätz der Albernen und der Narren hat keinen Einfluß auf den Lauf der Dinge. Aber bedenklicher ist die Thatsache, daß diese Wissenschaft von Menschen geübt wird,

die von ihr so wenig verstehen, als das alte Weib oder der blödsinnige Greis des heiligen Hieronymus von der heiligen Schrift.

7.

Als in dem ersten Feldzuge des Revolutions-Kriegs der Sieg sich auf die Seite der französischen Waffen gelenkt hatte, verkündigten die Jakobiner den Völkern von Europa die demokratische Verfassung sey die einzig vernunftmässige und die Heere der Republik gehen über die Gränzen, um ihre Herstellung in allen Ländern zu unterstützen. Die Weisen und Gemäßigten jener Zeit erkannten in dieser Verkündigung eine Extravaganz des Partey-Geistes und bestanden auf der Behauptung, daß es keine Verfassung gebe, die als passend für alle Völker und alle Zeiten geachtet werden könne. Diese Behauptung findet ihre Bestätigung in der ganzen Geschichte des menschlichen Geschlechts; nach den Versuchen aber, die zu jener Zeit gemacht wurden, um ihr Gegentheil zur Geltung zu bringen, sollte gegen sie gar kein Zweifel mehr statt haben. Indessen ist nicht zu übersehen, daß sie einen allgemeinen Satz unbedingt ausspricht und daß sie also nicht nur die Jakobiner zurückweist, die alle Welt demokratisiren wollten, sondern eben so wohl auch die Helden des entgegen gesetzten Extrems, die keine Verfassung für statthalten, als die absolut-monarchische.

Literatur.

Der Prediger in der Wüste, oder die Leiden eines Landgeistlichen. Glockentöne aus der wirklichen Welt. Zur Warnung vor dem Zudrange zu dem geistlichen Stande. 8. Reutlingen, Lit. Comt. 1825, 94 S. — Es ist zeitgemäß, daß öffentlich von der Schattenseite des Prediger-Lebens gesprochen werde, nicht nur, um den Zudrang zu dem geistlichen Stande zu hemmen, sondern auch um die falschen, diesen Stand oft entehrenden Begriffe zu berichtigen, die manche Weltliche von seinem Glücke und von seiner Bequemlichkeit haben. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat das Wort vermöge eines unverkennbaren innern Berufs genommen, es mit Verstand und Wärme geführt und dargethan, daß er aus Erfahrung spreche; weßwegen er mit Nutzen von allen denjenigen gehört werden wird, die sich um die Frage, um die es sich hier handelt, interessiren. Hauptsächlich beschäftigt er sich damit zu zeigen, wie den Geistlichen, besonders denen auf dem Lande durch die Rohheit den Troz und die Ruchlosigkeit des Volks, so wie durch die Trägheit und Nichtswürdigkeit so vieler Ortsvorsteher und Beamten das Leben versäuert und ihr Wirken erschwert und vereitelt werde. Es scheint aber, daß in dieser Darstellung im Ganzen die Farben zu stark aufgetragen seyen; wenigstens ist dem Schreiber dieses, der schon eine lange Reihe von Jahren, unter mehreren verschiedenartigen Gemeinden als Landprediger durchlebt hat, noch keiner der Fälle vorgekommen, die hier recht widerlich zusammen treffen; wol hat er aber Gelegenheit gehabt zu bemerken, wie der rohe Troz des Volkes manchmal durch Unklugheit, Anmassung und Leidenschaftlichkeit der Geistlichen selbst erregt und zur Explosion gebracht worden ist. Man sollte meynen, daß durch Besonnenheit, Consequenz und sittliche Würde den meisten Unannehmlichkeiten vorgebeugt werden könnte, die von diesen Seiten kommen mögen. Aber es kommen grössere und bedenklichere Bedrängnisse für den Prediger-Stand von anderen Seiten, namentlich aus der immer mehr überhand nehmenden Verkümmerung der meistens ohnehin den jetzigen Bedürfnissen nicht mehr gemäßen Besoldungen aus den geeigneten Amtsausgaben, aus der Ueberladung mit fremdartigen Geschäften, aus der Stellung der Kirchenbehörden gegen die Lehrämter, und aus manchen andern Dingen, die man besser verschweigt. — Was bleibt dem würdigen Geistlichen bey allen diesen Uebeln anders übrig, als daß er sich in das Unvermeidliche füge und die Gelegenheit, die ihm gegeben ist, redlich benütze um auch durch sein Beyspiel die schönsten Tugenden des Christenthums zu lehren; — Demuth!

Neues Buch.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzleybuchdruckerey, zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen

30. Oktober. 44. 1824.



So mag ich grösser Ehr nicht han,
Denn wo man einen teutschen Mann
Mich nennen thut; das ist mir Ehr
Die ich allweg soll suchen mehr.

Ulrich von Hutten.

Das alte teutsche Reich.

Weitere Rückblicke eines teutschen Veteranen in seine Vergangenheit.

(Fortsetzung.)

Die Verfassung des teutschen Reiches, oder wie der technische Ausdruck lautete: „das Staatsrecht" desselben, da sie nicht in einer Urkunde ausgesprochen war, sondern erst aus hundert Urkunden in ein Ganzes gesammelt werden mußte, wurde, da die gesetzgebende Stelle einer solchen Sammlung sich nie unterzog, ein Gegenstand des wissenschaftlichen Fleißes, dem sich aus der Natur der Sache von selbst das gedoppelte Problem ergab, die durch das Herkommen und die Verträge fest gestellten Gesetze zu erörtern und auszulegen und dann sie in eine systematische Verbindung zu bringen. Dieses Problem konnte nirgends mehr Empfänglichkeit finden, als in dem Geiste der Teutschen, der vermöge der ihm inne wohnenden Eigenthümlichkeit sich vorzüglich in mühsamen historischen Forschungen und in der Synthesis des Zerstreuten und Abgerissenen gefällt. So geschah es, daß unser Staatsrecht und jede in der Praxis desselben hervortretende Frage unzählige Köpfe und Federn beschäftigte, und daß die zwischen Conring, Cocceji und dem Vitriarius illustratus und den Handbüchern von Leist, Klüber und Gönner mitten inne liegende literarische Masse einen ungeheuern, in seinen einzelnen Regionen kaum mehr übersehbaren Umfang gewann. Wo aber irgend eine staatsrechtliche Controvers sich hervor that, wurden von den Partheyen Gutachten und Bedenken bey den Gelehrten eingehohlt, und der Reichstag und die Reichs-Gerichte, wenn sie über jene Controversen entschieden, unterstützten ihre Erkenntnisse durch die Allegationen bewährter Autoren.

Allerdings dient dieser Zustand der Dinge zum Beweise, daß es unsern konstitutionellen Gesetzen an Klarheit und Bestimmtheit mangelte, und daß das Leben derselben sich in grosser Unbehülflichkeit bewegte. Das waren beklagenswerthe Fehler und die teutsche Nation hat durch ihre Erfolge viel gelitten. Aber die Sache hat eine sehr beachtenswerthe und schätzbare Seite. Die Verfassung war zum Gegenstande öffentlicher Diskussion geworden, und die Resultate der letztern gaben die Deutung ihres Sinnes. Es war al-

so gestattet über sie und über ihre Anwendung öffentlich zu sprechen, und den Sprechern blieb unbeschränkte Freyheit der Meynungen. Keine Entscheidung der Macht konnte den Gesetzen die Plane der Willkühr unterlegen; man achtete nur das Recht, das als beruhend auf Grundsätzen sich ankündigte. Die Befugniß des Urtheils ward Jedem zuerkannt, der sich dazu für befähigt hielt; die Urtheile aber umzustossen, gab es keine andere Waffen, als die unsichtbaren des Verstandes. — Muß man nicht eine Nation glücklich preisen, deren Weise über ihre öffentlichen Angelegenheiten zu Gerichte sitzen? — Das war in der That der Fall in dem alten teutschen Reiche. Man hat oft von der teutschen Freyheit gesprochen, ohne einen bestimmten Begriff mit ihr zu verbinden und ohne immer sie zu finden, wo man sie suchte. Sie war in unserm Stimm-Recht über den Sinn und Geist der Gesetze und über die Art ihrer Anwendung. Dieß Stimmrecht war ein lautes Geständniß unserer bürgerlichen Mündigkeit, und so lange wir es hatten, blieb jedes Recht unter dem Schutze geistiger Macht, die am Ende doch immer stärker ist und länger dauert, als die schnöde, an den Zufall gebundene zeitliche Gewalt.

Mit dem Untergange des teuschen Reiches haben wir dieses Stimmrecht eingebüßt; aber es scheint nützlich, daß wir nicht auch sein Andenken in uns ersterben lassen. Es erschienen nach jener Katastrophe eine Menge grosser und kleiner Bücher, in denen die Rheinische Bundesakte, die als des neuen bürgerlichen Lebens Gesetz uns vorgelegt war, kommentirt wurde; unsere Schriftsteller konnten die lange Gewohnheit, die vaterländischen Angelegenheiten auf öffentlichem Markte zu verhandeln, nicht abthun und sie begriffen nicht, wie irgend Jemand ein Interesse haben könnte, jene Art von Verhandlung zu stören. Aber bald genug machte man die Erfahrung, daß die Furcht vor dem Protektor und die Scheu vor der Wahrheit, in dem neuen System die Rede nicht mehr frey seyn liessen. Die Redlichen verstummten und beklagten das Unglück ihres Vaterlandes. Es war so weit gekommen, daß über unser öffentliches Recht und dessen Entwicklung kein Urtheil mehr gestattet ward, es sey denn, daß vor seiner Bekanntmachung die emsig spähenden und forschenden Censoren seine Uebereinstimmung mit den Ansichten und dem Willen der herrschenden Gewalt erprobt hatten. Das war ein schreckliches Zeichen unserer Knechtschaft. Denn wo irgend eine Regierung sich den Charakter der Intelligenz oder das Recht des Urtheils ausschliessend anmaßt, löscht sie den Charakter der Vernunft in den Regierten aus, und verwandelt sie in Maschinen.

Es war aber in der alten Ordnung der Dinge nicht nur die Freyheit der Meynung und ihrer Manifestation, in Beziehung auf die Angelegenheiten des Reichs geblieben; dieselbe Freyheit herrschte auch in Hinsicht auf die einzelnen teutschen Regierungen und Gebiete und in dem politischen Urtheil überhaupt. Das ergab sich aus der Stellung der Umstände. Wenn es gestattet war, das Allgemeine zur öffentlichen Discussion zu bringen, so konnte man kein Verbrechen darin finden, sich dasselbe mit dem Besondern zu erlauben. Censuranstalten bestanden zwar überall; auch lautete der Buchstabe der Gesetze streng gegen die, welche in öffentlichen Aeusserungen sich an dem Staate, der Religion und den guten Sitten versündigten; in manchen Ländern, besonders in katholischen, war es überdieß der Hierarchie gelungen, den freyen geistigen Bewegungen starke Hemmnisse entgegen zu setzen. In andern Ländern dagegen, namentlich in den protestantischen, herrschte grosse Liberalität, was in jenen gar nicht oder unter Bedenklichkeiten zu Tage kommen konnte, fand in diesen bereitwillige Förderung; ohnehin war es der Anonymität leicht, sich dem Auge der Polizey zu entziehen. Das für unsere Cultur so gedeihliche literarische Leben, das sich in der zweyten Hälfte des acht-

zehnten Jahrhunderts in Teutschland regte, hätte ohne diese Liberalität nicht entstehen können. Freylich war bey so vielen Ausflüchten und Schlupf-Winkeln, die der Indiskretion und dem Muthwillen offen blieben, ihr Mißbrauch unvermeidlich, und er wurde oft auf eine recht arge Weise und ungestraft verübt. Aber die Erfolge bewiesen, daß die Macht der Wahrheit stärker ist, als die des Wahns und der Frivolität. Die französische Revolution setzte Europa auf eine grosse Probe. In den meisten Ländern — besonders in denen, in welchen jene Liberalität ververmißt war — zündeten die Funken, die aus diesem Vulkane hervor sprühten. Nur die Teutschen blieben ruhig, und in welche bürgerlichen Veränderungen sie sich auch, unter der Gewalt der Zeit, ergeben mußten, sie empfiengen sie alle aus den Händen ihrer Fürsten, und verharrten gegen die letztern in unerschütterlicher Treue bis auf diesen Tag.

Das Volk hat nichts dazu gethan, daß das teutsche Reich untergieng; es wollte im Gegentheil seine Erhaltung, und es fügte sich sträubend in die neuen Ordnungen, die an seine Stelle traten; noch härter aber ward seinem Gefühle das Trennen und Zerreissen der Territorien, das mit jener Katastrophe verbunden war, wo durch dasselbe die Bande gelöst wurden, welche die Unterthanen an ihre alten angestammten Regentenhäuser knüpften. Dadurch hat dieses Volk bewährt, daß in ihm ein fester Sinn für das Bestehende sey, welcher Sinn in dem ganzen Laufe seiner Geschichte als vorherrschend erscheint, und deßhalb nur von der Unwissenheit oder von einem, böse Dinge beabsichtigenden Willen verkannt werden könnte. So geschah denn das Unvermeidliche auf das Gebot der Politik, und was dieß Gebot forderte, vollzogen die Regierungen in seinem ganzen Umfange; das Volk aber schwieg und vertrauete und hoffte, und wie lästig ihm auch manche der neuen Formen wurden, wie glänzend beym Anblicke derselben in seiner Erinnerung die verlorenen alten sich verklärten, — es warf doch weder sein Vertrauen, noch seine Hoffnungen hinweg.

Möchte diesem Volke und denen, die in ihm sprechend oder handelnd eine Stimme führen, vor allem aber seinen Regenten das Andenken an den Geist bleiben, der in den alten, ehrwürdigen Hallen des teutschen Reiches lebte. Wie auch diese Hallen veralterten und verfielen und endlich für das nachwachsende Geschlecht unbewohnbar wurden, so verstummte doch in ihnen die Stimme jenes Geistes nicht, mahnend und erinnernd, die Grundfeste der bürgerlichen Vereine sey das ewige Gesetz des Rechts, die Pflichten der Regenten und der Regierten seyen gegenseitig, und Treue könne nur gegeben werden um Treue. Diese Mahnungen sind in den ewigen Tafeln unserer Geschichte, und sie sind in jedes gebildeten und bidern Teutschen Herz geschrieben. Keine Zeit, kein Lauf der Ereignisse kann sie auslöschen, und als ein Heiligthum schützt sie der seit mehr als tausend Jahren bewährte Charakter der Nation.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus dem Pulte eines katholischen Landgeistlichen in Baiern.

II.

(Die Camera apostolica und die Apostel.)

Der Heiland schickte bekanntlich seine Apostel in die Welt ohne Beutel und ohne Tasche, und doch litten sie, nach seiner Verheissung, nie einen Mangel. Es gab unter ihren Schülern wackere Leute, die ihnen freundlich Herberge und Nahrung gewährten, und für ihre sonstigen Bedürfnisse sorgten, die ohne Zweifel sehr beschränkt waren. Hatten sich nun ein Mal in einer Stadt die Gläubigen so vermehrt, daß sie eine Gemeinde bildeten, so errichteten sie — wie das nach dem Berichte Lucä in Jerusalem geschah — aus dem

Beyträgen der vermöglichern Mitglieder eine Unterstützungsklasse für die ärmern, und das war denn im eigentlichsten Sinne eine Camera apostolica.

Man muß annehmen, daß es den Aposteln gestattet war, sich dieser Kasse für die Nothdurft zu bedienen. Aber das Beyspiel des heiligen Paulus beweis't, daß unter diesem Titel keine bedeutenden Ansprüche gemacht wurden. Er — der wenn er kein heiliger Mann wäre ein grosser genannt werden müßte, sintemal an moralischer Wirksamkeit ihm wenige in der Welt-Geschichte gleichen — predigte das Evangelium und wirkte daneben Teppiche und Zelte. So bedurfte er keiner Besoldung. Das gienge heut zu Tage freylich nicht an, wo das Predigen mannigfaltige Vorbereitungen und einen grossen wissenschaftlichen Apparat erfordert, womit Handarbeit um das tägliche Brod nicht vereinbar wäre. Indessen glaube ich, daß Paulus ohne jene Vorbereitungen und ohne diesen Apparat mehr ausgerichtet hat, als alle gelehrte Theologen unsrer Zeit; sie seyen nun von der rationalistischen oder supernationalistischer Schule.

Allmählich änderten sich die Dinge; und mit ihnen auch die Einrichtung und die Verwendung der Camera apostolica. Ihr Erträgniß zerfiel in vier Theile, der erste Theil wurde für die Bischöfe, der andere für die untergeordnete Geistlichkeit, der dritte für die Armen, und der vierte für die Bedürfnisse der Kirchen bestimmt. Später fanden die Bischöfe, ihre Chorgeistlichen und der übrige Clerus es sich zuträglicher, ihre Arbeit durch die bestimmte, meistens auf Grund und Boden gefestete Einkünfte vergelten zu lassen. Die Armen empfingen die Brosamen, die von ihren Tischen fielen, und wurden in christlicher Liebe der allgemeinen Wohlthätigkeit empfohlen.

So erhielt denn jede Classe der Geistlichen ihre eigene apostolische Kammer, und jede sorgte die Intraden derselben so viel möglich zu vermehren. Das letztere gelang am meisten den Bischöfen, vorzugsweise aber dem Bischofe zu Rom, für den die Reservationen, Annaten, Confirmationstaxen, Palliengelder ꝛc. unerschöpfliche Geldquellen wurden, die sich in allen Ländern der katholischen Welt aufthaten und ergossen.

Die Kirchenversammlung zu Basel, um den allgemeinen Klagen über so viele Mißbräuche abzuhelfen, suchte diese Quellen grossen Theils zu verstopfen; aber die feine Taktik der römischen Geschäftsleute wußte sie zu retten und zu sichern. Nachdem es ihnen gelungen war, einen Theil der zu Basel versammelten Bischöfe in ihr Interesse zu ziehen, und eine Trennung zu veranlassen, vermöge deren viele der frommen Väter die Stadt verliessen, hatten die zurück gebliebenen nicht mehr Ansehen und Macht genug, das Recht der Kirche gegen ihr Oberhaupt kräftig zu vertheidigen; die Römer aber, nachdem sie einen grossen Theil der Bischöfe auf ihre Seite gebracht, konnten es nicht mehr schwer finden auch die weltlichen Regenten für sich zu gewinnen, und besondere vortheilhafte Verträge zu Stande zu bringen, wie z. B. der ist, den sie mit dem teutschen Kaiser schlossen. So rettete sich die Camera apostolica aus dem grossen Sturm und es schien der Friede in der Kirche befestigt. Aber bald wurden die Klagen wieder laut. Man fühlte, daß man an den Stock geführt war; ohnehin erfüllten die Römer keinen Artikel der Verträge. Da kamen die „hundert Beschwerden" der teutschen Nation zum Vorschein, über die man zu Rom lachte.

Man war hier der errungenen Vortheile sicher, und um sich in dem Besitze derselben zu erhalten, ward die gedoppelte Maxime festgestellt, die Norm, ein Mal die Mönche zu begünstigen und dann allgemeine Kirchenversammlungen zu verhüten. In Gemäßheit der ersten Regel wurde thätig gearbeitet, um den weltlichen Clerus so viel möglich unter den Krumstaab der Aebbte zu bringen, und die Pfarreyen den Klöstern einzuverleiben. Das gab dem Mönch-

thum eine grosse Ueberlegenheit. Die einverleibten Pfarreyen wurden entweder von den Klöstern aus versehen, oder mit Weltpriestern besetzt. In beyden Fällen war ihre Abhängigkeit versichert; zugleich blieb den Klostergeistlichen Zeit und Musse um an wissenschaftlicher Bildung den armen Weltclerus zu überbieten, wodurch sie grösseres Ansehen gewannen, so wie der Besitz ihrer Reichthümer und ihre Unabhängigkeit ihnen längst auch grössere Macht verschafft hatten. Diese Macht und jenes Ansehen waren und blieben aber stets dem Systeme des römischen Absolutismus dienstbar. Er sah in den Mönchen von allen Farben die treuesten Wächter der dreyfachen Krone.

Dabey konnte jedoch der höhere Clerus noch immer eine bedeutende Opposition gegen diesen Absolutismus bilden. Das hatte man in Basel und Konstanz gesehen. Darum ward es Grundsatz, keine allgemeine Synode mehr aufkommen zu lassen. Piscator ictus sapit! Die Curie befolgte hier gleiche Maxime, wie die Staatsregierungen, die, indem sie auf unbeschränkte Gewalt strebten, die Versammlungen ihrer ihnen lästigen landständischen Corps von einer Zeit zur andern verschoben, um sie endlich gar ausser Uebung zu bringen. Ein allgemeines Concilium ist nach der uralten Praxis und nach den feyerlichsten kanonischen Bestimmungen der gesetzgebende Körper der Kirche; ja es kann — was eine politische Repräsentation nie zu thun befugt ist – den Regenten der Kirche vor seine Schranken fordern und im Falle der Unwürdigkeit seines Amtes entsetzen. Das sind bedenkliche Vorrechte und unverträglich mit einer Macht, die nie die Absicht aufgegeben hat, schrankenlos und über jede Verantwortlichkeit von Menschen erhaben zu seyn.

Stärker als diese Macht ward im sechszehnten Jahrhundert die Gewalt der Umstände. Paul III. mußte sich in das Concilium von Trident ergeben. Da ward auch er, wie seine Vorfahren inne, wie sehr die Kraft der Opposition in zahlreichen Versammlungen wächst. Es erhuben sich viele und gewichtige Stimmen von Bischöfen und Gesandten aus allen Ländern über die Nothwendigkeit der Aufhebung des Cölibats und über die Aergernisse, die aus ihm hervor gegangen. Das hieß den päpstlichen Absolutismus in seiner Wurzel angreifen. Denn nur in der Mitte einer unverehelichten Priesterschaft konnte er sich erhalten und befestigen; und dann entgieng ihm auch nicht, wie wichtig der ehelose Stand mittelbarer Weise für die Camera apostolica war.

In der jetzt meistens vergessenen aber höchst interessanten, im Jahr 1782 von vier baierischen Theologen (Hübner, Schuhbauer, Nagel und einem noch lebenden) heraus gegebenen Schrift: Dringende Vorstellung an Menschheit und Vernunft um Aufhebung des ehelosen Standes der katholischen Geistlichkeit, wird S. 16 aus Paolo Sarpi eine Stelle aus einer von einem Cardinal vor den versammelten Vätern in Trident gehaltenen Rede angeführt, worin derselbe bemerkte, „vor Einsetzung des Cölibats sey den Päpsten „von auswärtigen Städten und Ländern kein „Nutzen zugeflossen; der Cölibat habe ihnen die „Obergewalt über alle Pfründen eingeräumt; „die Priesterehe errege die Gefahr, daß ihnen „diese Gewalt in Kurzem wieder entrissen werde." Dieser Redner hat das Geheimniß seiner Partey verrathen. Die Aergernisse, über welche die Väter des Conciliums klagten, waren nicht abzuläugnen. Aber man mußte über sie hinaus gehen, um nicht die liebe Camera apostolica zu kompromittiren.

Jedoch wie kann dieser Paolo Sarpi für einen Zeugen gelten, er, „ein halber Apostat, „ein mit Kirchen-Censuren belasteter Mönch? (S. die Katholische Lit. Zeit. 1824, I. S. 4.) Aber sollte ein „halber Apostat" ein in einer Kirchenversammlung gehaltene Rede nicht ordentlich abschreiben können? Sollte er nicht zum mechanischen Dienste eines Decopisten zu gebrauchen seyn.

welcher Natur auch die zu decopirenden Akten seyn mögen? Und hätte der Abtrünnige diese Rede dem Cardinal angedichtet, ist denn zu erwarten, daß die Herren, die seine Andichtung so schrecklich empörte, versäumt haben würden ihn der frechen Lüge zu überweisen?

Noch sey mir erlaubt eine hieher passende Stelle aus einer Schrift zu allegiren, welche letztere man für bedeutend halten muß, da sie — vor ungefähr zehn Jahren — in der Lit. Zeit. für kath. Rel. Lehrer — als höchst ketzerisch denuncirt, jedoch — was auf dem Schauplatze des literarischen Lebens für ein Zeichen der Niederlage gilt — nicht wiederlegt ist. Die Stelle aber lautet also: „daß Rom nicht aus moralischen sondern aus politischen Gründen immer so fest am Cölibate hieng, das war der fromme Cardinal Rudolph zu Trident zu gestehen aufrichtig oder einfältig genug. Es wird sich auch durch moralische und religiöse Gründe und durch die Millionen Aergernisse, die aus der priesterlichen Ehelosigkeit entstehen, nie bewegen lassen, dieselbe aufzuheben. Ohnehin ist man bekanntlich in Rom an die Ausschweifungen der Geistlichen, als eine Alletagssache, zu sehr gewöhnt, als daß man sich darüber aufhalten oder ärgern sollte. Und was haben sich die Römer überhaupt um die Sittlichkeit oder Sittenverderbniß, um Tugend und Laster zu bekümmern? Sie haben ja in allen ihren Kirchen so viele und grosse Ablässe, daß sie kaum im Stande sind, genug zu sündigen, um die immer bereite Wohlthat gehörig zu benützen. Wer es nicht glauben will, lese das Büchlein: Le cose maravigliose dell' alma citta di Roma. Man darf sich daher gar nicht wundern, wenn die römische Geistlichkeit, das Joch, das sie andern auflegte von jeher selbst nicht trug, und findet die übrige Welt den von ihr noch enger gemachten Weg zum Himmel zu enge, so darf sie sich nur die oben genannten Ablässe geben lassen, um dann ganz bequem auf der grossen Nebenstraße, welche die Römer so künstlich angelegt haben, dem himmlischen Vaterlande zuzuwallen.

Der Geist der Verfassungen.

Das monarchische System, das seit der Völkerwanderung in Europa das vorherrschende geblieben, und zu seiner Rechtfertigung nichts weiter bedarf, als der Hinweisung auf seine, ein in den Verhältnissen unabwendlich begründetes Bedürfniß anzeigende Dauer — hat, wo es irgend besteht, seine nothwendigen Gegensätze in dem aristokratischen und in dem demokratischen Elemente. Da diese Elemente unter sich selbst wieder schroffe Gegensätze bilden, so ist es selten und immer nur durch ein augenblickliches Zusammentreffen der Interessen geschehen, daß sie sich mit einander gegen die Monarchie vereinigt hätten. Wo es aber der letztern gelang, beyde zu unterdrücken oder zu vernichten, da war die Periode der Monarchie abgelaufen, es trat an ihre Stelle das System der unumschränkten Despotie und in dem Staate gab es kein selbstständiges Leben mehr, als in der Regierung.

In dem Laufe des mittlern Zeitalters lag die Monarchie in einem steten Kampfe mit der Aristokratie und in den meisten Ländern war die letztre siegreich. Die geistlichen und weltlichen Optimaten wählten oder anerkannten wenigstens die Könige; sie legten ihnen Capitulationen vor, in denen ihre Gewalt erlosch; sie machten sich, gerade in den wichtigsten Staatsgeschäften, zu Mitregenten; die Bewilligung aller Mittel zur Ausübung der höchsten Gewalt hieng von ihnen ab; sie reservirten sich wohl gar ausdrücklich das Recht der Rebellion. Dieser Zustand der Dinge macht die Geschichte von Europa, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, zu einem widerlichen Bilde von Zerrüttung und Schwäche, und war das Unglück der Länder. In einigen endigte er mit ihrem Un-

tergange; andere retteten sich, indem sie sich an grössere Reiche anschlossen, oder die Macht der Könige erweiterten; in andern wußte ministerielle Berechnung und Festigkeit der Optimaten das Heft zu entwinden und auf den Trümmern ihrer durch künstlich bereitete Entartung gebrochenen Macht die absolute Gewalt herzustellen.

Da kamen andere Zeiten, mit deren Ansichten diese Gewalt sich so wenig vereinigte, als das frühere Treiben der Aristokratie, die sich selbst verzehrt hatte. Es begann das demokratische Element gegen die Throne anzuwogen. Die Strömung eröffnete sich mit der französischen Revolution. Sie ließ in ihrer ersten Bewegung die Monarchie stehen. Aber sie setzte derselben (in der Constitution von 1789) eine Volksrepräsentation zur Seite, mit dem ausdrücklich erklärten Charakter der Souverainität, „als den Sitz des auf einen Punkt „konzentrirten, diktatorischen Volkswillens, an „dessen Zustimmung in seinen Regierungshandlungen der König als die oberste Majestätsperson „gebunden seyn sollte." Dadurch kam das Uebergewicht auf die entgegen gesetzte Seite, und es wurde für die königliche Gewalt nicht minder verderblich, indem es dieselbe erst in ein leeres Schattenwerk verwandelte, und dann sie gänzlich vertilgte.

Die Völker kamen aber bald zu der Ueberzeugung, daß ihnen, bey dem jetzigen Stande ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse und ihrer Cultur, diese Gewalt unentbehrlich sey, und daß nur sie den Interessen, die der Mensch im Staats-Verein gesichert wissen will, eine feste Bürgschaft gewähren. Die Zeit hatte ihnen, mit unwiderstehlicher Klarheit, die Lehre gegeben, daß nur die monarchische Regierung ihnen gedeihlich sey, wenn sie kräftig und rechtlich wirke und indem sie diese Lehre begriffen, gieng die Richtung ihrer Bestrebungen auf Gesetze und Institutionen, die dazu dienen konnten, jene Kräftigkeit und diese Rechtlichkeit auf gleiche Weise zu gewährleisten. Die Garantie für die erstre fanden sich in dem Anerkenntniß des Grundsatzes, daß der Regent die höchste Staats-Gewalt in sich vereinige, und die souveraine Macht, als auf seiner Person beruhend, durch ihn geübt werde; die Rechtlichkeit der Regierungsgewalt aber suchten sie zu wahren, indem sie durch Verfassungsgesetze der Ausübung derselben feste Normen gaben, und bey der letztern, in Ansehung bestimmter Rechte, die Mitwirkung der ständischen Versammlungen vorbehielten, in deren Bildung von ihnen die Herstellung des Gleichgewichts zwischen dem aristokratischen und demokratischen Elementes zum Hauptgesichtspunkte genommen ward.

Diese Grundsätze sind das Ergebniß langer und schwerer Erfahrungen; sie haben überdieß das Verdienst der Vernunftmässigkeit und Consequenz; am vollkommensten aber sehen wir sie in den Verfassungen durchgeführt, die sich mehrere teutsche Staaten seit der Gründung des vaterländischen Bundessystems gegeben haben. Diese Verfassungen verdienen unser Vertrauen, weil in ihnen gegeben ist, was als das Beßte erkannt ward. Aber unmöglich ist der menschlichen Vernunft etwas zu ersinnen, und der menschlichen Klugheit etwas zubilden, was nicht durch menschliche Selbstsucht und Trägheit gemißbraucht, verschlechtert und in Lähmung versetzt werden könnte. Deßhalb bleibt auch diesen Verfassungen ihre stärkste Garantie in dem Charakter derjenigen, denen ihre Anwendung und Wahrung anvertraut ist; aber was auf dieser Stütze ruht, ist keiner ewigen Dauer gewiß.

Bemerkungen.

1.

Alle Regenten, welche verdienter Weise in der Geschichte das Prädicat der „Grossen" empfangen, haben einen gemeinsamen Charakter; sie waren nämlich Reformatoren durch Verbes-

ferung der Gesetzgebung und durch Förderung der Cultur ihrer Völker; das Gemeinsame in dem Charakter der mittelmässigen oder der schlechten Regenten aber besteht darinn, daß sie diese Cultur zum Stillstand zu bringen, oder ihr eine rückgängige Bewegung zu geben suchten. Man wird diese Bemerkung durch die ganze Geschichte bestätigt finden. Sie läßt aber auch keinen Zweifel über die Frage übrig, welches von den beyden Systemen die Fürsten zu ergreifen haben, die wahrhaft für ihren Ruhm sorgen wollen, das der Progression oder das der Stabilität?

9.

Die Finsterlinge unserer Zeit, welche die Absicht haben, durch eine allgemeine Unterdrückung der geistigen Freyheit und Cultur, die Regenten sowohl als die Völker unter ihre Vormundschaft zu ziehen, behaupten, daß nur da Ruhe und Ordnung im Staate bestehe, wo die Gedanken und die Meynungen der Menschen eben so gut der öffentlichen Gewalt unterworfen seyen, als ihre Handlungen. Sie beweisen durch diese Behauptung ihre Consequenz; wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Aber man ist nicht sogleich ein Demokrat oder ein Revolutionär, wenn man ihnen widerspricht; denn sonst hätte das eine oder das andere auch der größte Regent des achtzehnten Jahrhunderts *) seyn müssen, der, im geraden Widerspruche mit dem Systeme des Obscurantismus gesagt hat: „Wenn man bis zum Ursprung der Gesellschaft hinaufsteigt, so wird es einleuchtend genug (wenn man nämlich Organe hat, die das Einleuchten aufnehmen,) daß der Regent schlechterdings kein Recht über die Meynungen der Bürger (oder wie man heut zu Tage sagt, der Unterthanen) hat. Müßte man nicht wahnsinnig seyn, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu einem ihres Gleichen gesagt hätten: wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven seyn wollen, und wir geben dir die Macht, unsre Gedanken nach deiner Willkühr zu lenken. (Wahnsinnig? Das mag Friedrichs Schatten mit hundert Publicisten des neunzehnten Jahrhunderts, diesseits und jenseits des Rheins ausmachen.) Sie haben vielmehr gesagt: wir bedürfen deiner um die Gesetze aufrecht zu halten, denen wir gehorchen wollen, um weise regiert zu werden, und uns zu vertheidigen. (Das weiß Hr. von Haller und der Drapeau blank besser.) Uebrigens fordern wir von dir Achtung für unsere Freyheit, (nämlich für die der Meynungen.) Darin besteht das Verlangen der Völker, wogegen keine Einwendung statt finden kann, (und wogegen doch eine Menge Einwendungen statt finden.) Und diese Toleranz ist so vortheilhaft für die Gesellschaft, wo sie eingeführet, daß sie das Glück des Staats bewirkt. (was aber heut zu Tag viel Leute nicht glauben.)"

*) Friedrich II; S. dessen hinterlassene Werke. IV. S. 63.

Litteratur.

Die Heerzüge des christlichen Europa wider die Osmanen und die Versuche der Griechen zur Freyheit. Aus den Quellen bearbeitet durch Dr. Ernst Münch. 3 Bde. 8. Basel, Schweighauser, 1822. 1823. — Die Veranlassung zur Bearbeitung dieses Werks fand der edle Verfasser in dem Aufstande der Griechen gegen die Osmanen, der, so wie er das gerechteste Unternehmen unsrer Zeit, zugleich das größte Brandmal derselben ist, in der Geschichte der Menschheit eine bedeutendere Stelle einnehmen wird, als alle die erbärmlichen Dinge, die nun in unsrer Nähe den Anspruch auf universalhistorische Wichtigkeit machen. Als der Verf. vernahm, wie von der Wuth der Türken gegen wehrlose und schuldlose Hellenen in teutschen Blättern gesprochen ward, wie von der Feyerlichkeit eines Hofballs oder einer welschen Oper, und als er kaltpathetisch die Worte aussprechen hörte: „Blutroth werde die Sonne über Hellas untergehen, den kommenden Geschlechtern ein furchtbar Beyspiel," da ergriff ihn, (und mit ihm alle Menschen, die ihr menschlich Gefühl noch nicht in die Amortisationskasse politisch-kaufmännischer Rücksichten abgeliefert,) ein Schauder, und die Worte des ersten Mörders: „Soll ich denn meines Bruders Hüter seyn!" schwebten ihm verwirklicht vor. In diesen Empfindungen beschloß er, eine treue Reihe von Gemälden aus alter, neuerer und neuester Zeit, zu entwerfen, in welchen der grosse Gottesgerichtskampf des Christenthums mit den osmanischen Barbaren also geschildert würde, daß nicht nur der innigen Theilnahme des tiefaufgeregten Gemüths, sondern auch den strengsten Forderungen der Geschichte entsprochen wäre. So entstand dieses Werk, eine willkommene Gabe, für alle die, welche die jetzige Geschichte des europäischen Ostens durch die Kenntniß der Frühern sich verständlich machen wollen, — treu aus den Quellen geschöpft, zweckmässig geordnet und durch kräftigen und warmen Vortrag ausgezeichnet. Die Erzählung beginnt mit dem ersten Erscheinen der Osmanenmacht und endigt mit dem allgemeinen Aufstande des hellenischen Volks i. J. 1821.

Redigirt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzleybuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen



6. November. 45. 1824.

Viele herrliche Dinge hat der Herr bey unsern Vätern gethan, durch seine grosse Macht!

Jesus, Sirachs Sohn.

Das alte teutsche Reich.

Weitere Rückblicke eines teutschen Veteranen in seine Vergangenheit

(Fortsetzung.)

Auch das Andenken an unser Reichsjustiz-Wesen soll nicht untergehen, weil es manche gute Lehre für die Nachkömmlinge enthält. Zwar hatten die Zeitgenossen viele Klagen über dasselbe, die unglücklicher Weise grossen Theils gerecht waren. Der Organismus der höchsten Tribunale hatte grosse Mängel, und jeder Versuch sie zu verbessern, scheiterte an der Starrheit der ein Mal bestehenden Formen, und an der Umständlichkeit, die mit jeder Berührung derselben verbunden war. Die Leistungen dieser Tribunale wurden aber jämmerlich verkümmert und gehemmt, weil sie — wie Friedrich II. sagte — dem Olymp glichen, in dem die Unsterblichen wohnen. Die Unsterblichen waren nämlich die Prozesse, die nicht ausgingen. Ueberdieß war dieser Weg zur Gerechtigkeit so mühsam und kostbar, daß die erschöpfte Geduld und die Armuth oft auf ihm erlagen; und hatte man auch glücklich das Ziel erreicht, so thaten sich in der Vollziehung der gegebenen Erkenntnisse manch Mal Schwierigkeiten hervor, die die ganze Hoffnung wieder vereitelten. Vermöge dieser Umstände war der Begriff herrschend geworden, daß es, auch bey der gerechtesten Sache, für ein Unglück zu achten sey, in einen Prozeß vor den Reichs-Gerichten verwickelt zu seyn, und in den kleinern teutschen Gebieten, in denen die Appellationen am häufigsten vorkommen, stieß man nicht selten auf Unglückliche, welche auf diesem Wege Schutz für ihre Rechte und für ihr Eigenthum gesucht hatten, nun aber schon durch ihren Anblick der Welt die warnende Lehre gaben, daß es in diesem Lande besser sey, Unrecht zu leiden, als zu thun.

Berufungen von den Landesgerichten an die Reichsgerichte kamen seltener vor, desto häufiger aber Reklamationen und Beschwerden ständischer und anderer Corporationen und einzelner Unterthanen gegen ihre Regierungen; denn es war teutschen Rechtens, daß jeder, auch der letzte Staatsgenosse, in dem Falle einer erlittenen Verletzung, die Staatsgewalt, die dieselbe verübt hatte, vor dem höchsten Richter zur Rechenschaft ziehen konnte, welches Recht auf den Prämissen beruhte, daß das Gesetz für die Regenten und die Regierten gleich gelte, und daß die letztern für jeden Akt der Willkühr und der

ruhefugten Gewalt dem Gesetze verantwortlich und zur Zurücknahme und Entschädigung verbindlich seyen. Diese Prämissen gaben dem Unterthanen ein beruhigendes Bewußtseyn, von dem gesetzlichen Schutze, der ihm zuerkannt ward; sie liessen in dem Regenten die Erinnerung nicht ersterben, daß er nicht Alles dürfe was er wolle; das Recht aber, das von ihnen ausgieng blieb, wie schweres auch war, es geltend zu machen, doch nicht ohne Vollstreckung. Zwar gegen die Mächtigern war der rechtliche Kampf des Einzelnen meistens vergeblich, obwohl die Beschwerden ihrer Landstände selten ohne Erledigung blieben und die Erhaltung der Verfassungen oft lediglich dem Einschreiten des Richters verdankt ward. Gegen die Schwächern aber wurde immer Recht gefunden, wenn es sich also gebührte, und wenn man nicht müde ward, es zu suchen. Rasch erfolgten gewöhnlich die ersten Erkenntnisse auf Hemmung willkührlicher Maßregeln und auf Wiedereinsetzung in den vorigen Stand; man schritt gegen die Sträubenden mit Strafurtheile vor; man ordnete Commissionen ab; man setzte schlechte Haushalter unter Administration, und wo die Ungebühr in der Regierung der Länder zu weit getrieben ward, machte man die kleinen Despoten durch Entsetzung unschädlich. Die Archive unsrer Reichs-Gerichte enthielten unzählige Verfügungen dieser Art; da dieselbe aber mit größter Publicität gegeben und gewöhnlich vermittelst des Drucks in ganz Teutschland verbreitet wurden, so bestärkte jede derselben den Teutschen in seinem Glauben an die ihm stets bereite rechtliche Hülfe gegen landesherrliche Bedrückung; für die aber, welche zu solcher Bedrückung sich versucht fühlten, waren sie leuchtende, vor allem Volke aufgesteckte Warnungstafeln.

Durch die Rheinische Bundes-Akte war das bisherige System der Unterordnung der teutschen Regierungen unter Kaiser und Reich erloschen, und da den Fürsten ihren Unterthanen gegenüber die Machtvollkommenheit der Autokratie zuerkannt wurde, bestand auch unter beyden das frühere Verhältniß gesetzlicher Gegenseitigkeit nicht mehr. Aber um deßwillen konnten sich die Teutschen nicht von dem Begriffe losmachen, daß ihnen gebühre, mit ihren Fürsten, vor demselben Richter Recht zu geben und zu nehmen. Es gieng deßhalb einstimmig durch ganz Teutschland der Ruf, daß, um den Organismus der neuen Conföderation zu vollenden, und einen dauernden Rechtsstand in demselben zu sichern, vor allem ein Bundesgericht herzustellen sey, daß nicht nur zwischen den Fürsten selbst, sondern auch zwischen ihnen und ihren Unterthanen entscheide, und die Emsigkeit der Schriftsteller säumte nicht, die Dringlichkeit der Sache nachzuweisen, und Vorschläge über ihre Ausführung zu machen. Aber diese Stimmen verhallten in einer Ordnung der Dinge, deren Stifter nicht die Absicht hatte, sie durch die Grundlagen des Rechts, die unter allen die sichersten sind, zu befestigen, und deren Theilnehmer bereitwillig in die arglistigen Plane des Stifters eingiengen, weil sie ihrer Eitelkeit schmeichelten.

Indeß ist nicht zu läugnen, daß das Bedürfniß einer über den Regierungen und den Unterthanen stehenden richterlichen Gewalt in dem Verhältnisse sich verminderte, indem die Massen der einzelnen Gebiete sich ausbreiteten und anwuchsen; so wie daß der Charakter, in welchem die aus Reichsständen zu Souverainen gewordenen Glieder des Rheinbundes erschienen, eine solche Gewalt nicht mehr ertrug. Hätte man doch selbst in der alten Zeit in den grössern teutschen Staaten wenig von dem Daseyn der Reichs-Gerichte verspürt. Was damals im Widerspruche mit dem Gesetze erlaubt war, mußte jetzt ohne Bedenklichkeit zugegeben werden, da die Bildung der neuen Einrichtungen der Willkühr der Bundesgenossen anheim gestellt war.

Aber nicht nur die Spuren von der Wirksamkeit der Reichsgerichte, sondern auch die

von dem Daseyn des Reichsverbands und der Reichsverfassung überhaupt waren in den grössern teutschen Einzelstaaten mehr oder weniger erloschen, so daß man von einigen derselben in Wahrheit sagen konnte, es sey in ihnen kein Merkmal einer teutschen Gemeinsamkeit übrig geblieben, als die Sprache. In Oesterreich war das Haus Habspurg, in Baiern das Haus Wittelsbach, im Norden die Häuser Wettin, Hohenzollern, und Braunschweig so mächtig geworden, daß sie nur unter stetem Widerstreben die Unterordnung unter ein Oberhaupt ertrugen, und sie wurden in diesem Widerstreben um so trotziger, und so siegreicher, da es ihnen zum Theil gelang, ihre Macht durch auswärtige Erwerbungen zu verstärken und vermöge der Selbstständigkeit, mit der sie in diesen herrschten, sich mit dem Reichs-Oberhaupte auf gleiche Höhe zu stellen. Hätten die alten grösseren Dynastieen des Südens gleiches Glück gehabt, so würde wahrscheinlich das Reich sich einige Jahrhunderte früher aufgelös't haben, und Teutschland wie Italien, in mehrere für sich bestehende Staaten zerfallen seyn. Das Schicksal des Hauses Hohenstaufen, das auf dem Wege war, den Glanz und die Macht des grossen Karls auf sich zu übertragen, aber im Kampfe für diesen Zweck traurig untergieng, ließ die Bildung grosser Staatenmassen in Ober-Teutschland nicht gelingen. Keines der alten Geschlechter war, als die Katastrophe erfolgte, überlegen genug, um die Herzogthümer Schwaben und Franken wieder herzustellen. In der allgemeinen Auflösung waren alle Rechte gleich; Jedermann wollte dem Reiche ohne Mittel unterworfen seyn; wo eine stärkere Hand sich erhub, schlugen die Bündnisse der Schwächern sie nieder; so errangen die geistlichen und weltlichen Herren die Städte, selbst das Heer der auf ihren Burgen siedelnden Ritter die Unmittelbarkeit und befestigten sich in ihr; und so geschah es, daß in Schwaben, in Franken und am Rhein der Begriff von „geschlossenen Territorien" erlosch, und das Land in eine Menge Gebiete zerfiel, unendlich verschieden an Umfang und Ertrag, oft durch Gränzen getrennt, die durch die Mitte eines Dorfes liefen, die mannigfaltigsten seltsamsten Verfassungs-Formen darstellend, durch die auffallendsten Contraste in den Gesetzen, Institutionen und Gebräuchen sich unterscheidend, und alle ihren Regenten das Herrscherrecht gewährend, das mit dem gesetzlichen Ausdruck der „Landeshoheit" bezeichnet wurde. Wo diese Vielheit der Gebiete und der Herrschaften bestand, da blieb das Land, das sie zusammenhielt, die kaiserliche Autorität, die sie schützte, und die Heiligkeit des Gesetzes, dem sich alle unterworfen hielten, in allen Zeiten sichtbar, während im Osten und im Norden der politische Partikularismus allen teutschen Gemeinsinn verschlungen und die meisten Zeichen der teutschen Einheit vernichtet hatte. Die Sprache des Volks bezeichnete deßhalb die Verhältnisse auf eine treffende Weise, indem sie die besagten Lande des Südens und des Westens, in bestimmter Unterscheidung von dem Osten und von dem Norden das Reich (im strengern Sinne) nannte.

[Der Beschluß folgt.]

Mittheilungen aus dem Pulte eines katholischen Landgeistlichen in Baiern.

III.

(Das siegreiche Papstthum im neunzehnten Jahrhundert.) Je mehr das Licht der Aufklärung sich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verbreitete, desto wankenderer wurde die Macht und das Ansehen des römischen Pontifikats, und als Napoleon Pius VII. in seine Kerker schleppte, glaubten viele, es sey nun sein Ende gekommen. Wenn sich nun auch die weiter sehenden nicht in diesen Glauben theilten, so wünschten und hofften sie doch eine zweckmässige Beschränkung der päpstlichen Gewalt oder

Zurückweisung derselben in ihren ursprünglichen Wirkungskreis. Aber die einen und die andern haben sich in ihren Erwartungen getäuscht.

Ruhmvoll, vermöge der von ihm behaupteten moralischen Würde, ist **Pius** aus dem Verhafte hervor getreten, und siegreich ist er wieder auf seinen Thron gestiegen; seiner Klugheit aber gelang es, mit Fürsten und Völkern die alten Verhältnisse wieder herzustellen, und die Rechten seines Stuhls, den vollkommenen Status quo zu retten. Solche Erfolge mußte Vertrauen und Achtung begleiten. Das eine und die anderen wurden dem Papste in vollem Maße selbst von protestantischen Höfen zu Theil. Als der Fürst von **Hardenberg**, nach seinen Verhandlungen über die Organisirung der katholischen Kirche in der preussischen Monarchie, von **Rom** zurück kehrte, äusserte er in **Regensburg** laut seine Zufriedenheit mit dem Gange seines Geschäftes, und versicherte, es sey mit Niemand leichter zu unterhandeln, als mit dem römischen Hofe, wenn man es nur aufrichtig meyne. Dieselben Gesinnungen bewährten die teutschen protestantischen Höfe, welche mit Rom über die Bildung der hierarchischen Verhältnisse ihrer Länder in Unterhandlung traten. Sie kamen auf allen Wegen entgegen; sie beobachteten die achtungsvollsten Formen; sie machten die billigsten Vorschläge; sie gaben unerwartete Zugeständnisse; man fand es sogar angemessen, nicht länger auf der Unterstützung zu beharren, die man dem Freyherrn von **Wessenberg** hatte angedeihen lassen. *) Aber diesem Vertrauen wurde nicht mit Vertrauen vergolten. Man erhub Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Man konfirmirte die ernannten Bischöfe nicht. Die Verhandlungen scheinen in ein Stocken gerathen zu seyn.

Man sieht hier eine alte historische Beobachtung bestätigt. Nie hat man durch Milde und Nachgiebigkeit etwas zu **Rom** erlangt; bey jeder neuen Einräumung hat es seine Forderungen gesteigert; immer aber ist es nur durch kräftigen Widerstand und muthigen Kampf zur Geschmeidigkeit gebracht worden. Wenn sich nun die **Curie** anmaßt, ernannte Bischöfe, ohne Nachweisung kanonischer Gründe, zu verwerfen, und nur solchen ihre Bestätigung ertheilen will, die mit blinder Ergebung ihr zugethan sind — ist dann nicht die Gelegenheit von selbst dargeboten, die Landeskirchen wieder in ihr ursprüngliches Recht einzusetzen, und der Willkühr des Primats für immer vorzubeugen?

In der officiellen Schrift: **Darstellung der Gesinnungen Sr. Heiligkeit über die Vorschläge der protestantischen Fürsten vom Jahre 1819**, werden die römischen Ansprüche durch Berufung auf den **Jurisdiktionsprimat** unterstützt. Aber hatte diesen nicht auch der römische Kaiser? Konnte doch derselbe über keinen Stand des Reichs, ja nicht über den letzten Unterthanen eigenmächtig verfügen. So giebt auch dem Papste sein Primat kein Recht willkührlich über die Bischöfe, seine Mitregenten, zu herrschen; er ist an die Gesetze gebunden, wie der Kaiser.

Niemand bestreitet dem Papst den Primat über die **unirten griechischen** Bischöfe. Und doch duldet er bey diesen so manches, was er der allgemeinen Kirche versagt, namentlich die Bestätigung der Bischöfe von dem Patriarchen, die Priesterehe, die Muttersprache bey dem Cultus. Was würden sie ihm antworten, wenn er ihnen diese Auszeichnungen streitig machen wollte? „du bist Bischof in Rom und wir reden dir „in deine Amtsführung nichts ein, lassen uns „aber auch von dir nichts einreden. Findest du

*) Dadurch ist der Ruhm dieses edeln Mannes nicht vermindert. Er steht in der Geschichte der teutschen Kirche beynahe einzig da, als einer, der den Muth hatte, die Freyheit dieser Kirche zu behaupten, und in solcher Behauptung unerschütterlich zu beharren. War doch selbst **Hontheim** schwach genug, sich zum Widerrufe bereden zu lassen! **Wessenbergs** Name wird noch immer mit Achtung genannt werden, wenn die Namen aller Bischöfe von **Constanz** längst werden vergessen seyn.

A. d. E.

„bey einem von uns etwas, was der Lehre der „Schrift, der Tradition und den Gesetzen der „Kirche zuwider lauft: dann magst du als Pri„mas dein Amt thun." Was nun bey den unirten Griechen nach katholischen Grundsätzen gilt, muß auch bey uns gelten; und will es Rom, als seinem partikularen Interesse widerstreitend, nicht gelten lassen, so ist es an uns die uralte Kirchenverfassung wieder herzustellen, und die Confirmation der Bischöfe für die Erzbischöfe oder die Provincialconcile zu vindiciren. — „Dann „wird sie aber der Papst in den Bann thun?" Das mag er! die Blitze des Vatikans zünden in unsern Tagen nicht mehr, und ein Bann wird verachtet, wenn nicht die Stimme des von der Kirche anerkannten Gesetzes ihn ausgesprochen hat.

Was in der angeführten Darstellung wider die von den protestantischen Fürsten vorgeschlagene Wahlart der Bischöfe gesagt wird, ist kaum einer Gegenrede werth. „Die ursprüngliche Wahl„ordnung sey wegen der daraus entstandenen „Unordnungen aufgehoben worden." Konnte man diesen Unordnungen nicht anders steuern, als dadurch daß man die Sache selbst aufhob? Von nicht besserm Gehalt ist das Folgende. „Die „Beschränkung der bischöflichen Rechte sey des allgemeinen Nutzens Willen geschehen," womit von jeher alle durchgreifende und verletzende Maßregeln der Gewalt entschuldigt wurden. „Die „Kirche habe diesen Nutzen anerkannt, weil sie „sich ohne Widerstand in die Sache ergeben;" als ob Ergebung in die Akte einer unwiderstehlichen Gewalt für ein Anerkenntniß ihrer Rechtmässigkeit gelten könnte. Und wie mag man sich noch auf das Concil von Trident berufen, da man weiß, wie die Schlüsse desselben zu Stande gekommen sind, und welche Schwierigkeiten die Annahme derselben in manchen Ländern gefunden hat. Der Gang der Verhandlungen und die Resultate waren lediglich das Werk der römischen Politik, und nicht ohne Wahrheit hat ein Zeitgenosse, wenn ich nicht irre, Sarpi gesagt, der heilige Geist sey von dem Papste immer im Felleisen des Postkourriers nach Trident geschickt worden.

Indem die Darstellung mit solchen und ähnlichen Gründen die Ansprüche von Rom versicht, giebt ihre Concipist keine Probe grossen Scharfsinns, und es scheint, daß der Cardinal Consalvi, dessen ausgezeichnete Talente im Felde der Diplomatik hinreichend erprobt sind, seinen Antheil an dieser Piece blos auf ihre Billigung beschränkt hat. Diese Billigung wird auch in Rom bey Schriften, die auf teutsche Verhältnisse Beziehung haben, ohne sonderliche Prüfung ihres Inhalts ertheilt. Denn man hält dort die Teutschen für ein höchst beschränktes, unmündiges Volk, für das Alles gut genug ist, und dem man alles weis machen kann. Indessen darf man sich nicht darüber verwundern, daß dieser Begriff vorhanden ist. Die Römer finden seine Bestätigung in dem ganzen Laufe der Geschichte. Was sie irgend gefordert und behauptet haben, ist ihnen von den Teutschen bewilliget worden, ohne daß es von ihrer Seite sonderlichen Aufwandes von intellektueller Kraft bedurft hätte. „Das war das alte Land des Gehorsams."

Man hat gefragt: ob den protestantischen Fürsten zuzumuthen sey, sich ihrer katholischen Unterthanen wegen in so weit aussehende Streitigkeiten mit dem römischen Stuhle einzulassen? — Diese Frage ist eine Beleidigung jener Fürsten. Sie tragen ihre katholischen Unterthanen, so gut wie die andern in ihren Herzen; das Religionsbekenntniß derselben ist keine Beschränkung ihrer Pflichten; und ihre Berechtigung sie im Genusse ihrer geistigen Freyheit zu schützen, ist von ihnen lebendig anerkannt. Selbst wenn die ungebildetern dieser Unterthanen den Werth der landesherrlichen Sorge für die Besserung und Freyheit nicht anerkannten, würden sie dadurch nur beweisen, daß sie in ihrem Unverstand einer Bevormundung bedürfen, die, in ächt ver-

künftigem und christlichem Geiste geführt, ihnen zum Segen und Gedeihen gereichen muß.

In den Verhandlungen mit den vereinten protestantischen Fürsten hat Rom versäumt, seinen alten Grundsatz, „Theilen und Herrschen" in Anwendung zu bringen. Ohne Zweifel war diese Versäumniß eine Folge der Geringschätzung, mit der man jenseits der Alpen auf die Teutschen herab sieht. Man glaubte ihnen den Vortheil der Stellung lassen zu dürfen, und doch des Sieges gewiß zu seyn. Von diesem Irrthum ist man zurück gekommen, da sich die bereitwillige Ergebung auf Diskretion nicht fand, die man erwartet hatte. Und nun ward Alles verworfen, ohne Zweifel in der Absicht, durch diesen starren Widerstand den Verein zu trennen, und dann im Kampf mit den Einzelnen Alle zu besiegen. Hierin sehen die vereinten Fürsten, was ihnen allein frommt, und was sie nie aufgeben dürfen, nämlich unzertrennliches Zusammenhalten in Grundsätzen, in Maximen und im Handeln. Leicht wird der einzelne Pfeil zerbrochen; aber der Bund der Pfeile ist unzerbrechlich. Ein treffliches Vorbild von festem Sinne hat ihnen in einem ähnlichen Falle im Jahr 1807 der König Friedrich von Wirtemberg gegeben. Er ließ dem damaligen außerordentlichen päpstlichen Nuntius, Grafen Della Genga; durch seinen Staatssekretair wörtlich erklären: „S. Maj. werden und können nie Maßregeln, die im Auslande eingeleitet und in Ordnung gebracht werden könnten, anerkennen, noch ihre Unterthanen, für deren Wohl zu wachen Sie allein das Recht und die Verbindlichkeit haben, (ein wahrhaft königliches Wort) denselben unterwerfen. Wenn dessen ungeachtet S. Excellenz, der außerordentliche Nuntius, unter Beziehung auf die Instruktion seines Hofes, sich weigert, zu unterzeichnen, wenn e amtlich erklärt, Unterhandlungen, die an sich schon mit wechselseitiger Einwilligung der beyden kontrahirenden Theile beendiget waren, abbre en zu müssen, so bleibt auch Seiner Majestät kein anderer Ausweg übrig, als zu erklären, daß Sie von diesem Augenblicke an alle Unterhandlungen zwischen sich und dem Hofe zu Rom als dergestalt abgebrochen ansehen, daß Allerhöchstdieselben sie nicht mehr anknüpfen werden, und daß sie nunmehr, ohne andere Rechte und Interessen, als diejenigen, welche Sie als König, als Souverain und Vater Ihrer Unterthanen zu berücksichtigen haben, zu Rath zu ziehen, solche Maßregeln nehmen werde, welche Sie für das Wohl Ihrer katholischen Unterthanen für nothwendig und angemessen finden."

Historische Aphorismen aus der neueren Geschichte von Frankreich.

(Von einem Teutschen in Paris niedergeschrieben.)
(Eingesandt.)

1.

Die Franzosen benehmen sich gegen die Vernunft, wie die Liebhaber der Angelika im Drama Psyche. Sie vernachlässigen sie im Glück und verehren sie nun im Unglück.

2.

Robespierre war — so sagte mir einer seiner Zeitgenossen — ein kalter Mensch, mit grünen Adern, gelber Gesichtsfarbe, und im wüthendsten Revolutionstaumel, gepudert, und gekleidet wie ein Stutzer. Er wohnte in einem Dachstübchen und aß um 30 Sols zu Mittag, während sein Name, wie ein Würgengel, Frankreich beherrschte. Man hielt ihn begeistert von der Liebe zur Freyheit und glaubte, daß nur Er von eigennützigen Antrieben rein sey. Als er aber bey der von ihm veranstalteten Prozession zur Ehre des höchsten Wesens den Vortritt vor seinen Collegen nahm, ward darin die erste Regung des Ehrgeitzes erkannt. In diesem Augenblicke begann sein Fall.

3.

Der Pöbel wird nicht durch die Vernunft, sondern immer nur durch augenblickliche Gefühle und vorübereilende Bilder beherrscht. Oft wurden in der Revolution grosse Volksmassen zusammengetrieben, ohne zu wissen, was es gelte, und ein Wort der Führer riß sie zu den schrecklichsten Ausschweifungen fort. Doch waren diese Massen nicht für alle menschliche Gefühle erstorben. Mord und Tod schnaubend erschien ein wilder Haufen vor dem Schlosse von Versailles. Da trat die Königin den Dauphin an der Hand, in würdiger Haltung, auf den Balkon. In diesem Augenblicke waren die Rasenden entwaffnet.

4.

Die Koriphäen der Revolution konnten nicht rückwärts gehen. Hinter ihnen war nichts als ein — ungeheurer Abgrund. So fielen die Girondisten.

6.

Die dem Throne feindlich, doch nicht für seinen Untergang gestimmten Männer von 1789, wollten ihn sinken, aber nicht fallen lassen. Sie wähnten, es stehe in ihrer Macht den sinkenden auf einem ihnen beliebigen Punkte aufhalten zu können.

6.

Den größten Fehler, (die Ursache alles folgenden Unglücks) begieng die konstituirende Versammlung, von 1789, dadurch, daß sie jedes ihrer Mitglieder für nicht wahlfähig für die gesetzgebende Versammlung erklärte. Dadurch kamen die talentvollsten, kenntnißreichsten, und tugendhaftesten Männer (deren keine Nation sich eines überflüssigen Vorraths rühmen kann) vom Schauplatze des Wirkens und machten andern Platz, die von revolutionärer Wuth und heftigen Leidenschaften getrieben, meistens unwissend und schlecht waren. Das größte Unheil für ein Volk besteht darin, wenn die

Zügel der Gewalt in die Hände ungebildeter Tollköpfe fallen.

7.

Welches waren die wohlthätigen Resultate der konstituirenden Versammlung? — Hundert tausend steuerfreye Privilegirte wurden den Abgaben unterworfen, — eben sie, früher so oft durch Gnadenbriefe gegen gerichtliche Anklage gefreyt, wurden dem Gesetze verantwortlich, — offene Bahn der Ehre im Kriegsdienste für alle Bürger, statt der hunderterley Provincialstatuten gleiche Gesetzgebung im Civil-, Criminal- und Abgabenwesen, Aufhebung der Zehenden, Fall-Lehen, Frohn- und Jagdrechte, — Einführung der Volksbewaffnung — Aufhebung der Zünfte, als Anfang neuer Blüthe der französchen Industrie, — Aufhebung der Klöster, — Abschaffung der Folter, — Einführung der öffentlichen Rechtspflege, — Beschränkung der Kriegsgerichte auf rein militärische Verhaftbriefe, (lettres de cachet) — allgemeine religiöse Toleranz. — Wie mag man eine Versammlung, die solche Resultate lieferte, der Ehr- und Pflichtvergessenheit beschuldigen? Und doch lies't man diese Beschuldigung täglich in den Ultrajournalen von Paris und täglich hören wir dießseits des Rheins sie erschallen.

8.

Napoleon bemerkte einer Dame: „er liebe es an den Weibern nicht, wenn sie politisiren." Die Dame erwiederte: „Sie haben recht; aber in einem Lande, wo man den Weibern die Köpfe abschlägt, muß es ihnen auch erlaubt seyn, zu fragen, warum das geschieht."

9.

Das Brandunglück in dem schwarzenbergischen Festsaale, 1810, betrachtete Napoleon, im Hinblicke auf das, was 1770 bey Ludwigs Vermählungsfeyer vorgegangen, da einige hundert Menschen ums Leben kamen, als ein böses Vorzeichen. Als nun i. J. 1813,

in seinem Hauptquartier in Dresden die (unrichtige) Nachricht von Schwarzenbergs Tod (es war Moreau) ankam, sah er einen Augenblick das Zeichen gedeutet. Bald aber ward sein glücklicher Irrthum berichtigt. Uebrigens hat er seine Verbindung mit Marie Louise bis in seinen Tod für einen „unter Blumen versteckten Abgrund" erklärt.

10.

Wenn Regierungen im Sinken begriffen sind, ist es eigentlich ein leichtes, gutes Leben mit ihnen. Es geht wenig oder keine Kraft mehr von ihnen aus. Aber um so trostloser, schrecklicher, ist dann der Augenblick, wenn das Gebäude mit einem Male aus seinen Fugen weicht und zusammen bricht. So — in Frankreich von 1788 — 1792.

11.

Daß Mißverständniß und Zwietracht beym Ausbruche der Revolution unter der königlichen Familie selbst haus'ten, ist besonders seit der Restauration klar geworden. Aus der von Ludwig XVIII. selbst geschriebenen Fluchtreise geht gänzliche Nichtvereinigung, über einen Fluchtplan, so wie egoistische Absonderung derselben von der königlichen Familie, überhaupt eine offenbare Kälte und Gleichgültigkeit gegen die letztere hervor. Während der hundert Tage fand man Originalbriefe der Prinzen, in denen sie über den Fall Ludwigs XVIII. frohlockten. *) Schon seit den zehn Jahren der Restauration spricht man von Denkmalen auf dem Magdalenen Kirchhofe, auf dem Hinrichtungsplatze, und doch ist Theils noch nichts angefangen, Theils noch nichts vollendet.

12.

Napoleon gründete und erhielt seine Macht auf und durch die überwiegende Kraft seines Geistes und Charakters, auf Siege, hohen Kriegsruhm, meisterhafte Erfassung und Verwendung der Menschen, dann auf die Ermüdung und die Sehnsucht der Nationen nach Ruhe und einem stehenden Zustande der bürgerlichen Ordnung. Den Republikanern, so wie den Royalisten nahm er, durch Anknüpfung an seinen Dienst, ihr Wirkungsvermögen. Jene vergaßen die Republik, diese die alte Dynastie. Dann bediente er sich der enormen Menge alter und neuer Gesetze, als eines Arsenals, aus dem nach Belieben Waffen geholt werden konnten. Die Liste der Emigranten ließ er bestehen, behielt sich aber vor die Creaturen schaffende Macht der Zurückrufung. Die Literatur ward bis zur gänzlichen Dienstbarkeit beherrscht, den Glanz grosser Denkmale aber und außerordentlicher öffentlicher Arbeiten mußten 80 Millionen vom besiegten Europa erhobener Kriegssteuern herbey schaffen.

13.

Als Napoleon von Elba zurück wieder in Paris angekommen war, waren gleich am andern Morgen die Arbeiter wieder bey den grossen Bauten beschäftigt, die man seit seiner Abwesenheit aufgegeben hatte. Er wollte Paris zur schönsten und prachtvollsten Stadt der Welt machen. Aber mit so vielen andern ist auch dieser Plan gescheitert; sein Name ist überall ausgelöscht; seine Bildsäulen sind niedergerissen. Doch die Spuren seines Wirkens sind unvertilgbar.

*) Vermuthlich weil er nicht regiert hatte wie die zurückgekehrten Stuarts. A. d. R.

Berichtigung.

N. 42 S. 37 ist statt 80 fl. — 60 fl. zu lesen.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzleybuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen



13. November. 46. 1824.

„Wo ist das teutsche Vaterland?"
Weißt du das, Thor! von Frager, nicht
Wo man die Sprache Herrmanns spricht,
Das ist das teutsche Vaterland!

Gräter.

Das alte teutsche Reich.

Weitere Rückblicke eines teutschen Veteranen in seine Vergangenheit

(Beschluß.)

In dieser Mannigfaltigkeit und Menge von scharf abgegränzten Gebieten, die zusammen das heilige römische Reich teutscher Nation vorstellten, ohne daß ein kräftiges Haupt an der Spitze des Ganzen stand und ein festes Band die Glieder verknüpfte, erschien die Monstrosität dieses Staatskörpers, dem, an Seltsamkeit der Construktion und organischer Mangelhaftigkeit keiner der vielen, unendlich verschiedenen bürgerlichen Vereinen gleicht, welche die ältere und die neuere Weltgeschichte aufführt. Diese Monstrosität ward von den Weisen der Nation zu keiner Zeit übersehen, sondern im Gegentheile klar dargestellt, und unter patriotischen Warnungen und Wünschen laut beklagt, und oft mit Ernst und Nachdruck darauf hingewiesen, welche Gefahren für teutsche Selbstständigkeit und Freyheit in der Uebermacht der Nachbarn und der Mitstände ersten Ranges und in dem Geiste der neuern Cabinetspolitik aufgehen, und wie man sich, mit Verläugnung aller partikularen Interessen vor allem für das allgemeine vereinigen müsse, soll Teutschland nicht dem Schicksale unterliegen, das warnend für alle Staaten von zersplitterter Kraft, über Polen ergangen. Diese Mahnungen und Warnungen, so sehr auch die Ereignisse im Laufe des Revolutionskriegs sie verstärkten, brachten keine Frucht, wie denn das auch bey dem Boden auf den sie fielen, nicht zu erwarten war. Teutschland war die vom Feuer ergriffene Stadt, in der jeder Bürger nur für die Rettung seines Hauses und seiner Habe sorgte; so brannte die ganze Stadt ab. Das Unglück selbst aber konnte für Niemand befremdend seyn. Im Gegentheile muß man das für wundersam halten, daß ein Organismus, so locker verbunden, aus so widerwärtigen Bestandtheilen zusammen gesetzt, ohne einen Mittelpunkt von hinreichender Attraktivkraft und ohne ein Haupt von gebietendem Ansehen, durch den blossen Zufall so lange zusammen gehalten werden konnte.

Wenn viele redliche Teutschen mit Wehmuth und Rührung an dem Schutte der zusammengestürzten Ruine standen, so waren das Empfindungen, die man für edel und löblich erkennen

mußte, weil sie nur in treuen, für das Vaterland erwärmten, durch sein Schicksal tief betroffenen Herzen entstehen konnten. Auch war es verzeihlich, wenn grosse Besorgnisse und ängstlicher Mißmuth in diese Empfindungen sich mischten, weil fremde, nur die Zwecke ihrer maßlosen Herrschsucht berechnende Gewalt, den Umsturz bewirkt hatte, und der neue Bau nach Grundsätzen und Regeln begonnen wurde, bey denen die Sicherheit und Bequemlichkeit, die man in der alten Wohnung gehabt hatte, unwiederbringlich verloren zu gehen schienen. Dagegen aber war, als später das teutsche Volk sich aus seiner Unterdrückung wieder aufgerafft und sich das Vermögen erworben hatte, seine Angelegenheiten selbst zu ordnen, denen nicht beyzustimmen, die da behaupteten, daß nun die Zeit gekommen sey, jedes untergegangene Recht, jedes erloschene Herkommen, jedes verletzte Eigenthum, namentlich aber die Territorien, die Herrschafts- und Landeshoheits-Verhältnisse und das gebrochene Feudalwesen wieder herzustellen, und das Ganze in einer Form zu bilden, der die des alten Reichs in ihrer Struktur und in ihren Umrissen zum Muster dienen sollte. Nicht beyzustimmen war diesen Anträgen, selbst bey allen berichtigenden und verbessernden Reformen des vorigen Zustandes, die zugleich mit ihnen vorgeschlagen wurden; sie waren im Gegentheil für verderblich und unthunlich zu achten, weil sie auf die Wiederherstellung einer Ordnung der Dinge giengen, die auch ohne einen Anstoß von Aussen durch ihre eigene Unhaltbarkeit hätte fallen müssen, weil sie die Gegenwart in eine ihren Begriffen und Bedürfnissen unangemessene Vergangenheit zurück zu treiben suchten, und weil dieß Zurücktreiben nicht hätte versucht werden können, ohne dieselben Gefahren und Opfer zu wagen, die der Umsturz, der früheren Verhältnisse gekostet hatte. Wo irgend das Schicksal grosse Zerstörungen auf dem Schauplatze des Lebens hervor bringt, thut es der Menschheit seinen Willen kund, daß das

Alte nicht mehr bestehen soll, und aus der Zerstörung selbst ergeht an sie sein Ruf, daß sie zu neuen Bildungen sich anschicke, und in ihnen erprobe, daß die Lehren der Geschichte für sie nicht vergeblich gewesen seyen.

Um deßwillen soll aber das Achtbare und Gute, was in unsern alten bürgerlichen Ordnungen war, nicht verachtet, oder gehöhnt werden; vielmehr ist pflichtmässig, daß es bey denen, die es genossen, in dankbarem Andenken verbleibe, und daß die Geschichte es auf die Nachkömmlinge bringe, denen seine Kenntniß auf mannigfaltige Weise heilsam seyn kann. Unsere Vielköpfigkeit und Zerrissenheit war ein tödtlicher Wurm, der an unserm Gesammtleben nagte, und es am Ende aufzehrte. Das ist oft genug gesagt worden, und Niemand sollte es bezweifeln können. So floß auch in der Ueberzahl der Duodezgebiete und der unmitttelbaren Herrschaften eine unerschöpfliche Quelle der Kleinstädterey, der Philisterey, des armseligen Junkerthums, der Plackerey, der Rechtlosigkeit, der Unterdrückung und der öffentlichen Unsicherheit, welche leidigen Erscheinungen, selbst zur Zeit ihres Daseyns, oft und laut genug der Entrüstung der guten Patrioten und dem Spotte der Lacher Preis gegeben worden sind. Aber eben diese laute Stimme der Zeitgenossen dient zum Beweise, daß die besagten Erscheinungen nur auf einzelnen Punkten sichtbar wurden, indem von sittlichen und bürgerlichen Uebeln und Verderbnissen, wenn sie ein Mal zur Allgemeinheit gelangt sind, weder im Ernst noch im Scherze mehr die Rede ist. Und daß in den kleinen Gebieten des alten Reichs das Leben doch nicht so unbehaglich und rechtlos gewesen seyn könnte, als die Lobpreiser der neuen Bildungen und Verhältnisse behaupten, scheint keines Beweises weiter zu bedürfen, als die notorische und ausnahmlose Wahrnehmung, daß die Bewohner jener Gebiete, nachdem sie Jahre lang das neue Glück versucht hatten, noch immer die rege Sehnsucht nach dem verlornen in sich fühlten, und mit Wehmuth bey

jeder Gelegenheit zu erkennen gaben, daß sie den Zauberer für einen Abgesandten des Himmels erkennen würden, der da vermöchte, sie mit einem Schlage wieder in die gute, alte Zeit zurück zu setzen.

Diese Sehnsucht war nicht blosse Täuschung oder instinktartige Anhänglichkeit an das Gewohnte. Kleine Regierungen haben eigenthümliche Mittel, die ihrigen glücklich zu machen, welche die grössern, auch bey dem besten Willen, entbehren. Jene Mittel wurden im alten Reiche redlich gebraucht und pflichtmässig angewendet. Das gute Wohnen unter dem Krummstabe ist zum Sprüchworte geworden, und dieser Staab reichte über einen grossen Theil von Teutschland. In den Reichsstädten — wo nicht patrizische Gewalt allen Unfug der Aristokratie stehend gemacht, — war grosse Macht der Gesetze, Eifersucht für ihre Erhaltung und bürgerthümlicher Charakter. Die Fürsten, die Grafen und die Reichsritter konnten ihre Leute nicht verderben wollen, weil sie ihr väterliches Erbe waren; sonst sorgten die Familienverträge und die Reichsgerichte; viele der genannten Herren aber brachten über ihre Unterthanen allen Segen des patriarchalischen Regiments. Das haben die Unterthanen wohl empfunden. Darum wollten sie kein Staatsregiment. Aber sie mußten unter ein solches kommen, weil die Fortschritte der Civilisation nicht mehr gestatteten, daß dem Volke eine Wohlthat zu Theil werde, die es nur gegen die Aufopferung seiner natürlichen menschlichen Rechte empfangen konnte.

Gewiß lebt es sich unbequemer unter den jetzigen grossen Regierungen als unter den vorigen Herrschaften und Municipalitäten. Das Gefühl dieser Unbequemlichkeit wird auch fortdauern, so lange die Generation besteht, die über den Regensburger Deputationsrezeß und über die Rheinische Bundesakte zurück reicht. Allmählich stirbt diese Generation ab; die Jugend aber, die ihr nachwächst, weiß nichts mehr von der alten Welt und ergiebt sich in das Leben, wie es sich ihm darbietet. So wird endlich Alles ausgeglichen. Auch hat diese Jugend — die, wenn sie leichtsinnig erscheint, nach dem Wege, den sie durch's Leben gemacht, nicht sehr anzuklagen ist, — in gewissem Sinne wohl recht über diese Zählungen der Väter von ihrem verlornen Paradiese zu lachen, indem sie wohl erkennt, daß das Wirken und Dulden in grössern Verhältnissen, das die Kraft des Menschen rege erhält, entfaltet und vervollkommt, doch mehr werth ist, als jenes Paradies, dessen Seligkeit im Essen und Trinken bestand und in einem ungestörten Schlafe.

Uebrigens waren die Menschen, so lange die Welt steht, nie mit ihrer Gegenwart zufrieden, und immer haben sie es geliebt, sich dieselbe mit Träumen von einer glücklichern Zukunft und mit Erinnerungen an eine glücklichere Vergangenheit zu versüssen. Mit jenen Träumen sind nur wenige behaftet; desto mehr werden die Gemüther von diesen Erinnerungen bewegt; die Phantasie thut viel um die letzteren zu verschönern. Wie dem aber auch sey, so verdient ein Zustand der Dinge immer unser Andenken, den wir uns nicht vergegenwärtigen können, als mit der Empfindung der Sehnsucht und der Liebe.

Mittheilungen aus dem Pulte eines katholischen Landgeistlichen in Baiern.

IV.

(Brauchen wir noch Mönche?) Daß das Leben und Wirken der Mönche der Welt mannigfaltigen Nutzen gebracht habe, ist durch das Zeugniß der Geschichte bestätigt. In der ersten Periode ihres Daseyns haben sie die Wälder gelichtet, die Sümpfe trocken gelegt und in Wildnissen der Bevölkerung Raum gemacht. Dann waren sie die Depositäre der Wissenschaften, de-

ren Fleiß die Nachwelt die Aufbewahrung aller Denkmale früherer Cultur verdankt. Endlich waren sie zu allen Zeiten Lehrer des Volks und der Jugend, Besorger des Gottesdienstes, hülfreiche Freunde der Armen und Tröster der Bedrückten, und zu allen Zeiten sind ausgezeichnete Gelehrte aus ihren Schulen hervor gegangen und in ihren Zellen beschäftigt gewesen. So war ihr Daseyn für die Menschheit nicht vergeblich und eine Geschichte der letztern müßte als unvollkommen gelten, wenn sie versäumte nachzuweisen, was die Klöster zur Förderung der höhern Zwecke der Menschheit beygetragen haben. Aber die Ansichten und Begriffe ändern sich; die Institute veralten; die Bedürfnisse werden neu. So ist auch die Zeit des Mönchthums abgelaufen.

In den Ländern des südlichen Europa, in denen der Katholizismus herrschende Religionsform ist, giebt es wohl noch Wälder zu lichten und Sümpfe auszutrocknen; aber man bedarf dazu der Mönche nicht mehr. Auch hat ihren Dienst in Kopirung diplomatischer und unterrichtender Schriften die Erfindung der Buchdruckerkunst entbehrlich gemacht. Die Wissenschaft ist ein Gemeingut aller Stände geworden. Eine Menge niederer und höherer Lehranstalten ersetzen die Klosterschulen. Die Verdienstlichkeit des contemplativen Lebens ist der einen zum Aergerniß und der andern zur Thorheit geworden. Damit schien das Tagewerk der Mönche als vollendet. Der Arbeiter aber wird entlassen, wenn man seiner nicht mehr bedarf.

Der Obskurationsgeist und die fromme Einfalt sind jedoch nicht dieser Meynung. — „Wer „wird für uns beten und psalliren, wenn es kei„ne Mönche mehr giebt? Und hat denn die Welt „vergessen, daß ein Dutzend Mönche die Städ„te Sodoma und Gomorha von ihrem Unter„gange hätten retten können?" — Das letztere Faktum ist unrichtig. Denn nicht an Mönchen, sondern an Gerechten hat es, nach dem Zeugnisse des heiligen Geschichtschreibers, in den besagten Städten gefehlt; nicht alle Mönche aber sind notorischer Massen auch Gerechte. Und was die klösterliche Fürbitte betrifft, so scheint die Sache eher verderblich als heilsam. Wenigstens ist so viel gewiß, daß die geistigen Wirkungen, die das Gebet nach rein christlichen Grundsätzen bezielt, Erhebung und Stärkung des Gemüths zu allem Guten, weit besser erreicht wird, wenn man selbst betet, als wenn man — vielleicht gar praestita taxa einen Beter für sich substituirt.

„Die Aushülfe der Mönche, ist weiter be„merkt worden, im Beichtstuhle sey unent„behrlich. Mann fühle ihren Abgang immer stär„ker." — Diesem Uebel ist leicht abzuhelfen, wenn nur die Pfarrgeistlichen die Einrichtung treffen, daß ihre Leute gehörig abwechseln, und nicht bloß an gewissen Fest- oder Concurstagen sich zum Beichtstuhle drängen; welcher Zudrang ohnehin dem wahren Bußgeiste mehr Abbruch als Vorschub leistet, weßwegen Wessenberg, der immer ein Eckstein bleiben wird, wenn ihn gleich die Bauleute verworfen haben, längst ihn mit Recht abzustellen suchte. Jene dagegen, welche, weil sie ihren nächsten Geistlichen nicht beichten wollten, zu den Mönchen liefen, können eben so leicht oder noch leichter in die benachbarten Pfarreyen laufen, und da dieser Fall in allen Pfarreyen eintritt, so wird der Zulauf in keiner zu groß werden „Aber die Abläße?" — das kann man ja halten, wie man will. Wessenberg verlegte sie, so viel ich mich erinnere, auf mehrere Tage. Uebrigens hat der um die Sache des Lichts hochverdiente Ruef schon vor 20 Jahren in den Freyburger Beyträgen dargethan, daß die Mönche in dem Beichtstuhle gar wohl entbehrlich seyen.

Indessen kamen nach Wiederherstellung der durch Napoleon gestürzten weltlichen Macht von Rom bessere Zeiten für das Mönchthum. Kaum hatte Pius VII. den Thron wieder bestiegen, als er sogleich Hand an das Werk legte. Die Sache fand Beyfall und Förderung in mehreren

europäischen Ländern. In den Concordaten wurde die Wiederherstellung der Klöster zur Bedingung gemacht, und die Bedingung wurde mit mehr oder weniger Thätigkeit erfüllt. Da es unvermeidlich schien, das zerstörte Alte wieder aufzunehmen, suchte man sich mit demselben zu versöhnen, indem man es nach den Ansprüchen der Zeit reformirte und besserte.

Es sollten — so wurde vorgeschlagen — mit einem Theile der Klöster wohlthätige Anstalten, namentlich Kranken-, Armen- und Waisenhäuser verbunden werden. Die andern, zumal die in grössern Städten sollten sich in wissenschaftliche Institute und Schulen verwandeln. Alle müßten unter der bischöflichen und landesherrlichen Obergewalt stehen, mit gänzlichem Ausschluß der Exemtionen. Was nur Kosten macht, ohne Nutzen zu schaffen, müsse vermieden werden. Ewige Gelübde können vor dem vierzigsten bis fünfzigsten Jahre nicht abgelegt werden. Das gemeinschaftliche Gebet sollte täglich, der zeitraubende Chorgesang nur an Sonn- und Feyertagen Statt finden. Die Klostergeistlichen müßten stets zur Aushülfe für die Pfarrgeistlichen bereit seyn, und diese Aushülfe recht thätig und tüchtig leisten u. s. w.

Man muß gestehen, daß wenn die neue Geburt der Klöster unvermeidlich ist, diese Vorschläge das Verdienst der Zweckmässigkeit haben und daß sich an dieselben noch viele andere knüpfen liessen, denen man dieses Verdienst nicht weniger zuschreiben müßte. Aber wären denn diese Wohlthätigkeits Anstalten, diese literarischen Instituten und diese Schulen in der That auch — Klöster? Wären diese Geistlichen, deren Hauptbestimmung in der Sorge für die Armen und Kranken, im Studium der Wissenschaften, im Unterrichte der Jugend läge, in der That auch — Mönche? Gewiß nicht. Zwar wurden die Geschäfte, die man dem regenerirten Regularklerus zudenkt, auch ehemals in den Klöstern getrieben, aber nur als Nebensache und als gelegenheitliche Ausübung eines höhern Berufs; dieser höhere Beruf aber ergab sich aus der Idee, daß in der christlichen Kirche ein von der Welt abgesonderter geweihter Stand bestehen soll, der sich ausschliessend den Uebungen der Religion widme, in Gemäßheit besonderer Vorschriften, auf die er sich durch ein unwiderrufliches Gelübde verpflichtet hatte. — Wo diese Idee erlöscht, da giebt es auch kein Mönchthum mehr.

Die Zeit scheint nicht darauf zu deuten, daß, wo die Klöster wieder aufleben, nicht auch ihr Urcharakter in sie zurückkehren werde, sintemal wir ja überall das kirchliche Leben auf strenge Repristination streben sehen. Sollte man aber auch die erwähnten Reformen versuchen und beantragen wollen, so würde Rom sagen: „wir „wollen keine Professoren und keine Krankenwärter, sondern Mönche, zwar können die „letztern das erstere gelegenheitlich wohl seyn, „aber vor allem müssen sie Mönche seyn, und „ihr Gesetz, die Ordensregel, muß bestehen; auch habt ihr uns in den Concordaten „nicht Spitäler und Liceen versprochen, „sondern Klöster, und was man versprochen „hat, muß man auch halten. Ohnehin habt ihr „über die Pflichten und Ordnungen des Mönchstandes nicht zu erkennen; das ist ein rein kirchlicher Gegenstand. Ihr habt blos die Dotation herbey zu schaffen, sonst seyd ihr aller Sorge entbunden."

Wer erinnert sich hier nicht der Worte, die der General der Jesuiten dem unvergeßlichen Ganganelli sagte, als derselbe der Aufhebung des Ordens durch Reformation zuvor kommen wollte: Sint ut sint, aut non sint! dasselbe werden die Römer den Teutschen sagen, wenn letztere bey der Wiederherstellung der Klöster über die Bedingungen kapituliren wollen. Sie werden es sogar auf das non sint! ankommen lassen, worin sie der Fall der Jesuiten bestärken muß, die nun doch wieder restituirt werden.

Kein Bedürfniß spricht für die Wiederherstellung des Mönchthums. Aber eine in unsrer Zeit außerordentlich erstarkte Macht, die der Hierarchie, betreibt sie; jedoch steht dieser eine gleichfalls starke Macht entgegen, die politisch-finanzielle. Wir wollen sehen, welcher von diesen beyden Mächten der Sieg wird!

Gelegenheitliche Blicke auf Teutschlands innere Handels-Beschränkungen, vom Jahre 1820—24, besonders in Beziehung auf Süd-Teutschland.

(Eingesandt.)

Vier Jahre sind vorüber seitdem zu Wien (am 19. May 1810) zwischen mehreren teutschen Staats-Regierungen ein Vertrag abgeschlossen wurde, vermöge welchem sie sich zur wechselseitigen Aufhebung der im Umfange ihrer Staaten bestehenden Zölle, derer Verlegung an die Gränzen, verabredeten, und dieß Falls Verhandlungen anzuknüpfen sich entschlossen. Am 13ten September 1820 nahmen diese Verhandlungen zu Darmstadt ihren Anfang; sie erweckten vieles Vertrauen, und nährten grosse Erwartungen, und zwar nicht blos in den Staaten, deren Regierungen Antheil daran nahmen, sondern auch im allen übrigen teutschen Bundeslanden. In den erstern hoffte man dadurch das Isolirungssystem gehoben, den freyen Verkehr im Innern hergestellt und schützende Maßregeln gegen die unfreundlichen Systeme fremder Staaten ergriffen zu sehen, in den letztern sah der ruhige Beobachter im Handelsverband der südteutschen Staaten den Keim, aus dem, seye es durch Beytritt im Verband, oder durch Traktate, nach und nach der freye Verkehr für das ganze teutsche Vaterland erwachsen sollte.

Die Hoffnungen waren groß, und gewiß mit Recht, denn seit langer Zeit hatte in Teutschland keine gemeinnützigere Verhandlung Statt gefunden. Die Hebung des Ackerbaus, der Gewerbe, des Handels, dieser Grundlagen der Ruhe, des Wohls der Staaten, waren der Gegenstand der Erörterung.

Die Ansichten der Agrikulturisten, der Handels- und Gewerbsleute waren, wenn auch im Einzelnen verschieden, doch in der Hauptsache einstimmig, Alle hegten eine und dieselbe Erwartung: die Verbesserung ihres Zustandes, freyer Verkehr im größtmöglichsten Raume und angemessener Schutz gegen feindselige Beeinträchtigungen war der allgemeine Wunsch.

Die Gründe dieser Erwartung wurden vor und während dem Wiener Ministerial-Congresse durch Rede und Schrift vielseitig erörtert, und leider mischte sich nicht selten Leidenschaft, selbst Bitterkeit in eine Sache, welche in Einheit, mit Ruhe zu führen, die Teutschen das höchste und größte Interesse haben.

Weniger bekannt über die Sache waren die Ansichten der Staatsregierungen; daß sie damals nicht von Allen gleich angesehen wurde, oder aus besondern Verhältnissen nicht angesehen werden konnte, beweis't der Separat-Vertrag vom 19. May 1820, welcher erst dann zu Stande kam, als die Hoffnung, den 19. Artikel der Bundesakte für ganz Teutschland in Vollzug zu bringen, entweder verschwunden, oder doch wenigstens von einer entfernten Zukunft abhängig gemacht wurde.

Wie Staatsmänner die Sache zur Zeit des Wiener-Ministerial Congresses betrachteten, mag eine über den Vollzug des 19. Artikels der Bundesakte damals unter den hohen Bevollmächtigten in Umlauf gewesene Note eines teutschen Ministers darthun, in welcher folgende Stellen vorkamen:

„Wenn die Vollziehung des 19. Artikels der „Bundesakte der Teutschen ein Gegenstand der Be-

„rathung der hier versammelten teutschen Cabinette „geworden ist, so gilt dieses von der Vollziehung „des 19. Artikels jener Akte noch in einem weit „höheren Grade. Für die Erfüllung des 13. Art. „haben sich zunächst nur die Wünsche derjenigen, „mehr oder weniger laut ausgesprochen, die sich „mit öffentlichen Angelegenheiten und staatswirth„schaftlichen Gegenständen in den einzelnen Bun„desstaaten zu beschäftigen gewohnt sind, also „eines kleinern Theils der Bewohner dieser Staaten.

„Dagegen haben sich an diese Resultate der „Vollziehung des 19. Artikels die gespannteste Er„wartungen der Masse der Bewohner aller der „teutschen Staaten geknüpft, denen neue Zoll„und Mauthgesetze und gehemmte Schiffahrt, noch „nach abgeschlossener Bundesakte, einen Theil des „Ertrags ihres Eigenthums und der Frucht ih„res Gewerbsfleisses entzogen haben und noch täg„lich entziehen.

„Ihr Verlangen nach schützenden Verfügungen „des Bundes ist um so stärker geworden, nachdem „sie einsehen gelernt haben, daß dasjenige, was „durch die Staatsgesetzgebungen, auf welche sich „diese Zolleinrichtungen gehemmter oder erschwer„ter Handel und Schiffahrt gründen, jedem Ein„zelnen entzogen wird, in einer überwiegenden „Proportion die Vortheile übersteigt, die aus sol„chen Einrichtungen, die dadurch Begünstig„ten sowohl, als die Finanzen der Staaten zie„hen, die sich veranlaßt gesehen haben, zu dieser „Hülfsquelle zu greifen. Gerne opfert der steuer„bare Einwohner einen Theil des Seinigen auf, „wenn er sieht, daß das, was er entbehrt, dem „Staate, oder Andern ganz zu gut kommt; mit „Widerwillen entschließt er sich aber zu Aufop„ferungen, und unterwirft sich Beschränkungen, „die weder dem Staate noch andern „das ertragen, was sie ihn kosten; be„sonders wenn dabey die Verordnungen, welche „die Aufopferungen gebieten, Quelle der De„moralisirung eines Theils der Be„wohner der Staaten werden.

„Europa und Teutschland giengen, als die „Kongreß- und die deutsche Bundes-Akte abge„schlossen wurden, gerade aus einer Epoche her„vor, wo Beschränkungen des Verkehrs unter „den teutschen Völkern die höchste Stufe durch „Ausdehnung und Vervielfältigung französischer „Douanenlinien im innern Teutschland durch das „Kontinentalsystem erreicht zu haben schienen.

„Die zerstörenden Wirkungen dieser willkühr„lichen, zum Theil auf Fiscalität berechneten „Handelsgesetzgebungen, waren noch Jedermann „recht fühlbar; darum vereinigte man sich um so „leichter, das durch völkerrechtliche Bestimmun„gen zu entfernen, was ähnliche Wirkun„gen in Zukunft hervorbringen könn„te, und mit allgemeiner Freude wur„den diese Beschlüsse von den Völkern „aufgenommen.

„Um so tief greifender mußten daher auch die „Gefühle der Bewohner vieler deutschen Bundes„staaten verletzt werden, als nicht nur der 19te „Artikel der Bundesakte unberücksichtiget, und ohne „Wirkung blieb, sondern auch durch Prohibitiv„gesetze in den kaum verflossenen Jahren der Zu„stand eines großen Theils Teutschlands unend„lich verschlimmert wurde.

„Ehemals durften in Teutschland neue Zölle „nirgends angelegt werden, das Zollwesen be„ruhte auf altem Herkommen, besonders in denen „Theilen Teutschlands, wo viele Gebiethe sich „durchkreuzten. Ein Jeder konnte im innern „Teutschland sich ruhig seinen gewohnten Spe„kulationen und Gewerbsthätigkeit überlassen, „keine neue Douanenlinie konte ihn „unerwartet und plötzlich von seinem „Nachbar abschneiden, und dadurch „sein Eigenthum, sein Kapital plötz„lich im Ertrag mindern, oder ganz „ertraglos machen.

„Jetzt (man bedenke wohl, daß dieses schon „im Anfang des Jahres 1820 gesagt wurde) „verhält es sich anders, während der 19te Ar-

„tikel der Bundesakte unvollzogen bleibt, durch„schneidet man Teutschland mit neuen Douanen„linien, trennt, was die Natur vereiniget hat, „gewaltsam, und greift in die Eigenthumsrechte „von hunderttausenden teutscher Familien ein.

„Denn jede neue Verbot, jede neue Erschwe„rung des Absatzes der Erzeugnisse des Bodens „und der Kunst an diejenigen, die dafür, weil „sie ihnen am nützlichsten sind, den höchsten „Preis vergüten können, und umgekehrt, Ver„bot und Erschwerung des Bezugs der Bedürf„nisse von denjenigen, von welchen man sie am „besten und wohlfeilsten zu beziehen im Stande „ist, durch neue Staatsgesetze vermindert das „Eigenthum und den Besitz derer, die solche Ver„bote treffen, greift ihr Eigenthum an.

„So und nicht anders sind die neuen Zoll„einrichtungen in Teutschland empfunden wor„den, und nur eine Stimme hat sich in ganz „Teutschland gegen diese Neuerungen erhoben, „und vorzugsweise — ja man muß es offen sa„gen — mehr als andere eine allgemei„ne Unzufriedenheit erregt und er„höht, und zwar gerade in einem Zeitpunkte, „wo Kongresse und teutsche Bundesakte allen „Bewohnern der teutschen Staaten die feierlich„ste Versicherung geben, ihr Zustand werde in „dieser Beziehung nicht verschlimmert, sondern „verbessert werden.

„Es giebt vielleicht kaum Etwas, das mehr „die Gemüther in einem grossen Theile Teutsch„lands beunruhigen könnte, als diese neue Zoll„Einrichtungen.

„Denjenigen, die zu Karlsbad sich mit den „Maßregeln beschäftigten, der Entwicklung der „Keime einer sich äussernden gefährlichen Gäh„rung in einem grossen Theile Teutschlands „Schranken zu setzen, mußten daher auch die „neuen Zolleinrichtungen in einzelnen teutschen „Staaten als eine der Hauptquellen der „Unzufriedenheit, und als eines der Haupt„hülfsmittel erscheinen, dessen sich die revolu-

„tionäre Partey in Teutschland zur Erreichung „ihrer Zwecke mit Erfolg wirklich bediente.

„Es wurde daher aus diesen Gründen, und „wegen der engen Verbindung dieser Angelegen„heit mit dem Wohlstande der einzelnen teut„schen Bundesstaaten beschlossen, sie den gegen„wärtigen, hier (zu Wien) eröffneten Kabinetts„berathungen zu unterwerfen, und so entstand „früher der Beschluß der Bundesversammlung „vom 20. September 1819, welcher festsetzt:

„die Erleichterungen des Handels und Ver„kehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaa„ten, um den 19ten Artikel der Bundesakte „zur möglichsten Ausführung zu bringen, so „viel die Verschiedenheit der Localitäten und „besonders der Steuersysteme der einzelnen „Bundesstaaten solche zulassen können,

„gleich nach der Wiedereröffnung der „Verhandlungen, zu einer endlichen „Beschlußnahme zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Bücher.

Bey Joh. Evang. Schönbrod, Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker in Ellwangen, ist angekommen und zu haben:

Fabricius, Dr. F. G. A., medizinisch-gerichtlicher Fall der Tödlichkeit einer penetrirenden Bauchwunde mit Vorfall und Verletzung 2c. 8. 15 kr.

Herft, G. E., Flora, oder die Blumen in ihrer höhern Bedeutung. Ein Weihnachtsgeschenk für Jünglinge und Jungfrauen. 8. 1 fl.

Lehne, F., einige Bemerkungen über das Unternehmen der gelehrten Gesellschaft zu Harlem, ihrer Stadt die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst zu ertrotzen. Nebst einem Nachtrage, veranlaßt durch eine sogenannte Recension in der Hallischen Litteratur-Zeitung. Zweyte Ausgabe. 8. 20 kr.

Liebschaften, geheime, Heinrich's des Vierten, aus Original-Manuscripten gezogen, und gesammelt während der Anwesenheit der Armeen in Frankreich im Jahre 1815. Mit geschichtlichen Anmerkungen erläutert. Vom Verfasser der Erzählungen am Kamine, Grafen Albert zu Pappenheim, königl. baier. Obersten und Adjutanten Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen. 8. 2 Bde. Mit 2 Titelkupfer. 4 fl. 48 kr.

Muht, S., der Volksunterricht in seiner Nothwendigkeit, so wie in seiner Einwirkung auf die Gesammtbildung des Menschen. Mit 1 Steintaf. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Rauschnick, Dr., Königskerzen. Eine Sammlung romantischer und abentheuerlicher Erzählungen. 2 Thle., wohlf. Ausg. 8. 2 fl. 42 kr.

Verbesserungen.

In Numer 43 ist

S. 674. Z. 15. statt Die zu lesen Diese.
— 675. — 29. — andern zu lesen andere.
— 682. — 41. — Sulzeri — — Sulzer.
— 684. — 39. — Minister — — Meister.
— 688. — 30. — geeigneten z. l. gesteigerten.
— — — 38. nach lehren muß es heissen Demuth und Geduld.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzleybuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen



20. November. 47. 1824.

Der reiche Hassan saß gebückt
Am Schluß des Jahrs vor einer Schieferblatte,
Und zählte von sich selbst entzückt,
Die guten Werke her, die er verübet hatte,

Pfeffel.

Aus den geheimen Papieren eines alten Egoisten.

Ich habe seit vierzig Jahren alle die grossen Ereignisse gesehen, die Europa umgekehrt und wieder hergestellt haben, und von den meisten bin ich persönlich berührt worden. Das Land, in dem ich wohne, hat wenigstens sechs Mal seine Regierung verändert. Eben so oft habe ich den Huldigungseid geschworen; und eben so oft habe ich ihn gebrochen. Meine Söhne haben erst gegen die Franzosen, dann mit ihnen und endlich wieder gegen sie gedient. Die Gemeinde, der ich angehöre, hat unter meiner Einstimmung, dem siegreichen Napoleon ihr Vivat gebracht, ein eben so lautes aber seinen siegreichen Ueberwindern. Das war ein seltsamer Wechsel der Begebenheiten und der Menschen. Aber er giebt aller Welt die Lehre, daß die Menschen am besten thun, sich dem Strome der Begebenheiten zu überlassen, weil sie doch nicht im Stande sind, ihn zu hemmen, und weil sie doch nicht vermögen, den Punkt des Ufers zu bestimmen, auf den das Spiel seiner Wogen ihn am Ende aussetzt.

Diese Lehre habe ich seit vierzig Jahren zu meiner unverbrüchlichen Maxime gemacht, und wenn ich alles, was ich genossen und geduldet, erworben und verloren, zusammen rechne, und das jetzt bestehende Resultat meiner Schicksale und Erfahrungen ausmittle, so muß ich sie für die höchste und wohlthätigste Acquisition meines Lebens halten; denn sie bewahrte mich vor der Thorheit, meine Rolle auf dem Schauplatze der Politik zu suchen, und dem Ruhm nachzustreben, der durch patriotische Aufopferungen erworben wird, und erhielt mich dagegen unverrückt in dem Kreise besonnener Thätigkeit, die des Lebens Ziel lediglich in dem eigenen Interessen sucht, die Sorge für das öffentliche Wohl aber dem lieben Gott überläßt, und denen, die er durch Tradition des Scepters zu seinen Subdelegirten auf der Erde gemacht hat. Ich habe eine Menge Leute gekannt, die, in der albernen Meynung, daß jeder berufen sey, zur Förderung menschlicher Cultur und Freyheit in die Bewegungen dieser Zeit einzugreifen, ihres Lebens Preis in dem Labyrinthe der Politik gesucht haben. Aber die meisten kamen aus demselben zurück, mit einer Dornenkrone, und viele entbehrten sogar dieses Schmuckes, weil sie den Kopf verloren hatten,

auf den derselbe hätte gesetzt werden sollen. Ich dagegen, indem ich mich von solcher Thorheit frey erhielt, und meine Segel immer nach dem Winde richtete, der da blies, auch in der Kunst des Lavirens mit jedem Tage grössere Tüchtigkeit erlangte, rettete mich aus jedem Sturm und aus jedem Schiffbruche, und sehe mich nun auf einen freundlichen Strand getrieben, wo ich, fester als auf dem Sandfelsen patriotisch errungener Achtung, auf einem schweren Geldsack sitze, und im Genusse der reichlichen Ergebnisse meines Lebens über die Eitelkeit und Verkehrtheit der abgeschmackten Bestrebungen philosophirе, die auf die Verwirklichung philantropischer Träume gerichtet seyn.

Dieser schwere Geldsack ist aber nicht mein einziger Erwerb geblieben; es wurde mir zugleich, was ich, da unser einer gegen die Regungen der Ambition nicht gleichgültig ist, hoch anschlage, die Ehre der Consequenz. Diese Ehre hat von den Herren aus meiner Bekanntschaft, die sich in den Wirbel der Politik geworfen, kein einziger gerettet. Zwar sprachen sie alle von der festen Begründung der Systeme, die sie in den bürgerlichen Vereinen geltend machen wollten, und von der unerschütterlichen Treue, womit sie bey denselben, unter jeder Gefahr, bis in den Tod zu verharren entschlossen waren. Aber da der Mensch seine Meynungen selten in sich selbst erzeugt, sondern gewöhnlich von aussen erhält, so wechselten sie auch ihre Systeme mit dem Gange der Ereignisse, und gleiches Schicksal hatte ihre oft betheuerte Treue, und so geschah es, daß die besagten Herren beym Ausbruche der französischen Revolution konstitutionelle Royalisten, dann Republikaner, hierauf Napoleonisten, ferner Antinapoleonisten, weiter Teutschthümler, später Liberale, endlich aber Mißvergnügte mit Gott, mit der Welt und mit sich selbst wurden. Durch dieses Ende sahen sie sich für den langen Irrgang ihres Lebens gewiß recht empfindlich beschämt. Diese Beschämung habe ich mir aber

erspart, indem ich nie von der mir unverbrüchlich vorgesetzten Regel abwich, gegen alle herrschenden politischen Systeme gleichgültig zu seyn, von jedem aber zu profitiren, so gut als ich irgend konnte.

Der Erfolg hat den Werth dieser Regel erprobt. Die politischen Helden in meiner Umgebung sind zum Theil in dem Sturm untergegangen, in den sie ohne Beruf sich gestürzt; andere haben die bittersten Erfahrungen von dem Undanke gemacht, womit die illustre Welt und der Pöbel Verdienst und Aufopferungen lohnt; viele haben das Glück ihres Lebens und ihrer Familien zerstört; alle haben die Gelegenheiten versäumt, die diese Zeit, reichlicher als jede andere, spekulativen Köpfen dargeboten, um ihre Zukunft zu sichern. Dieser Versäumniß bin ich nicht schuldig geworden. Wie auch die Meynungen und die Waffen siegen und unterliegen mochten, ich fand in jedem Siege und in jeder Niederlage Aufforderungen und Hülfsmittel, um meinen Vortheil zu wahren und zu fördern. Im Revolutions-Kriege machte ich grosse Lieferungen von Haber in die kaiserliche Magazine und hatte eine lange Reihe von Vierspännern bey dem Armee-Fuhr-Wesen; nach dem Frieden von Lüneville kaufte ich Klostergüter; in der Rheinbunds-Periode trieb ich Schleichhandel mit Colonial-Artikeln und englischen Waaren; in dem sogenannten Befreyungs-Kriege spekulirte ich mit Staatspapieren; als die Theuerung begann, legte ich grosse Getraidevorräthe an, durch die ich viele tausend Menschen vom Hungertode rettete, indem ich sie, als die Preise den höchsten Grad erreicht hatten, wieder losschlug. Diese wohlberechnete Thätigkeit blieb nicht unbelohnt. Ich lebte die lange Zeit der Umkehrungen und der Parteykämpfe hindurch mit aller Welt im Frieden, und als diese Zeit abgelaufen war, war ich ein reicher Mann.

Indessen erwarb ich mir durch mein Betragen nicht den Beyfall der Genossen dieser Zeit, im Ge-

gentheile sahen die Ultra's von beyden Seiten, die in ihr sich auf die Scene hervor drangen, recht vornehm und oft mit ausdrücklich erklåeter Verachtung auf mich herab; sie schalten mich einen Egoisten und einen politischen Indifferentisten; und sie hiengen an ihre Scheltworte gewöhnlich recht spitzige Pfeile; dieß Alles aber ertrug ich mit unüberwindlicher Standhaftigkeit. Ich war des Resultats unserer beyderseitigen Bestrebungen gewiß. Jene giengen mit ihrem Patriotismus zu Grunde; mich dazegen führte mein Egoismus zum Wohlstand und zum Reichthum, um aber die bösen Mäuler zum Schweigen zu bringen, überall freundlichen Gesichtern zu begegnen und unter allen Parteyen Vertheidiger und Clienten zu finden, giebt es kein besseres Mittel, als eine wohlgefüllte Kasse, wie denn die Leute, welche, um Geld bey mir zu borgen, in mein Zimmer treten, mir dieselben Complimente machen, sie mögen nun aus den Lagern der Liberalen oder Servilen kommen. Ueber die besagten Scheltworte aber konnte ich mich um so leichter beruhigen, da sie eine auffallende Ungerechtigkeit enthalten. Denn der Egoismus ist eine allgemeine Eigenthümlichkeit der menschlichen Art, ein Instinkt, der Jeden dem Ziel entgegen treibt, das er sich ein Mal erwählt hat, und dessen Unwiderstehlichkeit sich nur der eitle Sinn verbirgt, indem er die Blössen unserer geistigen Natur mit den Lumpen der Humanität und der Philantropie zu bedecken sucht. Daß aber der politische Indiferentismus das sicherste und haltbarste aller Systeme sey, daran kann nun kein nüchterner Beobachter der Weltereignisse mehr zweifeln, da eine vierzig jährige Erfahrung klärlich gelehrt hat, daß, wie man auch in den Verfassungen und Verwaltungen reformiren und organisiren, und welches politische Prinzip in ihnen zur Geltung komme, das Schicksal der Völker in der Hauptsache immer dasselbe bleibe, nämlich das, zu gehorchen und zu zahlen.

Vor hundert Jahren zerbrachen sich die Philosophen die Köpfe über die Frage von der besten Welt; in unserer Zeit ist unter Philosophen und Kannegiessern die Frage von dem besten Staate an die Ordnung des Tages gekommen. Wir haben über die letztere Frage viel Träumereyen und viel Abgeschmacktheiten gehört und gelesen, während doch der gesunde Menschen-Verstand und das allgemeine Wahrheitsgefühl sie längst mit unwidersprechlicher Evidenz dahin beantwortet haben, daß derjenige Staat der beste sey, in dem man [illegible] wenigsten bezahle. Wenn dieser Satz seine Richtigkeit hat, so kann man nicht sagen, daß unser Zeitalter auf dem Wege patriotischer Vervollkommung grosse Fortschritte gemacht habe. Im Gegentheile scheint die rückgängige Bewegung unläugbar, sintemal kein Staat in Europa ist, in dem man jetzt nicht wenigstens drey Mal mehr zahlte, als vor dreyßig Jahren. Dieß hält unser einer für ein grosses Uebel, das in der Gesetzgebung, wie vernunftmässig, und in der Verwaltung, wie liberal sie auch sey, nur einen sehr armseligen Ersatz findet. Auch haben wir keine Hoffnung, eine Milderung zu erleben, da die Regierungs-Weise in allen Ländern so eingerichtet ist, daß man bey ihr nicht mehr mit den alten Mitteln zu recht kommen kann, und in dieser Einrichtung ein so glänzender Triumph des menschlichen Verstands erkannt wird, daß es scheint, daß man sie so lange erhalten werde, bis sie von selbst zerfällt. Was ist zu thun? — Man muß sich der Gewalt der Nothwendigkeit unterwerfen, zugleich aber seine Maaßregeln also nehmen, daß man mit dieser Gewalt, so gut als es sich thun läßt, zu recht komme. Je mehr das Glück regiert zu werden kostet, desto mehr muß man im Stande seyn, zu zahlen. Ich habe dieses Glück um sehr wohlfeilen Preis genossen; nun aber der Preis gestiegen ist, bestreite ich ihn aus meinen in der guten, alten Zeit gemachten Ersparnissen, und diese reichen, zur Ehre meiner vorsichtigen Berechnungen wohl zu, daß ich bis an mein seliges Ende die Re-

stokraten und Demokraten von 1789, die Napoleonisten und Antinapoleonisten von 1809, und die Liberalen und Servilen vom neuesten Datum, stolz und ruhig auslachen kann.

Miscellen.

1.

Seit einiger Zeit haben in Teutschland die Religionscontroversen zwischen Katholiken und Protestanten wieder angefangen und sie wurden auf manchen Kampfplätzen mit einer Heftigkeit und Erbitterung geführt, die uns an die theologische Polemik des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts erinnerten. Das war eine unerwartete und nichts weniger als erfreuliche Erscheinung, und es schien mit ihr die Periode der Aufklärung und der Toleranz, die mit Joseph und Friedrich begonnen, abgelaufen. Indessen ergab sie sich aus der allgemeinen Stimmung der Zeit. Wo in allen Regionen des gesellschaftlichen Lebens der Geist der Zwietracht herrscht, kann unmöglich Friede unter den kirchlichen Parteyen bleiben. In der That waren auch die Kämpfe der letztern, in ihrem Zweck und ihrer Gestaltung, gleichsam der Nachhall der politischen Conflikte. Man stritt sich nicht so wohl über dogmatische Fragen, als über die Rechte und Bildung der kirchlichen Vereine, und nicht sowohl durch Gründe, als durch Verstärkung der socialen Macht suchte man des Sieges sich zu versichern. Dann war es auch, wie in der politischen Welt, die Systeme des Liberalismus und Servilismus, die als widerstrebende Gegensätze erschienen, die Ultra's von beyden Parteyen aber standen an der Spitze der Kämpfer. Endlich war es diesen Ultra's, so wenig als den politischen, um irgend ein rein sittliches Interesse, sondern lediglich um persönliche oder Kastenvortheile zu thun, die unter der Maske der redlichen Absicht sich verbargen. Diese

Kämpfe werden fortdauern, so lange die kriegerische Stimmung besteht, die die hervorstechende Eigenthümlichkeit der jetzigen Generation ist. Erst wenn durch die endlich nothwendig entstehende Ermüdung der angestrengten Kräfte, Empfänglichkeit für die Verständigung und Frieden wiederkehrt, werden auch, auf dem Schauplatze des kirchlichen Lebens, die Gemässigten wieder zum Wort kommen können; bis dahin thun sie am besten, wenn sie schweigen.

2.

(Ein Excerpt aus einer noch ungedruckten Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.) Als im Anfange des letzten Zehntels des achtzehnten Jahrhunderts die theoretischen Ideen, deren Durchführung im Leben das Ziel der französischen Revolution war, auch in Teutschland zur öffentlichen Discussion kamen und die Theilnahme der Gemüther erregten, fanden sie vor allem Eingang und bald enthusiastischen Beyfall bey der Jugend, die damals auf den protestantischen Universitäten des Vaterlandes sich für ihre künftige Bestimmung vorbereitete. Wer zu jener Zeit dieser Jugend angehörte, wird sich erinnern, wie begeistert sie für die glänzende Sache der Freyheit und der Gleichheit war, wie die gesellschaftlichen Lieder dieser Sache ertönten, wie man durch äussere Zeichen sich zu ihr bekannte, und wie man in diesem Kreise nicht unverachtet und ungeneckt bestehen konnte, ohne, wie damals der Ausdruck lautete, ein Demokrat zu seyn. Man kann es den damaligen teutschen Regierungen nicht zur Last legen, daß sie dem Laufe der gefährlichen Lehren, die in Frankreich gepredigt wurden, gleichgültig zugesehen hätten; aber die Eindrücke, die diese Lehren auf die akademische Jugend gemacht hatten, schienen sie für gefahrlos zu halten; — sie auszulöschen, überliessen sie der Hand der Zeit. Dieß Verfahren schien auf der Betrachtung zu beruhen; daß die studierende Jugend, vermöge ihrer ausschliessend idealen Geistesrichtung, leicht in den Irrthum

verfalle, es könne und müsse jede an sich wahre Idee auch verwircklicht werden; daß sie aber von diesem Irrthum zurückkomme, so bald sie in den Geschäften des Lebens den ewig unversöhnlichen Streit des Idealen und Realen kennen lerne. Die Richtigkeit dieser Betrachtung ward durch den Erfolg bestätigt. Die Demokraten von Göttingen, Halle, Jena, Leipzig, — zerstreuten sich durch Teutschland, traten in die mannigfaltigen Berufe des Lebens ein, wurden von den Sorgen für das tägliche Brod und für ihre Zukunft beunruhigt, lernten begreifen, wie viel mächtiger die Wirklichkeit, als die Idee sey, giengen bey der Erfahrung in die Schule, die ihre Exaltation herab stimmte, und ihre Lebensansichten berichtigte, wurden tüchtige und fleissige Arbeiter, und weit entfernt die bürgerliche Ordnung zu stören, lernten sie in ihr die Stütze ihrer eigenen Existenz kennen; ja manche von ihnen sind vielleicht bis zur Stunde — inquisitores haereticae pravitatis.

Mittheilungen aus dem Pulte eines katholischen Landgeistlichen in Baiern.

V.

(Die Priesterehe bey den unirten Griechen.) Je mehr sich der ehelose Stand der Geistlichen, durch das Bemühen der römischen Curie, ausbreitete, desto mehr verschlimmerten sich die Sitten. Dieß war auch der Fall in der morgenländischen Kirche, welche mit oder noch vor der abendländischen angefangen hatte, den Cölibat einzuführen, aber ihn schon im siebenten Jahrhundert wieder aufhob, wobey es denn auch bis auf diesen Tag verblieben ist. So bestehet auch die Priesterehe noch immer bey den unirten, d. h. bey den mit der katholischen Kirche vereinigten Griechen. Wie konnte dieses vergleichungsweise kleine Häuflein ein solches Vorrecht retten? Darüber giebt die Ansicht der Verhältnisse Auskunft.

So wie die neuen auf den Trümmern des zerfallenen weströmischen Kaiserthums entstehenden Staaten sich ausbildeten, traten schroffe und trennende Unterschiede zwischen dem Orient und dem Occident ein. Der Hof in Konstantinopel konnte keine Lust haben, sich an die nordischen Herrscher anzuschliessen, deren Eroberungen er als sein gesetzmässiges Erbgut betrachtete. Allmählich schwangen sich auch die Päpste, auf dem Thron der alten Cäsaren sitzend, in die Reihe der Fürsten empor, und wurden dadurch Rivale der oströmischen Kaiser. Um so weniger ward es ihnen möglich, diese in ihr Interesse zu ziehen. Das erkannten sie selbst und machten deßhalb keinen ernsthaften Versuch für diesen Zweck, sondern begnügten sich ihren Primat zu retten, den die offene Darlegung ihrer Ansprüche grossen Gefahren ausgesetzt haben würde. Es ward Maxime der römischen Politik, die Griechen auf dem Wege der Milde und des Temporisirens zu gewinnen. Man kannte die Begriffe, die dieses Volk von seiner kirchlichen Selbstständigkeit hatte. Es würde jedes anmassende Einschreiten mit Hohn und Verachtung erwiedert haben.

Rom wußte sich selbst in dem Falle zu benehmen, wenn im Occident ihm kräftiger Widerstand entgegen gesetzt wurde. Ein König von Frankreich schrieb einst einem Papste: Euer Albernheit (tua Fatuitas) „mögen sich erinnern, „daß wir im Zeitlichen (temporalibus) Niemand „unterworfen seyen." Dieser Titel, statt vestra Sanctitas, mußte sehr mißfallen. Aber indem der ungerathene Sohn der Kirche ihn ertheilte, bewies er Muth und Zuversicht, und Leute, die sich nicht fürchten, sind nicht zu verachten. — Ein anderer König bekam in einer Schlacht unter andern Gefangenen einen Bischof in seine Hände. Der Papst forderte ihn mit den Worten zurück: redde mihi filium meum! (Gieb mir meinen Sohn zurück!) der König schickte ihm den Panzer des Bischofs und schrieb ihm: vide, utrum tunica filii tui sit, an non (Siehe, ob

es deines Sohnes Rock sey, oder nicht? Mos. 37, 32) — Im Mittelalter machten die päpstlichen Cardinal-Legaten, in den Orten und Städten, wo sie durchreis'ten, grosse Kosten, weil sie auf die Rechnung der Gemeinden zehrten, ungefähr wie in der republikanischen und napoleonischen Zeit in Teutschland die französischen Marschälle und Generale. Kaiser Friedrich II, an dessen Hofe es etwas heller war, als an den andern Höfen dieser Zeit, verbot jenen kostbaren Herren den teutschen Boden fürder zu betreten. Darüber gerieth der Papst in grosse Entrüstung; aber der Kaiser schrieb ihm mit teutscher Geradheit, seine Gesandten seyen keine Cardinales, sondern Carpinales, (Rapser:)[*]) der nämliche Friedrich setzte sich, als der Papst ihn des Reichs für verlustig erklärt hatte, selbst die Krone wieder auf, zum Beweise, daß er sich seines Rechts sicherer hielt, als man in Rom glaubte. So warf in einer Zeit der Finsterniß das verdüsterte Licht der gesunden Vernunft noch einige Strahlen aus, welche gleich Blitzen die Römer überraschten und schreckten und sie vermochten ihren kühnen Gang zum Ziele der allgemeinen Herrschaft bey ungünstiger Constellation zu hemmen.

Um so weniger konnten sie aber hoffen, mit ihren Anmaßungen bey den Griechen durch zu dringen, da bey diesem Volke das Licht der Wissenschaft, das im Occident untergegangen war, noch immer leuchtete, da seine Gelehrten noch immer aus den reichen Quellen der Weisheit schöpften, die in den alten Denkmalen seiner Nationalliteratur flossen und da es bey ihm keine geistliche und weltliche Doktoren gab, welche ihre Weisheit zu Bologna geholt und ihre Begriffe durch abendländische Scholastik und Jurisprudenz verwirrt hatten. Unter diesen Umständen hatte Innozenz III. im Voraus berechnen können, was es für einen Erfolg haben würde, als er einem der byzantinischen Kaiser einzubilden suchte, die geistliche Macht sey die Sonne und die weltliche der Mond. Er verrieth damit sein Geheimniß und wurde das Gelächter der byzantinischen Hofleute. Zwar suchten die Kaiser zu verschiedenen Malen in grossen Bedrängnissen sich dadurch zu retten, daß sie Verträge unterzeichneten, in denen die Vereinigung der morgenländischen Kirche mit der abendländischen ausgesprochen war; aber jedesmal scheiterte die Vollziehung an dem widerstrebenden Willen des Clerus und des Volks.

Auch unter den Trümmern des orientalischen Reichs wußten die Griechen ihre kirchliche Selbstständigkeit zu retten. Die Türken wollten Länder und Geld; dafür liessen sie den Besiegten ihren Glauben und ihre hierarchischen Verhältnisse. Für die Päpste aber waren mit dieser Katastrophe alle Hoffnungen untergegangen, indem nicht zu erwarten stand, daß der Sultan ihnen seinen Arm leihen werde, um die Griechen in ihren Schafstall einzutreiben. Zwar liessen sie es nicht an Versuchen fehlen, die Höfe des Occidents zum Widerstande gegen die Türken und zur Befreyung der von ihnen unterjochten christlichen Völker zu ermuntern. Gelang das letztere, so thaten sich herrliche Aussichten zur Erweiterung der römischen Macht auf. Aber der Krebs hatte sich eingefressen und Europa, seine Interesse verkennend und in ewiger Entzweyung mit sich selbst, versäumte ihn weiter auszutreiben. Auf die grosse griechische Kirche verzichtend legte nun Rom seine Minen auf die einzelnen griechischen Kirchen an, deren Mitglieder unter der Botmäßigkeit christlicher Regierungen geblieben waren, und hier gelang auch, unterstützt von dem frommen Eifer der Fürsten, das Werk, und sehr

[*]) Noch stärker hatte zuvor, im Jahr 1158 Kaiser Friedrich II. dem Papste Adrian IV. geschrieben: Seine Cardinallegaten seyen „non praedicatores sed „praedatores, non pacis corroboratores, sed pecuniae raptores, non orbis reparatores, sed auri „insatiabiles corrasores." S. Fr. v. Raumers Gesch. der Hohenstaufen II. B. 108.

viele Gemeinden in Italien, Ungern, Galicien, Polen ec. vereinigten (unirten) sich mit der katholischen Kirche; Rom aber, um die Schwierigkeiten der Union zu überwinden, ließ geschehen, daß die Griechen in ceremonieller und disciplinarischer Hinsicht manches beybehielten, was nicht römisch war, und so blieb ihren Priestern, als Exemtion oder als Privilegium, die Ehe, während sie sonst dem Clerus in dem gesammten Kirche verboten blieb; durch welches Verbot aber ein offenbarer schneidender Widerspruch herbey geführt wurde, indem der Cölibat, als göttlichen Rechtens, keine Ausnahme gestattet, als menschliche Verfügung; aber jedes Grundes ermangelnd, ein Werk der Willkühr in sich selbst zerfällt.

Uebrigens sind die Verhältnisse, in denen die unirte griechische Kirche zu der katholischen steht, bei uns noch immer nur sehr unvollkommen bekannt; sie verdienen aber genau bekannt zu seyn, weil jene Kirche ein Beweiß ist, daß Rom auch mit sich kapituliren läßt. Dieß Resultat erprobt, daß die Griechen ihre Stellung kannten, und mit Festigkeit ihre Meynungen und Ueberlieferungen behaupten. Ihr Beyspiel ist deßhalb lehrreich für alle die, welche mit Rom über kirchliche Institutionen, Gesetze und Formen zu unterhandlen haben; indem sie aber bis zur Stunde erhielten, was ihnen einmal bewilligt ward, erinnert ihre Geschichte an das schöne Wort von Schuberoff: „Der „Feind kommt, wenn die Leute schlafen; Indolenz hat ganze Staaten zu Grunde gerichtet; „durch die Indolenz der Christen ist die römische Hierarchie so mächtig geworden; auch „der Feind der Tugend gewinnt die Herrschaft „über uns, wenn wir sorglos sind. Also wachsam!“

Gelegenheitliche Blicke auf Teutschlands innere Handels-Beschränkungen, vom Jahre 1820 — 24, besonders in Beziehung auf Süd-Teutschland.

[Beschluß.]

Daß auf dem Ministerialkongresse zu Wien, die in dieser Note vorkommenden Ansichten nicht allgemein durchdrangen, vielleicht verschiedener Verhältnisse wegen nicht durchdringen konnten, liegt am Tage. Es kam dort zu keiner allgemeinen Beschlußnahme über den 19ten Artikel der Bundesakte, und seit jener Zeit ist der Gegenstand auch am Bundestage nicht mehr zur Sprache gekommen. Dagegen kann man mit Grund annehmen, daß sämmtliche an der Verabredung vom 19. May 1820, und an den Darmstädter Verhandlungen theilnehmenden Staatsregierungen, von der Wahrheit und Richtigkeit der in jener Note aufgezählten Verhältnisse überzeugt waren, und die Nothwendigkeit einer Vereinigung der Handels- und Verkehrsverhältnisse unter sich eingesehen haben, und diese Voraussetzung berechtiget zu den Fragen:

Wie es wohl kam, daß eine solche Vereinigung bis jetzt nicht zu Stande gebracht werden konnte? und ob die Verhältnisse, welche die Sache im Jahr 1820 veranlaßten, noch bestehen, mithin für die Erreichung derselben, dieselben Gründe sprechen?

Die Beantwortung der ersten Frage ist in so lange nicht zuläßig, als die Verhandlungen nicht wirklich abgebrochen, und die Erreichung der Sache noch nicht aufgegeben ist: dieses kann nur dann geschehen, wenn sie der Geschichte angehört.

Die zweyte Frage beantworten Thatsachen. Leider sind nicht nur alle üblen Verhältnisse, welche im Jahr 1820 bestanden, noch vorhanden, sondern sie haben sich seitdem theils an und für sich selbst, theils durch das Hinzukommen einer Menge neuer Beschränkungen unendlich vermehrt. Man werfe einen Blick auf die seitdem in Rußland, Neapel, Piemont, Frankreich, den Niederlanden, in England, Nordamerika ec. getroffenen Einrichtungen; man vergleiche die frühern Zolltarife dieser Länder mit den jetzt bestehenden, und man wird erstaunen, wie einstimmig auf allen Seiten Teutschlands Handel gehemmt, gesperrt und unterdrückt wird.

Man halte die im Jahr 1820 in der österreichischen Monarchie bestandenen Handelsbeschränkungen und Zollvorkehrungen gegen die dermaligen; man durchsehe die königlich preussischen vor dem Jahre 1821 bestandenen Zollanstalten, und vergleiche sie mit den jetzigen, und man wird finden, daß sich die Beschränkungen aller Art verdoppelt haben.

Doch weit mehr ergreift das Gefühl des Teutschen, diese Hemmungen, Repressalien und Handelsbedrückungen selbst unter denen am Vortrage vom 19. Mai 1820 partizipirenden Staaten auf eine unglaubliche Weise vermehrt zu sehen. Allenthalben ist auch hier die im Jahr 1820 noch vorhanden gewesene karge Verkehrsfreyheit verschwunden.

Nassau umgürtete sich im Jahr 1822 mit einem Zollsysteme. Baden verschärfte sein früheres gemässigtes System seitdem mit jedem Jahre. Ein gleiches geschah in Baiern. Die beyden Hessen haben sowohl den Verkehr unter sich, als gegen ihre Nachbarn gefesselt. Würtemberg hat sein System umgearbeitet, verschärft, und es durch Vertrag auf die beyden Hohenzollern ausgedehnt. Die sächsischen Lande ausgenommen, ist nirgends mehr freyer Verkehr zu finden. Die im Jahr 1820 bestandenen Uebel haben sich verzehnfacht. Damals hatten alle unsere Produkte einen weit höhern Werth als jetzt. manche sind seitdem um die Hälfte im Preise gefallen, eine natürliche und unausbleibliche Folge der immer sich mehrenden Handelsbeschränkungen. Nicht sowohl der Segen ergiebiger Aerndten, als die Unterbindung aller Volksadern drückt die Preise herunter. Vergleicht man die auf den französischen Märkten bestehenden Produkten-Preise mit jenen der unsrigen, so findet man einen gewaltigen Unterschied; und da Frankreich eben die gesegneten Jahre hatte wie Teutschland, so kann die Ursache der dortigen höheren Preise nirgends anders liegen: als in der freyen Bewegung unter einer Masse von 28 Millionen Menschen, in einer Wohlthat, die wir in Teutschland total entbehren.

Alles dieses gestaltete sich, während die Staaten über den freyen Verkehr und Schutz für den Erwerbfleiß ihrer Bewohner unterhandelten, und ungeachtet dieser National-Kalamität — denn diesen Namen verdient sie — erlosch die Hoffnung und das Vertrauen auf Abhülfe bis zu dieser Stunde nicht.

Die Franzosen, Engländer ꝛc. behaupten: der Teutsche, und besonders der Südteutsche, hoffe und vertraue zu leicht; doch dies Mal trifft ihn dieser Vorwurf nicht, er hatte Gründe zu hoffen, und zu jenen, welche seine erste Hoffnung weckten, gesellten sich täglich neue in die Augen fallendere. Er durfte vertrauen, da Fürsten und Minister durch wiederhohlte Zusicherungen auf seine Vorstellungen antworteten. Im April 1821 ersuchten die Würtembergischen Stände die Staatsregierung, den Verkehrsverband herzustellen, und sich durch keine pekuniare Rücksicht aufhalten zu lassen; es wurde ihnen versprochen.

Ein gleiches geschah im May 1822 in Baiern. Zu gleicher Zeit versicherte Se. Königl. Hoheit der Großherzog von Baden in seiner Rede vom Throne seine Stände, nichts unterlassen zu wollen, was seinen Unterthanen diese Wohlthat zu verschaffen geeignet seye. Im Jahr 1823 geschah dasselbe im Großherzogthum Hessen. Alle ständischen Verhandlungen zeugen, mit welcher Kraft und Wärme für die Sache gesprochen wurde, und alle enthalten die bestimmtesten Zusicherungen der Staatsregierungen.

Die Nassauischen Stände stellten dieselbe Bitte. In Weimar geschah das Nämliche. Sämmtliche Regierungen wurden in wiederhohlten Darstellungen um die Herstellung der Verbindung angegangen, und alle betheuerten unablässig ihr dießfallsiges beharrliches Bestreben.*)

Der Teutsche konnte daher hoffen und vertrauen; er darf es noch. Noch ist kein widriges Verhältniß entfernt; wohl aber tausend neue zu den alten hinzugekommen. Es sind keine Umstände, keine Ergebnisse eingetreten, welche gebieterischer, als jene Verhältnisse sprechen.

Noch vor wenigen Wochen sagte der von der Lage der Verhandlungen unterrichtete Ausschuß der Würtembergischen Ständeversammlung in seinem Berichte über das neue Zollgesetz: es bestehe kein Hinderniß mehr, welches der Sache entgegen stehe; und der Königliche Finanzminister versicherte die Stände der fortgesetzten Bemühungen des Souverains. Die bey der Bundesversammlung am 26. August dieses Jahrs beschlossene Reaktivirung der Commission zur Begutachtung der Verhältnisse des freyen Handels und Verkehrs, ist ein neuer mächtiger Anstoß die Sache zu beendigen; denn nur dann wird es der Bundesversammlung möglich, für ganz Teutschland umfassende Handels- und Verkehrsbestimmungen zu treffen, wenn sich die verschiedenen einzelnen Interessen zu einem Ganzen gestaltet haben; nur dann finden Oesterreich und Preussen Berührungspunkte, nur dieses macht ihnen eine Annäherung möglich.

Will man die Sache aufrichtig, und daß man sie wolle, darüber sollte kein Zweifel mehr bestehen**), so muß man auch das hiezu einzig taugliche Mittel, eine Handelsverbindung der Staaten zweyten und dritten Ranges, als absolute Vorbedingung der grossen teutschen Verkehrsfreyheit vorausgehen lassen; ohne diese sind alle Bestrebungen entweder eitel, oder im glücklichsten Falle erst für die späten Enkel der dermaligen Generation möglich und Früchte bringend.

Anfangs Oktober 1824.

*) Der Verfasser hat diese Darstellungen aus allen Staaten seit 4 Jahren sammt einer grossen Menge anderer einschlagenden Notizen gesammelt, sie sind im höchsten Grade interessant und lehrreich.

**) Die zwischen Baden und Hessen unterm 8. September dieses Jahrs abgeschlossene Uebereinkunft, und besonders die derselben vorausgeschickten Grundsätze beyder Staats-Regierungen, beweisen dieses neuerdings auf eine unwidersprechliche Weise.

Verlegt von J. G. Pahl. Gedruckt in der [illegible] zu [illegible].

Neue

Nationalchronik der Teutschen



27. November. 48. 1824.

Fester Sinn! — — —
Du bist der Fels, an dem die Woge strandet.
Die Schrecken rings gedroht und Untergang;
An dem der Schwimmer kühn und sicher landet
Dess' leztes Boot die wilde Fluth verschlang,
Und dem, wenn er dein Wolkenhaupt ersteiget.
Sich nah' das Ufer seiner Rettung zeiget.

Schreiber

Blicke auf Schweden.

Gustav Adolph, der den Namen des Grossen mehr als hunderte verdient, denen Schmeicheley oder Beschränkung ihn beygelegt hat, war der Friedrich II. des siebenzehnten Jahrhunderts. Seine Geschichte dient zum glänzenden Beweise, wie sehr Geist und Muth auch bey geringen Mitteln, unbenützter und unbehülflicher materieller Macht überlegen seyen. Er war auf dem Wege, Rußland in seiner Wiege zu ersticken, Oesterreich in Schranken zurück zu weisen, in denen es der Welt nicht mehr furchtbar werden konnte, sich selbst aber und dem Protestantismus in Teutschland das Uebergewicht zu verschaffen. Ohne die verrätherische Kugel, die ihn in der Schlacht bey Lützen traf, wäre jezt der Zustand von Europa ein ganz anderer. Indeß entwich mit ihm nicht sein Geist aus dem Cabinette und aus dem Heere, und die Furcht, die er vor dem schwedischen Namen erregt hatte, wirkte auch noch nach seinem Tode fort. Die Männer aus seiner Schule führten bey dem westphälischen Frieden, der das Gesetzbuch für das europäische Völkerrecht geworden, eine entscheidende Stimme; das Reich machte ansehnliche Eroberungen in den Küstenländern des teutschen Nordens; und als Dänemark eifersüchtig dem Gange des siegreichen Nachbars in den Weg trat, büßte es seine Lust durch die Aufopferungen der Inseln Gothland und Oesel.

Fünfundsechzig Jahre nach Gustav Adolphs Tod bestieg Karl XII. den Thron, — eine der außerordentlichsten Naturen, die je die menschliche Art hervor gebracht, von ungeheuerer Kraft und eisernem Willen, für keinen sinnlichen Reiz empfänglich, keinem Widerstande weichend, nie von Sorge oder Furcht berührt, und immer unaufhaltsam vorwärts schreitend, wenn auch sein Weg über Vulkane oder Abgründe führte. Er hatte die Macht des aufstrebenden Rußlands, als er bey Narva mit 8000 Schweden 80,000 Russen zerstäubte, furchtbar erschüttert, die Krone von Polen dem Haupte Augusts entrissen, und sie auf das Haupt des Woywoden Stanislaus Leszinky, gesezt, und in Teutschland vor-

dringend, alle Höfe des Südens mit Schrecken erfüllt. Aber der Tag bey Pultawa vernichtete die Frucht neunjähriger Siege. Schweden von allen Seiten angegriffen, unterlag überall der Uebermacht. Endlich fiel Karl vor Friedrichshall. Der Rest von Kraft, der noch im Innern des Reichs war, ward gebrochen, als die Thronfolgerin die souveraine Gewalt einer drückenden, stets in Faktionen getheilten Aristokratie überließ; Bremen, Verden, Vorpommern, Stettin, die Zollfreyheit im Sund, Liefland, Estland und Ingermannland giengen in den Verträgen mit den Nachbarn verloren; seit dieser Zeit verschwand Schweden aus der Reihe der grossen Mächte.

Man kann nicht sagen, daß es nie wieder in dieselbe eintreten werde, indem die beyden genannten Heroen den augenscheinlichen Beweis geben, daß die grossen Rollen in der politischen Welt nicht nach dem Flächeninhalt der Länder, sondern nach dem Genie der Herrscher vertheilt werden. Unterdessen haben die Resultate der neuesten Geschichte die Hoffnung sehr vermindert, daß die Zeiten des Ruhms von Gustav Adolph und Karl XII., für Schweden bald wieder kommen dürften. Die Periode, welche diese Geschichte umschreibt, war für alle europäische Staaten kritisch; Schweden gelangte in ihr mehr als ein Mal in die furchtbarsten Gefahren, es rettete sich nur durch die empfindlichsten Opfer. Dieselbe Periode brachte aber auch dem wankenden und erschöpften Reiche einen neuen Herrscher-Stamm. An ihn sind nun seine Hoffnungen für die Zukunft geknüpft.

Welches ist der Anker, an dem die Hoffnungen hängen? — Was zur Erhebung des Staates geschehen konnte, sagt ein geistvoller teutscher Schriftsteller*), hat der treffliche König gethan und thut es noch. Er hat die Erfahrungen eines geprüften Lebens auf den Thron gebracht,

*) J. Weizel in der Schrift: Europa in seinem gegenwärtigen Zustande rc. S. 212.

den er mehr ziert, als ihn dieser zieren kann. Indessen umgeben ihn und sein Geschlecht hundert sichtbare und eben so viele verborgene Gefahren. Der Politik, die sich immer geltend zu machen suchen wird, ist Karl Johann nicht legitim, obgleich er durch den Wunsch der Regierung und der Nation auf den Thron von Schweden berufen ward. Eine solche Ansicht würde man mit Befremden von jedem Jahrhundert hören; die Verkehrtheit des unsrigen, wo man nach den Haller'schen Restaurationsgrundsätzen die Gesellschaft zu restauriren sucht, macht sie begreiflich, daß die grossen, aufgeklärten Cabinette diese Ansicht theilen, ist nicht zu behaupten, wohl aber daß sie bey einer Partey Billigung und Unterstützung finden kann, die sich mit Europa in die Zeiten der Kreuzzüge versetzen zu wollen scheint.

Es wäre möglich, daß Karl Johann ein Mal wünschte, die bey Großbeeren und Dennewitz gepflückten Lorbeeren nicht in dem Kranz um seine Schläfe zu sehen. Wir glauben es nicht und reden nur von der Möglichkeit. Aber welch' eine Zeit, in der man das Gelingen seiner beßten Entwürfe, seiner reinsten Absichten und seine schönsten Thaten zu bereuen hätte! Uebrigens ist für Schweden und seinen König wenig zu fürchten, so lange sie Rußland für sich haben. Und könnte dieses so bald vergessen, daß Karl Johann sein Freund war, wo er im Bunde mit Napoleon, dem nordischen Koloß hätte gefährlich werden, und wenigstens Finnland hätte erwerben können? Der König ist in den Verdacht gekommen, den Adel zu begünstigen. Seine Lage erfordert allerdings, daß er sich diesen wichtigen Stand ergeben erhalte. Das gebietet ihm die Klugheit und ihr mag er gefolgt seyn, wenn er dem Adel sich geneigter erwies, als es der Bürgerstand gern sieht. In seinen politischen Grundsätzen kann so wenig, als in den aus seinem frühern Leben ihm gebliebenen Gesinnungen und Gefühlen die Neigung liegen, einen

Stand uber die Nation zu setzen. — Die Zeit hat durch Gewohnheiten und Vorurtheile Schweden und Norwegen geschieden; die Zeit wird sie durch Gewohnheit und Erkenntniß ihres wahren Vortheils wieder einigen, obgleich Norwegen, vielleicht nicht ohne Grund, sich in einer Art von Abgeschiedenheit halten zu müssen glaubte, indem es seine Geldverwendung und seine Truppen von denen Schwedens getrennt erhielt. Auf den König dürfen wir das Vertrauen setzen, daß ihm gelingen werde, was Andere ohne Erfolg versuchen könnten. Er hat sich als viel erfahrnen und viel geprüften Mann bewährt, der seine Lage, seine Zeit und seine Menschen kennt. Der Charakter seiner Regierung ist Festigkeit ohne Härte, Güte ohne Schwäche und Gerechtigkeit mit Klugheit gepaart. Er giebt, was er nicht wohl versagen kann, ohne die Forderung abzuwarten; und so wird als Wohlthat dankbar von ihm angenommen, was ihm später mit Undank könnte abgenöthiget werden. Was er nicht aus freyer Entschliessung bewilligen zu dürfen glaubt, verweigert er mit ruhigem Ernst. Zwischen ihm und den Reichsständen hat sich ein schönes Verhältniß geoffenbart, das auf Achtung und Vertrauen beruht. Ohne Zweifel wußte sich der König das wirkliche Praktische der Revolution, die ihn gebildet, anzueignen, ohne sich den Täuschungen glänzender Theorien und philantropischer Prinzipien hinzugeben. Diese nicht auf Zeit und Ort berechnet, haben das Schicksal einer voreiligen oder verspäteten Vegetation, die von böser Witterung überrascht, unentwickelt stirbt. Daß der König nicht in die Lage kam, sich bey den jüngsten Ereignissen in Europa zu erklären, war ihm von Vortheil und gewiß persönlich angenehm; denn nichts schadet der königlichen Würde mehr, als der Widerspruch, in den der Monarch mit sich selbst geräth, wenn er Gesinnungen und Entwürfe wechselt.

Licht und Finsterniß.

In den südeuropäischen Staaten und selbst in dem hochcivilisirten Frankreich, liegen seit der Wiederherstellung der alten gesellschaftlichen Ordnungen Licht und Finsterniß in einem schweren Kampfe. Die Restituirten lassen nicht von der bey ihnen fix gewordenen Idee ab, daß das vorhandene Uebermaß des Lichts sie um ihren alten und legitimen Besitz gebracht habe; nun sie aber wieder in denselben eingesetzt sind, haben sie nichts wichtigeres zu thun, als daß sie jenes Uebermaß zurück treiben und vernichten, und so viel möglich seinem Wiederaufkommen vorbeugen. In der besagten fixen Idee bestärken sie die Verfechter der Hierarchie. So sehen die erstern in den letztern ihre natürlichen Bundsgenossen; jene verstärken ihre Macht, indem sie sich eng an diese anschliessen; man glaubt die Thronen damit zu befestigen, durch Wiederherstellung der Inquisition, der Jesuiten, der Klöster, des Köhlerglaubens und der mechanischen Religionsübung; diese Vereinigung der weltlichen und geistlichen Macht bewirkt grosse Erfolge; alle Zeichen deuten auf die unvermeidliche Niederlage der in Muthlosigkeit und Schwäche versunkenen Partey des Lichts.

Auch in Teutschland hat sich derselbe Kampf entsponnen; aber die Partey der Verfinsterung hat bey weitem nicht dieselbe Ueberlegenheit der Macht und der Mittel, wie im südlichen Europa, und so sind ihr auch bey weitem nicht dieselben Erfolge geworden. Es ist nützlich und noth an diese Thatsachen zu erinnern, damit das Geschrey, das da und dort von den Planen und Ansichten teutscher Obscuranten ertönt, die Freunde des Lichts und der Wahrheit nicht verleite, ihr Ziel als ein unerreichbares aufzugeben, daß auf unsere Regirungen nicht ein Verdacht falle, der ohne ihre Schuld sie entehren würde, und daß die Verfechter der Finsterniß nicht durch den Wahn ermuthigt werden, der Sieg ihrer Sache sey unfehlbar.

Das ist unläugbar, daß es in Teutschland viele Leute giebt, die entweder aus persönlichem und Standesinteresse, also aus klar begriffener und gedachter Politik, oder aus einer Ueberzeugung, die, ohne Bewußtseyn, durch dieses Interesse hervor gebracht und befestigt worden, die Lehre verkündigen und verfechten, daß um Ruhe und Ordnung herzustellen und dem Bestehenden eine sichere Garantie zu geben, das unfehlbare Mittel darin bestehe, daß der Leuchter der Aufklärung von seiner Stätte gestossen und durch scharfe Polizeygesetze der intellektuellen Cultur der Völker eine genau bestimmte und feste Gränze gegeben werde, deren Ueberschreitung die wohlverdiente Strafe in dem Criminalkodex anzuweisen sey. Diese Leute haben auch auf dem Schauplatze unserer Literatur ihre Stimmführer gefunden, und nicht selten erregen die letztern unsere Verwunderung durch die Keckheit, mit der sie auftreten, und durch die Unverschämtheit, mit der sie ihre Siege verkündigen. Dessen ungeachtet blüht ihnen auf diesem Schauplatze kein Glück. Denn wer sind die Helden der Obscuration, die sich so muthig auf demselbigen gebärden? — Menschen ohne Bedeutung und ohne Namen in der gelehrten Republik, lächerliche Polterer, mit der Waffenrüstung der jesuitischen Polemik angethan, Heuchler, die überall den Trug verrathen, den sie zum Vortheil ihrer Dienstherrn spielen, mystische und idealistische Träumer, aller bestimmten Begriffe los und ledig, flache Schwätzer, die den Mangel an Geist mit leeren Phrasen ersetzen, und ab und zu ein guter Kopf, den man mit sich selbst im müheseligen Kampfe begriffen sieht, indem er eine Sache preis't, die er in seinem Innern verachtet. Und wie könnte solchen Kämpfern der Sieg verheissen werden, da ihnen die überwiegende Macht des Genie's, der Wissenschaft, der Wahrheit und der Freymüthigkeit entgegen steht, die in grossen und ausgezeichneten Schriftstellern, den Trägern und Nährern unsrer geistigen Bildung, ist von denen auch nicht einer in die Lager der Obscuranten übergegangen, die im Gegentheil eines Sinnes und mit Eifer, in mündlicher und schriftlicher Rede, dafür zeugen und dahin wirken, daß das Licht, das der teutschen Nation aufgegangen, und für sie zum Element und zur Bürgschaft eines edlern Lebens geworden ist, fortwährend erhalten und gepflegt, dagegen aber der neuen Barbarey, die obscuren Theorieen und partikuläeren Interessen zu Liebe hereinbrechen soll, vorgebeugt werde? — So groß ist das Mißverhältniß der beyderseitigen Streitkräfte! Wer könnte sie vergleichen, ohne die Wahrheit der treffenden Apostrophe zu fühlen: „Ihr fürchtet Verwüstung in dem Gebiete der Moral und „der Intelligenz! Seyd ruhig! Moral und Intelligenz sind der Gulliver; die Pfeile und Spiesse der Lilliputer werden seine büffelederne „Weste nicht durchdringen."

Für bedenklicher müßten wir die Zeichen halten, wenn die Lilliputer, von welchen hier die Rede ist, Eingang bey den Staatsregierungen fänden, und sie zu der Täuschung verleiteten, von der sie selbst befangen sind. Daß ihnen im Süden von Europa solches Glück geworden, ist bekannt genug, und wir vernehmen täglich, wie sie es gebrauchen. Aber nie wird es ihnen im Norden, nie in den protestantischen und in den constitutionellen Staaten Teutschlands werden, wo der Geist der Völker, die Macht der bestehenden Gesetze und Institute, die aufgeklärten Regierungen und das Nichtdaseyn einer auf hierarchische Gewalt strebenden Kaste der Erhaltung des Lichts und seinen Fortschritten die beruhigendste Sicherheit gewähren.

Diese Sicherheit war in Teutschland in den Tagen des Rheinbundes nicht vorhanden. Was gestattete sich nicht der Protector gegen die freye Mittheilung des Gedankens? Wie bedrohte er unsere Lehranstalten durch das Beyspiel, das er in Frankreich gab? Wie bedenklich wurde die Zeit für selbstständige Köpfe, wie

drückend für das literarische Verkehr? Aber auch damals warfen die Bessern ihre Hoffnungen nicht weg, und ihr Vertrauen ist ihnen belohnt worden.

Es sey uns erlaubt einige treffliche Worte aus jener Zeit bezüglich auf diesen Gegenstand hier zu wiederhohlen, da sie nicht nur geeignet sind unseren Glauben an den Sieg der guten Sache zu stärken, sondern auch einige heilsame Lehren enthalten, die unter den gegenwärtigen Umständen sehr unserer Beherzigung werth sind. Die Worte aber lauten also: „Es mögen allerdings hier und da Grosse und Weltleute seyn, welche den Gelehrten, den Wissenschaften und der menschlichen Vernunft überhaupt abhold sind, und die von der Erhaltung oder allgemeinen Verbreitung der Einfalt und der damit gewöhnlich verbundenen Stumpfheit grosse Dinge für die Ruhe der Staaten und für das Glück derer erwarten, für die ihrer Meynung nach, **die Welt eigentlich da ist**; es mögen allerdings manche Wahrheiten sich nicht in die Zeit schicken, und entweder ganz vergraben bleiben, oder in einem Gewande oder in einer Gestalt hervortreten müssen, welche dem Freunde der Wahrheit auf keine Weise gefallen kann; es mag sich ein Bestreben wahrnehmen lassen, über gewisse Gegenstände absichtlich eine schiefe Ansicht zu verbreiten, und ihnen ein falsches Gewicht beyzulegen; es mag endlich unverkennbar seyn, daß wider Recht und Billigkeit, die Partheyen, die sich in das Gebiet gewisser Wahrheiten wagen, nicht gleicher Rechte geniessen, und es mag noch unverkennbarer seyn, daß besonders von Schriftstellern **teutscher Zunge** diese Lage der Dinge auf eine Art benutzt wird, welche unsern schreibenden Zeitgenossen bey der Nachwelt wenig Ehre bringen, **und welche uns nothwendig in den Augen anderer Nationen, besonders der siegreichen Nation, ausserordentlich herab setzen muß, der es zum wahren Ruhm gereicht, daß sie in Schriften**

welche nicht einen ganz besondern öffentlichen Charakter haben, die Wahrheit weit mehr achtet, und sie mit viel grösserer Freymüthigkeit ausspricht, und daß sie mit dem Nachsprechen weit geiziger ist, als viele Teutsche.*) Alles dieses mag wahr seyn; es mag ferner wahr seyn, daß die Verarmung so vieler Menschen, daß die Aufhebung so mancher für die Verbreitung des Lichts günstiger Institute, hier und da einen möglichen nachtheiligen Einfluß haben kann, und es lassen sich endlich gewisse Plane denken, deren Realisirung sowohl unmittelbar, als noch mehr mittelbarer Weise dem unter uns glücklich verbreiteten Lichte nachtheilig werden müßten; dennoch ist kein bedeutender Grund, keine wirkliche Erscheinung vorhanden, aus welcher sich eine reelle Furcht vor einer absichtlichen, planmässigen Unterdrückung alles Lichts und vor Zurückführung eines Zustandes der allgemeinen Unwissenheit, Stumpfheit und des blinden Glaubens an irgend einen Schiedsrichter im Reiche des Denkens hernehmen liesse. Vielmehr sind alle die Stützen und Quellen, durch welche unsere Väter Wissenschaft und Licht zu begründen und zu verbreiten suchten, immer noch vorhanden; und man sieht aus der Art, wie man über deren Erhaltung und Erweiterung wenigstens spricht, doch so viel, daß man eine Ehre darein setzt, Etwas dafür zu thun, und daß man es zu vermeiden sucht, in den Verdacht zu fallen, für das Gegentheil thätig zu seyn; wie denn die Gewalt jetzt mehr gegen den Willen als die Vernunft gerichtet ist. So bald endlich eine Nation nicht an sich selbst verzweifelt, und nicht so tief verfällt, daß sie aus eigener Erbärmlichkeit und aus einem falsch berechneten Streben, den Machthabern zu gefallen, so weit geht, daß die Worte des **Tacitus**: etiam illum, qui libertatem publicam

*) Eine wahre, noch immer geltende und treffende Rüge.
A. d. R.

nollet, tam projectae servientium patientiae taedebat, auf sie anwendbar werden, sondern so lange sie nur einen Funken von Selbstachtung und von dem edlern Gefühl bewahret; gehört, wie die Sachen jetzt stehen, eine allgemeine Verfinsterung durch äußere menschliche Gewalt zu den wahren moralischen Unmöglichkeiten. An diesem Glauben müssen wir wenigstens fest halten, nicht vor der Zeit über unmögliche Uebel und Gefahren nachdenken, sondern festen Schrittes einhergehen, und durch eine würdige, anständige Freymüthigkeit das errungene Panier zu erhalten und zu vertheidigen suchen; am wenigsten müssen wir aber deshalb etwas für die Aufklärung fürchten, wenn man den Unfug, der nur zu oft mit der Publicität getrieben worden ist, Einhalt thun, und den elenden Schwätzern, welche nur darauf ausgehen, zu necken, und durch Neckereyen ihrer schlechten Waare Liebhaber zu verschaffen, ihr Spiel verderben sieht. Ihre Sache hat mit der Angelegenheit der wahren Aufklärung nichts zu thun."*)

*) Jenaische Allg. Lit. Zeit. 1810, Nr. 174.

Ein apologetisches Wort für unsere Vorzeit.

(Eingesandt.)

In dem Aufsatze „das alte teutsche Reich", der in Nro. 43. dieser Blätter mitgetheilt wird, führt ein teutscher Veteran aus Thatsachen den Beweis, wie ungerecht es wäre, unsere Vergangenheit zu vergessen, und wie lehrreich die Gesetze, Verfassungen, Einrichtungen und Gebräuche, die in ihr bestanden, noch immer für uns werden können; besonders aber wird dargethan, wie noth es sey, daß wir nicht auch das Andenken an unser altes Staatsrecht, an die Grundsätze, auf denen es beruhte, und an die Freyheiten, die es gewährte, in uns ersterben lassen. Diese Nachweisungen und Mahnungen haben sich alle guten, vaterländisch gesinnten Herzen zugewandt! — Aber wie kontrastiren mit ihnen die Worte, mit denen sich das, vorigen Jahrs in Heidelberg begonnene Journal Themis ankündigte? „Das „alte teutsche Staatsrecht — sagt diese Ankün„digung, erfuhr das Schicksal des alten teut„schen Reichs. Nachdem unter der Last des „Flickwerks so vieler Jahrhunderte politischer „Barbarey dieser unförmliche Bau zusammen„gebrochen war, wer hätte noch seine unterirdi„schen Gänge, seine Burgverliesse, Rittersäle „und Sclavenbehälter mögen kennen lernen? „Nicht ein Mal die Materialien waren zu gebrau„chen, so durch und durch war die Masse ver„wittert. Die Völker vermochten aus dem un„geheuern Schutthaufen nicht eine Garantie, die „Publicisten nicht einen haltbaren Grund zu ret„ten. Ueber dem Studium des alten Winkel„werks hatten die letztern das Studium der „politischen Baukunst zu treiben vergessen; nach „seinem Einsturze war ihnen nichts übrig ge„blieben, als der Schmerz über den Verlust ih„rer Bibliotheken und ihrer so mühsam erwor„benen Kenntnisse."

Welcher Teutsche konnte ohne Entrüstung diesen Angriff auf unsere Nationalehre gelesen haben? — Gewiß kann man ein Volk nicht ärger beschimpfen, als wenn man es auffordert, seine Geschichte zu vergessen, denn indem dadurch sein Daseyn auf den Augenblick zurück geführt wird, in dem es existirt, versinken seine Voreltern in Nichtigkeit und Schande, und er erhält die Aufgabe, die historische Bedeutung erst zu erwerben, deren es bisher unwürdig geblieben. Solches Vergessen muthet uns aber der besagte Ankündiger zu, indem er wörtlich versichert, dem jetzigen Zustande sey eine „politische Barbarey" vorausgegangen, und nachdem der „un-

förmliche Bau" zusammen gebrochen, könne Niemand mehr Lust haben, „seine Burgverliesse, „Rittersäle und Sklavenbehälter kennen zu „lernen."

Ist es möglich, daß solch' leichtfertiges Gerede, im neunzehnten Jahrhundert, mitten in Teutschland geführt werde, und daß eine teutsche Presse sich entweihe, es zu vervielfältigen? Dieselbe Entweihung wäre in jedem umständlich motivirten Widerspruche. Dessen kann ein Teutscher nicht werth seyn, der von der politischen Barbarey seiner Väter spricht, die mit dem Untergange des teutschen Reichs aufgehört haben soll. Eben so wenig kann dessen ein aller Nationalität entbundener Sprecher werth seyn, der weder fühlt, noch begreift, daß jedes Volk auf dem Wege seiner geistigen und bürgerlichen Entwicklung seine abgemessenen Stadien habe, die es nicht überspringen kann, sondern durchschreiten muß, und daß es unmöglich ist, daß ein Volk mit einem Male aus der Region der Barbarey in die des Lichts und der Civilisation überhüpfte. Der besagte Sprecher aber belegt auch von seiner Seite die Wahrnehmung, daß wir in eine Zeit gefallen sind, deren Genossen sie entehren, durch Geringachtung und Undank gegen die Vorzeit, welche Entehrung aus verachtungswürdigen Urkunden der vaterländischen Geschichte hervorgeht; diese Unkunde aber sucht der stolze Eigendünkel durch vornehmes Absprechen und unverschämte Haltung zu verschleyern.

Es giebt keinen erbärmlichern Anblick, als die Ignoranz, wenn sie sich im Gebiete der Wissenschaft eine Stimme anmaßt. Diesen Anblick gewährt die citirte Apostrophe, indem sie sich über die jämmerliche Beschränkung unserer alten Publicisten ausläßt, und über den totalen Bankerot, den sie durch den Umsturz der Reichsverfassung gespielt haben. Sie sollen über dem Studium des alten Winkelwerks das Studium der politischen Baukunst vergessen haben, und es sey ihnen nach dem Einsturz des erstern nichts übrig geblieben, als der Schmerz über den Verlust ihrer mühsam erworbenen Kenntnisse. — Ist denn das erstere Studium immer geistlos getrieben worden? Gehören denn Männer wie Pütter, Häberlin, Gönner, Klüber, in die Klasse der mechanischen Arbeiter und der Pedanten? Ist denn ein System wissenschaftlicher Kenntnisse verloren, wenn Veränderungen in den äußern Lebensverhältnissen seine praktische Brauchbarkeit aufheben? —

Es fordert in Teutschland kein Verständiger den alten Zustand der Dinge zurück, und Jeder erkennt an, was in ihm fehlerhaft und unhaltbar war, und wie die Zeit unwiderstehlich das Bedürfniß einer allgemeinen Reform herbey geführt; aber wer da behauptet, daß diese Reform nur durch die Zerstörung alles vorhandenen Stoffes habe gelingen können, und daß Alles, was früher bestanden, als nichtig, ewiger Vergessenheit zu übergeben sey, beurkundet die gänzliche Incompetenz seines Urtheils und verläumdet seine Nation. Mit Recht ruft man einem solchen die Worte unseres ehrwürdigen Barden zu:

> Was that dir, Thor! dein Vaterland?
> Dein spott ich, glüht dein Herz dir nicht,
> Bey seines Namens Schall!

Literatur.

Chronik der Seuchen, in Verbindung mit den gleichzeitigen Vorgängen in der physischen Welt und in der Geschichte der Menschen von Dr. Friedrich Schnurrer, Oberamts-Arzt zu Vaihingen an der Enz. 8. 2 Bände, Tübingen, Osiander, 1823 — 25. — Indem der Verfasser sich eine historische und geographische Darstellung der Krankheiten des Menschengeschlechts zur Aufgabe gemacht, löst er in dem vorliegenden Werke den einen Theil derselben, und giebt uns eine historische Nosologie, wie sie in diesem Umfange und mit dieser Erschöpfung die Literatur keines Volkes hat. Der erste Band reicht vom Anfange der Geschichte bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts; der andere aber von diesem Zeitpunkte bis auf unsere Tage, so daß das Werk in Beziehung auf seine Gränze als ein abgeschlossenes und vollendetes erscheint. Das hohe wissenschaftliche Interesse der Aufgabe selbst bedarf bey Kundigen keiner Erörterung; das Verdienst des

Verfassers aber liegt in der Tüchtigkeit, mit der er die Aufgabe gelöst hat. Ein bloßer Historikus konnte den letztern nicht gewachsen seyn, indem nur der wissenschaftliche Arzt vermochte, aus der Masse der Thatsachen auszuscheiden, was der Zweck forderte, und das Ausgeschiedene in die gehörigen Gesichtspunkte zu stellen. Dieß ist von dem Verfasser vortrefflich geleistet worden und es wird dieser Seite seiner Arbeit das verdiente Anerkenntniß des medicinischen Publikums nicht entgehen. Daselbe Anerkenntniß aber wird ihm auch der geschichtskundige Leser angedeihen lassen, theils vermöge der reichen Belesenheit in den Zeugnissen aller Zeiten und der quellenmässigen Bescheinigung der angehäuften Notitzen, die sich auf jedem Blatte darlegen, theils weil durch diese geschickte und folgerechte Zusammenstellung des Zerstreuten und Getrennten ein wichtiges literarisches Bedürfniß erledigt ist; jeder Gebildete endlich wird dem Gange der Erzählung hauptsächlich deßhalb mit besonderem Interesse folgen, weil sie durch eine lange Reihe von Jahrhunderten nachweist, wie immer das physische und das sittliche Leben auf einander eingewirkt und die Erscheinungen des einen erregend und bedingend für die Erscheinungen des andern geworden ist. So schließt sich denn dieß Werk in seinem eigenthümlichen Charakter als Chronik der Seuchen, an die trefflichen die Geschichte der Heilkunde darstellenden Erzeugnisse an, die unsere Literatur bereits hat, — eine schöne Probe teutschen Geistes und Fleißes.

Pränumerations-Anzeige.

Cervantes sämmtliche Werke.

Aus
der Ursprache neu übersetzt.

Zwölf Bände.

Wohlfeile, correkte und wie Schiller's, Wieland's, Klopstock's und Shakespear's Werke gedruckte

Ausgabe in Taschen-Format.

Pränumerations-Preis, für alle zwölf Bände, in zwey Terminen zahlbar 8 fl.

Bemerkung des Verlegers.

Da ein großer Theil der Handschrift bereits in meinen Händen ist, so kann ich die Versicherung geben, daß nach dem Urtheil mehrerer Sachkundigen, das Publikum etwas Vorzügliches erhalten wird.

Von meiner Seite werde ich für einen correkten, reinen und dem Auge gefälligen Druck, auch für schönes weisses Papier sorgen.

Das ganze Werk wird in 12 Bänden, und zwar in folgender Ordnung erscheinen:

1 bis 6ter Bd.: Don Quixote.
7 — 9ter — Novellen und lehrreiche Erzählungen.
10 — 12ter — Persiles und Sigismunda, das Trauerspiel Numancia, und Cervantes Biographie.

Alle zwölf Bände erscheinen im Laufe des nächsten Jahres, und zwar in zwey Lieferungen, nämlich die ersten 6 Bände, den Don Quixote vollständig enthaltend, in der Leipziger-Jubilate-Messe, die letzten 6 Bände am 1. Oktober. Der Pränumerations-Preis für das ganze Werk ist 8 fl., in zwei Terminen zahlbar, und dauert bis Ende Februars künftigen Jahrs. Man zahlt für die erste Lieferung 4 fl. sogleich bey Anmeldung, und wiederum 4 fl. für die zweyte Lieferung noch vor Ende Augusts künftigen Jahrs.

Bey Feststellung dieses äusserst wohlfeilen Preises sind die Vortheile der Vorausbezahlung und die Gewißheit des Absatzes mit in Anschlag gebracht. Deshalb ersuche ich alle diejenigen, welche diese wohlfeile Sammlung der Schriften des Cervantes zu haben wünschen, ihre Bestellungen so bald als möglich und noch vor Ende Februars zu machen.

Auch wird eine kleine Anzahl Exemplare auf feinem französischem Druck-Velinpapier abgedruckt, wovon der Pränumerations-Preis für das Ganze 12 fl. ist. — Da sich diese aber schnell vergreifen möchte, so bitte ich um ungesäumte Bestellung.

Alle guten Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Pränumeration an.

Als eine Probe des Drucks und Papiers dient die Anzeige, welche in jeder Buchhandlung eingesehen werden kann.

Quedlinburg, im September 1824.

G. Basse.

In Ellwangen nimmt die Schönbrod'sche Buchhandlung darauf Bestellung an.

Neue Bücher.

Bey Joh. Evang. Schönbrod, Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker in Ellwangen, ist angekommen und zu haben:

Brittania, oder neue englische Mitzellen, herausgegeben von einer Gesellschaft teutscher Literaturfreunde in London. Erster Band, oder Jahrgang 1825. Januar-, Februar- und Märzheft. Brochirt in geschmackvollem Umschlag. 4 fl.

Taschenbuch von der Donau für 1825. Herausgegeben von Ludwig Neuffer. Enthaltend: Rudolph und Ottokar, zur Erklärung des Titelkupfers. Eduard Friedlieb, von Hugo Thomasius. Einige Satyren und Episteln des Horaz, von L. Neuffer. Mancherley für Manche, von F. L. Bührlen. Vermischte Gedichte. Die drei Feste. Erzählung von K. Weichselbaumer. Iphigenia Desillés, Erzählung von Th. Falk. Die Landschaft, von Neuffer. Ansichten, von Schubart.

Verbesserungen.

Nr. 45. S. 706.	Z. 24.	lese man statt	Corpurationen — Corporationen.
— — — 707.	— 22.	— — —	Strafurtheile — Strafurtheilen.
— — — 708.	— 33.	— — —	Hätte — Hatte.
— — — 711.	— 9.	— — —	die Rechten — den Rechten.
— — — 714.	— 11.	— — —	Pince — Piece.
— — — 716.	— 36.	— — —	nannte — verlangte.
— — — 718.	— 21.	lese man	„reinmilitärische Gegenstände, Abschaffung der Verhaftbriefe."

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzleybuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen



4. December. 49. 1824.

Aus der Darstellung eines jeden Abschnitts der Menschengeschichte ergiebt sich die Lehre, daß Ungerechtigkeit, Herrschsucht und Hochmuth die Urquellen alles Uebels, Gerechtigkeit, Demuth und Liebe hingegen nicht blos die Wurzeln, sondern zugleich die Blüthen und Früchte vom dem Baume des Lebens sind.

Fr. v. Raumer.

Moral und Politik*)

1.

Wie der Weise von dem Schwärmer, so unterscheidet sich der Weltmann von dem Weitling oder Klügling. — Nur ist im Begriffe des Weltmanns der Mangel an Sittlichkeit nicht so nothwendig gesetzt, wie im Begriffe des Schwärmers der Mangel an Klugheit. So wird in dem Worte des Dichters:

> Drum paart, zu eurem schönsten Glück,
> Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick.

ein richtiger und tiefer Sinn erkannt. Sie erinnern an die Taubeneinfalt und die Schlangenklugkeit des Evangeliums.

2.

Wie schwer auch die Verbindung der Politik mit der Moral seyn mag, so kann doch darüber, daß man diese mit jener verbinden soll, schlechterdings kein Zweifel obwalten, wofern nicht das Uebersinnliche und hiemit Sittliche, materialistisch hinweg geworfen ist. Es kann unter wahrhaft „Gutdenkenden" nur die Frage seyn; wie man diesen Bund — wohl einen heiligen — zu bewirken vermöge?

3.

Aermlich und widersprechend ist jene Schriftstellerey, welche ein Extrem durch das andere beschränken will, und daher geradezu den entgegen gesetzten Irrthum vertheidigt, oder ein Halbwahres so hervor hebt, als wäre es die unbedingte und einzige Wahrheit. — Denn in keinem Irrthum kann Segen oder Heil seyn; und das Gesetz der Wahrhaftigkeit gilt für das ganze Reich der Menschheit, und mithin auch im Staate, da dieser in jenem nicht jenes in diesem besteht.

4.

Die Beschränkung des einen Extrems durch das andere kann nimmer die Aufgabe eines Menschen seyn; sie gehört zu den Vorrechten der Gottheit. — Was zeigt die Erfahrung bey solchem Eingreifen menschlicher Klugheit in gött-

*) Excerpte aus der unten angezeigten Schrift.

lichen Vorrechte? Das neue Extrem ruft auf der einen Seite das alte wieder hervor, z. B. der *Ultraliberalismus*, der *Ultraroyalismus*, der *Obscurantismus*, die *Aufklärerey*; es erbittert ein solches Verfahren den Gegner und giebt ihm zugleich ein neues Heft in die Hand; oft erhält durch dasselbe selbst der Kopf des Bessern einen Stoß, der ihn über die Gränze des Billigen und Rechten hinaus treibt.

5.

Wie wenn ein *politisirender* Schriftsteller den Satz aufstellte: *Versprechungen und Eidschwüre von Regenten sind für sie nicht verpflichtend*, — wäre das nicht ein Angriff auf die öffentliche Moral, nicht eine Beleidigung des fürstlichen Charakters, nicht ein Saame der Zwietracht, des Mißtrauens und der Trennung zwischen Fürsten und Völker, nicht ein Zunder der Revolution?

6.

Welch' ein treffendes Wort ist es, das J. J. *Stolz* in seinen geistvollen Predigten über die Zeitbedürfnisse, schon vor mehr als zwanzig Jahren aussprach: „*damit nicht von unten herauf revolutionirt werde, muß stets von oben herab reformirt werden.*"

7.

Nur gegen *Schwärmerey* gilt das neuere Wort: „das Bessere ist der Feind des Guten!"

8.

Verschwinden muß endlich die Meynung*) welche zwar das *Moralgesetz* nicht verwirft, aber auf die *Privatverhältnisse*, auf das häusliche und bürgerliche Leben dasselbe einschränken, und so den Regenten, den Minister, den Gesandten, kurz den Staatsmann, *als solchen*, davon *entbinden* will. — Wie ist denkbar, daß was dem Einzelnen schadet, dem Ganzen wahrhaft nütze? — Wie ist ein Unsittliches

mit dem eigentlichen, (das heißt nach Gesetzen bestehenden und regierten) Staat vereinbar? — Wie könnte der, welcher als Mensch das sittliche Gesetz befolgt, als Staatsmann davon abweichen? Und wie lange könnte der Sieg der Klugheit, die sich jedes Mittel erlaubt, dauern, da ohne die Grundlage und Haltung der Sache, wovon die Sittlichkeit abstammt, nichts besteht in der menschlichen Welt?

9.

Welch' ein Abstich, wenn mit der von der Sittlichkeit getrennten Politik einer *spätern Zeit* verglichen wird, was *Aristides* über den Vorschlag eines Mitbürgers aussprach: „*nichts ist nützlicher, aber auch nichts ungerechter!*"

10.

Das *endliche Schicksal* Napoleons giebt den sprechendsten Beleg zu jenem Satze: *ohne die Grundlage der Sittlichkeit dauert nichts im Reiche der Menschheit* — so wie zu jenem *Solonischen* „Niemand ist vor seinem Ende glücklich zu preisen."

11.

Nach der Theorie, die *Machiavellismus* heißt, handelte Napoleon, als er *Spanien* angriff, und *Champagny*, sein Minister des Aeussern, verfuhr ganz folgerecht, indem er um diese Praxis zu vertheidigen, im Moniteur den Satz aufstellte: „*Was politisch nothwendig ist, das ist gerecht.*" Aber nun erfolgte von Seiten des sittlichen Gefühls und des gesunden Verstands selbst in Frankreich ein so lauter Schrey, daß die Politik eilte den Satan, den man so weit entblös't hatte, wieder zu bekleiden und so gut als möglich zu schminken. Ein Identitätslehrer auf einer südteutschen Universität ließ dagegen von seiner Katheder das Echo erschallen: „*Was die höhere Politik fordert, ist gerecht!*"

12.

Welch' ein redender Beweis, auch zur Ehre

*) Unser einer hätte gesagt, „*die gegen Regenten und Völker gleich verrätherische, von trügerischem Eigennutz ersonnene Insinuation.*" A. d. R.

teutscher Regierungen, ist die Urkunde des heiligen Bundes! — Es ist in diesem feyerlichen Dokument die Vereinbarkeit der christlichen Moral mit der Politik *) ausdrücklich und bestimmt, angenommen; sie ist ausgesprochen; (die Regenten haben vertragemässig sich verpflichtet,) und auf alle Schritte Verzicht geleistet, die sich blos aus ihrem Staats-Interesse im Widerspruch mit dem Gesetze der Gerechtigkeit und der Liebe vertheidigen liessen); und so soll keine Mißdeutung und keine widersprechende Auslegung uns diesen schönen Gewinn für die Menschheit entziehen! — Aber nicht irren soll uns auch das Gerede eines Ultrakatholiken in Frankreich, des in Teutschland von seiner Partey hoch gepriesenen Abbe de la Mennais, dem die heilige Allianz ein Gräuel ist, weil er in dieser Verbindung „des Katholiken mit dem Calvinisten und Schismatiker" den leibhaften Indifferentismus sieht.

13.

Bey dem Blicke auf so manche (den politischen und religiösen ultracismus unterstützende) Erscheinungen (in der Literatur) des protestantischen und besonders des nördlichen Teutschlands dürfte ein Theilnehmender in der Ferne wohl verwundert, wenn nicht zürnend, ausrufen: „O ihr Lessing, Jerusalem, Spalding ꝛc. wohin ist euer Geist entflohen!" — Diese Erscheinungen sind aber um so betrübender, da der alte im Süden und Osten mit so viel Muth und Kraft wieder aufstrebende Geist der Verfinsterung, der Jesuitismus und Monachismus, solche Aeusserungen von „Protestanten" gar schlau und fein zu benützen wissen.

14.

Der Positivismus in jeder Gestalt insbesondere jener Praxis, welche die Politik von der Moral trennt, entspricht ganz besonders die Grundlehre, welche ein Professor in Berlin (Hegel) aufstellte: „Was wirklich ist, ist vernünftig; oder; „das Wirkliche ist vernünftig und das Vernünftige Wirklich!" Was könnte uns eine Rechtslehre gewähren, die nicht von dem moralischen Grunde, sondern nach dem Prinzip von dem physischen ausgeht? Müßte sie nicht mit der Lehre des Helvetius zusammen treffen. „Nicht was seyn soll, sondern was ist?"

*) oder vielmehr die sittlich nothwendige Vereinigung der einen und der andern. A. d. R.

15.

Man hat in unseren Tagen viel von den „historischen Grundlagen des Rechts" ja sogar von dem historisch begründeten Menschenthum" gesprochen, und zwar naiv genug, im schneidenden Gegensatze mit der Philosophie, in so ferne sie von dem Rechte oder den Rechten der Menschheit und hiemit der Menschen im Unterschiede von blossen Naturdingen spricht. Die einseitigen Historiker, von denen wir diese Stimmen vernehmen, suchen nun, als die Lehre oder Theorie des sogenannten Liberalismus, die eigentliche Rechtsphilosophie zu verspotten und zu brandmarken. Gewiß thut die Geschichte der Menschheit gegen die politische Schwärmerey, welche das, was an sich wahr, recht und gut ist, mit einem Schlage verwirklichen will, treffliche Dienste; auch kann sie gegen den Heuchler, der von Menschenrechten und liberalen Ideen schwatzt und selbst den Despoten im Herzen trägt, wohl gebraucht werden. Wenn aber die Geschichte nicht zur stets völligern Ausführung des Rechten überall dienen, sondern die Begründung desselben geben soll, dann entsteht der Unsinn, welcher, hat man je den Muth folgerecht zu seyn, zur Rechtfertigung jeder Gewaltthätigkeit, wenn sie nur eingewurzelt ist, forttreibt, und der sogar die türkische Despotie und Grausamkeit gegen die Griechen vertheidigt.

Nach dem Ausbruche der Revolution vereinigten sich die Mächte von Europa, um Frankreich zu bekämpfen, das sie als den Heerd von Lehren und Bestrebungen betrachteten, die das monarchische System in seinen Grundfesten bedrohten. Man hat oft gesagt, es wäre den Völkern das Unglück meistens erspart worden, was seit dreißig Jahren über sie ergangen ist, wenn man die Revolution den Flammen überlassen hätte, die in ihr selbst lodernd, sie früh oder spät hätten verzehren müssen; aber wieviel Schein diese Behauptung auch in dem Gange der Ereignisse gewann, so war in ihr doch keine Sicherheit; weil der menschliche Geist nie die Kräfte zu berechnen vermag, die auf dem Gebiete der Freyheit und des Zufalls spielen. Indessen erfolgte die Opposition, welche die europäische Regierungen gegen die Bewegungen in Frankreich nahmen, in Gefolge einer Aufforderung, die sie, wie es scheint, nicht ablehnen konnten. Denn die französische Revolution war kein Familienzwist, dem die Nachbarn ruhig zusehen können; sie gewann von ihrem ersten Augenblick an einen allgemeinen Charakter, in dem die Grundsätze, die durch sie geltend werden sollten, als solche angekündigt wurden, die jedes Volk, vermöge seiner menschlichen, unveräusserlichen Urrechte, bey sich realisiren müßte; bald erklärten sich auch die Franzosen ausdrücklich als berufen, jene Grundsätze auch ausser ihren Gränzen zu verbreiten. Dadurch vereinigten sie das Interesse aller Monarchen, und indem die letztern ihnen widerstanden, erschienen sie in dem Falle der Nothwehr gegen eine Bewegung, die ihre Existenz bedrohte. Die damalige Aufgabe der Politik war der Sturz eines sich hervor dringenden Systems, das sich als der gerade und unversöhnliche Gegensatz der Monarchie ankündigte; der Charakter dieser Politik aber erschien in ihrem Wesen und in ihren Wirkungen als antirevolutionär.

Die Frage, über die der Kampf sich entsponnen hatte, gieng in seinem Verlaufe verloren. Man kam bald zu der Erkenntniß, daß die Franzosen das Recht, ihre Verfassung zu verändern und ihre innern Verhältnisse nach ihrem eigenen Willen zu bestimmen, nicht durch die Gewalt der Waffen entrissen werden könne; die Revolution wurde in ihren Erscheinungen und in ihren Ansprüchen gemässigter und versöhnlicher; der ursprüngliche Streit erlosch gänzlich, als ein Mann von ausserordentlicher Kraft die fallende Republik rettete, und als Preis seines Verdienstes die Krone auf sein Haupt setzte. Aber die Ueberlegenheit, die Frankreich unter der Leitung dieses Mannes erlangt hatte, vernichtete alle frühere Macht Verhältnisse unter den Staaten, und bedrohte den europäischen Continent mit einer allgemeinen Unterjochung. Von nun an war es die Aufgabe der Politik sich dieser Unterjochung zu erwehren; aber die Gefahr derselben wurde immer drohender; das gemeinsame Interesse wurde nie gemeinsam gefühlt; indem sie einzeln kämpften, wurden sie alle überwunden. Als aber der Mißbrauch der Gewalt und mit ihm das Gefühl seiner Unerträglichkeit den höchsten Grad erreicht hatte und zerstörende Schläge des Schicksals, die auf das Haupt des Anmassers gefallen waren, den Muth zum Widerstande stärkten, trat ganz Europa in einen grossen Bund, der, indem das gleiche Interesse der Regenten und der Völker alle Meynungen und alle Kräfte vereinte, durch seine unwiderstehliche Macht, das kolossale Werk des Gewaltherrschers zertrümmerte, und ihn, der eine Reihe von Jahren der Schrecken und der Götze der Welt gewesen war, mit ehernen Ketten an den Felsen von St. Helena schmidete. Der Zweck der Politik war in dieser Zeit in allen Cabinetten derselbe, Zerstörung eines Systems, das die Idee der Universalmonarchie zu verwirklichen strebte und Wiederherstellung der verlornen oder verletzten Selbstständigkeit der Staaten. Dieser Zweck ward durch ununterbrochene Siege mit reissender Schnelligkeit erreicht,

weil von den Völkern mit Begeisterung und aufopfernder Ergebung unterstützt und gefördert wurde, was die Cabinette bezielten. Man sucht vergeblich in der Weltgeschichte einen Moment, in dem in solchem Umfange, die herrschende Meynung und das allgemeine Gefühl mit den Absichten der Regierungen so harmonisch zusammen getroffen hätten.

Es ergab sich der Politik das neue Problem, zu ordnen und zu befestigen, was bisher in den Verhältnissen der Staaten zerrissen oder unhaltbar geworden war. Durch redliches und kräftiges Zusammenwirken aller war die erste Aufgabe, die Vernichtung der Präponderanz, gelöst; in derselben Einmüthigkeit war der Prozeß der Restitution durchzuführen. Nie hat die Weisheit der Staatsmänner eine grössere Probe erstanden. Ganz Europa war aus seinen Fugen gerissen; es waren die unversöhnlichsten Interessen auszugleichen und die widersprechensten Reklamationen zu erfüllen; es gab keinen Staat, der in seinem Territorialbestande nicht zu gewinnen oder zu verlieren hatte; alle politischen und völkerrechtlichen Verhältnisse mußten neue Bestimmungen erhalten. Da kamen denn alle besondere Interessen in Bewegung; der Kampf der Diplomatiker wurde so heftig, als zuvor der auf den Schlachtfeldern gewesen war. Aber dieser Kampf ward gemildert, durch die Erinnerung an die Eintracht und Treue, mit der man seinen Stoff bereitet hatte, und wie durch ein Wunder ward er versöhnt, durch das Abentheuer der Fabelzeit, das die Expedition aus Elba dem staunenden Europa zum Schauspiel gab. Ohne dieses Abentheuer hätte leicht geschehen können, daß die Wiederherstellung von Europa so viel Blut gekostet hätte, als seine Zerstörung. Aber das Hereinbrechen der gemeinsamen Gefahr war ein Ruf an alle Regierungen, daß man sich verständigte. Man schloß in Eile den neuen Codex des Völkerrechts ab; man gieng der gemeinsamen Gefahr mit vereinten Kräften entgegen; man überwand sie.

Wenn die neue politische Schöpfung, die der Congreß in Wien zu Stande brachte, mannigfaltigen Tadel und bey den meisten Betheiligten grosses Mißvergnügen erregte, so sahen die Nüchternen darin eine Erscheinung, die ihnen bey der Schwierigkeit der Sache nicht befremdend seyn konnte, obgleich auch sie gerechte Wünsche hatten, die zu ihrem Befremden nicht erfüllt wurden. Was aber jene Schöpfung Gutes oder Böses dargestellt haben mochte, war allein denen zum Verdienst oder zur Schuld anzuschreiben, die in dem hohen diplomatischen Rathe die Entscheidung gaben, welche Entscheidung nämlich nicht von der Zahl der Stimmen, sondern von ihrem Gewichte abhing. Rußland, Oesterreich, Preussen und England hatten im Kriege die stärkste Masse von Kräften in die Waagschale gelegt, und sie waren die Centralkörper, an die alle Schwächern sich anschlossen; so gebührte auch ihnen in der Berathung über den Frieden das erste und das entscheidende Wort zu führen. Noch während des Kampfes waren besondere Verträge unter ihnen geschlossen, an denen die übrigen Bundesgenossen nur durch Accession Antheil nahmen; die Vereinbarung mit Frankreich war lediglich durch ihre Bevollmächtigten verhandelt und unterzeichnet. Darinn konnte man nichts Arges, wenigstens nichts unerwartetes sehen; denn es ist eine Regel in allen Verhältnissen des Lebens, und also auch in der politischen, daß in jeder Genossenschaft die Bedeutung des Genossen sich nach dem Maaße der Mittel richtet, in deren Besitz er ist. Es war deshalb etwas ganz gewöhnliches, dem bisherigen Laufe der Dinge vollkommen Gemäßes, wenn in der neu construirten Ordnung der Staaten und in der Handhabung der Gesetze, auf der sie beruhte, den Mächten des ersten Rangs die factische Superiorität blieb über die des zweyten und des dritten.

Diese Superiorität erhielt aber eine noch tiefere Begründung, nämlich die vertragsmässige. Schon zu Chaumont (1. März 1814.) hatten die grossen Mächte unter sich festgesetzt, daß auch nach einem auf die Dauer gesicherten Frieden, unter ihnen ein Schutzbündniß auf den Fall eines von Frankreich zu besorgenden Eingriffs in die aus jenem Frieden hervor gehende Ordnung der Dinge festgesetzt, und wenigstens auf die Dauer von zwanzig Jahren als verbindlich geachtet werden sollte. Der dieser Uebereinkunft zu Grunde liegende Hauptgedanke, unterstützt durch die glücklichen Erfolge des Kriegs, erlangte aber nähere Bestimmungen und grössere Ausdehnung durch die Convention, welche im Jahr 1815 an demselben Tage, an dem die Verträge mit Frankreich ihre Vollziehung erlangten, unterzeichnet wurden, und worin die Vier Mächte „zur Begründung ihres innigen Einverständnisses" übereinkamen, „in bestimmten „Zeitpunkten, entweder unter den unmittelbaren „Auspicien der Souveräne oder durch ihre gegenseitigen Minister, sich zu Versammlungen einzufinden, welche den gemeinschaftlichen „Interessen und der Prüfung der Maaßregeln „gewiedmet seyn sollten, welche in jedem dieser „Zeitpunkte als die vortheilhafteste für die „Ruhe und das Glück der Völker, und „für die Erhaltung des Friedens in „Europa erachtet werden sollte." Die erste dieser Versammlungen hatte im Herbste des Jahres 1818 in Aachen statt. Sie entleerte Frankreich der fremden Heere, die daselbst zurück geblieben waren, um die wieder eingesetzte Dynastie gegen die Anstrebungen der Mißvergnügten zu sichern; zugleich aber räumte sie dieser Macht ihre Stelle in ihrer Mitte ein. So ward aus der Coalition, die in den Ereignissen einen Ruf des Schicksals gesehen hatte, die Sorge für die Erhaltung des Ruhestandes von Europa zu übernehmen eine Quintuple - Allianz.

Dieser altmodische Ausdruck paßte aber nicht

mehr auf die Stellung der öffentlichen Verhältnisse. Denn nicht eine Allianz im gewöhnlichen Sinne war es, was auf solche Weise gegründet ward, sondern ein stehendes, ganz Europa umfassendes, durch die Autorität der grossen Mächte gehandhabtes und befestigtes politisches System. In dem alten Europa waren alle Allianzen an bestimmte Zwecke gebunden, und von dem Laufe der Zeiten abhängig; die Umstände vereinigten und trennten sie; es gab nur eine allgemeine politische Idee, die des gegenseitigen Gleichgewichts; da sie aber an sich leer und nichtig war, mußte sich die diplomatische Kunst sie durch Bündnisse zu realisiren, je nachdem die Umstände das Bedürfniß herbey führten, dem Gewicht in der einen Waagschale ein gleiches oder schwereres in der andern entgegen zu setzen. Diese Idee wurde in der besagten Umwandlung der Dinge aufgegeben. Ohnehin ward sie zur Thorheit in dem Augenblick, in dem die grossen Mächte über denselben Zweck sich vereinigten. War diese Vereinigung geschehen, so blieb den übrigen blos die Rolle der Ergebung. Europa aber erschien von nun an mit allen seinen Staaten als ein grosser völkerschaftlicher Verein, dessen ein Mal gegenseitig festgestellte sociale Interessen zu schützen und zu wahren, der Bund der Mächtigen übernommen hatte. Dieser Bund stellte das völkerrechtliche Verhältniß der sämmtlichen christlichen Staaten vertragsmässig unter seine Gewährschaft, und begründete dadurch das neue in Europa bestehende politische System. „In diesem Systeme sind, wie Herr v. Gentz sagt, die Hauptmächte die ersten und natürlichsten Beschützer der allgemeinen, durch wiederhohlte Verträge bekräftigten Ordnung, und des von der ganzen Christenheit beschwornen, auf politischen, ökonomischen, moralischen und religiösen Grundlagen befestigten Friedens. Aber noch immer ist der kleinste souveraine Staat auf seinem Gebiete und in dem Wirkungskreise seiner

Rechte so unabhängig, als der größte, und die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten, werden durchaus nach alt-völkerrechtlichen Grundsätzen und in rein diplomatischen Formen behandelt."

Man ist der Wahrheit das Zeugniß schuldig, daß die grossen Mächte einem Rufe des Schicksals folgten, der aus der Lage der Umstände an sie ergieng, indem sie diese dominante Stellung einnahmen, so wie, daß sie sich dadurch unläugbare Ansprüche auf den Dank der Welt erworben haben. Unmöglich konnten sie ihre Aufgabe mit der Herstellung der neuen Ordnung der Dinge gelös't sehen, und eben so wenig konnten sie durch das bloße Wort der Verträge die Ruhe von Europa für gesichert halten, da die Störungen, welche die frühern Stürme hervor gebracht hatten, noch immer vorhanden waren, und noch immer die Meynungen und die Interessen der Parteyen den Ergebnissen des Krieges widerstrebten. Was die Macht zu Stande gebracht hatte, konnte nur wurzeln und gedeihen unter ihrem Schutze; ihr Werk zu erhalten aber mußte sie sich für verpflichtet achten, da sie nur dadurch ihren höhern Zweck, den Ruhestand der Welt, erreichen konnte. Die Genossen des grossen Bundes haben bis zur Stunde diesen Zweck unverrückt im Auge gehalten; sie haben, unter Versuchungen, denen schwer zu widerstehen war, dem allgemeinen Interesse, das sie in demselben erblickten, ihr besonderes nachgesetzt; sie haben standhaft das Wort erfüllt, das sie in Aachen sich gegeben, „nie von dem Grundsatze der innigsten Eintracht abzuweichen;" und um die Besorgnisse zu zerstreuen, die diese Art „föderativer Dictatur" *) unter den Schwächern für ihre Unabhängigkeit erregen konnte, erklärten sie in der Akte der heiligen Allianz den Völkern, wie sie sich gegenseitig verpflichtet haben, nicht nur in der Verwaltung ihrer Staa-

*) Worte des Herrn von Genz.

ten, sondern auch in Beziehung auf deren äussere Verhältnisse, die Vorschriften des Christenthums, Gerechtigkeit, Friede und Liebe, unverbrüchlich zu erfüllen, und indem sie den Beytritt aller übrigen christlichen Regierungen zu dieser Verpflichtung forderten und annahmen, räumten sie den Letztern das Recht ein, den möglichen Anmaßungen der Uebermacht nicht nur die Berufung auf Besitz und Recht, sondern auch die Erinnerung an die ausdrücklich und vertragsmässig anerkannte moralische und religiöse Verbindlichkeit entgegen zu setzen.

Die Völker von Europa lebten ruhig, sicher und vertrauend unter der Obhut der grossen Mächte; jeder Staat bildete sich in seinem Innern, ungestört die Rechte der Selbstständigkeit übend; die ein Mal festgestellten Gränzen blieben unverrückt; die Reclamationen verstummten; der Ehrgeiz zog sich schon vor der Autorität zurück, die die Erhaltung des Bestehenden bewachte; die Gutmüthigkeit beredete sich, es sey endlich das Geheimniß des ewigen Friedens gefunden, und es finde sich keine Ursache mehr, welche die Garanten dieses Friedens veranlassen könnte, ihr Amt zu thun. Da begab es sich, daß in mehrern Ländern auf den Tribunen, auf dem Markte der Literatur und in den gesellschaftlichen Kreisen, über die Frage von den Rechten der Regenten und der Völker, Stimmen laut wurden, die man als verletzend für die erstern erkannte, und daß Spanien, Portugal, Neapel und Piemont mit gewaffneter Hand Verfassungsgesetze geltend machten, welche ihre Regierungen verweigerten, während zugleich die Griechen das Joch abwarfen, das die türkische Tyranney ihnen aufgelegt hatte. Die grossen Mächte sahen in diesen Erscheinungen eine unwiderstehliche Aufforderung, die Verpflichtungen zu erfüllen, auf die sich vereinigt hatten. Sie traten in Congressen zusammen. Sie sprachen ihre Grundsätze aus. Sie erklärten sich als unzertrennlich verbunden für die

Erhaltung des monarchischen Princips im Gegensatze gegen das demokratische, und für den Widerstand gegen jede gewaltsame Bewegung des Volks gegen die Regenten, wo sie auch erfolge. So sandten sie denn ihre Heere gegen Neapel, Piemont und Spanien aus, und setzten die dortigen Herrscher wieder in ihre Machtvollkommenheit ein. Die Griechen aber, deren Aufstand sie mißbilligten, überliessen sie ihrem Schicksale. Damit erhielt die europäische Politik wieder dieselbe Richtung, wie im Jahre 1792; aber sie bewegte sich in einem kräftigern Systeme, und schlug deshalb die Revolution so mächtig nieder, daß mit ihrem Falle auch jede Hoffnung ihres Wiederauflebens untergegangen ist.

Indem dieß alles sich in der Mitte von Völkern begab, deren Civilisation sie nicht im starren Anschauen der Ereignisse verharren ließ, kam die Frage von dem Rechte der Intervention zur Sprache, und sie wurde mit grossem, oft sorglichem Interesse verhandelt. Die Garanten des allgemeinen Weltfriedens gestatteten wohl diese Verhandlungen; aber sie konnten bey dem Resultate derselben nicht gleichgültig seyn, da sie die Frage selbst factisch und siegreich entschieden. Indessen brachte die letztere einen Mißton in den großen Verein. Die brittische Regierung konnte sich nicht in das Anerkenntniß jenes Rechts und in die Grundsätze seiner Ausübung theilen, ohne das Geständniß abzulegen, daß ihre Existenz eine illegitime sey. So entstand ein Widerstreit der Meynungen und der Interessen in der Abstimmung über die grosse Frage der Zeit, und während England sich nicht mit der Mehrheit vereinigen konnte, blieb dem Bunde der dominanten Mächte der Continent, und er wurde, in Beziehung auf den Gegenstand, von dem hier die Rede ist, wieder zur Quadrupel-Allianz.

Dieß sind die Stadien, welche die europäische Politik seit vier Decennien durchlaufen. Wie immer, erhielt sie auch in dieser Zeit, ihren Gang und ihre Richtung durch die Stellung der Ereignisse, und wie immer, gelangte sie nie auf einen Punkt, auf dem es ihr gelungen wäre, dem Gesetze, das für sie als ein ewiges gelten könnte, allgemeine Anerkenntniß zu verschaffen. Wohl hat sie dieß Gesetz gefunden, und es haben in der neuesten Zeit die christlichen Regenten, im frohen Dankgefühl über die von Gott ihnen verliehenen Siege, sich gegenseitig und feyerlich darauf verpflichtet, es treu zu erfüllen. Aber da diese Verpflichtung ihre Bürgschaft lediglich in dem Gewissen der Individuen hat, die sie übernommen haben, so können wir uns der Hoffnung noch nicht überlassen, daß der Politik der feste und sichere Charakter assecurirt sey, den sie nur dadurch erlangen kann, daß sie die Gerechtigkeit als ihre unverletzliche Pflicht nicht nur erkennt, sondern auch achtet, nämlich Gerechtigkeit gegen die Regenten und gegen die Völker.

Literatur.

Handbuch der Moralwissenschaft; eine ganz neue Bearbeitung, mit besonderer Hinsicht auf den Geist und die Bedürfnisse unserer Zeit. Von Dr. J. Salat, K. Baier. geistl. Rath und ord. Prof. an der Universität zu Landshut. 8. München, Finsterlin, 1824. 495 S. Dieses Handbuch ist nach demselben Plane bearbeitet, welcher der, im Jahre 1821, in der dritten Auflage erschienenen Darstellung der Moralphilosophie zu Grunde liegt, und zerfällt in so ferne in zwey Hauptabtheilungen, davon die erste das Moralische an sich, die zweyte in seiner Erscheinung betrachtet. Dagegen ergab sich eine wesentliche Verschiedenheit in der Behandlungsweise, vermöge der Bestimmung die der einen und der andern Schrift angewiesen ist. Der Gesichtspunkt, welchen der Verfasser besonders in dem Handbuche zu erfassen und festzuhalten strebe, ist der Gegensatz der Moralwissenschaft gegen den Materialismus in jeder Gestalt und die Richtung der erstern zum Besten des Staats und der Kirche. Es ist deßhalb von einer Anleitung zum sittlichen Leben, oder von einer Lehre, welche für das Leben Regeln aufstellt, um dadurch den Willen zu guten Handlungen zu bestimmen, zunächst hier keine Rede; dagegen tritt desto umfassender die Beziehung hervor, welche die Moralwissenschaft auf das Leben hat. Man sieht, daß die Aufgabe des Buchs in hohem Grade wichtig und zeitgemäß, und ihre Lösung eben so verdienstlich ist. Daß und wie dem würdigen Verfasser die letztere gelungen, bedarf nach seinen bisherigen ausgezeichneten und allgemein anerkannten Leistungen, kaum einer Erwähnung. Zwar ist auch hier die Darstellung ohne erbauliche oder poetische Zulage, durchaus wissenschaftlich gehalten, und der Zweck „völligere Erkenntniß der Wahrheit" fest fixirt; auch erscheint überall die Präcision, die Schärfe und das tiefe Eindringen in den Stoff, die die übrigen Arbeiten des Verfassers charakterisiren; aber Bestimmtheit, Deutlichkeit und Klarheit verbreiten ein helles Licht über das Ganze, und die praktischen Rücksichten und Anwendungen, welche die wissenschaftlich begründeten Ideen begleiten, erhöhen das Interesse der letztern. Es verdient deßhalb dieß gediegene Werk von allen denen gelesen und beherzigt zu werden, welche, indem sie in den Produkten unserer philosophischen Literatur eine höhere Beziehung sehen, als die blos wissenschaftliche, sich beeifern, was die Schule ermittelt hat, in ihrer Gesinnung und in ihrem Leben geltend zu machen.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzleybuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue
Nationalchronik der Teutschen



11. December. 50. 1824.

Wir eifern ohne Zanken,
Und tauschen die Gedanken
Und tauschen all' uns reich.

Voß.

Friedrich II. und der Graf v. Herzberg im Reiche der Todten.

v. Herzberg. Das muß man doch gestehen, daß die Zeit auf der Oberwelt jetzt interessanter ist, als in unseren Tagen, und daß die Politik schwerere Probleme zu lösen hat, als die waren, die von uns gelöst worden sind.

Friedrich. Und worin läge denn das höhere Interesse; worin das Schwierigere der politischen Probleme?

v. Herzberg. Die Sache ist klar. Zu unserer Zeit hatte jede Macht nur sich selbst und ihr eigenes Interesse im Auge; darauf bezogen sich alle Berechnungen. Heut zu Tage aber müssen sich die Blicke und die Berechnungen weiter ausdehnen; indem die grossen Mächte ihr eigenes Interesse nur in dem von Europa gesichert sehen.

Friedrich. Das verhielt sich in unseren Zeiten auf dieselbe Weise. Wozu haben die grossen Mächte sich vereinigt? Das politische System aufrecht zu erhalten, das von ihnen hergestellt worden ist. Das Motif dieser Vereinigung lag nicht in dem allgemeinen, sondern in dem besondern Interesse der Verbündeten. Bey der ersten Collision, in die das letztere mit dem erstern gerieth, würde dieses aufgeopfert. Welche Gestalt die Politik auch annehme und in welcher Richtung sie sich auch bewege, ihr Element wird immer der Egoismus seyn. Die Triebfedern der Humanität gehören nicht ihr, sondern der Moral an. Eine Politik, die ihre Bestimmungsgründe in der letztern fände, würde sich selbst vernichten.

v. Herzberg. Aber immer schmückt sich die Politik mit den Federn der Moral, und je täuschender dieser Schmuck bereitet wird, desto mehr wird der Politik der Sieg in der öffentlichen Meynung. In den Zeiten der Barbarey hatte immer die Uebermacht recht; aber in den Zeiten der Civilisation will der Sieg noch eine weitere Begründung, als die, die in dem Glücke der Waffen ist.

Friedrich. Von der öffentlichen Meynung war in unserer Zeit noch keine Rede. Damals hatte Niemand eine Meynung, als die Cabinette; dem Publikum blieb die Rolle des Zuschauers und der Ergebung. In der Hauptsache ist es auf der Oberwelt noch eben so wie damals, die Macht entscheidet alle Dinge, und vor dem, der sie mit Energie zu brauchen weiß, verstummen alle Meynungen. Ich habe Schlesien und Polen genommen, und ich hatte auf

das eine Land so wenig ein Recht als auf das andere. Aber als ich diese Länder ein Mal hatte, fiel es keinem Menschen ein, eine Untersuchung darüber anzustellen, ob es mir auch gebühre, sie zu besitzen.

v. Herzberg. Sie übersehen, Sire! den Unterschied der Zeiten. Das neunzehnte Jahrhundert steht auf einem höhern Grade der Bildung, als das achtzehnte. Schlesien haben Sie durch das Recht der Eroberung erworben, das seine gesetzmässige Sanktion erhalten hat; aber in dem Erwerbe von Polen spielten Sie, unter meiner dienstfertigen Mitwirkung, die Fabel von dem Wolfe und dem Lamme. Der volle Glanz Ihres Namens hat nicht hingereicht, um diese Operation vor der Welt zu entschuldigen, die nun über uns zu Gerichte sitzt.

Friedrich. Die Welt, die jetzt herrscht und waltet, wird auch diesem Gerichte nicht entgehen. — Ich war gewiß nicht gleichgültig gegen die Urtheile, welche die Geschichte fällt; ich habe im Gegentheile alle Bestrebungen meines Lebens darauf gerichtet, vor diesem Tribunal eine ausgezeichnete Prämie zu erhalten; am Ende ist auch diese Prämie das Einzige, was man von diesem Schauplatze des Trugs und der Täuschung avon bringt; aber es ist unmöglich, den Beyfall aller zu erlangen, so wie ohne Fehler zu bleiben. Der Kaiser Alexander ist durch seine Siege und durch den edlen Gebrauch, den er von seiner Ueberlegenheit machte, der Trajan des neunzehnten Jahrhunderts geworden. Aber die Nachwelt wird es ihm zu einem grossen Fehler anrechnen, daß er den Ruf des Schicksals Grieland zu befreyen, nicht befolgt hat.

v. Herzberg. Gewiß war die Gelegenheit günstig und der Erfolg, wie es schien, unfehlbar. Aber indem Alexander dieser Versuchung widerstand, bewies er, daß das allgemeine Interesse von Europa ein stärkeres Motiv für ihn war, als sein persönlicher Vortheil. Man muß gestehen, daß ähnliche Züge in der Geschichte der Politik nur sehr selten vorkommen.

Friedrich. Aber nicht minder hätte die Befreyung Griechenlands seinen Charakter geehrt. Kann man etwas Edleres thun, als die Ketten sprengen, in die Barbarey und Fanatismus ein Volk Jahrhunderte lang geschlagen haben? Das orientalische System der Kaiserin Katharina war nichts als ein Eroberungsprojekt im grossen Styl; die russischen Heere aber, die jetzt über die Donau giengen, trügen die Waffen zum Dienste der Humanität und der Civilisation; und jede Eroberung, die sie in diesem Dienste machten, würde ihnen von der Welt als ein gerechter und wohlverdienter Preis zuerkannt.

v. Herzberg. Von der Welt allerdings, aber nicht von den Cabinetten. So bald der Kaiser Alexander die Südgränze seines Reiches weiter vorschob und Griechenland unter sein Protektorat nahm, erwachte an allen Höfen die Eifersucht und die Furcht, und der Bund der grossen Mächte, auf dem das jetzige politische System beruht, löste sich auf. Es war bedenklich, diese Krisis herbey zu führen. Denn dieser Bund hat einen grossen gemeinsamen Zweck; er ist für Europa das Schutzwehr gegen den Geist der Revolution.

Friedrich. Dieser Geist treibt sein Werk nur im Süden und auch nur da findet er Menschen, die für seinen Einfluß empfänglich sind. Die Gränze des russischen Reiches wird ihm noch lange verschlossen bleiben; es giebt jenseits derselben kein Element, dem er sich mittheilen könnte; ohnehin steht der Thron Alexanders auf dem unerschütterlichen Fundamente, auf der durch die edelsten Regententugenden verdienten Treue seiner Völker. Alle Maßregeln, die man nun für räthlich findet, um den Gefahren des absoluten monarchischen Systems vorzubeugen, sind seinem persönlichen Interesse fremd.

Herzberg. Um so edler erscheint seine Po-

litik. Er unterstützt mit der Fülle seines Ansehens und seiner Macht die fremden Thronen, während sein eigener unerschütterlich steht, und damit der Welt sein bestimmter und fester Sinn kund werde, jede Empörung der Unterthanen gegen die thatsächliche bestehende Autorität habe seine Mißbilligung, versagt er den Griechen seine Hülfe.

Friedrich. Unstreitig wird ihm dadurch diejenige Art des Ruhms, nach der zu streben eigentlich allein der Mühe werth ist, nämlich der Ruhm der Beharrlichkeit und der Consequenz, und er wird ihm auch von denen nicht geschmälert werden können, die, sey es aus moralischen oder aus politischen Gründen, die Stellung tadeln, die er den Griechen gegenüber genommen hat. Unterdessen giebt es nichts wandelbareres, als die Maximen der Politik, nur das eine ist stehend in ihnen, daß am Ende jedes Cabinett den Weg einschlagen muß, worauf die Nothwendigkeit es treibt, die in der gegenseitigen Richtung der benachbarten Staaten ist. Das türkische Reich ist eine keiner Wiederherstellung mehr fähige Ruine; sie kann und wird aber nur durch den Anstoß von Rußland einstürzen.

Herzberg. Gewiß, doch ist dazu die Zeit noch nicht gekommen, und das muß man beklagen. Denn wenn der Einsturz unter Alexander erfolgte, würde er weniger erschütternd seyn, und Gerechtigkeit und Mässigung würden die Trümmer in einen neuen Bau zusammen fügen.

Friedrich. Die unheilbare Tollheit des türkischen Gouvernements wird diese Zeit bald herbey führen, ja wohl bälder, als die Politiker aus der neuesten Schule glauben. Wo das Gefühl grosser Kraft ist, muß die Geduld endlich erschöpft werden; und die glänzende Rolle, die Rußland jetzt in Europa spielt, und die ihm, nach dem was es zur Bildung der jetzigen Staatsverhältnisse geleistet hat, auch von Rechts wegen gebührt, kann ja leicht mit einer andern vertauscht werden, die eben so glänzend, und noch mehr

in dem Sinne des Phantoms ist, das Sie die öffentliche Meynung genannt haben.

Herzberg. Was Rußland in dem jetzigen politischen System ist, kann es auch seyn, wenn es allein steht. Es ist dem ganzen Continent überlegen und bedarf, um das zu bleiben, keinen Bundsgenossen. Auch bedarf es, um in dieser Stellung seinen Willen geltend zu machen, keiner Diskussionen mit dem Publikum, über die Frage von dem Rechte der Intervention.

Friedrich. Das ist eine abgeschmackte Frage, die nur in einem Zeitalter zur Sprache kommen konnte, das seine Feigheit und Charakterlosigkeit mit Phrasen und Syllogismen zu maskiren sucht. In allen gesellschaftlichen Verhältnissen ist der Schwächere von dem Stärkern abhängig. Warum will man dieß allgemeine Gesetz der moralischen Welt in der politischen bezweifeln, während es doch von jeher praktisch in derselben gegolten hat? — Indessen bleibt dem Stärkern die Verpflichtung seinen Einfluß auf den Schwächern ohne Unterdrückung und mit Achtung für die Rechte, die nicht von dem Maße der Macht abhängen, auszuüben. Man dient auch gewöhnlich dem eigenen Interesse mehr, wenn man sein Uebergewicht mit Mässigung benützt, als wenn man es mißbraucht. In dem letztern Falle geht der Ruhm der Rechtlichkeit verloren, welchen Verlust jede, auch die stärkste Regierung zu vermeiden suchen muß, weil er die moralische Macht der Feinde stärkt und die eigene schwächt.

Herzberg. Die Mächte, welche jetzt an der Spitze des europäischen Systems stehen, haben das Recht der Intervention mit grosser Energie geübt; aber was auch die Ultra's unter den Liberalen sagen mögen, sie haben dabey eine Mässigung und eine Uneigennützigkeit entwickelt, die die achtungsvollste Anerkenntniß verdienen.

Friedrich. Diese Anerkenntniß weihe auch ich ihnen von ganzem Herzen aber ich bedaure, daß ihre Energie nicht noch weiter gegangen ist. In Spanien hat der Erfolg bewiesen, daß die

Sache mit der Wiederherstellung des Königs nicht abgethan war. Die Anarchie und das Unglück dieses Landes ist nun notorischer Massen weit grösser als unter der Regierung der Cortes. Was hindert die Mächte zur Wiederherstellung der Ordnung in demselben einzuschreiten? — Man kann die Welt mit einer Maßregel, die sie für zweifelhaft hält, nicht schneller und vollkommener versöhnen, als wenn man sie anwendet zum Besten der Völker und zur Befestigung der Ruhe und der gesetzlichen Ordnung.

Regierungsformen.

Als die Franzosen im Jahr 1792 die Republik proklamirt hatten, ertönte es auf ihren Tribunen, in ihren Manifesten, in ihren Journalen und selbst auf ihren Kanzeln, die demokratische Verfassung sey die einzig vernunftmässige, und die dem Menschengeschlechte bevorstehende Regeneration werde nur dadurch vollendet, daß überall die Thronen umgestürzt und die Republik unter allen Völkern eingeführt werde. Wir erinnern uns, wie viele Köpfe, selbst in dem für die Begeisterung, die durch Phrasen hervor gebracht wird, nicht sehr empfänglichen Norden, durch diese und ähnliche Apostrophen verdreht wurden. Aber es gab auch eine sehr respektable Zahl denkender und nüchterner Männer in und ausser Frankreich, welche von diesem Schwindel nicht ergriffen wurden. Sie schlugen das Buch der Geschichte auf, welches ihnen durch eine Menge Beyspiele bezeugte, daß mit der republikanischen Staatseinrichtung der Stein der Weisen bey weitem noch nicht gefunden sey, und das Nachdenken über diese Zeugnisse und über die Natur der Sache selbst belehrte sie, daß die Regierungsformen sich immer nach den physischen und moralischen Eigenthümlichkeiten der Völker richten müssen, und daß eine Verfassung, die als tauglich für alle Länder und für alle Zeiten gepriesen wird, ein eitles Blendwerk sey, mit dem die Thorheit die Welt täusche und das im Leben versucht, nur Unheil und Verderben anrichten müsse. Diese Ansichten fanden in den Versuchen, die von den Franzosen selbst gemacht wurden, ihre volle Bestätigung, und schon im Jahr 1797, schrieb ihr General Bonaparte, „es sey nur „noch eine Hand voll Schwäzer, die er aber richtiger „als Narren bezeichne, welche es nichts koste, „eine Universal-Republik zu wünschen.“ — So kam man von einem grossen Irrthum der Zeit zurück. Man betrachtete das Streben, alle Staaten über einen Leisten zu schlagen, als ein lächerliches Beginnen, und wies den Universalverfassungen dieselbe Stelle mit den Universalmitteln an, nämlich in dem Reiche der heiligen Chimären.

Aber diese richtige Erkenntniß scheint nicht überall gewurzelt zu haben, wie wir denn in unsern Tagen den Irrthum, der durch sie entkräftet schien, mit einer Dreistigkeit, als fände gegen ihn auch nicht der mindeste Zweifel statt und mit allem Schmucke, den die Kunst der Rede und der Dialektik verleiht, wiederkehren sehen; denn wie vor dreyssig Jahren die Republik, so wird jetzt die autokratische, das heißt die aller positiven Gesetzgebung entbundene und ihr einziges Gesetz nur in dem Willen des Herrschers erkennende Monarchie, als das Heil der Welt, als die allein statthafte und rechtmässige und als die allen Völkern taugliche und nothwendige Verfassung gepriesen. Ist die Verirrung nicht dieselbe? Früher waren es die Ultra's der Republik, nun sind es die Ultra's des Rojalismus die das Wort führen. Aber beyde stehen auf Extremen; beyde führen es übertreibend, ohne Besonnenheit und ohne Wahrheit; und wenn die vermittelnde Vernunft darauf besteht, daß es keine Regierungsform gebe und geben könne, die als eine allgemeine für die gesammte Menschheit gelte, so haben die einen so gut unrecht als die andern.

Man tastet weder die Republik noch die autokratische Monarchie an, wenn man beyden den Charakter der nothwendigen Katholicität abspricht. Es gab und giebt Länder und Völker, die durch die erstere und durch die zweyte glücklich, blühend und mächtig geworden sind. Aber wer die eine oder die andere für die allein zulässige erklären und sie allen Völkern aufdringen wollte, strebte auf etwas vernunftwidriges und verderbliches. Denn nur diejenige Verfassung ist sichernd, beglückend und erkräftigend, die sich aus der in der geographischen Lage, dem Culturstande und der Geschichte gegründeten Eigenthümlichkeit eines Volkes ergiebt: aber sie kann das, sey sie nun Republik oder Monarchie, nur so lange bleiben, als die Macht der Gesetze die Willkühr der Regierung zähmt. Wo diese Macht untergeht, ist gar keine Verfassung mehr, sondern die Herrschaft despotischer Gewalt und es ändert in diesem kläglichen Zustande nichts, ob diese Gewalt in den Händen eines Tibers oder eines Cromwells, eines Ludwig XIV., oder eines Heilsausschusses ist.

Krug*), indem er von der autokratischen Monarchie redet, bemerkt, daß sie leicht in Despotie ausarte. „Sie tauge eben „darum nur für rohe Völker, die noch einer „strengen Zucht bedürfen. Aber auch diese ha„ben nicht selten das Joch zu hart gefunden, „und es, selbst mit Vernichtung des Lebens ih„rer Herrscher abzuschütteln gesucht. Wenn man „die Geschichte frage, in welchen Staaten Em„pörungen, Meutereyen und Regentenmorde am „häufigsten Statt gefunden, so antworte sie, in „autokratischen Monarchien.“ In derselben Beziehung erschert Guizot*): „wenn der Sou„verain sich für einen Gott halte, verfalle das „Volk in Abgötterey, und wo der Abstand un„meßlich sey, vergessen leicht die einen ihre „Pflichten und die andern ihre Rechte.“ Was der Teutsche und was der Franzose sagt, ist wahr; aber es gilt nicht nur von der gesetzlosen Gewalt in Monarchien, sondern auch von der in Republiken; weßwegen die, welche diese Gewalt vertheidigen, und noch mehr die, welche sie allgemein einzuführen suchen, weder für Freunde der Könige, noch für Beschützer der Volksrechte gehalten werden können, sie mögen nun den Schild der Royalisten oder die Fahne der Liberalen tragen.

*) Dikaio Politik, S. 273.

*) Essais sur l'histoire des France. S. 359.

Reflexionen eines Genossen dieser Zeit.

Wenn man die Bauern fragt, was es gutes Neues gebe, so antworten sie einstimmig, so daß man ihre Rede für eine sprüchwörtliche gelten lassen könnte: „es giebt immer was „Neues, aber selten was Gutes!“ Sie haben auch auf dem Standpunkte, auf dem sie das Leben ansehen, vollkommen recht. Denn auf demselben stellt sich das Leben nur in dem Verhältniß als gut dar, in dem die Bilanz des Haushalts zum Vortheil des Haushalters steht. Diese Ansicht ist auch nichts weniger als verwerflich, wie denn die Erfahrung lehrt, daß am Ende alles Glück und alles Unglück des Menschen, ja in manchen Beziehungen so gar sein geistiger Gehalt, an das Resultat geknüpft ist, das sich aus seiner Einnahme und Ausgabe ergiebt. Die Bauern schliessen deßhalb nicht fehl, wenn sie behaupten, es gebe unter dem Neuen selten etwas Gutes. Denn es war schwerlich je eine Zeit, in der ihr Gewerbe undankbarer und zugleich die Ansprüche an ihren Beutel grösser gewesen wären, als die gegenwärtige. Wie bey den Bauern verhält es sich aber auch in diesem Punkte bey den Herren von allen Gestalten, die wenigen Glücklichen ausgenommen, denen es gelungen ist, bey dem allgemeinen

Schiffbruche sich in den Besitz des Strandrechts zu setzen.

Wenn aber auch die neueste Kunde nichts Gutes bringt, so sind und bleiben die Menschen doch immer auf sie gespannt. Wir haben eine Kunde aus der alten Welt, die in einige Jahrtausende zurück reicht, die von vortrefflichen Historikern beschrieben worden ist, und die der guten Lehren so viele enthält, daß kein Mensch, er sey König oder Unterthan, Ritter oder Knecht, einen dummen oder schlechten Streich machen kann, vor dem er nicht durch sie gewarnet wäre. Aber die Geschichte ist für die Menschen ein versiegeltes Buch; sie betrachten sie wie einen Wegzeiger, an einer nicht mehr gangbaren Landstrasse; und weil die junge Welt in ihrem Eigendünkel sich für vollendet und mündig hält, lacht sie der Weisheit der Alten als einer für sie unnützen und verlorenen Thorheit. Dagegen nimmt sie allein Interesse an dem, was sie ersinnt und hervor bringt, und bethört sich mit dem Wahne, nur in ihren papierenen Schöpfungen sey Geist und Kraft und Bestand, und was vor ihr versucht und geleistet worden, sey eitel Stümperey.

Es würde vergeblich seyn, einen Irrwahn dieser Art berichtigen zu wollen; aber man muß auch einem stelbstständigen und redlichen Manne erlauben, wenn er sich nicht in denselben theilt. Diese Erlaubniß habe ich auch für meine Wenigkeit zu erbitten, wie ich denn der Meynung bin, daß die Zeit nie interesseloser, langweiliger gewesen sey, als in unseren Tagen. Das Ausgezeichnete und Ansprechende eines historischen Stücks liegt in der Grösse der Charaktere, die in demselben auftreten, und in dem geistigen Gehalte der Handlungen, die in ihm erscheinen. Wenn das wahr ist, so ist dem Drama, das vor unseren Augen spielt, sein Urtheil gesprochen. Wer sind die Helden, die in ihm die ersten Rollen behaupten? — Demagogen und Demagogenriecher, Jakobiner von der rothen und Jakobiner von der weissen Farbe, wahnsinnige Reformatoren und verplüffte Stabilisten, Idealistikbar und Mystiker, Aufklärlinge und Obscuranten, Jesuiten und Remantiker, Wunderthäter und Propheten, Banqueroutiers und Beutelschneider, Steuerexecutoren und verdorbene Bauern, und dann was die Masse betrifft, ein Gesindel, das keinen Muth hat, weder für grosse Tugenden, noch für grosse Verbrechen, und das seine höchste Decoration in dem Orden der Mittelmässigkeit sieht, und seinen schönsten Hauptschmuck in der Schellenkappe. Der geistige Gehalt des Stücks aber spricht sich genügend in seiner Richtung aus, indem es nichts anders ist, als eine Wiederhohlung der alten abgeschmackten Fabel von der verkehrten Welt.

Aber es giebt kein so armseliges Produkt der dramatischen Kunst, das nicht seine Bewunderer fände, und die Mehrheit des Publikums ist immer von der Partey der Flachheit und des Gemeinen. Man muß dieser Partey ihr Recht lassen, und in Sachen des Geschmacks die Freyheit der Meynungen. Aber sie bewährt nicht dieselbe Billigkeit gegen das kleine Häuflein, das bey dem Anblick des Schauspiels den Kopf schüttelt oder schlaft, indem sie kirchlich und politisch jeden anathematisirt, der sich nicht in ihre Bewunderung theilt. Es fehlt nicht unter uns an tüchtigen Kunstrichtern, die recht klar und augenscheinlich nachweisen, an welchen Fehlern das Stück laborire und was die Kritik an der Ausführung desselben zu tadeln habe. Aber jene Partey hat das Wort genommen; die bescheidene Stimme der Kunst und der Unbefangenheit verstummt in ihrem Getöse; wo diese es noch wagt, sich zu erheben, wird sie unterdrückt; es bereitet sich ein allgemeiner Sieg der Verkehrtheit und der Armseligkeit, und in gleicher Weise schreitet dieser Sieg fort im Parterre und auf der Bühne.

Es giebt Patrioten und Kosmopoli-

ten, denen dieser Zustand zu Herzen geht, und deren Nachdenken unaufhörlich mit der Frage beschäftigt ist, wie demselben zu steuern seyn möchte? Ich halte diese Frage für müssig, und jeden Versuch, sie praktisch zu beantworten, für unnütz und gefährlich. Welche Zeit ist an uns vorüber gegangen? Welche Charactere, welche Thaten, welche Kämpfe, welche ungeheure Entwickelung der Kräfte haben wir gesehen? — Konnte das ewig so fortdauern? Was sagt euch die Geschichte? Daß in der moralischen Welt wie in der physischen jede Kraft sich erschöpfe, daß auf heftige Anstrengung Erschlaffung folge, und daß der Glanz der grossen Zeiten, wenn sie abgelaufen, in dem Dunste erlösche, der aus dem ermatteten, oder in kraftlosen Bestrebungen sich verlierenden Leben emporsteigt. Wir sind in die Zeiten der Erschlaffung gefallen. Können wir die Natur hindern, ihr Recht zu gebrauchen? Können wir sie zwingen von ihren Gesetzen abzuweichen? Können wir das Unmögliche ertrotzen? — Jeder ergebe sich in die Macht der Nothwendigkeit, thue für sich und in seinem Kreise des Guten so viel er kann, und ertrage den trüben Tag, in der Hoffnung, daß auch der heitere wieder anbreche!

Diese Hoffnung ist nicht täuschend. Denn die Zeiten der Erschlaffung tragen eine stärkere Zukunft in ihrem Schooße. Da ruhen die Kräfte, um sich zu erneuern; es entwickeln sich die Keime der neuen Geburt, und diese bricht hervor, wenn der Augenblick ihrer Reife gekommen ist. Freylich ist dieser Augenblick unbestimmbar, und nie säumt menschliche Macht ihn zu verzögern. Aber nicht vermag es diese Macht, jene Keime, die von geistiger Natur unzerstörbar sind, gänzlich zu unterdrücken, und eitel ist ihr Triumphgeschrey, wenn sie glaubt, dieß vollbracht zu haben. Denn je länger sie gehemmt worden, desto kräftiger treiben sie sich empor, und es ist dann vergeblich, daß gegen sie das Unkraut sich zu erhalten suche, das durch das Land gewuchert hat.

Ich weiß nicht und kein Sterblicher weiß es, was die Gegenwart im Schooße trägt; unser einer kann nur wünschen und hoffen, und der unfehlbaren Macht vertrauen, deren Wille geschieht, wie auch Selbstsucht und Thorheit ihn brechen wollen, und deren Willen, Selbstsucht und Thorheit so gut dienstbar sind, als Weisheit und Tugend. Aber nicht tadeln kann man unser einen, wenn wir unsere Augen abwenden, von einem Schauspiel, was uns mißfällt, und von einem Geschlechte, das so lange von dem Geiste Gottes umsonst gestraft worden ist, das aus der guten Schule seiner Erfahrungen nichts hervor gebracht hat, als einige Maximen des Egoismus, und in dem das einzig edle und würdige Leben vernünftiger Wesen, das in Bestrebungen und Aufopferungen für Wahrheit und Recht erscheint, größtentheils erloschen ist. Mag indessen uns die Gegenwart alles entbehren lassen, woran unser Geist erstarken könnte, und mögen wir sie, als ermangelnd des Interesse's, das nur rein menschliche Würde und Kraft erregen können, sich selbst überlassen und aufgeben, so bleibt unserm Geist und Gemüthe doch noch ein herrlicher Schauplatz zur Anschauung und zum Genusse, und ihn erblicken wir, wenn unser Auge sich zurück wendet in die Vergangenheit und namentlich in die Geschichte unserer Väter. Denn da erscheinen uns nicht nur Helden, mit Schwerte und mit dem Worte, die den Glauben an die Menschheit erkräftigen, indem in ihnen ihr wahrer Adel offenbar wird; es erlangt zugleich der Glaube an den Sieg der Vernunft und der Tugend dieselbe Stärkung, indem, bey allem Widerstande und bey allen Hemmnissen, die in jeder Zeit eingetreten sind, der Strom der Ereignisse doch unabänderlich auf diesen Sieg gerichtet blieb.

Ankündigung
von
Errichtung einer Lehranstalt
für
künftige Architekten und Bauhandwerker

Der glückliche Erfolg, mit welchem ich seit mehreren Jahren junge Leute in der Baukunst unterrichte, und der Wunsch dieses Unternehmen für die Folge gemeinnütziger zu machen, haben mich veranlaßt, demselben, in Verbindung mit einigen Freunden, eine grössere Ausdehnung zu geben. Insbesondere habe ich darauf Bedacht genommen, daß es in gegenwärtiger Zeit an den meisten Orten hauptsächlich an tüchtigen Werkmeistern und Bauhandwerkern fehle, und daß es mithin vorzügliches Bedürfniß sey, jungen Leuten, welche sich zu solchen ausbilden wollen, Gelegenheit zu geben, nicht allein die nothwendigen Kenntnisse ihres Gewerbes gründlich zu erlangen, sondern vornämlich durch höhere Ausbildung in der Kunst sich über das Gewöhnliche des Handwerks zu erheben, wie es den Anforderungen der Zeit entspricht.

Am zweckmässigsten aber wird jungen Leuten eine solche Ausbildung in dem Alter verschafft werden können, in welchem sie noch wenig geeignet sind, schwere Handarbeiten zu ertragen, d. h. vom 14ten bis zum 18ten oder 19ten Jahre. Zwar läßt sich freylich die Zeit, welche der junge Mensch nöthig hat, um den gehörigen Grad der Ausbildung vollständig zu erlangen, nicht allgemein geltend voraus bestimmen, indem hier alles lediglich auf die Individualität des Schülers, seine Fähigkeiten und Vorkenntnisse, auf seinen Fleiß u. s. w. ankommt; indessen ist man doch mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen berechtigt, daß unter Voraussetzung der gewöhnlichen Eigenschaften und Erfordernisse, ein ungefährer Zeitraum von vier Jahren bey sorgfältigem Unterricht hinreichen werde, das Nöthige zu erlernen. Es versteht sich jedoch von selbst, daß junge Leute vom 14ten Jahr an nur unter der Bedingung zum Unterricht angenommen werden können, daß sie denjenigen Grad von Bildung besitzen, welcher in diesem Alter mit Recht zu erwarten ist.

In dieser Rücksicht habe ich einen vierjährigen Cursus für künftige Architekten und Bauhandwerker bestimmt, und denselben nach folgendem Lehrplane geordnet:

Erstes Jahr.
- Architektonische Zeichnungslehre.
- Freyes Handzeichnen.
- Anfangsgründe bürgerlicher Baukunst.
- Constructionslehre (Stein.)
- Allgemeine Einleitung in die Mathematik.
- 1tes bis 4tes Buch von Euklid's Elementen.
- 4 Spezies der Buchstabenrechnung.
- Vorbereitung auf die Algebra.
- Geschichte der Körper im Allgemeinen, oder derjenige Theil der Naturgeschichte, welcher auf die Naturlehre vorbereitet.

Zweytes Jahr.
- Constructionslehre (Fortsetz. Stein, Holz, Eisen.)
- Lehre von den Baumaterialien.
- Einleitung in die landwirthschaftliche Baukunst.
- Ausarbeitung von Aufgaben, die darauf Bezug haben.
- Freyes Handzeichnen, besonders Ornamente.
- Fortsetzung von Euklids Elementen.
- Algebra.
- Mechanik.

Drittes Jahr.
- Landwirthschaftliche Baukunst.
- Lösung der wichtigsten Aufgaben in derselben, mittelst Ausarbeitung bestimmter Entwürfe.
- Einleitung in die höhere bürgerliche Baukunst.
- Leichtere Compositionen.
- Modelliren in Holz und Stein.
- Euklid's Elemente.
- Stereometrie.
- Algebra.
- Fortsetzung der Mechanik.
- Einleitung in die Hydraulik und Hydrostatik.

Viertes Jahr.
- Höhere bürgerliche Baukunst.
- Ausarbeitung wichtiger Aufgaben in derselben.
- Unterricht in Fertigung der Kostenanschläge.
- Die Lehre von der Perspektive.
- Praktische Geometrie.
- Optik, Akustik.

Junge Leute, welche sich der höhern Baukunst widmen wollen, im **fünften Jahre**:
- Kompositionen höherer Art.
- Kunstgeschichte.
- Mythologie.

Für solche aber die sich dem Straßen- und Wasserbauwesen bestimmen:
- Nach vorangegangenem Unterricht im Hauptbaufache:

Im dritten Jahre
- Brücken- und Straßenbau, Planzeichnen. Mit steter praktischer Anweisung.

Viertes Jahr.
- Fortsetzung im Brücken-, Wasser- und Straßenbau.

Uebrigens setzen mich meine bedeutenden Geschäfte in den Stand den gegebenen Unterricht fortwährend durch eigene Anschauung praktisch zu erläutern und dadurch zu vervollständigen.

Damit es den jungen Leuten zu keiner Zeit an Aufsicht und Sorge für ihre sittliche und wissenschaftliche Ausbildung fehlen möge, habe ich mich entschlossen, alle diejenigen, welche meinen Unterricht geniessen wollen, zugleich in Kost und Logis zu nehmen.

Für den Unterricht der Baukunst, Kost, Logis und Wäsche wird jährlich fl. 250, — der Unterricht in der Mathematik aber und überhaupt alle Lehrer besonderer Fächer außerdem bezahlt. Die Kosten für letztere belaufen sich jedoch auf keinen Fall höher, als auf 48 — 50 fl. Jeder Schüler hat zugleich sein eigenes Bett mitzubringen.

Bey dem Mangel an Instituten dieser Art wird mein Unternehmen gewiß beyfällige Anerkennung finden, und ich zweifle nicht, daß Aeltern, die ihre Söhne zu Architekten oder Bauhandwerkern bestimmt haben, eine Gelegenheit mit Vergnügen ergreifen werden, die so wesentlich geeignet ist ihrem Zwecke zu entsprechen.

Ich meiner Seits gebe die heilige Versicherung, daß ich mein ganzes Wissen und alle meine Kraft anwenden werde, um die mir anvertrauten Jünglinge sittlich und ihrem Berufe nach auszubilden, und daß ich keine höhere Belohnung kenne, als die Beruhigung mir die Zufriedenheit ihrer Aeltern erworben zu haben.

Weingarten bey Ravensburg, im Sommer 1824.

Königl. Würtemb. Straßen-Bau-Inspektor,
Architekt **Bühler**.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzleybuchdruckerey zu Ellwangen

Neue
Nationalchronik der Teutschen



18. December. 51. 1824.

Deines Lebens Sonnenlicht
Sey Vernunft; die fliehe nicht.
Wird sie dir im Rücken steh'n,
Wird dein Schatten vor dir steh'n!

Herder.

Zeichen der Zeit in dem Gebiete der Wissenschaft.

(Eingesandt.)

1.

Wie die neueste Schullehre, unter dem Namen Natur-Philosophie dem Ultrakatholicismus, in die Hand arbeite.) Auf dreyfache Weise arbeitet die sogenannte Natur-Philosophie, — wohl unterschieden von der eigentlichen Naturwissenschaft — besonders dem religiösen Positivismus, mit welchem die position Theologie keines Wegs eins ist, in die Hand.

Einmal dadurch, daß sie den Sachunterschied zwischen dem Menschen und dem bloßen Naturdinge aufhebt. Denn so wie dieser Unterschied aufgehoben ist, erscheint in dem menschlichen Geiste nichts weiter, als die leere, unbeschriebene Tafel. Wie aber von einem in dem Wesen der Menschheit liegenden Rechtsgrunde, der dem Menschen allein Rechte oder Rechtsansprüche verleiht, in diesem Falle überhaupt keine Rede mehr seyn kann, eben so findet sich dann immer mehr ein objectiv gültiges Merkmal, welches in demselben Wesen gegründet, eine Unterscheidbarkeit des Wahren vom Falschen, unter dem Namen Offenbarung, Kirche und Gott gewähren könnte: der politische Pfaffe (vom Geistlichen wohl unterschieden,) läßt dann auf jene Tafel einschreiben was seinem Zweck zusagt.

Dieselbe Wirkung bringt die neueste Schullehre ferner hervor, indem sie die materialistische Grundlage mit einer poetischen Farbe überzieht, welche die christallhelle Mystik des Katholicismus, namentlich Wallfahrten, Opferwesen, Ceremoniendienst etc. auf eine ganz neue, mehr als jemals täuschende Art zu schminken vermag. Denn wie schon dort, vermöge jener Grundlegung, das moralische Merkmal ausgeschlossen ist, so muß nun, unter dieser ästhetischen Schminke, der alte Frohn- und Lohn-Glaube einen höheren Schwung erhalten.

Endlich giebt die besagte Lehre bessern Gemüthern, denen keine andere wissenschaftliche Grundlage bekannt geworden, einen Stoß, der sie über die Sphäre der Menschheit hinaustreibt, und so Theils dem Mysticismus, Theils dem Pfaffismus in die Arme wirft. Welche Beyspiele, wären sie nicht odiose, könn-

ten als Thatbelege aus unserer jüngsten Zeit angeführt werden, und zwar aus dem protestantischen Teutschlande so wohl, als aus dem katholischen, ja wohl besonders aus jenem und dann im Betreff solcher Schriftsteller, welchen die Gerechtigkeit selbst nicht nur eine reine und schöne Gemüthlichkeit, sondern auch ausgebreitete und schätzbare Kenntnisse in anderm wohl zugestehen dürfte!

2.

(Die neuste Mode im Betreff der Religion auf — Hochschulen.) Die neuesten Lectionskatalogen mehrerer teutschen Universitäten kündigen wohl Vorlesungen über die Religionsphilosophie, keine aber über Ethik oder Moralphilosophie an. Woher diese neue Erscheinung, da bekanntlich vormals die Ethik, erst unter dem Namen der praktischen Philosophie, dann unter jenem der Moral, als akademischer Lehrgegenstand besonders hervor gehoben wurde, die Religionsphilosophie aber als solche gar nicht, sondern nur als natürliche Theologie, unter der Firma und dem Namen der Metaphysik vorgekommen ist? Ja es galt für entschieden, daß eine philosophische Religions-Lehre nur auf dem Grunde der wissenschaftlichen Moral eintreten könne. Und ist es dem nicht also, wenn Gott selber von dem Abgott oder Götzen jeder Art zuvörderst und allein durch das Merkmal der Heiligkeit unterscheidbar ist, und diese nur ethisch oder durch den moralischen Grund-Begriff wissenschaftlich erkannt werden kann? Wird aber die Religions-Philosophie vor der Moralphilosophie oder wohl in beyden Semestern nur allein gelehrt, was muß dann zum Vorschein kommen? Müssen dann nicht theils Mysticismus, theils Monachismus, wenigstens theorethisch unter dem Namen der Religion hervorgehen? Eine neue glänzende Gestalt, eine poetische oder ästhetische Einfassung, verbunden mit einer Fülle anderweitiger Kenntnisse müßte natürlich dem neuen Irrthum nur desto mehr Eingang verschaffen. Welch' einen neuen Schwung möchte dann die Möncherery selbst erhalten? Selbst auf die Praxis könnte, wenn so etwas akademischer Ton würde, die neue Theorie Einfluß gewinnen. Und das protestantische Teutschland würde, zumal wenn da einige recht ausgezeichnete Erscheinungen dieser Art hervor giengen, auf das katholische mächtig zurück wirken. Denn eben der neu aufstrebende Obscurantismus, lauernd auf jedes ihm günstige Zeichen der Zeit, würde sicherlich eben so fein als begierig, solche Aeusserungen ergreifen und benützen.

Woher aber, mag nochmals gefragt werden, jene Erscheinung an nordteutschen Hochschulen, selbst an dieser und jener die einen alten, edlen Ruhm zu bewahren hat? Wir finden die Erklärungsgründe davon hauptsächlich in einem ausgezeichneten und wenigstens mittelbar weitgreifenden Mangel des vorhergehenden Systems, selbst auf seiner ethischen Seite bey allem Trefflichen desselben — in einer Zuviel in der Behandlung des ethischen Elements, da denn Verstand und Gemüth eine Art von Ersatz für das Religiöse verlangen, — in dem alten menschlichen Zuge von einem Aussenpunkte zu dem andern, — in dem Walten der Mode, selbst auf dem Gebiete der Wissenschaft, — in dem Hervortreten des Physischen, so wie es den nächsten Gegensatz gegen das Moralische bildet, während ein poetischer Schmuck den materialistischen Grund verhüllt, wo denn die sogenannte Religion von der Moral förmlich getrennt wird, — endlich in einer neuen frommen Strebung der Zeit, hervorgerufen. Theils durch einen schönen Unwillen gegen die vorher gegangene Aufklärerey, theils durch die langen, bittern Erfahrungen dieser Zeit. So wirkte das Leben auf die Wissenschaft zurück und so hatte die Zeit selbst auf das akademische Schicksal einer Doktrin, welche früher als die Königin der Wissenschaft glänzte, entscheidenden Einfluß.

In der Vorrede des kürzlich auch in diesen

Blättern angezeigten Handbuchs der Moralwissenschaft von J. Salat, findet sich über diese Erscheinung eine Bemerkung, die zu diesen Betrachtungen Anlaß gab. Dazu mag hier folgende Stelle aus demselben Werke S. 464 kommen: „Es ist bekannt, daß jener Unglückliche — Karl Sand — aus einer Schule hervorgieng, in welcher die Ethik zurück gedrängt war, und besonders die Phantasie gehoben wurde. Die Moralphilosophie stellt bekanntlich der Mystik (auf ihrer ungültigen Seite) nicht minder entgegen, als dem Pfaffenthum, wenn sie nicht blos in einem gewissen Maße praktisch, sondern wissenschaftlich ist und so der Religionsphilosophie, dadurch aber der positiven Theologie vorarbeitet. Was müßte sonach erfolgen, wenn nach einer wohl einseitigen Bearbeitung des sittlichen Moments auf so mancher Hochschule und in so vielen Schriften nunmehr eine gleiche Bearbeitung des religiösen immer mehr Ton würde und so Jahre lange fortgienge? Ja welche Früchte müßten da auf teutschem Boden hervor kommen? Wohl auch eine Aufgabe für Staatsmänner, und insbesondere für die Curatoren der Hochschulen.

5.

(Der Jesuit und der Protestant im Bunde.)
Wilh. Aug. Günther, nunmehr Jesuit in Polen, vordem Candidat des Weltpriesterstandes im Seminar zu Presburg, lieferte im XVIII. Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur eine sehr lange Recension über Dr. J. Salats Religionsphilosophie, 2. Aufl. München, 1824, anstatt einer treuen Anzeige des Inhalts giebt der jesuitische Recensent eine lügenhafte Entstellung desselben. Schon die Aussage von „Text und Noten" im Eingange der Recension ist, verbunden mit einer eben so groben Absprecherey, eine baare verläumderische Lüge. Denn ein ganz anderes sind offenbar die Anmerkungen, welche der Verfasser den Paragraphen anhängte. Und mit dieser Entstellung

verbindet der Kritiker sogleich eine Lästerung, die selbst aus der Seele eines spanischen Großinquisitors nicht giftiger hervor gehen könnte. Was übrigens den wissenschaftlichen Gehalt der Kritik betrifft, so finden sich hierüber sprechende Thatbeweise in des Verfassers „Versuchen über Supernaturalismus und Mysticismus, S. 390. — 394.

Nun begab es sich, daß Wilhelm von Schütz über den genannten Band der Wiener Jahrbücher, in dem Literarischen Conversations-Blatte, 1823, das Referat erhielt, da er denn diesen Recensenten besonders auszeichnete. Die bemerkte Entstellung wird von ihm als eine treue Anzeige genommen und darnach der Ausspruch gethan: Salats Religionsphilosophie sey ein kleines Monstrum oder Ungeheuer. Zugleich bemerkte der Referent, diese Religionsphilosophie komme um dreyßig Jahre zu spät.

Gegen diesen Anspruch sticht nicht wenig ab, daß ein kompetenter Richter, ausgezeichnet als akademischer Lehrer in einer der teutschen Hauptstädte, die Schrift für ein Meisterwerk erklärt hat, — daß die Theologischen Annalen „viele tiefe Gedanken, viele scharfsinnige Anmer„kungen, eine große Belesenheit, einen geläu„terten und durch alle neuere Forschungen durchge„führten Kriticismus" darin gefunden haben, und daß die Vorrede zu den Grundlinien der Religionsphilosophie, welche der Verfasser vor der zweyten Auflage derselben hergehen ließ, erzählt, wie der Verfasser bestrebt gewesen, die zweyte Auflage nicht früher erscheinen zu lassen, weil er erst seine Ansichten noch mehr vervollkommnen, und zu diesem Behufe noch dieses und jenes Neue, was über einen so wichtigen Gegenstand heraus kommen möchte, prüfend benützen wollte.

Nicht minder merkwürdig ist, wie W. von Schütz in den Vorreden, womit er seine Uebersetzung des schändlichsten und verderblichsten Bu-

ches, das vielleicht jemals auf teutschem Boden erschienen ist, das Wort für jenen katholischen Domherrn nahm, der sich neuerlich als Redakteur einer Literaturzeitung ausgezeichnet hat. Er der Protestant, bemerkte an demselben, daß von ihm „mit besonderer Strenge über das Palladi- „um der katholischen Kirche gehalten werde." Und er selbst trat hernach als Sprecher für den Katholicismus in den gedachten Jahrbüchern auf, indem er sich Tzschirnern entgegen stellte. — Eine arge Verfälschung, welche so eben jener Redakteur sich erlaubt hatte, und die, bis zum Augenschein, in der Allgem. Zeitung dargethan war, störte unsern Referenten so wenig, als die von dem jesuitischen Recensenten versuchte Apologie jenes Kirchenlehrers, der (laut der besagten Religionsphilosophie) darum, weil er in der Lehre von Gott die Heiligkeit als das Erste oder Entscheidende nicht erfaßt hatte, bis zu der Behauptung kam, so bald es Gott befehle, dürfe man tödten, lügen, ehebrechen ꝛc. ꝛc. Erscheint da keine Wahlverwandtschaft bey dem Rückblick auf jene Aussprüche über Religion und Moralität.

Kein Wunder wenn eben dieser „Protestant" sodann auch für Thron und Altar, (??) und zwar in dem „Staatsmann" des Dr. Pfeilschifter auftrat! Talent, anderweitige Kenntnisse und Gewandtheit können ja jeder Sache trefflich dienen. Wer möchte aber die Wirkung trefflich nennen, wenn der Blick auf den moralischen Grund, von welchem der religiöse nicht trennbar ist, zurückfällt? — Und schwerlich würde die lange Recension, welche jüngsthin ein Geistesverwandte und neue Verbündete des „Staatsmanns" von Weillers Geist des ältesten Katholicismus in der berühmten Literaturzeitung geliefert hat, dem neuen und wohl beyspiellosen Sprecher für den Katholicismus mißfallen, erlaubt sich gleich der so viel jüngere Mann *) über

*) Dr. Oberndorfer, Professor der Finanzwissenschaft zu Landshut, seit kurzem aber — Rentbeamte.

einen Weiler Urtheile wie folgende: „gottlo- „ser Betrug, in der ganzen Schrift ist nicht ein „aufrichtiges Wort, Gott verläugnende Grund- „sätze, verrätherische Aeusserungen ꝛc. ꝛc." so wie andere Absprechereien über den Kopf oder die Ansichten eines Mannes, dem so ein Knabe die Schuhriemen nicht aufzulösen wagen sollte.

Die teutschen Universitäten.

Die Aufmerksamkeit des Publikums ist in diesem Augenblicke, mehr als auf sonst eine der Erscheinungen des Tages, auf die Untersuchungen gerichtet, welche gegen mehrere Zöglinge unserer Hochschulen, die höchst gefährlicher und strafbarer politischer Verbindungen und Bestrebungen verdächtig geworden, verhängt sind. Diese gespannte Richtung der öffentlichen Aufmerksamkeit auf einen seiner Natur nach sehr anziehenden, mannigfaltige persönliche Interesse berührenden und viele sichere Voraussetzungen täuschenden Gegenstand kann Niemand befremdend seyn; desto befremdender aber sind die absprechenden Urtheile, die man nun so oft über das Recht oder das Unrecht der verhängten Untersuchung, so wie über die Schuld oder die Unschuld der Angeklagten fällen hört. Diese Urtheile, für welche Seite der Sache sie sich auch erklären, verdienen den Vorwurf unbesonnener und unbilliger Voreiligkeit. Das Publikum weiß nicht vielmehr, als daß einige junge Leute, wegen demagogischer Umtriebe in Verhaft gezogen, und daß sie zum Theil, vermöge der vorliegenden Thatsachen, im hohem Grade gravirt seyen. Man kann aber nicht Richter in einer Sache seyn, von der man nur eine so unbestimmte und summarische Uebersicht hat, und über deren Details man gänzlich unwissend ist; man kann in diesem Falle die Angeklagten weder verdammen, noch lossprechen, und eben so wenig kann man sich über das Verfahren der Regierungen gegen sie und über die Nothwendigkeit und Statthaftigkeit desselben ei-

ne Entscheidung anmassen. Man erwarte das Urtheil von der Behörde, die allein competent ist, und das gewiß nicht ohne umständliche Entwicklung seiner Motive wird gegeben werden. Ist dasselbe erfolgt, dann erst ist dem Publikum die Befugniß ertheilt, über die Angeklagten und über das Gericht sein Erkenntniß auszusprechen.

Noch grössern Tadel und eine noch ernstere Zurechtweisung als jene Voreiligkeit verdienen aber die hämischen und verdammenden Urtheile und die unversöhnlichen öffentlich erklärten Anfeindungen, welche, veranlaßt durch die besagten Untersuchungen, nur die teutschen Universitäten, und unter ihnen besonders die protestantischen treffen. Man hört nun oft, recht im Tone des Triumphs, an das Zeugniß erinnern, das vor einigen Jahren Hr. v. Stourdza ihnen gegeben: „sie dienen nur dazu, die Jugend zu mißleiten und die Gemüther zu verkehren; — sie seyen die Repositorien aller Irrthümer der Zeit, jede falsche Theorie, jede widersinnige Lehre erzeugend und verewigend; — einer vollkommenen Zügellosigkeit freygegeben, und der Herrschaft der Gesetze entbunden, werfe sich die studierende Jugend in alle Ausschweifungen, welche aus einem rebellischen Geiste und einem verderbten Herzen entspringen, und sie beginne die Bahn des Lebens mit nichts weniger, als mit der Uebung des Gehorsams." Diese Worte, wird versichert, seyen in einem wahrhaft prophetischen Geiste gesprochen. Man sehe in unsern Tagen ihre Erfüllung.

Gewiß haben unsere Universitäten, wie alle menschlichen Anstalten, ihre Unvollkommenheiten und Gebrechen, und eben so gewiß ist die Jugend, die sich auf ihnen für ihre künftige Bestimmung bereitet, so wie die Jugend aller andern Stände, weit entfernt, die Ansprüche zu erfüllen, die Vernunft und Gesetze an sie machen. So muß und wird auch ein redlicher und rechtlicher Mann jeden Plan und jedes Bestreben auf Auflösung oder Umsturz der bestehenden

bürgerlichen Ordnung verabscheuen, und die Verpflichtung der Regierungen anerkennen, dem, der in solchem Beginnen betreten wird, die ganze Strenge der Gesetze empfinden zu lassen. Aber kann man die Institute für verwerflich erklären, wenn es einige ihrer Zöglinge geworden sind, oder die Stände für die Fehler ihrer Mitglieder verantwortlich machen? Wohl büßt der Stand für die Fehler seiner Mitglieder, wenn sie Erzeugnisse seiner eigenthümlichen Einrichtungen sind, oder das Institut für die Verwerflickeit seiner Zöglinge, wenn es selbst verwerflich ist. Aber könnte Besonnenheit und Wahrheit das letztere von unseren Universitäten behaupten, nachdem sie Jahrhunderte lang die Nährerinnen unsrer Cultur, die reichen Quellen der Wissenschaft, die Wohnstätten der geistvollsten und gelehrtesten Männer der Nation, der Stolz der Fürsten, der Ruhm der Länder und die Pflegerinnen aller derjenigen gewesen sind, die im Staat und in der Kirche für Recht, Sittlichkeit und allgemeinen Wohlstand gewirkt haben?

Hierüber scheint kein Zweifel zu seyn. Dessen ungeachtet vernehmen wir in mündlicher und schriftlicher Rede Stimmen in Teutschland, welche, unter Beziehung auf die politischen Verirrungen und Verbrechen, deren eine Anzahl akademischer Bürger beschuldigt ist, und unter Voranstellung der Behauptung, daß unsere Universitäten von moralischen Uebeln ergriffen seyen, die eine Aussöhnung derselben mit der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung nicht mehr erwarten lassen, darauf antragen, daß diese Institute aufgelös't und an die Stelle derselben Specialschulen für jedes besondere wissenschaftliche Fach, in so ferne dasselbe den künftigen Bestimmungen des Lebens diene, gesetzt, und so der Geistliche, der Rechtsgelehrte, der Arzt, der Staatswirth rc. in Instituten, die nur die Bildung eines jeden ausschliessend beabsichtigen, für seinen Beruf vorbereitet werde.

Unmöglich kann dieser Antrag Eingang bey

den teutschen Regenten finden, die nicht werden zerstören wollen, was zum Ruhme ihrer Ahnen, der Stifter, so lange und so wohlthätig bestanden ist, und eben so wenig bey den teutschen Regierungen, denen nicht verborgen seyn kann, daß gerade in der Universalität des Unterrichts, den unsere Hochschulen gewähren, der Grund ihrer herrlichen Wirksamkeit für die geistige Cultur der Nation und deren Veredlung überhaupt liege. In der That kann auch der wissenschaftliche Geist nur zum Leben kommen, wo allseitige Bildung ist, und wo in dem Unterrichte der zeitliche Zweck der Erkenntniß in dem höhern der reinen Humanität verschwindet. Wollte man aber, nach den Beyspielen der englischen Manufakturen, wo die einzelnen Theile eines Kunstwerks immer von einzeln Arbeitern verfertigt werden, die sich übrigens um die Zusammensetzung des Ganzen nicht bekümmern, oder nach dem Vorbilde der Aegypter, bey denen jedes Glied des Körpers seinen besondern Arzt hatte, besondere Unterrichtsinstitute für jedes Fach anlegen; so müßten die Zöglinge von der leidigsten Einseitigkeit befangen werden; es würde ihnen nicht eine wissenschaftliche Erziehung, sondern eine blosse Abrichtung für gemeine Zwecke zu Theil; und es wäre darauf zu zählen, daß bey einer Vorbereitung, die nur den Sinn eines „Brodstudiums" hätte, jeder Strahl des wissenschaftlichen Geistes bey der nächsten Generation verschwinden müßte.

Gewiß ist an der Einrichtung unserer Universitäten viel zu bessern; zu vielem mahnt die Zeit dringend; es fehlt auch nicht an trefflichen Vorschlägen, die selbst von teutschen akademischen Lehrern, z. B. von Schleiermacher, Steffens, Thilo rc. längst dazu gemacht worden sind. Aber sie sind, wie Karl Villers gleichfalls längst gesagt hat, „die schönsten Denkmale des Mittelalters, die einzigen, die erhalten zu werden verdienen." Sie in (napoleonische) Specialschulen auflösen, hiesse sie zerstören. Das wäre für teutsche Bildung ein unaussprechlicher Verlust, den nur der Geist der Verfinsterung wollen könnte, der jetzt in so vielen Köpfen spuckt. „Diese hohen Schulen — bemerkt der angeführte edle Franzose noch weiter — dergleichen kein Zeitalter und kein anderes Land gesehen hat, scheinen bestimmt zu seyn, sich zu Instituten heran zu bilden, und sind es auch wirklich schon, an welchen alle Nationen Theil nehmen, und ihnen Tribut bezahlen; welche unter denselben ein moralisches Band und einen gemeinsamen Berührungspunkt bilden, der für die allgemeine Civilisation nicht anders als gedeihlich seyn kann. Damit sie aber ihre erhabene und heilbringende Bestimmung ganz erfüllen, und nie aufhören dem Vaterlande jene mannigfaltigen und wichtigen Dienste zu erweisen, welche es immer von ihnen erhalten hat, so ist es nöthig, daß ihnen ihre ganze Existenz durchaus gelassen werde, so wie ihre physischen Hülfsmittel, ihr Ansehen, ihre Freyheit und ihr Ruhm."

Die Preßfreyheit in Frankreich.

(Eingesandt.)

Der König Karl X. hat die Regierung mit einem Akte begonnen, der ihn mit den trefflichsten Regenten aller Zeiten — die ohne Ausnahme Beschützer der freyen Meynungsäusserung gewesen sind — auf gleiche Linie stellt, und viele erfreuliche Hoffnungen wieder erweckt, die in dem bisherigen Treiben der siegreichen Aristokratie traurig untergegangen sind. Man erzählt, er sey über die wichtige Frage von Aufhebung des Preßzwangs, wie billig mit seinen Ministern zu Rathe gegangen, die aber seiner Ansicht einmüthigen Widerspruch entgegengesetzt haben. Dadurch erscheint das Verdienstliche der Sache als sein ausschliessendes Eigenthum.

Dieser Widerspruch der Minister ist nicht

befremdendes. Denn von jeher waren sie und die ultramontinischen Theologen die erklärtesten Feinde der Preßfreyheit. Auch dieses Zusammentreffen zweyer Menschenklassen, deren Einverständniß sonst mannigfaltige Störungen leidet, ist natürlich. Die Minister und die Theologen halten sich nämlich für infallibel. Deßwegen haben sie ein gleiches Interesse, den naseweisen Leuten, die an keine Infallibilität glauben, und sich in manchen Stücken einsichtsvoller und verständiger dünken, als sich tüchtige Schlösser an den Mund, oder Schrauben an die Finger zu legen. Ohnehin ist es auch für Nichtfallible unbequem, sich über ihre Handlungen im Angesichte des ganzen Publikums beurtheilen zu lassen, und bey dieser Gelegenheit manchmal mehr oder weniger beschämt zu werden.

So seltene Vögel aber auch die Minister und die Theologen sind, die die Freyheit der Presse begünstigt haben, so führt uns die Geschichte desto mehr Fürsten auf, die es sich zur Verpflichtung und zum Ruhm gerechnet, diese Freyheit in ihren Schutz zu nehmen. Gegen Niemand wurde sie aber auch weniger mißbraucht, als gerade gegen sie; wie es denn natürlich ist, daß die Schriftsteller denjenigen ihre Ergebung zuwenden, die ihnen gestatten, frey zu reden.— Was hätte aber auch ein weiser und guter Fürst von dieser Freyheit zu fürchten? Mag die Stimme der Verläumdung sich gegen ihn erheben; sie wird in der Stimme des Publikums ihr Urtheil finden, und den Verläumder wird die Strafe der allgemeinen, wohlverdienten Verachtung treffen. So geht auch den Fürsten der Tadel, der gegen die Mißgriffe und die Mißbräuche in der Verwaltung ausgesprochen wird, nicht persönlich an; im Gegentheile hat dieser Tadel immer nur den Zweck, seine Hülfe gegen die Trägheit und Unrechtlichkeit der Verwalter aufzufordern. Ohnehin geschieht es vermöge eines in den Völkern allgemein herrschenden Gefühls, daß sie das Gute, dessen sie theilhaftig werden, nur den Fürsten, das Böse aber, was über sie kommt, ihren Stellvertretern zuschreiben. Dieses Gefühl ist auch in allen achtbaren Schriftstellern; die unachtbaren dagegen, die dasselbe verläugnen, muß man dem dunkeln Elemente überlassen, in dem sie auftauchen, und immer, kaum bemerkt, schnell wieder untertauchen.

Jene, die achtbaren Schriftsteller, verdienen aber noch aus einem besondern Grunde die Protektion der Fürsten, indem sie die freywilligen und unbezahlten Berichterstatter und Rathgeber der letztern sind, durch welche diesen manche Thatsache und manche Ansicht kund wird, die sie entweder gar nicht oder nicht auf gleiche Weise durch ihre besoldeten Diener erhalten können. Dieser Umstand ist von grossem Gewichte, und von noch grösserm die sorgsame Benützung desselben. Auch der geistvollste und edelste Regent ist nur ein Mensch; er kann nicht alles selbst sehen und selbst erforschen; müssen nicht viele Wahrheiten ihm verborgen bleiben, wenn er den öffentlichen Zustand nur durch das Aug seiner Diener sieht, die Regierten aber zu einem starren Stillschweigen verdammt sind? — Welche Empfindungen erregt solche Verdammung in den Gemüthern? Kann man eine Regierung lieben, von der man sich bedrückt und gering geschätzt sieht? Kann man Achtung und Vertrauen für sie erhalten, wenn sie verbietet, über ihre Handlungen zu urtheilen?

Aus vieler Mund geht nun die Rede, die Beschränkung der freyen Verhandlung über politische Meynungen und Interessen sey eine durch die Stimmung der Zeit herbeygeführte Maaßregel, zu der man nothwendig habe schreiten müssen, um der hereinbrechenden Gefahr der Revolution vorzubeugen. Was sagen hierüber unsere Erfahrungen? In Spanien, Neapel, Piemont, Süd-Amerika erfolgten Revolutionen, und doch war in allen diesen Ländern die Zunge und die Feder bis zur gänzlichen Un-

beweglichkeit gebunden. Die letztere Maaßregel fanden auch die Stuarts ihrem Interesse diensam, und ihr Thron stürzte ein; dagegen steht der Thron des Hauses Hannover unerschütterlich, obgleich seit Errichtung desselben die Presse in keinem Lande der Welt so frey war, als in England. Diese Freyheit nahm ihr Napoleon und seine Macht gieng unter; sie stellten die Bourbons wieder her und die ihrige besteht.

So muß man denn den Akt, womit Karl X. die Regierung angetretten, auf dem Standpunkte des Rechts und der Politik in gleicher Weise preisen; zugleich hat der König dadurch seinen Charakter als Mensch verherrlicht, indem er, im Bewußtseyn seines reinen Willens bewährte, daß er nichts fürchte. Die Erfolge werden es ergeben, daß von der ertheilten Freyheit keine Gefahr zu besorgen ist. Ohnehin will kein wahrhaft liberaler Mann sie anders, als er sie ertheilt hat. Die Presse soll kein Werkzeug des Muthwillens, der Bosheit und der Meuterey werden. Ihre Produkte sollen sich nicht der Aufsicht der Regierung entziehen können. Jeder soll für das, was er schreibt so gut verantwortlich seyn, als für das, was er thut. Und nie soll der Schriftsteller vergessen, daß ihm in Darstellung von Thatsachen und Gründen, die vielleicht der Aufmerksamkeit des Staats entgangen sind, „nur, „wie Harscher von Almendingen sagt, „eine consultative Stimme gebühre, während er „ehrerbietig die Decissive der Gesetzgebung „anheim stellt."

Litteratur.

Taschenbuch von der Donau. Auf das Jahr 1825. Herausgegeben von Ludwig Neuffer. Ulm, Stettin. — Möchte dieses Taschenbuch, ward von seinem Vorläufer in diesen Blättern (1824. Nr. 8.) ge„sagt, indem es seinen Lauf unter so schönen Zeichen be„ginnt, denselben mit immer gleich reichlicher Ausstattung fortsetzen!" Diesen Wunsch sehen wir mit um so grösserm Vergnügen erfüllt, da die Ausstattung immer dieselbe geblieben ist, und die Schwierigkeiten der Fortsetzung, die bey einem Unternehmen dieser Art in unsern Tagen nicht gering sind, als glücklich besiegt erscheinen. Reichlich sind die poetischen Spenden, ohne Ausnahme dadurch einen gemeinsamen Charakter behauptend, daß keine derselben durch die Kraft und Fülle der Genialität affektirende Vernachlässigung der Kunst und durch romantischen Klingklang sich entweiht. Für ihre Weihe aber sprechen die Namen der Dichter Mart. Miller, Fried. Benn, Hölderlin, Magenau, Haug, Conz u. a. Unter den Beyträgen finden sich mehrere treffliche von dem Herausgeber, von welchen das zur Erklärung des Titelkupfers gegebene Gedicht: Rudolph und Ottocar und einige im Versmaß der Urschrift übersetzte und mit gehaltvollen historischen und kritischen Anmerkungen begleitete Satyren und Episteln des Horaz besonderer Auszeichnung werth sind. Ein Mancherley für alle von Bührlen bewährt auf's Neue die Meisterschaft des Verf., in geistvollen Sprüchen das Wesen und die Kunst des Lebens darzustellen. Für das Fach der Erzählung ist, gewiß zum Danke der Leser, durch Eduard Friedleb von Hugo Thomasius, die drey Feste von Karl Weichselbaumer und Iphigenie Desilles von Theodor Falk gesorgt. Auch die Kupfer und das Aeussere des Taschenbuchs gereichen ihm zur vorzüglichen Empfehlung.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzleybuchdruckerey zu Ellwangen.

Neue

Nationalchronik der Teutschen



25. December. 52. 1824.

So hört mich hier! Mein Abend senkt sich nieder,
Auf diesem Weg trefft ihr mich schwerlich wieder!

Fr. Rochlitz.

Abschiedsworte an meine Leser.

Der Verfasser dieser Blätter hatte die journalistische Laufbahn, mit der (alten) National-Chronik der Teutschen, in dem Augenblicke betreten, als der Friede von Lüneville dem stürmenden Meere des bürgerlichen Lebens eine scheinbare Ruhe gab, und die Völker, im Glauben an eine bessere Zukunft, sich anschickten, die zerrissenen öffentlichen Verhältnisse auf's Neue zu ordnen. Er hoffte ein freudiger Zeuge der Anstrengungen und Erfolge zu werden, die in der Wiederherstellung des Vaterlandes, seiner Gesetze und seines Wohlstandes der patriotische Sinn erwartete, und manches gute Wort zur Ermunterung derjenigen sprechen zu können, die handelnd und leidend an dem neuen Bau Antheil nahmen. Aber diese seine Erwartung ist bitter getäuscht worden. Die Epoche, in der er — und mit ihm so viele andere redliche Beobachter des Weltlaufs — die Zeichen einer bessern und edlern Zukunft aufgehen zu sehen glaubte, war der Anfang der Zeit, in der das Schlechte, was sich bisher verbreitet hatte, erst zu seiner Reife gelangen, das Unrecht die Aernte seiner Saaten einsammeln, und die siegende Gewalt ihrer Beute und der stummen Ergebung ihrer Unterjochten froh werden sollte. In einer solchen Zeit findet die Wahrheit keine Stätte mehr; es bleibt ihr blos die Alternative, entweder von dem Markte des Lebens sich in die Einsamkeit zurück zu ziehen, oder im Kampfe mit jener Gewalt, die ihren Sieg nur durch die Unterdrückung der geistigen Freyheit vollendet, zu unterliegen. So ward auch dem Verfasser Stillschweigen auferlegt. Er unterwarf sich dem harten Gebothe, indem er in ihm eine Stimme der Vorsehung erkannte, die ihn von seinem Tagewerk abrief, nicht ohne ein dankbares Gefühl gegen diese Vorsehung, die, wie es schien, diese Prüfung gerade noch zur rechten Zeit über ihn kommen ließ, um ihn weit schmerzhafterer Erfahrungen zu überheben.

Das Unglück der Gewalt, die sich auf den Trümmern der ewig unzerstörbaren Rechte der Menschheit zu befestigen wähnt, fängt mit ihren Triumphen an. Diesen Glauben hatte ein langes Studium der Geschichte, wie auch die Erscheinungen des Augenblicks ihn auf die Probe setzen mochten, unentreißbar in das Gemüth des Verfassers gepflanzt, und in ihm lebte er der Zuversicht, daß das endliche Schicksal der Macht, die damals die Welt beherrschte, wohl abzuwar-

ten sey. Ihr Fall erfolgte auch bälder, als ihre in der That kunstreiche und feste materielle Begründung, die Einschüchterung, die ihr in den Cabinetten und in dem Geiste der Völker gelungen war, und die magische Kraft des grossen Mannes, die sie unterstützte, andeuteten. Man erhub über ihn ein Freudengeschrey, das von einem Pol zum andern tönte, und das, so lange die Welt steht, allen denen, die sich versucht fühlen, die Kräfte, die ihnen Gott gegeben, gegen Gottes Willen zu gebrauchen, zur Warnung dienen sollte, weil aus demselben erkannt wird, wie wichtig der Glanz sey, mit dem glückliche Erfolge die Ungerechtigkeit umgeben, und in welche Schmach er sich auflöse, so bald der Scepter der Nemesis ihn berührt. Wer hätte in jenen schönen Tagen sich nicht in den allgemeinen Jubel getheilt! Wessen Glaube an die Vorsehung hätte nicht gestärkt werden müssen, indem man sie in einem so ernsten und gerechten Strafgerichte walten sah! — Wer hätte nicht in der herzlichen Einmüthigkeit, mit der Fürsten und Völker demselben Ziele entgegen schritten, eine sichere Bürgschaft für die stete Fortdauer des Vertrauens, das diese Probe erstanden, und der Treue, die sich bewährt hatte, erkennen sollen! —

Auch der Verfasser theilte sich in diese Gefühle; aber nicht konnte er sich in die Hoffnungen der Gutmüthigen theilen, die da glaubten, daß den Saatfeldern von Leipzig und Waterlo lauter edle Frucht und kein Unkraut entspriessen, daß mit der glücklich besiegten Unterdrückung eine Zeit unverletzbarer Freyheit und Rechts anfangen, und ein fröhlich gedeihender Wohlstand die bisherigen Einbussen und Opfer reichlich ersetzen werde. Allerdings hatte die teutsche Nation, durch die Zertrümmerung des fremden Jochs, das ihr aufgebürdet war, die erste Bedingung eines gesetzlich freyen und allen geistigen und leiblichen Interessen genügenden Lebens gewonnen; aber die Vortheile, die diese

Bedingung voraussetzen, erfolgen um deßwillen nicht nothwendig, weil sie hergestellt ist, sondern erst dann, wenn treuer Fleiß den bereiteten Boden baut. Auch für diesen Bau waren erfreuliche Versprechungen gegeben worden, und mit grosser Rüstigkeit ward er begonnen, ohne daß doch weder die Arbeit, noch die Frucht den sichern Erwartungen entsprach. Konnte das anders erfolgen, da diese Erwartungen, ohne Berechnung des Möglichen und Thunlichen, und ohne Rücksicht auf menschliche Selbstsucht und Schwäche, die, wie auch die Dinge sich ändern, ihren alten Besitzstand nie aufgeben, gefaßt, meistens übertrieben und zum Theil widersprechend oder schlechterdings unausführbar waren? Da aber mit den unhaltbaren und erträumten Hoffnungen auch viele vernünftige und gerechte gleiches Schicksal theilte, ergriff in allen Ländern teutscher Zunge grosser Mißmuth die Herzen; man vernahm überall die Klage, daß das Glück die Güter vorenthalte, welche das Unglück so freygebig versprochen; die Tempel und die Haine, in denen man die wieder erlangte Freyheit und das Andenken an die Tapfern, die für sie gefallen, zu feyern gewohnt war, blieben leer; das Gefühl der getäuschten Hoffnung erregte hier Haß und dort Verachtung; ja die Entrüstung überstieg da und dort in solchem Grade das Maaß, daß sie selbst die Gewalt zu preisen anfieng, die kurz zuvor der Gegenstand des allgemeinen, begeisterten Aufstandes der Völker gewesen war.

Diese Stimmung, die da und dort im teutschen Vaterlande mit einer Heftigkeit hervor trat, welche die wirklich vorhandenen Uebel noch unheilbarer machen mußte, war an die besonnenen und redlichen Patrioten ein künftiger Ruf vermittelnd und beruhigend einzuschreiten, und auf der andern Seite den Mißmuth über das Rechte und Billige zu verständigen, was er bey der vorhandenen Stellung der Dinge anzusprechen und zu erwarten habe, auf der andern aber zu mahnen und nachzuweisen, wie auch von

ihr dieses Rechte und Billige zu leisten, und durch Milde und zeitgemässes Winken die herrschende Zwietracht zu versöhnen sey. Der Verfasser dieser Blätter, nachdem er in den Tagen des allgemeinen Jubels, mit andern literarischen Arbeiten beschäftigt, und wohl fühlend, wie man im grossen Gedränge der Sprecher seiner nicht bedürfe, geschwiegen hatte, glaubte, daß jener Ruf auch an ihn ergangen sey, betrat auf's Neue die Laufbahn, von der er eilf Jahre früher so unsanft zurück gestossen war, und hatte das Vergnügen schon durch die erste Ankündigung einen Kreis von Lesern zu sammeln, der den Bestand seines Unternehmens sicherte. Der Beginn desselben aber traf mit einem Ereigniß zusammen, das für ein schlimmes Zeichen gelten konnte, und von vielen Freunden der guten Sache, nicht ohne Aengstlichkeit, auch dafür gehalten ward. In demselben Augenblicke war nämlich, im Gefolge der auf dem Tage zu Karlsbad getroffenen Uebereinkunft, der Beschluß der Bundesversammlung erschienen, der die Aeusserungen der Schriftsteller und zumal der Journalisten unter eine strenge Aufsicht setzte. Es war in dem Beschlusse selbst und in der Art, wie seine Handhabung verwahrt wurde, ein sehr ernster Sinn; auch schien er ein Mißtrauen anzudeuten, mit dem es aufzunehmen, dem besten Willen gewagt vorkommen mußte; das Mißtrauen aber, das ihm entgegen stand, erregte grosse Besorgnisse gegen die Absichten, die ihm zu Grunde lagen. Der Verfasser, indem er den Beschluß nahm, wie er gegeben war, ohne sich durch die Interpretationen irren zu lassen, die auf den Extremen beyder Parteyen von ihm gemacht wurden, konnte bey dem Bewußtseyn, daß er nichts wolle, als was dieses Gesetz noch immer gestattete, es nicht auf sich anwenden, und er vermochte auch nicht über sich, eine Ausdehnung desselben zu besorgen, die der vaterländischen Regierungen unwürdig, und mit der bey ihnen voraus zu setzenden Kenntniß von den gerechten Ansprüchen des gebildeten teutschen Publikums in dieser bewegten Zeit im Widerspruch gewesen wären. So unternahm er das Werk, und wie auch der wechselnde Verlauf der öffentlichen Angelegenheiten seine Voraussetzungen von der dem freymüthigen und bescheidenen Ausspruche der Wahrheit noch immer gesicherten Rechte bald bestättigen, bald vereiteln mochte, gelang es ihm doch dasselbe viel länger fortsetzen zu können, als auf der einen Seite der immer kecker aufstrebende Geist der Obscuration dulden, und auf der andern der Unmuth, der den Sieg der Vernunft, als etwas Unerreichbares, längst aufgegeben hatte, erwarten mochte.

Wer sich berufen hält, in einem Kampfe, in dem den heftig erregten Gemüthern das reine Interesse der Sache verschwunden ist, das Wort für Wahrheit und Recht vermittelnd zu führen, hat gewöhnlich seine Widersacher in den Lagern beyder Partheyen. Auch der Verfasser dieser Blätter entgieng diesem Schicksale nicht. Längst war er zu denjenigen politischen Schriftstellern gezählt worden, welche die Ansichten, Grundsätze und Maximen verfechten, die man in unsern Tagen als das System der Liberalität bezeichnet hat, und alle seine Aeusserungen bewährten, daß er sich noch immer standhaft zu diesem System bekenne, und in seiner besonnenen und gewissenhaft im Leben durchgeführten Verwirklichung die grosse Frage von der rechtlichen und sittlichen Existenz des Menschen und des Bürgers praktisch gelös't sehe. Aber wie jede Schule, so entgieng auch die der Liberalen der Steigerung ihrer Lehren ins Irrthümliche und Uebertriebene nicht, und viele ihrer Jünger, exaltiert durch jugendlichen Muth, oder gereizt durch die rohe und giftige Art, mit der die Gegner ihnen widerstanden, glaubten, daß dieser Widerstand nicht anders, als durch dieselben Waffen, das heißt durch Trotz und Hohn, durch eine derbe Sprache und durch unmittelbaren Angriff, nicht auf die Meynung, sondern auf

den Menschen abgeschlagen werden müsse. Der Ton der Neuen National-Chronik der Teutschen stimmte deshalb nicht mit dem ihrigen zusammen, und sie erklärten wiederhohlt und öffentlich, es könne der Sache der Freyheit ein Blatt keine Dienste leisten, das das Licht nicht in seiner ganzen Fülle hervor brechen lasse, das des Muthes ermangle, der die Gefahr aufruft, das sich unverletzt zwischen beyden Partheyen durchzuschleichen suche, und Krebsschäden mit Rosenwasser heilen zu können vermeyne. Es mußte dem Verfasser aber leicht seyn, diese Vorwürfe zu ertragen, weil er weit entfernt war, das Lob erwerben zu wollen, das sie ihm absprachen, und weil sie ihm für ein Zeichen galten, daß er nicht vergeblich nach dem von ihm beabsichtigten Verdienste ringe, die gute Sache durch die nüchterne Darstellung ihrer innern Gültigkeit und ohne Zorn und Haß zu befördern.

Eine genügende Rechtfertigung gegen solche Beschuldigungen, wenn er einer solchen bedurft hätte, würde er aber von der Welt durch die Anklagen der Ultra's von der entgegen gesetzten Seite gefunden haben, die ihm und seinem Werke gerade die Gesinnung und das Wort, was jene vermißten, zum unverzeihlichen Verbrechen machten. Es sey, versicherten sie, dieß Journal ein Nachhall der bösen Bücher und ein Depot der gottlosen Doktrinen, die seit vierzig Jahren den Staat und die Kirche so jämmerlich zerrütten; es bestreite, mit ungezügelter Frechheit, den Grundsatz von der absoluten, über dem Gesetze stehenden Gewalt der Regenten und spreche von den Rechten der Völker und von dem gesellschaftlichen Vertrage; es ziehe die Handlungen der Cabinette vor sein Gericht und entblöde sich nicht den Aufstand der Griechen gegen ihre legitime Obrigkeit zu vertheidigen; es verkleinere in böslicher Absicht die Gefahren, die von allen Seiten den Thronen und Altaren drohen, und verläumde die Wächter

Zions, die diesseits und jenseits des Rheins vor diesen Gefahren warnen. — Diese Anklagen waren eben so ungerecht, als die oben bemerkten; aber noch in weit höherm Grade abgeschmackt und lügnerisch. Der Verfasser setzte ihnen die gebührende Verachtung entgegen. Indessen machte er der Erfahrungen nur zu viele, die ihn lehrten, daß man in der gegenwärtigen Zeit Niemand empfindlicher verläumden könne, als wenn man ihn revolutionärer Gesinnung beschuldigt, und daß der Verläumder, wenn er auch offenbar in der Lüge besteht, doch dadurch schon einen grossen Sieg über den Verläumdeten erlangt, wenn er ihn nur jener Gesinnung verdächtig macht.

Die neue National-Chronik der Teutschen — und so wie sie auch kein teutscher Schriftsteller, der in der vaterländischen Literatur einen Namen hat — hat je revolutionären Bewegungen, das heißt einem aus dem Volke hervorgehenden, gewaltsam unterstützten Bestreben, die bestehende Ordnung in irgend einem Staate umzustossen, das Wort geredet. Aber sie hat, in Uebereinstimmung mit jenen Männern der Nation, deren Autorität wahrscheinlich länger geachtet werden wird, als die mancher Minister unsrer Zeit, immer vor der Beharrlichkeit in Fehlern und Mißbräuchen gewarnt, durch welche Revolutionen eben so unvermeidlich herbeygeführt werden, als das Naßwerden durch den Regen, und sie hat immer dazu gemahnt, daß das Interventionsrecht nicht nur angewandt werden soll, die Revolutionen, sondern auch ihre Ursachen zu unterdrücken. Jene Warnungen und diese Mahnungen waren Stimmen eines Predigers in der Wüste; aber sie giengen aus dem Gemüthe eines Mannes hervor, der, wie sein Gewissen ihn bezeugt, das monarchische Princip für das einzige hielt, in dem jetzt und noch lange, die socialen Verhältnisse der europäischen Völker allein bestehen können, und der dieß Prinzip zu befestigen

glaubte, indem er die Unhaltbarkeit der Stützen nachwies, durch deren unnöthigen Unterbau Theokraten, Aristokraten und Obscuranten es verdächtigten und entehrten. Was übrigens die obige Bemerkung über das Einschreiten zur Hemmung der Revolutionen betrifft, so findet sie ihre Bestättigung in der Geschichte neuer und alter Zeiten; die Vorsehung aber, die nie ermüdet, ihre Lehren dem ungelehrigen Geschlechte, dem wir angehören, immer zu wiederhohlen, wird uns dieselbe Bestättigung demnächst in der Geschichte von Spanien wieder geben.

Zwey Grundsätze sind es vorzüglich, die nach dem Urtheile des Verfassers jeder Regierung, ihre Form sey auch welche sie wolle, als unverletzliche Norm ihrer Thätigkeit stets vor Augen stehen müssen, und auf die deßhalb auch in diesen Blättern unaufhörlich hingewiesen worden ist; der eine, daß ohne die Grundlage der Sittlichkeit und der Gerechtigkeit in dem Reiche der Menschheit, und also auch im bürgerlichen Leben, nichts dauernd bestehe; der andere, daß die Regierung nie die Anerkenntniß der Bestimmung der Menschheit zu immer fortschreitender geistiger Entwicklung aufgeben, noch weniger aber um politischer Zwecke willen diese Entwicklung hemmen dürfe. Diese beyden Grundsätze sind allgemein, feyerlich und unwiderruflich ausgesprochen, durch das dem Menschen inne wohnende Gesetz der Vernunft; ihre Gültigkeit aber wird bestätigt, durch die Lehre der Geschichte, daß nie die in den gesellschaftlichen Kreisen herrschende Gewalt sich ihrer entschlagen, oder die Gegensätze von ihnen in ihre Maximen aufgenommen habe, ohne ihre Bestimmung zu verlieren, die Bande der socialen Ordnung aufzulösen, und ihr Daseyn auf's Spiel zu setzen. Sollte man es für möglich halten, daß es in unsrer Zeit Menschen gab, welche die Verkündigung dieser Grundsätze als ein Zeichen unbürgerlicher oder antimonarchischer Denkungsart denuncirt haben, und daß es durch ihre Insinuationen an manchem Ort sogar bedenklich geworden ist, sich zu ihnen zu bekennen, oder an sie zu erinnern? Das Eine und das Andere ist aber in der That geschehen, und die Zeit, der wir angehören, hat dadurch ein schmähliches Brandmal erhalten, indem die Feigheit und Feilheit einer Generation durch nichts klarer an den Tag kommt, als wenn sie die Macht des Gesetzes entbunden achtet, das Gott allen Menschen ohne Ausnahme in's Herz geschrieben, und aus Furcht vor dieser Macht auf ein Unrecht verzichtet, daß sie sich nicht nehmen lassen kann, ohne daß der geistige Charakter der Menschheit in ihr erlösche.

Jeder Gebildete muß und wird einsehen, daß die Gültigkeit der angeführten Grundsätze von der allgemeinen Verbindlichkeit des moralischen Gesetzes und von der eben so allgemeinen Verpflichtung die geistige Freyheit des Menschen zu achten, für alle Regierungen, wie auch ihre Form sich gestaltet haben mag, gleich sey, daß sie für alle dieselbe schützende und erhaltende Wirksamkeit gewähre und daß keine ohne ihren Schaden ihr die gebührende Achtung verweigere. Um so auffallender ist es, daß man die Zeugen der Wahrheit, die mit Ernst und Nachdruck auf jenen Grundsätzen bestehen, und an sie mahnen, namentlich als geheime oder öffentliche Feinde des monarchischen Systems und als die Herolde der hereinbrechenden Demokratie bezeichnet hat und noch immer bezeichnet. Denn es ist unmöglich, daß man die Absicht habe, den Fall eines Systems zu befördern, dem man die monarchische Unterlage als ein Mittel seiner Befestigung nachweis't, oder den zu verderben, den man zur treuen Erfüllung seiner Pflicht ermuntert. Aber die Sache wird erklärbar, wenn man sich erinnert, daß die Anschuldigungen und Verläumdungen, die man auf die Männer der Wahrheit gehäuft hat, nicht aus einer unverschuldeten irrthümlichen Ueberzeugung, sondern aus den Anschlägen einer Parthey her-

vorgegangen sind, die, lediglich ihren persönlichen Vortheil im Auge, und entschlossen, ihm jedes fremde Recht aufzuopfern, die herrschende Gewalt zu einer gesetzlosen und willkührlichen zu machen trachtet, um sich dann mit den Gewalthabern in sie zu theilen oder sie in ihrem Namen auszuüben.

Einer Partey, die solche Anschläge hegt, mußten aber die besagten Grundsätze nicht nur an sich, sondern noch mehr um der Ergebnisse willen mißfallen, die ganz folgerecht aus denselben hervor giengen und deren Herstellung die Zeit standhaft reklamirte, als da sind, Unverbrüchlichkeit der positiven Gesetze und Verträge selbst für den Regenten, bürgerliche Gleichheit aller Staatsgenossen, ungestörte Freyheit des Cultus, öffentliche Rechenschaft über die Verwaltung der Staatseinkünfte, Verantwortlichkeit der Regierungsorgane, Freyheit der Presse, und als Bürgschaft für den Bestand der gesetzlichen Verwaltung eine Nationalrepräsentation. Diese Blätter konnten nichts Arges dabey bewußt seyn, wenn sie diese Ergebnisse mit Kraft und Zuversicht aussprachen und vertheidigten, nicht nur weil ihre vernunftmäßige Begründung überall, wo die Vernunft zu Gerichte sitzt, als unerschütterlich erscheint, sondern auch weil alle teutsche Regierungen entweder durch Einführung des konstitutionellen Systems sie faktisch anerkannt, oder doch auf dem Congresse zu Wien, als es sich über die Frage handelte, wie den teutschen Völkerschaften ihre Treue zu vergelten sey, ihre Gültigkeit ausdrücklich eingeräumt haben. Man ist auch der Wahrheit das Zeugniß schuldig, daß da, wo im Vaterlande repräsentative Verfassungen zu Stande kamen, in Beziehung auf die Grundsätze, auf denen dieselben beruhen, das gegebene Fürstenwort noch immer bewahrt werde, und daß, wenn die Verfassungen nicht leisteten, was von ihnen erwartet worden, die Schuld mehr in dem in dieser Zeit waltenden Unrecht und in der Unbehülflichkeit, ja wohl auch in den selbstsüchtigen Berechnungen derjenigen, die das Volk als seine Vertreter gesandt hatte, zu suchen sey, als in der Politik der Regierungen.

Unterdessen begab es sich, daß die besagte Partey, welche so laut und zuversichtlich von den Gefahren sprach, welche das demokratische Element durch seine Vermischung mit dem monarchischen dem letztern bringen sollte, das Wort erhielt; wie denn natürlich ist, daß man die immer lieber hört, welche der menschlichen Schwäche schmeicheln, als jene, die sie zu Pflichten ermahnen, welche ihr schwer werden. Diese Gunst der Umstände wurde mit Energie und Thätigkeit benützt und das verlangte Wort um so muthiger behauptet, als es sich bald zeigte, wie viele Hörer, vermöge ihrer Stellung im Leben, sich so leicht überzeugen liessen, es sey der Inbegriff der Ideen, den man bisher als das reine Ergebniß aller Erfahrungen der Jahrhunderte und allen Forschungen des menschlichen Geistes geachtet, nichts als ein ungeheurer Irrthum, dessen man sich entschlagen müsse, wolle man wieder zu dem alten Leben zurückkehren, in dem das feststehende Verhältniß der Herrschaft und der Dienstbarkeit alles in einem stillen, sichern Zustande von Unbeweglichkeit erhalten habe. Diese Demonstrationen machten aber um so tieferen Eindruck, da sie mit Ereignissen zusammen trafen, auf die man als mißbrauchliche und ungerechte Anwendungen den neuen Doktrinen hinweisen konnte, und da es auch nicht an Sprechern fehlte, die die letztern in einer Steigerung oder in einem Tone vortrugen, die auf gleiche Weise bedenklich und verletzend für die bestehenden Autoritäten erschienen. So ward Argwohn und Mißtrauen gesäet und der Saat gedeihliches Wachsthum bereitet; was ein Mal gegeben war, ließ man bestehen, aber man verwahrte es sorgsam gegen jede Ausartung; man ließ auch die früher gegebenen Versprechungen nicht unerfüllt doch fand man nöthig, sie in der Erfüllung nach

den veränderten Begriffen zu rectificiren, vor allem aber ward für unerläßlich geachtet, der öffentlichen Discussion über die Rechte und Pflichten der Regenten und der Regierten Ziel und Maß zu setzen, und ihr sorgfältige Wächter zu geben, damit sie die abgesteckten Schranken nicht überschreite; viele Regierungen, die, im wahren Bewußtseyn ihrer rechtlichen Begründung und ihrer pflichtmässigen Thätigkeit, weder eine Wahrheit, noch eine Lüge zu schauen brauchten, entschlossen sich zu solcher Verfügung nicht aus Besorgniß, daß sie ihrer bedurften: aber sie thaten es, weil die Zeit sie ihnen aufdrang und weil sie den Verdacht nicht auf sich liegen lassen wollten, sie seyen gleichgültig gegen eine als gemeinsam erkannte Gefahr. Wäre nun aus diesen Maßregeln nichts weiter hervor gegangen, als das scheue Verstummen des politischen Fanatismus, der Indiscretion und des Muthwillens, so hätte man sich leicht über ihre Erscheinung trösten können; aber es war sehr zu beklagen, daß sich durch sie auch mancher berufene Redner von der Tribune, auf der vor allem Volke gesprochen wird, zurück dringen ließ, weil er es für eine entwürdigende Zumuthung hielt, die Resultate seines Denkens einem Gerichte zu unterwerfen, das er in wissenschaftlicher und moralischer Hinsicht nicht immer für ein competentes achten konnte, und das oft keine Appellation zuließ; und weil in einem jeden rechtlichen Manne das Gefühl ist, daß man besser thue zu schweigen, als die Wahrheit zu umgehen oder nur halb zu sagen.

Was aber auch in dieser Beziehung in Teutschland beschlossen, verfügt und ausgeführt seyn mochte, so hat sich doch auch darin der rechtliche und billige Sinn nicht verläugnet, der nur selten in dem, was Teutsche thun und lassen, gänzlich untergeht. Es soll nicht gesagt werden, daß die Scheu vor geistiger Freyheit unter uns weniger drückende Maßregeln hervor gebracht, als in diesem oder jenem andern Lande, weil uns damit eine Ehre erwiesen würde, die wir

uns zur Schande rechnen müßten; dagegen ist das die Wahrheit, daß die getroffenen Beschränkungen zunächst nur auf die Leichtfertigkeit berechnet waren, welche Zeitschriften und Flugblätter zu ihrem Tummelplatz gewählt hatte, und daß in den meisten Staaten des teutschen Bundes die wissenschaftliche Verhandlung jeder politischen Lehre und Zeitmaterie, so wie jede, auch populäre Darstellung derselben Gegenstände, in so ferne sie in den Schranken des Anstands sich hält, noch immer gestattet ist, wie die Beweise davon in hundert grossen und kleinen Büchern vorliegen. Es sind deßhalb die Klagen und die Besorgnisse von gänzlicher und allgemeiner Geistesunterdrückung und von dem Anzuge einer neuen Zeit der Finsterniß ungegründet und ungerecht; aber eben so eitel und voreilig ist das Freudengeschrey der Feinde des Lichtes über den Sieg, dessen sie nun gewiß zu seyn glauben. Die letztern bedenken nicht, daß die schlechte Sache, die sie führen, bisher ihren täuschendsten Schein durch die Verirrungen und Uebertreibungen ihrer Gegner erhalten hat, und daß die gute Sache des Lichts die trefflichste Unterstützung und Förderung dadurch erhält, wenn der Schwärmerey, der Leidenschaft und der Selbstsucht verwehrt wird, sie zu entheiligen oder verdächtig zu machen.

Wo irgend Bedenklichkeit und Furcht über die Erscheinungen, von denen hier die Rede ist, entstanden sind, waren sie immer durch das Treiben und Geschrey der Finsterlinge, denen die Zeit mit einem Male über alle Erwartung günstig zu werden schien, erregt. Aber die teutschen Regierungen sind auf dem Wege der Rechtlichkeit und der Mässigung geblieben, und welche Einflüsse da und dort jene Finsterlinge auf ihre Werkzeuge gewinnen mochten, so ist es doch diesen nirgends gelungen, gegen geistiges Streben und Wirken Maßregeln zu veranlassen, die man als *unterdrückende* hätte bezeichnen können, und überall sproßt und blüht, *wie immer*, die Blume unserer Cultur, und überall ist man, *wie nie* thä-

tig und rüstig, um auch die untern Volksklassen der Wohlthaten dieser Cultur theilhaftig zu machen. Deßwegen werfen wir das Vertrauen nicht hinweg, daß der geistige Erwerb, der den Teutschen durch schwere Kämpfe und treuen Fleiß, in dem Laufe der Jahrhunderte, geworden, ihnen ferner unverrückt verbleiben, und daß die Nebel die rings um das Vaterland aufsteigen, die Sonne die über ihm leuchtet, nicht verdunkeln werden.

Wäre es auch je möglich, daß der Geist der Verfinsterung unter uns einen verderblicheren Einfluß auf die herrschende Gewalt gewönne, so würde er doch nie sein Werk mit sonderlich gelingendem Erfolge fortsetzen können, so lang dem Volke der Geist der Wahrheit und der Gerechtigkeit nicht entwiche. Denn es ist in diesem Geiste eine unüberwindliche Macht, der jede zeitliche sich fügen muß, wenn sie nicht die Gefahr ihres Untergangs wagen will. Den teutschen Regierungen kann aber bey dem Bildungsgrade, auf den sie mit der Nation empor gestiegen sind, das Bewußtseyn nicht mehr entweichen, daß sie mit Würde und Sicherheit nur herrschen können, in dem Lichte der Vernunft und auf dem Boden der Gesetzmässigkeit, und die Nation ist von jenem Lichte zu sehr durchdrungen, als daß die Künste der Arglist sie darum zu betrügen, oder ein Gewaltstreich es auszulöschen im Stande wäre. An diesen Hoffnungen laßt uns festhalten, und wir werden uns stets ihrer Erfüllung freuen dürfen, wenn wir nur treu bewahren, was von jeher unsres Volkes Ruhm gewesen ist, standhaftes Verharren auf Wahrheit und Recht, Ernst und Mässigung im Streben nach dem, was wir für Wahrheit und Recht halten, und die sittliche Würde, ohne die das ganze Leben in eine leere Täuschung aufgeht! — Uebrigens haben wir, wie auch über ihre eingebildeten Triumphe in diesen Tagen der Prüfung, und der Läuterung die Verworfenheit sich brüsten mag, diese Hoffnung nicht nur für unser Vaterland, sondern für die gesammte Menschheit. Denn „wie die Flüsse nicht aufwärts strömen, so kann auch sie auf der Bahn der Veredlung nicht stille stehen. Wohl mag es bisweilen möglich seyn, auf kurze Zeit die Fortschritte des vorwärtsdringenden Geistes aufzuhalten; man kann sich sogar schon mit Titanen-Sinn der vollbrachten Riesenthat rühmen; aber jene Giganten, welche Berge auf Berg thürmten, um den Himmel zu stürmen und die Sonne auszulöschen, verirrten sich in der Finsterniß ihres eigenen Gewölks, und stürzten, als die Blitze der verspotteten Allmacht sie berührten, unaufhaltsam in die Tiefe hinab. Jene Allmacht ist die ewige Weisheit, welcher die Gerechtigkeit zur Seite steht, und die durch keine irrdische Gewalt von ihrem Throne gezogen werden kann. Das, was die Welt regiert, wird ewig nur der Geist seyn; die materielle Kraft kann ihn vielleicht fesseln; aber die vereinte Klugheit der Despoten aller Zeit, hat noch kein Mittel gefunden, einen Knoten zu schlingen, den nicht das Schwert des Geistes gelös't hätte."*)

*) S. Fr. Jakobs vermischte Schriften I. S. 326.

Titelblatt und Register werden nächstens nachgeliefert werden.

Verfaßt von J. G. Pahl. Gedruckt in der Schönbrod'schen Kanzleybuchdruckerey zu Ellwangen.

Literatur-Blatt

zur

Neuen National-Chronik der Teutschen.

Nro. 1. — Januar. — 1824.

Ankündigung

eines

Supplement-Bandes zur fünften Auflage

des

Conversations-Lexikons.

Ihren vom Publikum gebilligten Grundsatz, den Besitzern der letzten Auflage das Neue der neuesten Auflage in einem Supplementbande darzubieten, wird die Verlagshandlung auch dieses Mal befolgen. Der Supplementband zur fünften Auflage, der aber von der neuen Folge des Conversations-Lexikons ganz unabhängig ist, wird also die bedeutendsten der neuen und umgearbeiteten Artikel der sechsten Auflage enthalten.

Es ist nicht möglich, alle verbesserte, zusammengedrängte, vermehrte, umgearbeitete und neue Artikel der sechsten Auflage hier anzuführen, da mehr oder weniger jeder Artikel verbessert und umgearbeitet wurde.

Wir nennen nur einige der ganz umgearbeiteten oder neu verfaßten Artikel: Agiotage, die Schlachten bey Austerlitz, Bautzen, Hochstädt, Wurschen, Culm, Eckmühl, Eylau, Jena, Leipzig, Marengo, Wagram, Waterloo u. a., Chatillon, Corneille, Cottin, Crébillon, Creuzer, Cromwell (nach den neuesten Forschungen), das Herzogthum Curland, Cuvier, Erziehung, Erbauung, Eyk (Joh. und Hub.), Feßler, Filangieri, Forstwesen, Friedrich I. und II. von Hohenstaufen, Friedrich II., K. von Preußen, Geologie, Erde, Geschichtschreiber, Gleim, Goldoni, Görres, Johanna Gray, Gréconet, Gruner, Guicciardini, Guiscard, Guttenberg, Herschel, Hochland, Hoffmann (E. T. W.), Hutten, Hyde de Neufville, Lafontaine (Jean), Lagrange, Leibnitz, Lebensversicherung, Leipzig (Topographie), Lope de Vega, Morea, Morellet, Morelli, Münzkunde, Nettelbeck, Newton, Paris (Einnahme im Jahre 1814), Portugal, Sachsen, Spessart (Topographie), Spanien, Staatspapiere (ausführliche Geschichte ders.), Süd-Amerikanische Revolution, Thermometer, Thier, Thierreich, Ungarn, Vereinigte Staaten, Wärme, Wartburgs-Fest, Welthandel, Werner (Zachar.), West, Wieland, Wien (Topographie), und viele andere.

Neu sind die Collektiv-Artikel: Congresse seit 1648, Constitutionen u. ähnliche; dann Boisserée'sche Gemählde-Sammlung (Geschichte der Entstehung derselben), Cenci, Duval, Derfflinger, Eau de Cologne, Einspritzungen (medicinische), Emetica, Erbobel, Ermenonville, Eichstädt (Fürstenthum), Elisabeth von Orleans, Erbliche Kronhelten, Erotomanie, Fracht, Fualdes (Prozeß), Gherardesca, Giannone, Giuntinen, God save the King (Gesch. der Melodie von), Graciosa, Grimaldi, Heimweh, Falierie, Heiliges Grab, Hofwyl, Höhenmessungen, Holz und Holzarten, Hornek, Hühnengräber, Inkunabeln, Landschaft, Leicester, Levaillant, Meudon, v. d. Meulen, A. Michaux, Mineralwasser (künstliche), Morphologie, Naturwissenschaften, Organische Ueberreste, Rapp, Aloys Reding, Reimlexikon, Sandsteingebirge, Schicht, Schminke, Schorret, Schweinichen, Schweizerreisen, Sprachkunde, Teufelsmauer, Stamm-Melodien, Tag- und Nachtleben, Ungarische Sprache, Ungarische Weine, Vulkanisten und Neptunisten, Wenzel, Wilhelm I., Kurfürst von Hessen, Wit (Joh. de), Wren, Wohlfahrtsausschuß, Yriate.

Ueber den Preis dieses Supplementbandes kann jetzt noch nichts Gewisses festgesetzt werden, da sich der Umfang desselben nicht genau berechnen läßt. Der Preis wird übrigens sehr billig seyn, und die Ausgabe auf Druck-Papier nicht höher als 2 Thlr. (3 fl. 36 kr. Rhn.) zu stehen kommen. Dieser Supplementband wird auf ein Mal, und zwar in der nächsten Oster-Messe, erscheinen. Man kann darauf einstweilen in allen Buchhandlungen (in Ellwangen in der Schönbrod'schen Buchhandlung) Bestellung machen, und zwar bittet man dieses bald zu thun, um die Auflage bestimmen zu können.

Es werden von diesem Supplementbande auch wieder sechs Ausgaben veranstaltet.

Nro. 1, auf gutem Druckpapier in ord. 8.
Nro. 2, auf feinem Schreibpapier in ord. 8.
Nro. 3, auf gutem Median-Druckpapier in gr. 8.
Nro. 4, auf ganz feinem Berliner Median-Druckpapier in gr. 8.
Nro. 5, auf extra feinem französischen Median-Velin-Papier in gr. 8.
Nro. 6, auf extra feinem französischen Median-Schreib-Papier in gr. 4.

Leipzig, 1. Dezember 1823.

F. A. Brockhaus.

Subscriptions-Anzeige für die Besitzer und Käufer des Conversations-Lexikons.

Zehn Titelkupfer zu dem Conversations-Lexikon jeder Ausgabe und insbesondere der neuesten sechsten Original-Auflage.

Subscriptions-Preis für sämmtliche zehn Blätter 1 Rthlr. 4 gr. Conv. oder 2 fl. 6 kr. Rhein.

Von dem Umfang des Conversations-Lexikons haben wir in unserer Literatur kein zweytes Werk irgend einer Gattung aufzuweisen, welches dasselbe allgemeine Interesse erregt, und eine eben so gemeinnützige als beyspiellose Verbreitung gefunden hätte, wie sich hiervon schon hinlänglich durch die schnelle Folge neuer Auflagen zur öffentlichen Kenntniß beurkundete. Gewiß Vielen von den zahlreichen Besitzern dieses höchst billigen Universalwerkes dürfte es daher willkommen seyn, demselben für einen im Verhältniß nicht minder billigen Preis auch jene würdige Zierde beyzufügen, welche uns den Gebrauch eines guten Buches dann noch angenehmer macht, wenn diese sich kunstgemäß und sinnreich an dasselbe schließt. In dieser Voraussetzung lasse ich mit Zustimmung der Brockhausischen Verlags-Handlung zehn Titelkupfer erscheinen, und habe dafür folgende Bildnisse berühmter Männer in der Bedeutung gewählt, daß sie gleichsam als Vor- und Sinn-Bilder der schönen Künste und Wissenschaften sich darstellen, wodurch diese Kupfer-Sammlung mit der encyklopädischen Tendenz des Conversations-Lexikons in wirkliche Beziehung tritt.

1. Raphael Sancio. (Malerei.)
2. Antonio Canova. (Bildhauerei.)
3. Andrea Palladio. (Baukunst.)
4. I. C. W. A. Mozart. (Musik.)
5. William Shakspeare. (Dichtkunst.)
6. Franz Volkmar Reinhard. (Redekunst.)
7. Gottfried Wilhelm v. Leibnitz. (Philosophie.)
8. Wilhelm Herschel. (Mathematik.)
9. Carl v. Linné. (Naturwissenschaft.)
10. Hermann Boerhaave. (Heilkunde.)

Diese Portraits werden sämmtlich nach den besten Hilfsmitteln und mit möglichster Benutzung der vorhandenen Original-Quellen, von einigen unserer geschicktesten Künstler gestochen, deren Arbeiten sowohl den höchst billigen Preis, als die Erwartungen der Subscribenten sicher weit übertreffen werden.

Unter den verschiedenen Ausgaben des Conversations-Lexikons von Nro. 1 bis 6, weichen nur drey derselben im Format von einander ab; nämlich: Nro. 1 u. 2 Klein-Oktav, Nro. 3, 4 u. 5 Groß-Oktav, Nro. 6 Quart. Es werden daher von den Kupfern ebenfalls drey Ausgaben (welche auch jedem schon gebundenen Exemplar irgend einer älteren Auflage leicht eingeklebt werden können) zu folgenden Preisen veranstaltet, wonach man die Bestellungen zu richten bittet:

Nro. 1. Im Format der gewöhnlichen Ausgabe: 1 Rthlr. 4 gr. Conv.
Nro. 2. In Groß-Oktav: 1 Rthlr. 8 gr. "
Nro. 3. In Quart: 1 Rthlr. 16 gr. "

Die Subscription steht bis Ostern 1824 offen, und wird bey Ablieferung der ersten fünf Blätter, welche zu Ende des nächsten Aprils erscheinen, von den Subscribenten entrichtet; die übrigen fünf Blätter folgen schnell, und bestimmt nicht später als in zwey Monaten nach. Erhöhete Ladenpreise treten sogleich nach der Oster-Messe ein.

Alle Buchhandlungen Teutschlands (in Ellwangen J. E. Schönbrod) nehmen Subscriptionen an, womit Liebhaber wohl thun, sich zeitig zu melden, indem Bestellungen nach der Ordnung expedirt werden, in welcher sie eingehen, und mithin die früheren Besteller den Vortheil der besseren Abdrücke genießen. Sammler, welche sich direkt (postfrey) an mich wenden, erhalten bey fünf Exemplaren ein sechstes gratis.

Leipzig, am 1. Dezember 1824.

Ernst Fleischer,
Buch- und Kunsthändler.

Nachricht an die Besitzer der wohlfeilen Taschen-Ausgabe von Schiller's Werken.

Die, Schiller's Werken vorgesetzten Nachrichten von dessen Leben, sind keine vollständige Biographie und heißen deßhalb wahrscheinlich auch nur Nachrichten. Eine vollständige und nach Möglichkeit nunmehr vollendete Biographie dieses unsterblichen Dichters, würde daher der großen Zahl der Besitzer obiger wohlfeilen Taschen-Ausgabe gewiß wünschenswerth seyn.

Vielseitig aufgefordert, haben wir uns daher entschlossen, die bey uns erschienene und mit dem größten Beyfalle aufgenommene Biographie desselben, oder:

Friedrich von Schiller's Leben
aus theils gedruckten, theils ungedruckten Nachrichten
nebst
gedrängter
Uebersicht seiner poetischen Werke
herausgegeben
von Heinrich Döring,

in einer eben so wohlfeilen kleinen Taschen-Ausgabe, als Supplementband der Cotta'schen Taschen-Ausgabe von Schiller's Werken, mit vielen neuen Zusätzen und Berichtigungen, einem neuen sehr ähnlichen schönen Portrait und einem Fac-simile, auf Subscription, das Exemplar zu 54 kr. rhn., herauszugeben.

In Weimar und Jena verlebte Schiller den größten und wichtigsten Theil seines Lebens. Weimar und Jena sind auch die Orte, wo allein eine richtige und vollständige Biographie von ihm erscheinen kann, und wo allein aus dem Munde noch vieler lebenden Zeitgenossen die sichersten und zuverlässigsten Nachrichten über seine Lebensverhältnisse zu schöpfen sind.

Das Portrait Schiller's zur Oktav-Ausgabe seines Lebens, größten Theils nach der noch vorhandenen Todtenmaske von Schwerdgeburth gearbeitet, giebt uns ein Bild des verstorbenen großen Dichters aus dem letzten Jahre seines Lebens; das neue Portrait zu dieser Taschen-Ausgabe, von einem berühmten Künstler gearbeitet, wird

Schillern in der Blüthe seiner Jahre darstellen, und wir können im Voraus versichern, daß ein Portrait von ihm, von solcher Aehnlichkeit, noch nicht ins Publikum gekommen sey.

Die Zeit der Erscheinung ist in etlichen Monaten, vielleicht auch früher. — Die Subscribenten werden der Reihe nach aufgezeichnet und expedirt; die sich zuerst meldenden erhalten die besten Kupferabdrücke.

Für die Besitzer des Supplemente zu Schiller's Werken, bey Vogel in Leipzig, wird der aparte Titel: Supplemente 7ter Band; für diejenigen des Cotta'schen Ausgabe allein, ein simpler Titel: Supplementband, gegeben.

Weimar, den 6. November 1823.

Gebrüder Hoffmann.

In Ellwangen nimmt die J. E. Schönbrod'sche Buchhandlung darauf Bestellung an.

Auf folgendes Werkchen wird Subscription angenommen in der Schönbrod'schen Buchhandlung in Ellwangen:

Der Meerschaum-Pfeifenkopf dessen Unterscheidungs-Zeichen und richtige Kenntniß, nebst Beschreibung der verschiedenen ächten und unächten Massen, so wie der Behandlung desselben im Rauchen, von Kraus.

Der Verfasser beschreibt in obigem Werkchen den ganz reinen Meerschaum-Pfeifen-Kopf, und alle weiter im Handel vorkommende ächte und unächte Köpfe, wie solche nach ihren verschiedenen Arten zu erkennen sind. Namentlich findet man die Beschreibung des Adern- und Gallen-Kopfs, des Sand- und Speck-Kopfs, des Gräsel-, Tieger- und Wiener-Kopfs und des aus dem Abfall des Meerschaums bearbeiteten Kopfs, welcher häufig als ächt-verkauft wird; auch theilt der Verfasser durch vieljährige praktische Kenntnisse geleitet seine Erfahrungen über die ächten und unächten Massen mit; ferner wie die Fehler im Rauchen zu verhüten, und jeder ächte Meerschaum-Kopf nach seiner verschiedenen Masse zu behandeln sey.

Jedem Freunde des Meerschaum-Pfeifenkopfs wird dieses Werkchen befriedigende Auskunft geben; auch wird dasselbe für Silberarbeiter in Hinsicht des Beschlagens sehr nützlich seyn. Der Subscriptions-Preis ist auf 30 kr. bestimmt, welcher Betrag erst nach dessen Erscheinung bezahlt wird.

Ludwigsburg im Juli 1823.

Neue wissenschaftliche Werke.

In der Hofbuchhandlung der Gebrüder Hoffmann in Weimar ist erschienen und bey dem Unterzeichneten angekommen und zu haben:

Kotzebue, Otto v., Entdeckungs-Reise in die Süd-See und nach der Berings-Straße zur Erforschung einer nordwestlichen Durchfahrt. Unternommen in den Jahren 1815, 1816, 1817 und 1818, auf Kosten Sr. Erlaucht des Herrn Reichs-Kanzlers Grafen Rumanzoff auf dem Schiffe Rurick. 3 Bände, gr. 4. Mit zwanzig prächtigen illuminirten Kupfern und sechs Landkarten. — Der 3te Theil enthält die Bemerkungen und Ansichten von dem Naturforscher der Expedition, Adelbert v. Chamisso, nebst Beyträgen von anderen Gelehrten. Gebunden. 21 fl. 36 kr.

Schiller's, Fr. v., Leben. Aus theils gedruckten theils ungedruckten Nachrichten, nebst gedrängter Uebersicht seiner poetischen Werke. Herausgegeben von H. Doering. 8. Mit Schiller's Portraite, nach den besten Hilfsmitteln gezeichnet und gestochen von C. A. Schwerdgeburth. Broschirt in farbigem Umschlag. 3 fl. 9 kr.

Auch unter dem Titel:

Gallerie Weimarischer Schriftsteller. Erster Theil.

Herders, J. G. v., Leben. Aus theils gedruckten theils ungedruckten Nachrichten, nebst gedrängter Uebersicht seiner Werke. Herausgegeben von H. Doering. 8. Mit Herder's Portrait, nach den besten Hilfsmitteln gezeichnet und gestochen von Schwerdgeburth, einem Facsimile, und einer Abbildung seines Denksteins in der Stadt-Kirche zu Weimar. Broschirt in farbigem Umschlag. 3 fl. 9 kr.

Auch unter dem Titel:

Gallerie Weimarischer Schriftsteller. Zweyter Theil.

Doering, Heinr., Denkwürdigkeiten der geheimen Gesellschaften in Unter-Italien, insbesondere der Carbonari. Aus dem Originale übersetzt. Mit 12 Kupfern und einem Holzschnitte. gr. 8. br. 3 fl. 9 kr.

Trommsdorf, Dr. J. B., Taschenbuch für Chemiker und Apotheker, auf das Jahr 1824. Fünfter Jahrgang. Mit 1 Titelkupfer. 1 fl. 21 kr.

Auch unter dem Titel:

Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1824. Fünf und vierzigster Jahrgang.

Ellwangen, im Februar 1824.

J. E. Schönbrod,
Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker.

Anerbieten, Aufruf und Abschied.

Der Unterzeichnete zeigt ergebenst an, daß er in den ersten Tagen Aprils d. J. nach Philadelphia in Nord-Amerika abreis't und dort folgende Firma's führt:

Teutsche Buch- und Kunst-Handlung und Europäisches Commissions- u. Speditions-Comptoir.

An ersterer Firma können alle verehrlichen Buch-, Kunst- und Antiquarien-Handlungen Teutschlands, die ihn mit Aufträgen beehren, wie zum Theil schon aus seinem Circulair vom 15. Junius v. J. bekannt, nützlichen Antheil nehmen. Ein dieses Jahr noch in Teutschland aus Philadelphia ankommendes Circulair an alle verehrlichen Buchhandlungen ꝛc. wird die näheren Bestimmungen enthalten. An der letzteren Firma können alle Fabrikanten, Kauf- und Gewerbs-Leute Antheil nehmen und ihm von ihren Fabrikaten Muster einhändigen. Er wird Jedem, so viel in seinen Kräften steht, möglichst nützlich zu werden suchen und über Alles, um was angefragt wird, die richtigste Auskunft ertheilen. Ueberhaupt sollen durch seine Bemühungen und fortwährend thätiges Bestreben seinem teutschen Vaterlande der größtmöglichste Nutzen zugeführt, und neue Nahrungs-Quellen aufzufinden gestrebt werden.

Alle diejenigen, die Briefe oder Pakete nach Amerika an Verwandte oder sonstige Personen zu senden haben, können durch ihn die beste und sicherste Gelegenheit finden; wenn auch der Aufenthalts-Ort des Einen oder des Andern unbekannt wäre, so werden durch seine Hilfs-Quellen, eines zu Erreichung dieser Zwecke beginnenden Zeitungs-Blattes, so groß, daß allerdings jeder Adressat aufgefunden werden kann. Ein Brief von einem vollen Bogen wird frey bis Philadelphia von ihm um 24 kr., herüber aber in jede Gegend Teutschlands, um 30 kr. besorgt. Diejenigen, die ihn sogleich mit derley Briefen und Aufträgen beehren wollen, belieben dieselben noch vor Ablauf obigen Termins, hieher an ihn gelangen zu lassen; später und fortwährend können Briefe und Anfragen an ihn nach Philadelphia durch jede Buchhandlung Teutschlands in denselben billigen Preisen spedirt werden. Die strenge Rechtlichkeit und unermüdete Thätigkeit, die er während einer 30jährigen Geschäfts-Führung an den Tag legte, lassen nicht zweifeln, daß man ihm auch zu Erreichung dieser nützlichen Anstalten das nöthige Zutrauen schenken werde.

Zugleich fordert er alle diejenigen auf, die noch Ansprüche an ihn machen könnten, dieselben binnen obigem Termin an ihn gelangen zu lassen; jene Forderungen, die von ihm als liquid anerkannt sind, wollen sogleich in Wechsel oder Anweisungen erhoben werden. Dagegen hofft er, daß man auch ihn mit seinen Ausständen zu diesem kostspieligen Unternehmen unterstützen werde.

Schlüßlich nimmt er den innigsten, herzlichsten Abschied von allen seinen zahlreichen Handlungs- und sonstigen Freunden, so wie überhaupt von allen seinen lieben teutschen Landesleuten; er giebt hiemit Allen den letzten Bruder- und Freundschafts-Kuß, und wünscht aus reinem Herzen Allen Gottes reichsten Vater-Segen.

Gmünd im Königreich Württemberg, den 8 Februar 1824.

Joh. Georg Ritter, bisheriger Buchhändler.

Literatur-Blatt

zur

Neuen National-Chronik der Teutschen.

Nro. 2. — Februar. — 1824.

Subscriptions-Anzeige
für
Bibliotheken, Militärs und Freunde
der
Geschichte.

Zu Ostern 1825 erscheinen im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung die ersten Bände nachstehender Werke:

1) Versuch einer Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten, in Verbindung mit Mehreren bearbeitet und herausgegeben von F. von Kausler, Hauptmann im K. Württ. General-Quartiermeisterstab.

2) Historisches Wörterbuch der Schlachten, Belagerungen, Treffen, aller Völker und Zeiten, Ergänzung des Versuchs einer Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten, bearbeitet von F. v. Kausler.

3) Synchronistische Uebersicht der Kriege aller Völker, in Tabellen, entworfen von F. v. Kausler.

Der erste Band des Versuchs der Kriegsgeschichte gehet bis zu der Schlacht bey Actium, und der 2te Band wird die Kriegsgeschichte der Alten beenden. Der 3te und 4te Band wird die Kriegsgeschichte des Mittelalters, der 5te und 6te endlich die der neueren Zeiten, mit kritischen Hinweisungen auf die bereits vorhandenen einzelnen Werke der neuesten Kriegsgeschichte, enthalten.

Zur Seite des Versuchs der Kriegsgeschichte, und mit demselben ein Werk bildend, jedoch auch selbstständig zu gebrauchen, geht das historische Wörterbuch der Schlachten, Belagerungen rc., in welchem diese abgesondert von den politischen Veranlassungen und von den strategischen Operationen, in chronologischer Ordnung erzählt werden. Jeder Band dieses Wörterbuches geht so weit, als der gleichnamige Band des Versuchs der Kriegsgeschichte.

Zur besseren Uebersicht des Ganzen sind jedem Bande des Versuchs der Kriegsgeschichte rc. synchronistische Tabellen derselben beygegeben, welche, obwohl gleichfalls selbstständig wie das Wörterbuch der Schlachten, — den gleichzeitigen Gang der Kriege aller Völker, und in 2 besonderen Columnen die Fortschritte der Kriegskunst und die Quellen für jede einzelne Periode darstellen.

Zur Alten Kriegsgeschichte werden die zur Deutlichkeit nöthigen Charten der alten Welt gegeben.

In jedem Jahr von 1825 an erscheint
1 Band des Versuchs der Kriegsgeschichte und
1 — des hist. Wörterbuchs der Schlachten rc.
nebst den zu beyden nöthigen Charten, Planen und synchronistischen Tabellen; so daß das Ganze aus
6 Bänden der Kriegsgeschichte, und
6 — — des historischen Wörterbuchs
bestehende Werk binnen 6 Jahren oder bis Ostern 1830 beendiget ist. Es wird in gr. 8. Format, und zwar in zweyerley Ausgaben
a) auf schönes Schreibpapier, und
b) — weißes Druckpapier
gedruckt, und jeder Band wird ungefähr 40 Bogen stark werden.

Von der Ausgabe auf Schreibpapier werden aber nur wenige mehr gedruckt, als wie Subscriptionen darauf eingehen, und diese wird daher nach dem Erscheinen bald nicht mehr zu haben seyn.

In jeder Buchhandlung in Teutschland (in Ellwangen in der Schönbrod'schen) kann man bis spätestens Ende July dieses Jahres, entweder aufs Ganze, oder vorgenannte einzelne Werke, — nur nicht auf einzelne Theile derselben, subscribiren. Bey der Subscription ist also dieses, so wie die gewünschte Papiersorte, genau anzugeben.

Die Namen der Subscribenten werden dem Werke vorgedruckt. Der Subscriptionspreis kann noch nicht be-

stimmt werden, er wird aber um 1/4 weniger als der, nach Erscheinung der 1sten Bände eintretende Ladenpreis ist, betragen.

Ulm, im Februar 1824.

Stettinische Buchhandlung.

Subscriptions-Anzeige.

Schubarts sämmtliche Gedichte.

Drey Bände.

Wohlfeile, korrekte, und wie Schillers, Wielands und Klopstocks Werke gedruckte

Ausgabe in Taschenformat.

Es kann den Freunden der teutschen Literatur gewiß nur angenehm seyn, wenn es die Werke der ausgezeichneten Dichter, die auf das innere und äußere Leben des Vaterlandes wirkten, in einer Ausgabe gleicher Gestalt, durchaus fehlerfrey und zu einem möglichst geringen Preise erhält. Zu jenen Dichtern wird Chr. Fr. Dan. Schubart gezählt. Die Großartigkeit seiner Ideen, die lebendigen Darstellungen seines tiefen Gefühls, seine hinreißende und mächtige poetische Sprache geben ihm den Anspruch, in eine Sammlung der klassischen Dichter des Vaterlandes einzutreten.

Jede fremde Feile dürfte dem Genius des Dichters seine Eigenthümlichkeit nehmen! Darum soll bey dieser neuen Ausgabe die von Schubart selbst besorgte Ausgabe (1787 in meinem Verlage erschienen), zum Grunde gelegt, und in einem Anhange alles das beygefügt werden, was die von des Dichters Sohne veranstaltete (1802 ebenfalls bey mir herausgekommene) Ausgabe, an neu hinzugekommenen Gedichten enthält. Eine Skizze von Schubarts vielbewegtem Leben wird dem ersten Bande vorangehen.

Für alle 3 Bände ist der Subscriptions-Preis 1 fl. oder 16 Gr. Subscription wird bis zur Ostermesse angenommen. Der dann eintretende Ladenpreis wird 1 fl. 30kr. oder 1 Thlr. seyn. Die vollständigen Exemplare werden Ende July versandt, und erst bey ihrer Ablieferung wird der Subscriptions-Preis entrichtet. Alle Buchhandlungen Teutschlands (in Ellwangen die Schönbrod'sche) nehmen Bestellungen an.

Frankfurt a. M. im Februar 1824.

J. Ch. Hermann'sche Buchhandlung.

Ankündigung eines Zeichnungs-Werkes nebst Preis-Veränderung.

Durch den gründlichen Unterricht in der Zeichnungs-Kunst, welchen ich früher als Zeichnungs-Lehrer 20 Jahre lang ertheilte, wurde ich von Vielen, welchen meine erprobte Lehrart bekannt ist, aufgemuntert, dieselbe, verbunden mit den in diesen Jahren darin gesammelten Vortheilen und Erfahrungen, in einen gründlichen Selbst-Unterricht zu verfassen, und durch Herausgabe gemeinnützig zu machen.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, wie nothwendig eine gründliche Anleitung in dieser Kunst zur Bildung der Jugend gehört. Da aber durch Erlernung der Zeichnung von Landschaften, Blumen oder Laubwerke kein fester Grund zu den Haupt-Erforderniſſen der ganzen Freyhandzeichnungs-Kunst weder zu dem richtigen Augenmaße noch zu dem guten Geschmacke gelegt werden kann, und dieses blos durch die Figuren-Zeichnung erlangt wird, so erwählte ich hierin zu dieser Herausgabe einen solchen vollkommenen und leichten Unterricht, daß darnach jeder Vater, (der wenn gleich keine Kenntniß im Zeichnen, doch Liebe für diese Kunst hat) seine Kinder, — so auch jeder junge Mensch (der die gehörige Vernunft besitzt) sich selbst — vom ersten Anfange an, in allen Stellungen von Köpfen und Figuren, nebst der Muskeln-Lehre unterrichten kann; es ist darin alles so zergliedert und erklärt, daß der Anfänger nach und nach mit einer Leichtigkeit ein richtiger Figuren-Zeichner wird und dann ist man überzeugt, daß er andere Theile in der Zeichnungs-Kunst, Landschaften, Blumen oder Laubwerke ganz leicht erlernen wird.

Die Stellungen der Köpfe und Figuren werden aus den Original-Werken der besten Meister gewählt, die Zeichnungs-Blätter werden in einer angenehmen Zeichnungs-Manier — und die Erklärungen in teutscher Current Schrift lithographirt auf Velin-Papier in groß Folio-Format erscheinen, das Ganze soll auf Subscription in dreyßig Lieferungen, und zwar jeden Monat eine Lieferung herauskommen.

Manchem Familien-Vater wird es angenehm seyn, in müßigen Stunden seine Kinder in dieser schönen Kunst selbst unterrichten zu können, welches ihm eine angenehme Unterhaltung gewährt, und manchem jungen Menschen wird dieß Werk willkommen seyn, dem es immer an Ge-

legenheit fehlte, einen solchen festen Grund im Zeichnen zu erlangen; da gegenwärtig bey den Herren Schul-Provisoren auf diese Kenntniß Rücksicht genommen wird, so ist es auch ihnen vorzüglich zu empfehlen, indem ihnen der Vortheil dadurch entsteht, darnach wieder Unterricht ertheilen zu können. —

Diese bereits schon vor einem Monat von mir geschehene Ankündigung durch eine lithographirte Beylage zum Schw. Merkur, wurde, wie ich mir schmeicheln darf, mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen, auch haben sich dadurch schon eine Anzahl Subscribenten gebildet, da aber auch Viele sich gerne zu diesem nützlichen Werke unterzeichnen möchten, welche keine Gelegenheit haben, nach demselben wieder zu unterrichten, sondern sich dasselbe zu ihrer eigenen Unterhaltung anschaffen würden, so wurde ich aufgefordert, um das Werk in jeder Hinsicht noch gemeinnütziger zu machen, einen billigern Preis zu bestimmen. Indem mich nicht Interesse zu dieser Herausgabe leitet, so bin ich bereit, dem Wunsche des verehrlichen Publikums zu entsprechen, und den Subscriptions-Preis des Werkes auf die Hälfte herabzusetzen, folglich beträgt durchgängig jede Lieferung, bestehend in sechs Zeichnungs-Blättern und den dazu gehörigen Erklärungen, nur 36 kr., und dennoch wird man dabey weder Mühe, Fleiß noch Kosten sparen, um das Ganze zur höchsten Vollkommenheit zu bringen, deßhalb ich mir einen noch desto größeren Absatz verspreche.

Schließlich benachrichtige ich hierdurch meine resp. Herren Subscribenten, daß sie das Werk auch zu dem eben festgesetzten Preis erhalten.

Sobald eine hinlängliche Anzahl Subscribenten vorhanden ist, wird die Anfangs-Zeit mit Herausgabe angezeigt werden. Bestellungen werden aber nur auf das ganze Werk angenommen, diese bittet man, unter nachstehender Addresse, franko zu senden. —

F. F. Schmidt,
Lythograph und Inhaber einer Steindruckerey;
Stuttgart in der Eßlinger-Straße, Nr. 113.

Neue Bücher.

In nachstehenden Buchhandlungen ist erschienen und bey dem Unterzeichneten angekommen und zu haben:

Bey J. Ph. Streng in Frankfurt am Main:

Serviere, Joseph, die Getränke-Kunde oder theoretisch-praktische Anleitung zur naturhistorischen Kenntniß, Zubereitung, Verbesserung und Erhaltung aller trinkbaren, besonders spirituösen Flüssigkeiten. Nach den neuesten Erfindungen und Methoden der vorzüglichsten Chemiker und Praktiker des In- und Auslandes. Ein sehr nützliches Handbuch für alle, welche die Zubereitung, so wie den Handel mit diesen Getränken zum Geschäfte haben. Mit Zeichnungen. 8. 2 fl. 42 kr.

The elements of english conversation, with new, familiar and easy Dialogues in french and english By John Perrin. Enlarged with a choice of english idioms by Chambaud, and commercial letters. Élémens de la conversation anglaise, ou Dialogues familiers en français et en anglais, par J. Perrin. Suivis d'un choix des idiotismes de la langue anglaise, par Chambaud et de lettres de commerce, également en français et en anglais. 8. 1 fl. 30 kr.

Bey Florian Kupferberg in Mainz:

Graß, Dr., der Apologet des Katholicismus. Eine Zeitschrift zur Berichtigung mannigfaltiger Entstellungen des Katholicismus. Für Freunde der Wahrheit und der Bruderliebe. Achtes Heft. gr. 8. 48 kr.

Rauschnick, Dr., Königskerzen. Eine Sammlung romantischer und abenteuerlicher Erzählungen. 2 Theile. Zweyte Ausgabe. 8. 2 fl. 42 kr.

Rosenwald, P., Malerische Ansichten und Bemerkungen auf einer Reise durch Holland, die Rheinlande, Baden, die Schweiz und Würtemberg. 2 Theile. Zweyte Ausgabe. 8. 2 fl. 24 kr.

Starklof, Ludwig, der verlorne Sohn. Ein Roman. 2 Theile. 8. 4 fl.

Bey Bauer und Raspe in Nürnberg:

Anweisung, kurze, zum Anbau der vorzüglichsten öltragenden Gewächse. gr. 8. geheftet 18 kr.

Geheimnisse, die, der Weiber, oder über Zeugung und Empfängniß, Schwangerschaft, Geburt, Verhalten der Wöchnerinnen und Neugebornen, nach gesundem und krankhaftem Hergange, zur Selbstbelehrung der Frauen. Mit 3 Kupfern. 8. geheftet 54 kr.

Hölder, L., neues Kindertheater zur Unterhaltung und Belehrung. 2 Bdchn. mit 2 Kupf. 12. geb. 1 fl. 48 kr.

Leupoldt, Dr., Taschenbüchlein für Mineralwassertrinker. Mit 1 Titelkupfer. 12. geheftet 48 kr.

Luthers, Dr. Martin, Denkmal; eingeweiht am 31. Oktober 1821 zu Wittenberg. Kupferstich in Bogengröße. illuminirt 48 kr.

Bey J. M. Daisenberger in Regensburg:

Anweisung zum Seifensieden, Lichterziehen, Essigbrauen rc. aus dem Siegel'schen Kochbuche besonders abgedruckt. 8. 30 kr.

Auswahl von Grabschriften, für jede Gelegenheit. Gesammelt auf den Gräbern zu Linz, Regensburg, Stadtamhof rc. rc. 8. 45 kr.

Berger, J. M., lustiger und nützlicher Zeitvertreib: enthaltend: 250 Anekdoten, Diebskniffe, Gaunerstreiche, Geschichtchen, viele Gesellschaftsspiele, 258 Denksprüche, 66 magische und andere Kunststückchen, Räthsel, Charaden rc., zur Unterhaltung in langen Winterabenden, für melancholische und heitere Gemüther. Mit einer illuminirten allegorischen Karikatur. 3te schönere Auflage. 8. 1 fl. 30 kr.

Berger, J. M., auserlesene Aufsätze, Stellen und Denksprüche ic. für junge Leute, welche in dieser und jener Welt vergnügt und glücklich werden wollen. 8. 18 kr.

Bürger- und Bauernkochbuch, oder leichtfaßliche Anleitung, die gemeine Kost auf die einfachste und wohlfeilste Art gut und schmackhaft zu kochen, zu backen und einzumachen. Nebst einem Rathgeber für verschiedene Vorfälle auf dem Lande. 8. 45 kr.

Daisenberger, J. M., Auswahl der schönsten Stellen und Aufsätze aus den Werken Göthe's, Herder's, Klopstock's, von Kotzebue, Lessing, Meißner, J. G. C. Müller, Schiller, Tiedge, Wieland ic. 3te vermehrte und verbesserte Ausgabe. 8. 1 fl.

Dessen neuer vollständiger Briefsteller, oder deutliche Anweisung zur Verfassung aller Arten von Briefen und Aufsätzen, z. B. Abschiede, Addressen, in 3 Sprachen, Aufkündigungen, Berichte, Bittschriften, Briefe für Liebende, Bürgschaftsscheine, Condolenz-, Danksagungs-, Trauer- und Trostschreiben, Eheverträge, Einladungs- u. Rechtfertigungsschreiben, Ermahnungsbriefe, Frachtbriefe, Gesellschaftsverträge, Gewalt und Vollmachten, Glückwünschungsschreiben, Handlungsbriefe, Kaufverträge, Kontrakte, Kundschaften, Lehrbriefe, Lehrkontrakte, Quittungen, Rechnungen für Professionisten, Testamente, Titulaturen, Wechselbriefe, Zeugnisse ic. Nebst einem Verzeichnisse gleichlautender, und einer Auslegung der fremden unserer Sprache aufgedrungenen Wörter. Neue Aufl. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Dessen 12 sehr nützliche durch Erfahrung erprobte Kunststücke, als: 1) sich vom Kopfweh, 2) von den Schmerzen hohler Zähne bald zu befreyen, ohne daß die Zähne ausgenommen werden müssen; 3) die Zähne von Jugend auf bis ins hohe Alter zu erhalten; 4) Kunst, solche Zähne, die von der Fäulniß oder dem Brand angegriffen sind, zu behandeln, damit sie von demselben befreyet, oder doch so spät als möglich zerstöret werden 5) Warzen, 6) Frostbeulen, 7) Krämpfe, 8) Verrenkungen. 9) Hühneraugen zu vertreiben; 10) frische Wunden schnell und leicht zu heilen; 11) einen sehr guten Kampfergeist zu fabrizieren; 12) die Kunst, sich vor den so lästigen und oft sehr gefährlichen Hämorrhoiden zu bewahren, wenn sie schon da sind zu vertreiben, oder doch erträglich zu machen. 8. 1 fl. 30 kr.

Dessen Kunst die erfrornen Glieder und Frostbeulen zu kuriren. 8. 9 kr.

Dessen Kunst, sich von den so lästigen und oft lebensgefährlichen Hämorrhoiden zu verwahren, wenn sie bereits da sind sie zu vertreiben, oder doch erträglich zu machen. 8. 30 kr.

Dessen Kunst, sich von Kopf- und den Schmerzen hohler Zähne bald zu befreyen, ohne daß die Zähne deßhalb ausgenommen werden müssen, die Zähne von Jugend auf bis ins hohe Alter zu erhalten, und jene, die vom Brande angegriffen sind, zu behandeln, daß sie von demselben befreyet, oder doch so spät als möglich zerstört werden. 8. brosch. 36 kr.

Dessen Kunst, lange gesund und vergnügt zu leben. 8. 30 kr.

Dessen Kunst, die Maulwürfe auszurotten. 8. 12 kr.

Dessen Kunst, die Wanzen auszurotten und im Herbste die 100 blätterige Rose zu haben. 8. 12 kr.

Dessen Kunst, die Ameisen auszurotten. 8. 12 kr.

Daisenberger, J. M., Kunst, die Hühneraugen in kurzer Zeit sicher und gründlich auszurotten. 8. 12 kr.

Emmerig, J., Anleitung zur lateinischen Versekunst, nebst einer Auswahl elegischer Gedichte aus klassischen Auctoren. Dritte verb. und verm. Aufl. 8. 1 fl.

Gespräche im Reiche der Todten (zwischen 36 verschiedenen merkwürdigen Personen der neueren Zeit.) 2 Thlr. 8. 1 fl.

Haus- und Kunstbuch, unentbehrliches. Enthaltend: leichtfaßliche Anleitung zum Seifensieden, Lichterziehen und Giessen, Essigbrauen, Einmachen und Einsieden verschiedener Früchte, zum Stärkemachen, Fleischeinpöckeln, Holzersparen, Bleichen, Färben, Bierbrauen, Weinverbessern, junge Obstbäume zum Früchtetragen zu zwingen, immerfort schätzbare Nußkerne zu haben; Mittel gegen Ameisen, Fallsucht, den Fingerwurm, gegen Frostbeulen, Hausratzen, Hautkrankheiten, Husten, Kopfweh, Ansteckung von Krankheiten, gegen Mitesser, Schwaben, Schwitzen der Füße, Verbrennen, Wanzen, Wassersuche, faules Zahnfleisch und mehr als 150 andere nützliche Kunststücke. Aus dem Siegel'schen Kochbuch (das in allen Buchhandlungen für 1 fl. 45 kr. zu haben ist,) besonders abgedruckt. 11te verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 48 kr.

Hausrechner oder Foullenzer, in welchem man eine richtige Berechnung von 1 bis 100 Stücke, Pfund, Maß, Ellen, Loth oder was es immer seyn mag, à 1 bis 59 kr. findet. Nebst einem Getreid- und Wein- oder Flüssigkeitsrechner; einem Verzeichniß aller fast erdenklichen Geld- und Münzsorten, mit Angabe ihres Werths; und dann einer Erklärung der Maße und Gewichte. Aus dem allerneuesten 100jährigen Kalender besonders abgedruckt. — Zweyte Ausgabe. 8. 24 kr.

Kolbeck, J. P., Abhandlung über Taubenzucht. Ein Geschenk für alle Taubenliebhaber. 8. 15 kr.

Kunst, Testamente zu machen und die Verwandtschaften auszurechnen. Mit 1 Stammbaum. 8. 36 kr.

Leitfaden, kurzer, zum Grundunterrichte in der teutschen Sprachlehre, im Lesen, Schön- und Rechtschreiben, und zu schriftl. Aufsätzen vorzüglich für Landsch. 8. 15 kr.

Schmöger, F. v., Lehrbuch der Kosmographie oder Weltbeschreibung. Mit in Kupfer gestochenen Figuren. 2te Ausgabe. 8. 1 fl. 30 kr.

Bey Johann Göhring in Leipzig:

Gesellschaftslieberbuch, neuestes, allgemeines Sächsisches, für fröhliche Zirkel. Eine Auswahl der besten Lieder von Schiller, Bürger, Langbein, Göthe, Voß, Hölty, Jacobi, Tiedge, Blumauer, Matthisson und anderen teutschen Classikern. Zweyte verb. und verm. Aufl. 8. broschirt. 45 kr.

Neumayer, Dr., G. A. F., die sichersten Mittel wider Magenkrampf und Magenschwäche, welche oft von den schlimmsten Folgen sind, und schon im Anfange Mangel an Appetit, Schwindel, Herzklopfen, kalte Füße, Kopfweh, unruhigen Schlaf, blasse Gesichtsfarbe ic. veranlassen. Fünfte Ausgabe. 8. 1 fl. 12 kr.

Ellwangen, im März 1824.

J. G. Schönbrod,

Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker.

Literatur = Blatt

zur

Neuen National-Chronik der Teutschen.

Nro. 3. — May. — 1824.

Einladung zur Subscription.

Tausend und eine Nacht.

Neu übersetzt und zum ersten Mal aus einer Tunesischen Urschrift vollständig ergänzt, durch

Dr. Habicht, F. H. von der Hagen und Karl Schall.

12 Bändchen. Auf feines Berliner Patent-Papier. Pränumerations-Preis 12 fl.

Diese Ausgabe, über deren inneren Gehalt die Herren Herausgeber in einer ausführlichen Anzeige, die bey den Unterzeichneten zu haben ist, sich erklären, erscheint auf folgende Art:

1) Sie wird 12 Bändchen in Taschen-Format, und jedes Bändchen 18 — 20 Bogen enthalten.
2) Zum Text haben wir eine schöne, neue Borgois-Schrift gewählt; das Papier ist ein schönes, weißes [fast besser wie Velin-Druck] aus der berühmten Patent-Papier-Fabrik in Berlin.
3) In Hinsicht der äußeren Ausstattung, soll es eine bequem leserliche, korrekte und durchaus elegante Ausgabe werden, und unseren sonstigen Drucken, die sich vielfältig allen Beyfall erworben haben, nicht nachstehen.
4) Der Preis aller 12 Bändchen ist nicht höher als 12 fl., so daß jedes Bändchen nur 1 fl. zu stehen kommt. Ein äußerst wohlfeiler Preis, der nirgends in Teutschland und der Schweiz erhöhet werden darf.
5) Es sind die Druck-Einrichtungen so getroffen, daß wir uns verpflichten, das komplete Werk bis spätestens Weihnachten dieses Jahres fertig zu liefern. Das erste Bändchen erscheint in 2 Wochen, und wir versenden es sogleich, damit sich das Publikum von den inneren und äußeren Vorzügen unserer Ausgabe überzeugen kann. Die fernere Lieferung geschieht zu 3 und 4 Bändchen.

Alle Buchhandlungen Teutschlands (in Ellwangen die Schönbrod'sche) und der Schweiz nehmen Pränumeration an, und sind in Stand gesetzt, das Werk ohne alle Preis-Erhöhung zu liefern.

Breslau, im Januar 1824.

Buchhandlung Joseph Max und Komp.

Subscriptions-Anzeige.

Fortsetzung

der

Geschichte der Teutschen

von

M. J. Schmidt.

Die unterzeichnete Buchhandlung ist schon von vielen Besitzern dieser Geschichte aufgefordert worden, für die Fortsetzung dieses Werkes, das sich in so vielen Händen befindet, Sorge zu tragen. Jetzt hat sich der Herr Hof-Rath und Professor L. von Dresch zu Landshut entschlossen, den Faden dieser Geschichte da wieder aufzunehmen, wo ihn der erste Fortsetzer (Professor Milbiller) fallen gelassen hat, und bis auf die neuesten Zeiten fortzuführen. Er wird dabey — wie er der Buchhandlung mittheilte, — in einigen Einleitungs-Kapiteln des ersten Bandes die großen Lücken zu ergänzen suchen, die sich in dem letzten Theile der Milbiller'schen Fortsetzung über die Entstehungs-Geschichte des Rheinbundes vorfinden; bey der Fortführung der Geschichte aber mit gleicher Sorgfalt die vielen

wichtigen Veränderungen in den einzelnen Staaten teutscher Zunge, wie die äussere Kriegs- und politische Geschichte, darstellen. Ueberhaupt ist die Absicht des Herrn Verfassers, sein Werk so zu bearbeiten, daß es nicht blos als Fortsetzung der Schmidt'schen Geschichte, sondern auch als eine selbstständige Geschichte Teutschlands in der Periode des Rheinbundes und des teutschen Bundes gelten kann. Die Buchhandlung glaubt daher, mit dieser Anzeige, nicht nur den Besitzern der Schmidtischen Geschichte, sondern auch denen, die desselben Herren Verfassers Uebersicht der allgemeinen Geschichte mit Beyfall aufgenommen haben, eine angenehme Mittheilung zu machen. Der Druck dieser Fortsetzung wird so eingerichtet, daß sie dem Hauptwerk der Ulmer- und Wienerausgabe gleich anpassend ist, und der erste Band erscheint bis Anfang August dieses Jahres, bis dahin kann man in jeder Buchhandlung (in Ellwangen in der Schönbrod'schen) darauf subscribiren, der Subscriptionspreis, welcher noch nicht bestimmt werden kann, wird um 1/4 weniger betragen als wie der gleich nachher eintretende Ladenpreis seyn wird.

Ulm im May 1824.

Stettin'sche Buchhandlung.

Subscriptions-Anzeige.

Ankündigung

vierstimmiger Choral-Melodien

der

evangelischen Kirche.

Die höchste Wahrheit ist die religiöse. Durch Kunst dargestellt ist sie die höchste Schönheit. Weil nur das Höchste das Allgemeine seyn kann, so kann auch die Kunst nur als Dienerin der Religion Eigenthum des ganzen Volks werden.

Von allem was Kunst heißt, wirkt der Gesang am mächtigsten auf das Gemüth des Menschen; er ist das herrlichste und kräftigste Mittel für den Ausdruck der erhabensten Gedanken, welche die Poesie, deren Verklärung er ist, darstellt. Daher hat die christliche Kirche von Anbeginn den Gesang als ein unentbehrliches Mittel, das Gemüth zu erheben und Andacht zu erwecken und auszudrücken, mit dem besten Erfolge gebraucht, als er noch einfach und volksthümlich war, in welchem Zustand allein er auch jene Absicht erfüllen konnte. Was läßt sich auch Erhabeneres und Herzergreifenderes denken, als ein heiliges Lied von einem tausendstimmigen Chor im feurigen Strom der Harmonie gesungen? Und wozu anders sollte der gütige Schöpfer dem Menschen eine so ausdrucksvolle und über alles bezaubernde Stimme und ein so starkes Gefühl dafür gegeben haben? — . .

Wenn aber der Gesang seine ganze Wirkung thun soll, so muß er nicht nur melodisch (einstimmig) sondern auch harmonisch, (vierstimmig) ausgeübt werden. Besonders ist der evangelischen Kirche die Alle ohne Unterschied des Geschlechtes, Alters und des Standes zu selbstthätigem Gottesdienst vereinigt, der vierstimmige Gesang nothwendig geworden, da in einer so gemischten Versammlung viererley Stimmen angetroffen werden, deren verschiedener Tonumfang nicht wohl erlaubt, daß alle die nämliche Melodie hervorbringen können.

Die harmonische Vereinigung verschiedener Melodien und die dadurch bewirkte Vereinigung der Herzen ist die höchste Vollendung der Tonkunst, die sie erst durch das Christenthum (wie die Geschichte zeigt) erlangen konnte; weil nur dieses eine Vereinigung in Liebe und Harmonie fordert. — Aber obgleich der Kirchengesang als der edelste Gewinn der Tonkunst zu allen Zeiten angesehen wurde, so ist derselbe doch seit geraumer Zeit durch unkirchliche und gekünstelte Behandlung in seinem Wesen und Wirken gestört und ausgeartet und darum sind auch von allen Seiten längst die dringendsten Aufforderungen ergangen, zu seiner Verbesserung alles beyzutragen.

Luther empfahl zuerst einen vierstimmigen Choralgesang und zeigte durch sein in vier Stimmen gebrachtes erstes evangelisches Gesangbuch den Weg, der allein zum Ziele führt. Von ihm und einigen andern aus und nach seiner Zeit stammen diejenigen Melodien, welchen noch jetzt mit Recht ein hoher Vorzug eingeräumt wird.

Auch in der Schweiz ist ein vierstimmiger Gesang wirklich zu Stande gebracht worden.

Unterzeichnete, welche zu einer so würdigen Sache das Ihrige als Künstler redlich beytragen wollen, haben nun versucht, jenen immer wieder erneuerten Wunsch auch im übrigen Teutschland zu verwirklichen, indem sie die Setzart — dem praktischen Beyspiel Luthers lieber nachfolgen als unfruchtbaren Kunsttheorien — nach dem musikalischen Gehör und Gefühl der Menschen einzurichten sich bestrebten. Vorzüglich haben sie zu diesem Zweck außer beliebten und passenden neuen, eben jene alten Choral-Melodien, in welchen Andacht lebt und in rein kirchlichem, natürlichen Ton sich ausspricht, nach den einfachsten Grundsätzen für vier Stimmen so bearbeitet, daß sie von großen Gemeinden gesungen werden können.

Um aber ihre Ideen einer in jetziger Zeit noch unversuchten Setzart im Leben zu erproben, suchte jeder der Unterzeichneten das musikalische Publikum seines Wohnorts zu gewinnen und es ist ihnen über alle ihre Erwartung gelungen. Denn zahlreiche Chöre aus allen Ständen haben sich mit Liebe und Eifer für die Sache erklärt, welches die Unterzeichneten ermuthigt, dasjenige bekannt zu machen, was nach den zur Genüge bewährten Versuchen hier allein zum Ziele führen kann. Sie sind daher entschlossen zur Bequemlichkeit der Singenden 200 Melodien in 4 besonders ausgesetzten Stimmen mit beygedrucktem Text (in ungefähr 250 der schönsten Lieder bestehend) in 2 Lieferungen (groß Oktav) erscheinen zu lassen.

Der Subscriptions-Preis für das ganze Werk ist 1 fl. 54 kr., wovon die Hälfte mit 57 kr. gleich bey der Subscription, die andere Hälfte bey Ablieferung der ersten Lieferung zu entrichten ist. Die ungewöhnliche Billigkeit dieses Subscriptions-Preises, nach welchem jede Melodie, in vier Stimmen besonders ausgesetzt, nebst dem Texte, auf weißem Druckpap er schön und deutlich gedruckt, auf nicht ganz 1½ Kreuzer zu stehen kommt, konnte nur erreicht werden, indem man auf sehr zahlreiche Theilnahme zählte, welche das Publikum diesem auf so vielseitige Aufforderung begonnenen Unternehmung gewiß gewähren wird.

Mit der Erscheinung der ersten Lieferung (welche die Festlieder enthalten wird) die wir im August d. J. ausgeben zu können hoffen, hört der Subscriptions-Preis auf, und der Ladenpreis von 2 fl. 42 kr. tritt an dessen Stelle.

Wer sich der Mühe unterzieht, Subscriptionen zu sammeln, auf 9 Exemlar subscribirt, erhält das 10te unentgeldlich.

Subscription nehmen an die Verfasser und die unterzeichnete Verlagshandlung.

C. Kocher Vorsteher des Stuttgarter Kirchengesang-Vereins. F. Silcher, Musikdirektor der Universität Tübingen. Frech Musikdirektor am Schullehrer Seminarium in Eßlingen.

J. B. Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Kunst-Anzeige.

Die Großthat der vierhundert Pforzheimer Bürger, welche unter Anführung ihres Bürgermeisters Berthold Deimling in der Schlacht bey Wimpfen (1622) als Leibwache des Markgrafen Georg Friedrich von Baden den Helden-Tod für Fürst und Vaterland starben, ist wie bekannt, von mehreren berühmten Rednern und Geschichtschreibern längst meisterhaft gefeyert worden. Seitdem haben einige der geschätztesten öffentlichen Blätter den vielseitigen Wunsch geäußert, „daß diese herrliche Begebenheit durch den Griffel eines Künstlers würdig dargestellt werden möchte.“

Diesem zu Folge hat der Unterzogene schon früher mit höchster Erlaubniß den einzig in der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Carlsruhe noch existirenden alten Kupferstich, welcher den Hauptmoment jener ewig denkwürdigen Schlacht deutlich vorstellt, benützt, um das gewünschte Tableau, durch die geschickte Hand eines jungen vaterländischen Künstlers getreu nachgestochen, denen respekt. Geschichts- und Kunstfreunden zu verschaffen.

Dieses 14 Zoll hohe und 16 Zoll weite interessante Stück ist beynahe vollendet, und wird auf feinstes Basler groß Median-Velin-Papier, nebst einigen Bögen gedruckten die Darstellung näher bezeichnenden Text, jedem Herrn Besteller vier Wochen später zu dem billigen Preise von 1 fl. 30 kr. franco geliefert.

Um die Unkosten dieses kleinen patriotischen Unternehmens einigermaßen zu decken, ist der Weg der Subscription eingeschlagen, und werden die respekt Herren Liebhaber zur gefälligst baldigen Ertheilung ihrer Aufträge hiemit ergebenst eingeladen. In Constanz bey Sommerlatt-Heckenrath, in Freyburg Wangler'sche Buchdruckerey, in Carlsruhe Macklot'sche Hofbuchhandlung.

Carlsruhe im May 1824.

C. B. Sommerlatt.

Subscriptions-Anzeige.

Shakspeare.

Teutsch und Englisch

in

eleganten und wohlfeilen Taschen-Ausgaben mit vielen Kupfern.

In der Buchhandlung von C. F. Osiander in Tübingen ist unentgeldlich zu haben: Eine ausführliche Ankündigung von:

Shakspeares sämmtlichen dramatischen Werken

frey für die teutsche Bühne bearbeitet von

Meyer

mit vielen Kupfern,

welche äusserst elegante Ausgabe ebenso durch ihren

innern Werth, als durch ihren unglaublich wohlfeilen Preis von vier Groschen sächsisch oder achtzehn Kreuzer rheinisch für jedes Bändchen überraschen muß.

Gleichzeitig erscheint in demselben Formate und in ebenso entsprechendem Aeußern eine ganz korrekte Taschen-Ausgabe Shakspeares in englischer Sprache nach Chalmers neuester verbesserter Edition (London 1823) unter dem Titel:

Shakspeares plays ꝛc.

mit teutschen Anmerkungen und einer Kritik über jedes Drama begleitet von

Meyer

mit vielen Kupfern;

die wir allen, denen welche den Dichter in der Ursprache lesen und ohne kostbare Hülfs-Mittel vollkommen verstehen wollen, als unentbehrlich empfehlen können. —

Der beyspiellos niedrige Preis dieser Ausgabe ist drey Groschen sächs. oder 13½ kr. rhein., — wofür es baldige Subscribenten noch obendrein dauerhaft broschirt erhalten. —

Vorausbezahlung ist nicht notwendig. Liebhaber belieben sich mit ihren Bestellungen in frankirten Briefen an Buchhändler Osiander in Tübingen zu wenden, welcher für ganz Würtemberg Subskription sammelt.

Gotha, im May 1824.

Henningssche Buchhandlung.

Neue Bücher.

Bey Joh. Evang. Schönbrod, Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker zu Ellwangen, ist angekommen und zu haben:

Baader, C. A., Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller des achtzehenten und neunzehenten Jahrhunderts. Des 1sten Bandes 1ster und 2ter Theil. gr 8. 5 fl. 30 kr.

v. Bodmers Betrachtungen über die Bauart der Privat-Gebäude in Teutschland. Mit 60 Kupfertafeln. Neue Auflage. gr. Fol. 7 fl. 30 kr.

Fick, Dr. J. Chr., Lehrbuch der Geographie, oder Beschreibung der Erde und ihrer Bewohner. gr. 8. 1 fl. 24 kr.

Gallerie der Nationen. Ein Bilderbuch zur Erweiterung der Kenntnisse über Länder und Völker, vorzüglich für die Jugend, zur Befriedigung ihrer Wißbegierde. 2 Bde. Mit 20 prächtig illuminirten Kupfertafeln. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage 8. Pstd. geb. 6 fl.

Gebhard, D. A., Das Grundsteuer Kataster aus der Messung und dem Reinertrage der einzelnen Grundstücke entwickelt. 8 1 fl. 30 kr.

Göz, J. K., Pfarrer, gründliche und umfassende Anleitung zum Hopfenbau. Mit 1 Kupf 8. 1 fl.

Hauber, M., Gebetbuch für katholische Christen. 12. Auf schönem Druckp. 96 kr.

Hohenadel, Forstmeister, theoretisch praktische Meßkunst für unstudirte Forstmänner und solche, welche sich in diesem Fache selbst unterrichten wollen. 3 Theile mit 42 Kupfern. 8. 4 fl.

Kornfeld, M., Carl Reinhold. Tragödie in 5 Aufzügen, nach einer noch ungedruckten Novelle. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Lebens- und Höflichkeits-Regeln für die Schul-Jugend in Versen, nebst Wünschen der Kinder an ihre Aeltern, Lehrer ꝛc. zum Namenstag, Neujahr ꝛc. 8. 18 kr.

Lichtenstern, J. M. Freyh. v., Historisch-statistische Uebersicht sämmtlicher Provinzen und Bestandtheile des Königreichs Baiern. gr. Fol. 2 fl. 24 kr.

Müller, J. W., Prof., Repertorium der mathematischen Literatur, in alphabetischer Ordnung. Zweyter Theil. gr. 8. 1 fl.

Riesenböck, Dr. und Prof., erste Grundlage der allgemeinen Geographie nach der Fassungskraft der Anfänger, nebst einer kurzen Beschreibung des Königreichs Baiern. Mit 1 Kupf. 7te verbesserte Auflage. 8. 40 kr.

Platons Phädon, von der Unsterblichkeit der Seele, übersezt und mit kritischen Anmerkungen versehen von Pfarrer J. K. Göz. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Rudhart, Ignaz, Dr. ꝛc., Die Geschichte der Landstände in Baiern. Zwey Bände in 4 Büchern. Neueste unveränderte Ausgabe. 8. 2 fl. 24 kr.

Rudhart, Dr. I., Uebersicht der vorzüglichsten Bestimmungen verschiedener Staats-Verfassungen über Volks-Vertretung. gr. Fol. 9 fl. 24 kr.

Schaden, Adolph v., Aurelius Comodus und die Königin von Saba, eine Originalposse mit 1 Kpf. 8. 36 kr.

Schmid, J. P., Pfarrer, Kurze Vorträge über die Pflichten der christlichen Gerechtigkeit. Als Handbuch für Prediger und Katecheten; so wie auch als ein nüzliches Lehr- und Erbauungs-Buch für den gemeinen Mann. Zwey Theile. 8. 1 fl. 45 kr.

Schneider, G. C. W., Dr., Sophokles Electra. Griechisch mit kurzen teutschen Anmerk. 8. 54 kr.

Sinzel, J., Lehre von den Dezimalbrüchen mit vielen zunächst für Forstmänner gemachten praktischen Beyspielen darüber. gr. 8. 30 kr.

Sölti's, Prof., J. M., Haine. Mit Kupfer. 8. 1 fl.

Spix, J. v., Brasilien in seiner Entwickelung seit der Entdeckung bis auf unsere Zeit. Eine Rede zur Feyer des Maximilians-Tages in der öffentlichen Sizung der Akademie der Wissenschaft. 4. 36 kr.

Strasser, H. A., Schullehrer-Klugheit, oder die vorzüglichsten Regeln der Pädagogik und Methodik. Ein unentbehrliches Handbuch für Stadt- und Landschullehrer. 8. 48 kr.

Stratingh, Dr., Probierer der Provinz Groningen und Drenthe, chemisches Handbuch für Probierer, Gold- und Silber-Arbeiter. Aus dem Holländischen übersezt von Hofr. Dr. Schultes. gr. 8. 3 fl. 24 kr.

Thums, (Var v.) neue Bühnenstücke. Enthält: 1) Das Geschenk des Fürsten. 2) Das Gewissen. 3) Die vergessene Schildwache. 4) Sie müssen sich schlagen. 8. 1 fl. 30 kr.

Voit, königl. baier. Bau-Inspektor, Beyträge zur allgemeinen Baukunst Eine Sammlung technischer Beobachtungen und Erfahrungen über Architektur, Hydrotechnik, Mechanik und Landwirthschaft. 3 Theile. Mit Kupfern. 8. 6 fl. 30 kr.

— — Der innere Ausbau der Gebäude, oder theoretisch-praktische Anleitung zu einer bequemlichen und schicklichen Anordnung und Einrichtung der Wohnungen ꝛc. Mit 5 Kupfern. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Warnungen, höchstnöthige, für unerfahrene Kinder, oder Unglücksgeschichten. Mit Titel-Kupfer und gestochenem Titel. 8 36 kr.

Dasselbe auf Schreibpapier. 48 kr.

Literatur-Blatt

zur

Neuen National-Chronik der Teutschen.

Nro. 4. — August. — 1824.

Ankündigung.

Britannia

oder

Neue englische Miszellen.

Eine Monatschrift für das Jahr 1825,

herausgegeben von

einer Gesellschaft teutscher Gelehrten in London.

England, vorzüglich London, bietet so viel Merkwürdiges dar, daß ein sinniger Beobachter nur das aufzumerken brauchte, was er täglich sieht und hört, um ein äusserst nützliches und unterhaltendes Buch zu schreiben. — Welthandel und Industrie, Handwerke, Gesetzgebung, Staatswirthschaft, öffentliche Gerichtsbarkeit, Wissenschaften und Künste, Theater, Volksfeste, Gesellschaften und Vereine, großartige Werke der Wohlthätigkeit, schauderhafte Verbrechen, Abentheuer und Betrügereyen aller Art, kurz das Leben in seinen verschiedensten Formen entfaltet sich hier so frey, eigenthümlich und mannigfaltig, daß es der Mühe werth ist, dieses ewige Treiben und Wogen treu aufzuzeichnen, und so lebendig als möglich darzustellen.

Solch ein Gemälde, gleichsam ein Panorama von England, welches zugleich unterhalten und belehren, bald mit Ernst erfüllen, bald belustigen, und den verschiedenen Bedürfnissen des Staats- und Handelsmannes, des Gelehrten und Ungelehrten entsprechen soll, wollen wir in einer Monatschrift, unter dem Titel: Britannia, oder Neue englische Miszellen, dem teutschen Publikum darbringen. Darin soll man alles Interessante finden, was der Handel, die Industrie, die Staatswirthschaft, die Künste, die Literatur, das Volksleben in England darbieten; alle neue und wichtige Erfindungen, Institutionen, Instrumente, Maschinerien, sollen darin bekannt gemacht, und wo es nöthig ist, mit Erklärungen und Kupferstichen begleitet werden. Von den, der Wohlthätigkeit, der Industrie, den Wissenschaften, Künsten und Handwerken gewidmeten Gesellschaften, wollen wir nicht die Programme und Mitglieder-Verzeichnisse liefern, sondern eine Charakteristik ihres Plans und Zwecks, der Form ihrer Versammlungen, und der Wichtigkeit der Resultate ihrer Bemühungen, und auf gleiche Weise die öffentlichen und Privat-, Lehr- und Bildungsanstalten behandeln. Und wie viel Anziehendes werden nicht für unsere Leser, die in volksthümlicher Form dargestellten Gerichts- und Polizeyverhandlungen haben?

Nur von dem Wichtigsten, was in der englischen Literatur geschieht, wollen wir eine gedrängte bestimmte Analyse geben, von dem Volksleben aber scharfe, treffende Umrisse.

Da unser Zweck nur der ist, das teutsche Publikum mit den Vorzügen, Mängeln, Eigenthümlichkeiten des öffentlichen und Privatlebens in England bekannt zu machen, und auf diese Weise allen Gebildeten teutscher Nation eine unterhaltende und nützliche Zeitschrift in die Hände zu geben, haben wir uns zum Gesetz gemacht, die Politik gänzlich von unserem Plan auszuschliessen.

Sieben Jahre lang hat ein verdienstvoller teutscher Gelehrter, Hr. Hüttner, in London, eben diesen Plan mit vieler Einsicht und Beyfall ausgeführt. Die Herausgeber der Neuen englischen Miszellen werden sich bemühen, sie dieses Namens, den sie von den ältern entlehnt, nicht unwürdig zu machen, und durch Wichtigkeit und Mannigfaltigkeit des Inhalts, Klarheit, Bündigkeit und Leichtigkeit des Vortrags die Britannia immer interessant zu erhalten.

Möge die teutsche Nation unser Unternehmen mit Anerkennung und Wohlwollen aufnehmen!

• • •

Besser, als diese vorläufige Anzeige vermag, mögen die ersten Hefte darthun, was die Britannia leisten wird.

Mit dem Januar 1825 beginnend, wird in den ersten Tagen jedes Monats ein Heft von 5 bis 6 Druckbogen in der J. B. Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart erscheinen. Damit jedoch Lese-Cirkel, welche gewöhnlich am Anfange des Jahrs über die anzuschaffenden Zeitschriften sich entscheiden, zum Voraus beurtheilen können, ob dieses Journal für sie passend ist, geben wir die Januar-, Februar- und Märzhefte dieß Mal noch im laufenden Jahre aus, ohne jedoch die Zahl von 12 Heften für das Jahr 1825 deshalb zu überschreiten. Jedes Heft wird mit einem eleganten Umschlage versehen, und je 3 Hefte bilden einen Band. Das erste Heft erscheint im August dieses Jahrs. Der Preis des Bandes ist, um ausgedehnte Verbreitung möglich zu machen, auf 2 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 4 Gr. sächs. für die Ausgabe auf gutem Druckpapier und auf 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 Gr. für die Postpapier-Ausgabe festgesetzt worden, so daß also der aus 4 Bänden oder 12 Heften bestehende Jahrgang nur 8 fl. rhein. od. 4 Rthlr. sächs. auf Druckpapier kostet. Alle gute deutsche Buchhandlungen liefern die Zeitschrift zu diesen Preisen. Die Hauptversendung im Wege der Post haben die Königlich Württembergische Haupt-Postamts-Zeitungs-Expedition in Stuttgart und die Königlich Sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig übernommen. Die Britannia kann daher auch durch jedes Post-Amt bezogen werden, und nur an Orten, welche von den beyden genannten Städten entfernter sind, wird einige Erhöhung der obigen Preise beym Bezuge durch die Post eintreten.

Im July 1824.

J. B. Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart.
Treuttel und Würtz, Treuttel Sohn
und Richter in London.

In Ellwangen nimmt die J. E. Schönbrod'sche Buchhandlung darauf Bestellung an.

Anzeige
von
einem hinterlassenen Werke Pfeffels.

Eine ehemalige Schülerin des verewigten Pfeffels, will zum Besten eines Kirchenbaues ihres Wohnortes, den in Form von Briefen ihr von demselben beym Abschiede geschenkten Religionsunterricht dem größern Publikum übergeben.

Welcher Gebildete Teutschlands kennt und liebt nicht den teutschen Lafontaine, mit seiner gutmüthigen Laune, seinem treffenden Witze, und seiner trefflichen Schreibart: welcher kennt nicht seine, unter dem anspruchlosen Titel: „Versuche" herausgegebenen Erzählungen, deren blühende Sprache und moralische Tendenz ihnen einen Rang unter den vorzüglichsten Werken dieser Art einräumen. Was läßt sich also von einem Manne erwarten, der sein ganzes Leben der Erziehung der Jugend weihte, wenn er die Wahrheiten der Religion dem jugendlichen Verstande eindringlich machen will.

Dieses Erzeugniß seines Nachdenkens, wir möchten sagen sein Glaubensbekenntniß, giebt der würdige Greis noch etliche Jahre vor seinem Tode, einer seiner geliebtesten Zöglingin, bey ihrem Austritte aus seinem Hause, als Leitfaden für ihr künftiges Leben; und wir zweifeln nicht, daß auch als solcher das Werkchen allen Lehrern und Erzieherinen als Gabe für ihre Zöglinge willkommen seyn werde.

Wir glauben demnach, daß, auch abgesehen von dem schönen Zwecke, zu dessen Beendigung der Ertrag dienen soll, die Erscheinung eines solchen Werkes dem gebildeten Publikum nur angenehm seyn kann, und zweifeln nicht an dessen freudigen Theilnahme.

Das Werk erscheint unter dem Titel:

Briefe
über
Religion an Bettina,
von
C. G. Pfeffel.

Im Format wie die in der Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Werke, um von den Besitzern derselben als Supplement benutzt werden zu können, und wird etwa 9 bis 10 Bogen stark, auf ord. Druckppr. 1 fl. (16 ggr.); auf Schreibppr. 1 fl. 20 kr. (20 ggr.); auf Velinppr. 2 fl. (1 Rthl. 6 ggr.) zu stehen kommen.

Basel im März 1824.

Schweighauser'sche Buchhandlung

In Ellwangen nimmt die J. E. Schönbrod'sche Buchhandlung darauf Bestellung an.

Ankündigung.

Schillers und Göthes
Leben und Schriften.

Supplement

zu deren sämmtlichen Werken.

Herausgegeben

von

einigen rühmlichst bekannten Schriftstellern.

2 Bände, auf milchweißem Papier.

Preis gegen Vorausbezahlung . .	2 fl. 12 kr.
„ auf Subscription	2 fl. 36 kr.
Ladenpreis	3 fl. 36 kr.

Bestellungen kann man bey allen soliden Buchhandlungen machen; wer sich aber in frankirten Briefen unmittelbar an uns wendet, erhält auf 10 ein Frey-Exemplar, und wer den Betrag gleich beylegt, beyde Bände für 2 fl.

Die Geschichte hat bereits seit vielen Jahren die Namen Schiller und Göthe vor dem Angesichte des gebildeten Publikums in die Annalen des unvergänglichen Ruhmes eingetragen, und dankbar freudig ihr hohes Verdienst um die geistige Bildung unserer Nation mit unverwelklichen Lorbeern geschmückt. Die begeisternde Kraft ihrer Gesänge wird ohne Aufhören fortwirken, so lange große und heilige Ideen, und edle Formen, empfängliche Gemüther finden.

Wir suchten eine möglichst vollständige und ganz auf Wahrheit gegründete Darstellung ihres Lebens zu liefern; denn wir haben alle Vorarbeiten getreulich benützt, und keinen Umstand aufgenommen, der sich nicht auf eigene Aeusserungen dieser hochgefeyerten Dichter oder auf glaubwürdige Zeugnisse gründet.

Der treuen historischen Darstellung der Lebensereignisse Schillers und Göthes haben wir eine kritische Würdigung dessen, was sie geleistet, beygefügt.

Durch die Bearbeitung dieser zwey Supplementsbände glauben wir Schillers und Göthes Verehrern und Besitzern ihrer sämmtlichen Werke, — woran sich diese Schrift füglich als Supplement anschließt, — einen nicht unangenehmen Dienst erwiesen zu haben, und hoffen daher von diesen eine freundliche Aufnahme.

Unterfertigte Buchhandlung hat den Verlag obiger Schriften übernommen, und man darf mit Wahrheit sagen, daß hier von allem was bisher über Schillers und Göthes Leben und Schriften geschrieben worden, bey weitem das Vollständigste und Umfassendste in schönem Styl erscheint.

Den Preis haben wir so billig gestellt, daß es uns nicht möglich wäre, wenn wir nicht auf einen sehr großen Absatz rechneten. Und da Schillers und Göthes Schriften in verschiedenen Formaten gedruckt sind, so erscheinen auch diese beyden Supplementsbände in Oktav und in Taschenformat. Daher belieben die resp. Hrn. Besteller das Format zu bestimmen. Der Preis bleibt derselbe. Auf vorheriges Verlangen liefern wir auch Velin- und Schreibpapier, welches aber verhältnißmässig höher bezahlt werden muß. Nur bitten wir alle Bestellungen recht bald zu machen, damit wir uns mit der Auflage wegen der zweyerley Ausgaben darnach richten können.

Dinkelsbühl (bey Ansbach) im July 1824.

Walthr'sche Verlagsbuchhandlung.

Die Schönbrod'sche Buchhandlung in Ellwangen nimmt Bestellung an.

Wiederhohlte Subscriptions-Anzeige
für
die Besitzer und Käufer des Conversations-Lexikons

Zehn Titel-Kupfer
zu dem
Conversations-Lexikon
jeder Ausgabe;
oder
Bildnisse berühmter Männer
als
Vor- und Sinnbilder
der
schönen Künste und Wissenschaften.

Erste Lieferung.
Erstes bis fünftes Blatt.

Von dieser bereits früher angekündigten Kupfer-Beylage zu dem Conversations-Lexikon ist die erste Lieferung so eben erschienen, und an die Subscribenten befördert. Die rückständigen 5 Portraits folgen in einem Monat gratis nach. Alle Buchhandlungen Teutschlands (in Ellwangen die Schönbrod'sche) nehmen fortwährend Subscription an, und sind im Besitze von Probe-Exemplaren, um diese den Liebhabern vorzuzeigen. Jede Bestellung kann aller Orten schnell befriedigt werden; die erste Lieferung wird bey Erlegung des Subscriptions-Preises zugleich in Empfang genommen. Eine sehr günstige Aufnahme ha-

ken diese mit dem größten Fleiße bearbeiteten Bildnisse bereits gefunden, und es läßt sich erwarten, daß ausser den Besitzern des Conversations-Lexikons sich noch viele Interessenten zeigen werden, welche mit diesem Helden-Cirkus der schönen Künste und Wissenschaften ihre Zimmer zu schmücken wünschen; für deren Bedarf durch die Veranstaltung einer Ausgabe in Quart-Format gesorgt worden ist.

Subscriptions-Preise der verschiedenen Ausgaben:
Nro. 1. In gewöhnlichem Oktav: 2 fl. 6 kr. rhein.
— 2. In Groß-Oktav: . . 2 fl. 24 kr. —
— 3. In Quart: . . . . 3 fl. —

Ernst Fleischer,
Buch- und Kunsthändler in Leipzig.

Neue Bücher.

Bey Joh. Evang. Schönbrod, Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker in Ellwangen, ist angekommen und zu haben:

Andacht auf sechs Sonntage zur Ehre des heil. Aloysius Gonzaga. Aus dem Wälschen übersetzt, und mit Meß-, Beicht-, Kommunion- und andern Gebetern vermehrt von Jos. Stark. 5te Auflage. 12. 18 kr.
Andacht zu dem heil. Martyrer Sebastian. Nebst Morgen-, Meß-, Beicht-, Kommunion- und Abend-Gebetern; wie auch einer kurzen Lebensbeschreibung desselben. 12. 10 kr.
Andachts-Uebungen zu dem allerheiligsten Altars-Sakramente, sowohl in einzelnen als gemeinschaftlichen Bet-Stunden, während und ausser der hohen Fronleichnams-Feyer. 12. 15 kr.
Blüthen, dem blühenden Alter gewidmet, vom Verfasser der Ostereyer, Herrn Christoph Schmid. 8. 18 kr.
Dreß, J. A., das Gebet- und Gesangbuch nach dem Sinne der heil. römischkatholischen Kirche. 2 Theile. Mit einem Titelkupfer. 8. 1 fl. 48 kr.
— — Auf weißem Papier 2 fl. 15 kr.
Doppelmayr, W., 32 Vorlegblätter zum Unterricht im Zeichnen. Erstes Heft 36 kr.
— — Zweytes Heft 36 kr.
— — Drittes Heft 48 kr.
Genovefa, eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums, neu erzählt für alle gute Menschen, besonders für Mütter und Kinder. 3te rechtmäßige Aufl. m. Kupf. 8. 24 kr.
Geschichte, biblische, für Kinder, zum planmäßigen Unterricht in sämmtlichen teutschen Schulen Baierns. 1ten Thls. 1tes u. 2tes Bändch. altes Testament. 4te verb. Aufl. 8. 30 kr.
— — dessen 2ter und 3ter Thl. oder das neue Testament. 4te verb. Aufl. 8. 54 kr.
Göß, G. A., die Elemente der reinen angewandten Zahl, oder das Kopfrechnen als intensives Bildungsmittel zur Elementar Schulbildung. Zweyte Aufl. 8. 1 fl. 12 kr.
Hans, Studien für Anfänger im Zeichnen und Malen. Enthält 30 Vorlegblätter. 48 kr.
Hergenröder, Karl, Denksprüche und Erzählungen für Jünglinge und Mädchen zur Bildung des Herzens und guter Sitten. 8. 18 kr.
Hirlanda, Herzogin von Bretagne; oder der Sieg der Tugend und Unschuld. Eine erbauliche und lehrreiche Geschichte des Alterthums, neu erzählt für Junge und Alte von dem Verfasser der Gräfin Itha von Toggenburg. 2te Aufl. 8. 18 kr.
Homeri Ilias ad optimorum Librorum fidem accurate edita. 2 Tom. Editio stereotypa. 12. Lipsiae Tauchnitzii. br. 1 fl. 30 kr.
Horatii, Q. F., opera ad optimorum Librorum fidem accurate Edita. Edit. stereotypa. 12. Lipsiae Tauchnitzii. br. 48 kr.
Itha, Gräfin von Toggenburg. Eine sehr schöne und lehrreiche Geschichte aus dem 12ten Jahrhundert, neu erzählt für alle gute Christen, besonders für unschuldig Leidende. Ein Seitenstück zur Genovefa. 3te Aufl. 8. 20 kr.
Kitting, Georg, Guillaume Tell par Florian. Mit grammatischen, historischen, geographischen Erläuterungen, mit einigen Synonymen und einem vollständigen Wort-Register. gr. 8. 48 kr.
Krapf, Jos. Ant, die Schule der wahren Frömmigkeit und Berufstreue, besonders für Seelensorger des 19ten Jahrhunderts. Oder Lebensgeschichte des heiligen Franz von Sales, Bischofs zu Genf. Aus dessen Schriften und reinen Quellen gesammelt. Neu herausgegeben, vermehrt und verbessert von Simon Buchfelner. 8. 1 fl.
Lavaters Sprüche. In 107 Blättern, Taschenform. 1819. 12. 30 kr.
Rick, Fr. Peter, das Gottgeweihte Herz Pius des Siebenten, der christlichen Betrachtung dargestellt. Mit dem Bildnisse desselben. 8. 24 kr.
Ostereyer, die, eine Erzählung zum Ostergeschenke für Kinder; vom Verfasser der Genovefa und der biblischen Geschichte für die Schulen Baierns, Hrn. Ch. Schmid. 2te Aufl. 12. 9 kr.
Ott, J. G., kurze Betrachtungen über die Sonn- und Festtags-Evangelien. Zum Diktiren für Schulen und zur Erbauung am Vor-Sabbath religiöser Familien. 8. 18 kr.
Plöß, J. v., der Stadttag zu Krähwinkel. Lustspiel in 5 Aufzügen. 8. Schreibp. geb. 1 fl. 12 kr.
Reiter, M., Schutzgeist der Jugend, ein Andachtsbuch für Jünglinge und Jungfrauen. Mit 1 Kupf. 8. 18 kr.
Robelot, Ueber den Einfluß der Reformation Luthers auf die Religion, die Politik und die Fortschritte der Aufklärung. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt, von Dr. A. Räß und Dr. N. Weis. 8. 3 fl.
Sammlung einiger kurzer Geschichten für Kinder, und Kinderfreunde, nach der Geschichte des jungen Heinrich von Eichenfels. Enthält: Die Fischer-Familie; — Die Leiden der Familie Lampert; — Die Vereinigung; — Bertha, das Landmädchen. 12. 12 kr.
Schenk, Eduard, Canova's Tod. Ein Gedicht. 15 kr.
Schritte zur vollkommenen Liebe Gottes, durch die Vereinigung mit Jesus, sowohl bey der heil. Messe, als in der heil. Kommunion; oder Meß- und Kommunionbuch für fromme Katholiken. Vierte verm. Aufl. 40 kr.
— — auf Schreibp. 1 fl.
Unterweisung in Beurtheilung und Behandlung der sogenannten Meerschaum-Pfeifenköpfe für Liebhaber, Handelsleute und Silber-Arbeiter. Gegründet auf vieljährige Nachforschung und die dadurch erlangte Ueberzeugung von J. J. K. 8. 24 kr.
Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. Eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde, von dem Verfasser der Ostereyer, Herrn Christoph Schmid. 2te verbesserte Aufl. 12. 9 kr.

᾽Literarischer Anzeiger
zur
Neuen National-Chronik der Teutschen.

Nro. 5. — Dezember. — 1824.

Bey J. E. Schönbrod, Buchhändler und Kanzley-Buchdrucker in Ellwangen, sind nebst vielen anderen folgende Werke, welche sich vorzüglich zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenke eignen, um die beygesetzten Preise zu haben:

1. Jugend- und Bildungsschriften.

ABC- und Buchstabirbuch, lehrendes, für die Jugend, zur nützlichen Unterhaltung. Mit 25 illum. Vorstellungen. gr. 8. geb. 30 kr.
ABC-, Bilder- und Buchstabirbuch, neues unterrichtendes, für die Jugend. Mit 25 illumin. Kupfern. gr. 8. geb. 30 kr.
ABC-Buchstabir- und Lesebuch, zum nützlichen Unterricht für die Jugend, um ihr die ersten nöthigen Kenntnisse leicht beyzubringen. Mit 70 illumin. Vögeln geziert. 8. geb. 40 kr.
ABC-Buch zum Buchstabiren und Lesen, mit 48 Thieren erläutert, um den Kindern einige Kenntnisse in der Naturgeschichte beyzubringen. gr. 8. geb. 40 kr.
ABC-, Bilder-, Buchstabir- und Lesebuch für kleinere Mädchen. Mit 24 Vorstellungen von häuslichen Geschäften, nach alphabetischer Ordnung. gr. 8. geb. 1 fl.
ABC-, Buchstabir- und Lesebuch, neuestes, für die Jugend. Mit 24 illumin. Vorstellungen von Handwerkern, um ihr einen Begriff in den verschiedenen Beschäftigungen zu geben. gr. 8. geb. 1 fl.
ABC- und Syllabirbuch. Mit 24 illum. Kupfern. gr. 16. geb. 48 kr.
ABC-Buch, mit 24 illum. Bildern, zur nützlichen Unterhaltung für die Jugend. gr. 8. geb. 24 kr.
ABC-Buch, zur Aufmunterung der Jugend, mit Bildern geziert. gr. 8. geb. 24 kr.
ABC-Buch, ganz neues, der lieben zarten Jugend zum Vergnügen und zur gründlichen Unterweisung gewidmet. Mit illuminirten Kupf. gr. 8. geb. 24 kr.
ABC-Buch, nützliches, neues, für die Jugend. gr. 8. geb. 24 kr.
ABC- und Bilderbuch, für gute Kinder. gr. 8. geb. 24 kr.
ABC-Buch für Kindheit und Jugend, mit vielen Kupfern. gr. 8. geb. 24 kr.
ABC-Buch zur Lehr und Lust für Kinder. gr. 8. geb. 24 kr.
ABC-Büchlein zur Aufmunterung im Lernen, für die zarte Jugend beyderley Geschlechts. Mit vielen Kupfern. gr. 8. geb. 24 kr.
ABC-Buch, neuestes lateinisches. Mit illumin. Kupfern. gr. 8. geb. 24 kr.
ABC-Buch, neues, zum Nutzen und Zeitvertreib kleiner Kinder. Mit mehr als 100 schönen illum. Bildern. 8. geb. 30 kr.
— — — Kinderspiele in 20 illum. Kupfern, Fibel- und Rechenbuch für kleine Kinder. 8. geb. 36 kr.
— — — Rechen- und Lesebuch. Mit Abbildungen militärischer Gegenstände in 24 illuminirten Kupfern. 8. geb. 45 kr.
Alphabet, zergliedertes, in grossen und kleinen teutschen, als auch lateinischen Buchstaben, verschiedenen Zahlen, vereinzelt und aufgezogen. 16. In Futteral. 24 kr.
Beyspiele des Guten, in moralischen Erzählungen zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für die Jugend. Mit 8 illuminirten Kupfern. 8. geb. 2 fl.
Bilder-ABC, neues, für die zarte Jugend, zur Unterhaltung und Ermunterung zum Lernen. gr. 8. geb. 36 kr.
Bilderbuch. Ein Neujahrsgeschenk für gute und fromme Kinder. Mit 12 illuminirten, auf den Text sich beziehenden Kupfern. 16. geb. 36 kr.
Bilderbuch, nützliches neues, für gute Kinder, welche gerne buchstabiren und lesen lernen. Mit 24 Kupfern. geb. 48 kr.

Bilderbuch, neues, für kleine Kinder, welche noch nicht lesen können. quer Quart. geb. 1 fl. 12 kr.
Bilderlust, zur angenehmen Unterhaltung für die Jugend, enthaltend 170 illumin. bildliche Vorstellungen. geb. gr. 8. 1 fl. 36 kr.
Bilderschule, neue, oder interessante Erzählungen aus der Geschichte der Kunst und des Menschenlebens, unter verschiedenen Himmelsstrichen, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für die heranwachsende Jugend. Von A. Koch. Mit 12 lith. Tafeln. geb. 2 fl. 12 kr.
Bilderwelt, neue, oder Vater Reinholds Abendunterhaltungen mit seinen Kindern über verschiedene Gegenstände des menschlichen Lebens und der Natur. Mit 20 illuminirten Kupfern. gr. 8. geb. 3 fl.
Bildergallerie, neue, oder unterrichtende Erzählungen über Gegenstände der Natur, Völker- und Gewerbskunde, zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung der Jugend. Mit 145 illumin. Bildern. gr. 8. geb. 3 fl. 30 kr.
Blätter, naturhistorische, zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend. Mit 12 illumin. Kupfern. queer 8. geb. 1 fl. 30 kr.
Blumenkörbchen, das, eine Erzählung von dem Verfasser der Ostereyer. Mit einem Titelkupfer. 8. 24 kr.
Blüthen, dem blühenden Alter gewidmet, vom Verfasser der Ostereyer. 8. 18 kr.
Buch, das schöne, oder naturhistorische Blätter zur nützlichen Unterhaltung und Belehrung für die Jugend. Mit 20 illuminirten Kupfertafeln. Queer Fol. geb. 2 fl. 24 kr.
Encyklopädie, vollständige und durchaus faßliche, des nothwendig Wissenswürdigsten für das jugendliche Alter von 10 bis 14 Jahren. 2 Bände. Mit Kupfern. gr. 8. 5 fl. 24 kr.
Erholungen und Beschäftigungen guter und fleißige Kinder. Ein nützliches und unterhaltendes Bilder- und Lesebuch für die Jugend. Mit 8 illum. Kupf. 12. geb. 1 fl. 30 kr.
Erzählungen, kleine, zur angenehmen Unterhaltung für die Jugend. Mit 8 Kupfern. gr 12. gebund. 1 fl. 30 kr.
Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde. Vom Verfasser der Ostereier. 16. Bdchn. 12. 9 kr.
Erzählungen und Geschichten, nützliche und unterhaltende, für die Jugend jedes Alters. Mit 8 Kupfern. 12. geb. 1 fl. 30 kr.
Fabeln, lehrreiche, ein nützliches Lesebuch für Kinder jedes Alters. Mit 16 illuminirten Kupfern. gr. 12. geb. 1 fl. 30 kr.
Genovefa, eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums, neu erzählt für alle gute Menschen, besonders für Mütter und Kinder. 3te Aufl. 8. 20 kr.
Geschichten, neue unterhaltende, oder Spiegel der Sittenlehre für gute Kinder. 2te Auflage. Mit 6 illumin. Kupfern. 8. 2 fl. 24 kr.
Geschichten und Erzählungen, kleine unterhaltende, für Kinder und Kinderfreunde, aus den Schriften mehrerer Jugendfreunde. Mit 8 Kupfern. 8. geb. 1 fl. 30 kr.
Handbuch nützlicher Unterhaltungen für gute Kinder, oder lehrreiche und moralische Erzählungen zur Veredlung und Bildung jugendlicher Herzen und Sitten. Aus den Schriften mehrerer Jugendlehrer. 3 Theile. Mit 24 illuminirten Kupfern. 4 fl. 30 kr.
Hölder, L., Kindergeschichten in Fabeln und Erzählungen, zur Belehrung und Belustigung für kleinere Kinder. Mit 12 Kupf. 16 geb. 1 fl. 48 kr.
Hölder, L., neues Kindertheater zur Unterhaltung und Belehrung. 2 Bändchen mit 2 Kupfern. 12. geb. 1 fl. 48 kr.
— — — Robinson des jüngeren Rückreise nach seinem Eylande, in Begleitung seiner Kinder. Ein moralisch-naturhistorisches Lesebuch für die Jugend. Mit 6 illum. Kpfrn. 12. geb. 1 fl. 48 kr.
Iselin, L. K., Naturgeschichte für die Jugend. Mit 9 illum. Kupfern. gr. 8. geb. 3 fl. 36 kr.
Iselin, L. K., belehrende Bilderlust, für fleissige Knaben und Mädchen, in 100 Abbildungen mit Beschreibung derselben. 12 geb. 1 fl. 24 kr.
— — — Karl der kleine Naturhistoriker, oder bildl. Darstellung aus der Thierwelt, für wißbegierige Kinder. Mit 12 illuminirten Kupfern. 16. geb. 1 fl. 30 kr.
— — — Knecht Ruprecht, oder Wanderungen durch die Werkstätten der Künstler und Handwerker. Ein nützliches Geschenk für wißbegierige Kinder. Mit 13 illum. Kpfrn. 1 fl. 30 kr.
Kinderfreund, der, oder Auswahl von kleinen unterhaltenden Erzählungen und Geschichten, aus den Schriften mehrerer Jugendfreunde, für das Kindesalter von 4 — 12 Jahren. Mit 8 Kupfern. gr. 8. geb. 1 fl. 30 kr.
Leseübungen, moralische, ein nützliches Geschenk für junge Leute von 10 bis 15 Jahren, mit 12 auf den Text gerichteten illuminirten Kupfern. queer 8. geb. 2 fl. 24 kr.
Mutter, die erzählende, oder Erzählungen für die erste Bildung des kindlichen Verstandes, und Erweckung des sittlichen Gefühls. Mit 19 Kupfern geb. 48 kr.
Naturgeschichte, kleine technologische, für die Jugend, zum Gebrauche für Schulen. Mit 18 illum. Kupf. in Fol. gr. 8. 2 fl. 45 kr.
Orbis pictus, neuester, in fünf Sprachen, oder lehrreiches unterhaltendes Bilderbuch für die Jugend. Mit 24 illum. Kupf. geb. 2 fl.
Ostereyer, die, eine Erzählung zum Ostergeschenk

für Kinder. Vom Verfasser der Genovefa. 2te Auflage. 12. 9 kr.
Rosa von Tannenburg. Eine Geschichte des Alterthums für Eltern und Kinder. Erzählt von dem Verf der Genovefa. Mit 1 Kpf. 8. 30 kr.
Rosaliens Erzählungen. Ein Lesebuch für die reifere Jugend. Mit 6 illum. Kpf 8. 2 fl. 24 kr.
Selma, L., das Blumengärtchen. Ein nützliches Geschenk für gute Kinder, in anziehenden Erzählungen aus dem wirklichen Leben. Mit 4 illum. Kupfern. 12. geb. 1 fl. 12 kr.
Unterhaltungen, lehrreiche und angenehme, eines Vaters mit seinen Kindern über die Erde und den Menschen. 3 Bde. Mit Kupf. 8. 3 fl. 24 kr.
Unterhaltungsbuch für die teutsche Jugend, oder ein hundert und fünfzig kleine Geschichten und Erzählungen, mit 50 Darstellungen. Illumin. gr. 12. geb. 3 fl.
Werner, Dr. C. A., Vorschule der teutschen Sprache, in leichtfaßlichen, lehrreichen Aufgaben und Erzählungen, durchaus grammatikalisch bearbeitet für Kinder von 6 bis 8 Jahren. Mit 1 Kupfer. 8. geb. 1 fl. 24 kr.
— — — Vorschule der Religions- und Sittenlehre, in anziehenden Gesprächen und Erzählungen für Kinder von 8 bis 10 Jahren. Mit illum. Kupfern. 8. geb. 1 fl. 48 kr.
— — — das Gemeinnützigste aus der Naturgeschichte und Gewerbskunde, in anziehenden Unterhaltungen für die wißbegierige Jugend. 2 Bändchen m. Kupfern. 8. geb. 3 fl. 30 kr.
Wie Heinrich v. Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. Eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. Von dem Verfasser der Ostereyer. 2te verb. Aufl. 12. 9 kr.

2. Kupferstiche, Zeichnungsbücher und andere Kunstsachen.

Abendmahl, das, nach dem Gemälde des Leon. d. Vinci in dem Speisesaal der Dominicaner in Mailand, gestochen von Falke. Quart. 45 kr.
Glaube, Liebe, Hoffnung; Gegenstück zu Vorstehendem, nach Guaglio, gestochen von Falke. Quart. 45 kr.
Anweisung im Blumenzeichnen, nach Originalen von Fr. Seubert, mit schattirten Gegenständen oder 7s. Heft. 1 fl.
Bilder, ein hundert und vierzig schöne illuminirte, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für liebe Kinder. gr. 8. geb. 1 fl.
Colorist, der kleine. Der Jugend gewidmet. Mit 15 lithographirten Vorlegeblättern und 1 Farbenkästchen Mit Goldschnitt und einem sehr eleganten Umschlag. 3 fl. 36 kr.
Darstellungen, sechzig bildliche, aus der heiligen Schrift, zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend, beim Unterricht oder Lesen der Bibel. geb. 4. schwarzer Abdruck. 3 fl 30 kr.
Darstellung der fünf Welttheile durch Zusammensetzung in eine kugelähnliche Gestalt. Zur leichteren Vorstellung und Gebrauch beym geographischen Unterricht in Schulen über die Beschaffenheit und Eintheilung der Erde. 48 kr.
— — des gestirnten Himmels durch Zusammensetzung in eine kugelähnliche Gestalt. Zum bequemen Gebrauche die Gestirne kennen zu lernen. 48 kr.
Figuren- und Landschaftszeichner, der, nach Preißler und Adam. Nebst Anleitung zum Entwerfen, Zeichnen, Tuschen und Coloriren der Landschaften, auch praktische Bemerkungen über das Zeichnen der Figuren. Mit 9 Kupfern. Folio geheftet. 1 fl. 30 kr.
Gemälde in Stammbücher. Das Sortiment besteht aus 100 verschiedenen Nummern und Vorstellungen, auf Velinpapier. gr. queer 8. illum. das Blatt 12 kr.
Globus, künstlich mechanischer, zum Gebrauch des kleinen Geographen. 1 fl. 36 kr.
Portefeuille für Damen. Enthaltend 86 Stücke der geschmackvollsten Strick- und Stickmuster. Denselben ist ein niedliches Etuis mit einem Sortiment Strickperlen beygelegt, und das Ganze befindet sich in einem eleganten Umschlag mit Goldschnitt und Futteral. 3 fl 36 kr.
Soldaten, sowohl Cavallerie, als Infanterie von allen Nationen, illuminirt auf Kartenpapier gezogen, ausgeschnitten und auf hölzernen Blöcklein gezogen, mit Offizieren und Spielleuten, eine Schachtel von 30 Mann 36 kr.
Dieselben, eine Schachtel von 15 Mann 20 kr.
Studien im Zeichnen und Illuminiren der Thiere, 1tes bis 6tes Heft. Jedes Heft enthält 12 gut colorirte und eben so viele schwarze Blätter. Brochirt, das Heft 1 fl.
Thier- und Blumenzeichner, der. Nach Ridinger und andern guten Meistern. Mit 10 Kupfern. Fol. geh. 1 fl. 30.
Uebungsblätter, zwölf, im Zeichnen, nach den Originalen von Fr. Seubert, in gr. Quartformat, enthaltend Formenlehre und Verzierungen. 1s. 2s. und 3s. Heft. Das Heft zu 48 kr.
Uebungsblätter, zwölf, im Zeichnen der Figuren, nach Fr. Seubert, in Umrissen. 1s. 2s. und 3s. Heft. Jedes Heft zu 48 kr.
Uebungsblätter im Figurenzeichnen mit schattirten Gegenständen, nach Friedrich Seubert oder 4s. Heft. 1 fl.
Unterricht, erster, im Zeichnen der Blumen, nach Fr. Seubert, in Umrissen. 1s. 2s. bis 6s Heft. Jedes Heft zu 48 kr.

3. Gesellschaftsspiele.

Belagerung und Erstürmung der Festung Sechs. Zwei neue Würfelspiele für frohe jugendliche Gesellschaften. Mit einer großen Kupfertafel und 12 Marken. 30 kr.

Bilder- oder Wahrsagerspiel. Mit 32 illuminirten Kupfern zum Aufschlagen, nebst Erklärung. In 16. 48 kr.

Bunte Gesellschaft, oder Herr Urian. Ein unterhaltendes Gesellschaftsspiel. Mit 20 illumin. Karten, 1 Spielplan u. Erklärung. 1 fl. 12 kr.

Diebstahl in Krähwinkel, ein neues kurzweiliges Gesellschaftsspiel. Mit 10 illum. Kupfern. In Futteral. 48 kr.

Domino, das, zum Lachen. Ein sehr unterhaltendes Spiel. 48 kr.

Dasselbe mit illum. Kupfern. 1 fl. 12 kr.

Frag- und Antwortspiel. In 24 komischen männlichen Figuren, welche sich mehr als tausend Mal verändern lassen. In Futteral. 40 kr.

— — — dasselbe, in 24 komischen weiblichen Figuren. In einem Futteral. 40 kr.

Frag- und Antwortspiel, neues, in 60 Bl. Figuren, die man 900 Mal verändern kann. In Futteral. 1 fl.

Freundschaftszirkel, mit scherzhaften Fragen und Antworten in Versen, ein unterhaltendes Gesellschaftsspiel. In Futteral. 48 kr.

Gastwirth und Hausknecht, ein sehr unterhaltendes Gesellschaftsspiel. Mit 6 illum. Kupfern und 7 Würfeln. 48 kr.

Goldritter, mit 14 Kupfern und 6 Würfeln. Ein angenehmes unterhaltendes Spiel für Knaben. In Futteral. 1 fl. 30 kr.

Griechen und Türken. Ein Räthselspiel mit 32 Kupfern. In Futteral. 1 fl. 12 kr.

Jagdspiel, zur gesellschaftlichen und muntern Unterhaltung. In Futteral. 36 kr.

Karrikaturen, männliche, mit illum. beweglichen Figuren, die sich nach Belieben verändern lassen. In Futteral. 1 fl. 30 kr.

Karrikaturen, weibliche, mit illum. beweglichen Figuren zum Verändern. In Futteral. 1 fl. 30 kr.

Katze fängt Mäuse. Ein angenehmes Gesellschaftsspiel für Kinder. Mit 32 gemalten Karten. In Futteral. 36 kr.

Krieg- und Soldatenspiel. Eine sehr angenehme Unterhaltung für Knaben. Illuminirt und in Futteral. 36 kr.

Lottospieler, die kleinen, oder figürliche Anweisung den Kindern das ABC spielend beyzubringen. In 25 auf Pappe gezogenen Tafeln und 25 Holzkügelchen, in einem Kästchen. 48 kr.

Maskerade, die kleine. Ein unterhaltendes Spiel. In Futteral. 18 kr.

Panorama, weibliches. In Futteral. 45 kr.

Pfänderspiele, unterhaltende, lustige, mit den Lösungen, auf 48 aufgezogenen Karten, nebst Unterricht. In Futteral. 45 kr.

Polymorphoscop, ein unterhaltender Rathgeber für Herren und Damen, bey Maskeraden, Theater und Moden, auch als angenehme Unterhaltung für die Jugend. Mit besonderem Spiegel und Futteral. 1 fl. 30 kr.

Post- und Reisespiel, sehr unterhaltend für die Jugend. Aufgez. und in Futteral. 36 kr.

Quodlibet, magisches. In Futteral. 15 kr.

Räthselspiel, das chinesische, oder spielende und ergötzende Geometrie, mit 341 Aufgaben auf 24 Bl., 7 geometrischen Körpern zur Nachbildung der Aufgaben und einer Anleitung. In Futteral. 1 fl. 12 kr.

Reise, romantische, um die Welt. Ein Spiel zur angenehmen Unterhaltung. Mit illuminirten Kupfern und Futteral. 48 kr.

Ritterspiel, das teutsche. Neues sehr unterhaltendes Gesellschaftsspiel. In Futteral. 36 kr.

Schnupftabacksdose. Ein Gesellschaftsspiel für frohe Abende. In Futteral. 24 kr.

Sieg- und Friedensspiel, oder Kosaken und Franzosen. Ein unterhaltendes Würfelspiel für Jung und Alt. Mit 5 gemalten Kupfern und 5 Würfeln. In Futteral. 45 kr.

Sonne, Mond und Sterne. Ein sehr unterhaltendes Gesellschaftsspiel. Mit 15 Karten und 5 Würfeln. In Futteral. 40 kr.

Unterhaltungen, topographische, ein angenehmes Spiel f. Jung u. Alt. In Umschl. 1 fl. 12 kr.

Veränderungen der Männer. Ein Spiel zum Zeitvertreib, welche sich 10,648 Mal verändern lassen. In Futteral. 1 fl. 12 kr.

Außer den bereits angezeigten Artikeln besitze ich noch ein auserlesenes Sortiment schwarzer und illuminirter Bilderbögen, von 2 bis zu 5 kr. der Bogen, worauf alle möglichen Gegenstände dargestellt sind; Bilder zum Ziehen; Neujahrswünsche mit illuminirten Einfassungen, in Oktav und Quart; Gemälde für Stammbücher; Vorschriften zum Schreiben; Visiten-Karten ꝛc. Da ich in Stand gesetzt bin, alles um die billigsten Preise erlassen zu können, so hoffe ich um so mehr um geneigten Zuspruch, und empfehle mich hiemit bestens.

J. E. Schönbrod.

Ueber Fortsetzung und Erweiterung

der

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Zweiter Jahrgang 1825.

Dies literarische Unternehmen, welches das Angenehme mit dem Belehrenden, das Nützliche mit dem Zerstreuenden in sich vereint, dessen Bestreben nach dem Guten und Wahren sich offenbart, das den Fortschritten der Bildung, der Industrie, des Kunstfleißes, der Literatur und aller übrigen Wissenschaften nachzufolgen sich bemüht, dem Alles wichtig genug erscheint, was auf der ganzen zivilisirten Erde einer größern Aufmerksamkeit und einer nähern Prüfung würdig ist; ein Unternehmen, bei dessen Begründung und Fortsetzung die Redaktion und die Verlagshandlung weder Mühe noch Kosten gescheut haben, hat, wie dies von einem aufgeklärten und unterrichteten Publikum zu erwarten stand, nicht nur eine sehr günstige Aufnahme gefunden, es darf sich auch der besondern Unterstützung mehrerer ausgezeichneten Literatoren erfreuen.

Aber obgleich die Redaktion über das theilweise Gelingen ihres Unternehmens sich Glück wünschen kann, so ist sie doch weit entfernt, zu glauben, das bei demselben sich vorgesteckte Ziel bereits erreicht zu haben. Sie gesteht vielmehr offen ein, selbst weniger sich ihm genähert zu haben, als sie es im ersten Jahre vielleicht schon erwarten durfte. Doch was sie bisher nicht ganz zu leisten vermochte, weil, bei der Neuheit und Wichtigkeit der Sache, eine entscheidende Wahl erst nach reiflicher Ueberlegung statt finden konnte, weil die innern Verhältnisse erst genauer bestimmt, und die äussern Verbindungen fester geschürzt werden mußten, das wird sie, mit Beginn des zweiten Jahrganges, mit verdoppeltem Eifer nachzuholen im Stande sein.

Zu diesem Zwecke hat sie den Entschluß gefaßt: den Plan dieses Unternehmens zu erweitern, und ihm nicht nur einen größern Raum, sondern auch eine möglichst größere Gediegenheit zuzusichern. Sie hat dabei die feste Ueberzeugung, daß die Lesewelt, der es um mehr als alltägliche Nahrung, der es um geistiges Vergnügen, um Wahrheit und Kraft in den Werken der fortschreitenden Zivilisation zu thun ist, weder ihr Bestreben verkennen, noch dem Unternehmen selbst die nothwendige Aufmunterung versagen werde.

Mit dem Beginn des zweiten Jahrgangs der Unterhaltungsblätter werden also, statt der bisherigen wöchentlichen 1½ Bogen, regelmäßig 2 bis 2½ Druckbogen, im gleichen Format, wie bisher, erscheinen. Ausserdem sollen alle 14 Tage Beilagen von ½ bis zu einem ganzen Bogen beigefügt werden, welche eine gedrängte Uebersicht von alle dem enthalten, was in der Literatur, der Kunst und in den übrigen Wissenschaften Merkwürdiges und Beachtungswerthes erschienen ist, nebst interessanten Notizen, Korrespondenznachrichten, Anzeigen und gedrängten Beurtheilungen über verschiedene Gegenstände. Die eingehenden reichhaltigen Beiträge und schätzbaren Mittheilungen aus Frankreich, England, Italien, Deutschland und der Schweiz häufen sich zu einem Vorrath von so interessanten Materialien, daß eine Erweiterung dieses Journals unumgänglich nothwendig geworden. Dadurch wird demselben eine größere Vollständigkeit in allem Wissenswerthen verliehen, und der Erwartung des gebildetern Publikums in Deutschland und der Schweiz in jeder Hinsicht genügender entsprochen werden können.

Der Inhalt der Unterhaltungsblätter für das künftige Jahr soll demnach folgender sein: Moralische und philosophische Betrachtungen über Alles, was die Menschheit interessiren kann, über Bildung und Religion der verschiedenen Völker der Erde, über Politik, Staatswissenschaft, Finanzen, Militärstand, bürgerliche Verfassung, innere Verwaltung, Handel, Industrie, Polizei u. s. f.; Reisen in die Nähe und Ferne, moralische Schilderungen und Kopien, Statistik und Naturgeschichte, Literatur und deren Fortschritte, Beurtheilungen und Auszüge aus den neuesten Werken in allen Sprachen, Kunsterzeugnisse und Erfindungen, Kritiken und Schattenrisse, Karakterzüge und Sittentafeln von Nationen und vorzüglich von großen Städten, Lebensskizzen ausgezeichneter Männer, Blicke in die Tagesgeschichte und historische Kronik der neuesten Zeitereignisse, scherzhafte Aufsätze, Anekdoten u. s. w. — Das Ganze wird einer eben so strengen als unpartheiischen Auswahl unterworfen sein, und das Anstößige in jeder Hinsicht wird eben so sorgfältig, als das Alltägliche, vermieden werden. Der Inhalt soll neu, frisch, lebendig, gedrängt und kraftvoll sein.

Der Preis des zweiten Jahrgangs für 1825 ist innerhalb der schweizerischen Eidsgenossenschaft auf 16 Schw. Franken oder 11 fl. rhein. festgesetzt; folglich nur eine unbedeutende Erhöhung im Vergleich der beträchtlichen Ausdehnung dieses Instituts; zudem finden wir uns verpflichtet, dem verehrten Publikum in der Schweiz, das, wie kein anderes noch bis dahin, diese Blätter mit besonderer Theilnahme aufnahm, die möglichst billigste Erleichterung in der Pränumeration zu gewähren, was auch durch minder kostspielige Versendungsweise noch möglicher wird.

Für West- und Süd-Deutschland ist der Preis des ganzen Jahrgangs für 1825 auf 12 fl. rhein. festgesetzt, und man kann sich dafür in allen bekannten Buchhandlungen in Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen, Franken, Nassau und längs dem Main- und Rheinstrom bis in die Niederlande um diesen bestimmten Preis abonniren. Eben so werden auch sämmtliche Postämter und Zeitungs-Expeditionen in diesen benannten Staaten darauf Bestellungen annehmen, welche von denselben an die schweizerischen Grenzpostämter zu Aarau, Basel, Schafhausen, St. Gallen und Zürich einzusenden sind.

Für Nord-Deutschland ist der Preis des ganzen Jahrgangs für 1825 wegen der weitern Entfernung und der portofreien Versendung bis Leipzig auf acht Thaler festgesetzt, und man kann sich dafür in den sämmtlichen Buchhandlungen in Preussen, Sachsen, Hannover, Niedersachsen, den Hanseestädten, Dänemark, Schweden, Kur- und Liefland, so wie in den gesammten östreichischen Staaten um diesen bestimmten Preis abonniren, der jedoch nach dem verschiedenen Geldfuß hie und da einige Abänderung erfahren kann.

Für Frankreich und England werden die Herren Treuttel und Würz in Straßburg, Paris und London, so wie für ganz Italien Herr Giegler in Mailand Bestellungen auf diese Zeitschrift annehmen, auf welche jedoch nur auf den ganzen Jahrgang Abonnements durch Vorausbezahlung angenommen werden können.

Alle Versendungen durch den weiten Umfang des deutschen Buchhandels geschehen regelmäßig alle 14 Tage einmal, und jene an die sämmtlichen Postämter und Zeitungs-Expeditionen in jeder Woche, so wie auch die an die schweizerischen Buchhandlungen.

Werthvolle, gediegene und der Tendenz des Journals entsprechende Beiträge werden, von wem sie auch sein mögen, nach wie vor angenommen und gut honorirt; sie können, wie bisher, an den endesunterzeichneten Verleger adressirt werden; doch müssen diejenigen auch in Zukunft unbeachtet bleiben, bei denen die Verfasser nicht aufs Genaueste ihren Namen, Stand und Wohnort angegeben haben. Dabei wird die Zusicherung wiederholt, daß Niemand genannt werden soll, oder es werde ausdrücklich verlangt. Die Rücksendungen der unbenutzt gebliebenen Handschriften finden regelmäßig vor Ablauf des Quartals statt, in welchem sie eingelaufen sind.

Von dem ersten Jahrgange für 1824 sind nur noch wenige vollständige Exemplare vorräthig, und die ganze Auflage ist beinahe vergriffen, da fortwährend Bestellungen darauf eingehen, welche noch um den bisherigen Preis von 13 Fr. 5 Batzen, oder 9 fl. rheinisch, oder 6 Thlr. effektuirt werden.

Heinrich Remigius Sauerländer
in Aarau.

Folgende neue Werke sind ebenfalls in meinem Verlag erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Brun, Fr. geb. Münter, Wahrheit aus Morgenträumen, und Idas ästhetische Entwickelung. 8. geh. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Erheiterungen, herausgegeben von H. Zschokke. Vierzehnter Jahrgang 1824. 8. geh. 4 thlr. 20 gr. oder 8 fl. 15 kr.
(Dieses Journal wird auch im Jahr 1825 fortgesetzt.)

Goldmacherdorf, das, eine anmuthige Geschichte für das Volk. (Von H. Zschokke.) Vierte gegen den Nachdruck veranstaltete wohlfeilere Ausgabe. gr. 8. geh. 8 gr. oder 30 kr.

Henke, Dr. E., Oeffentliches Recht der schweizerischen Eidsgenossenschaft und der Kantone der Schweiz; nebst Grundzügen des allgemeinen Staatsrechts. gr. 8. 1 thlr. 20 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Hirzel, C., neue praktische französische Grammatik, oder vollständiger Unterricht in der französischen Sprache. Dritte neu bearbeitete Ausgabe von C. v. Orell. gr. 8. 14 gr. oder 54 kr.

Histoire de la nation suisse par *H. Zschokke*, traduite de l'allemand, avec des changemens faits par l'auteur depuis la publication de l'ouvrage original, par *Ch. Monnard*, Professeur de littérature française à l'académie de Lausanne. gr. in 8. broché 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Ideale für alle Stände; oder Moral in Bildern. Neue wohlf. Ausgabe. gr. 8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Katholikon, oder: Für Alle unter jeder Form das Eine. gr. 8. 2 thlr. oder 3 fl.

Stunden der Andacht. 8 Theile in zwei Bänden. gr. 8. Neunte ganz wohlfeile Ausgabe in Bibeldruckformat. Auf ordinärem Papier 2 thlr. 16 gr. oder 4 fl.
Auf weißem Papier 3 thlr. 16 gr. oder 5 fl. 30 kr.

Zschokke, H., des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk. Zweite verbesserte Aufl. gr. 8. Auf weißem Pap. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.
Auf halbweißem Papier 22 gr. oder 1 fl. 20 kr.
Auf ordinärem Pap. in engerm Druck 12 gr. od. 45 kr.

— — Bilder aus der Schweiz. 3 Theile. 12. geheftet. 3 thlr. oder 4 fl. 30 kr.

Register.

Verbesserungen.

In Nro. 52. ist zu lesen

S. 819. 3. 13. statt wichtig — nichtig.
— 820. — 18. — theite — theilten.
— 826. — 12. — Unreche — Unrecht.
— 826. — 34. — monarchische — moralische.
— 827. — 22. — konnten nichts — konnten sich nichts.
— 828. — 31. — den — der.
— 829. — 10. — schauen — scheuen.





